Zum Geleit

Was diesem Vorwort folgt, ist ein Ausschnitt aus dem Leben eines 17jährigen Dürener Labbes. Das Wort 'Labbes' ist bekanntlich ein Charakterwort. Es wird sowohl tadelnd und mit Kopfschütteln gepaart verwendet, als auch kopfschüttelnd mit Jovialität - je nach Schwere der Tat oder Leichtgewichtigkeit des Täters.-

Es ist relativ einfach, eine Bagatelle, eine Belanglosigkeit zu übergehen oder zu verzeihen - leichter jedenfalls als einen versehentlichen Tritt gegen das Schienbein; letzteres geschieht fast immer versehentlich - und manchmal sogar vorsichtshalber.

Von der Schwere einer Tat hängt erfahrungsgemäß die Höhe des Strafmaßes wie auch der Zeitpunkt einer Amnestie ab. Vorsatz und Fahrlässigkeit sind aber auch für den Kadi nach wie vor von erheblicher, zuweilen gar von ausschlaggebender Bedeutung.

Nun hat ein Richter aber nicht nach Gutdünken oder nach Ansehen eines Beklagten bzw. Angeklagten zu urteilen, sondern nach dem Buchstaben des Gesetzes. Vor Gericht geht es nicht nach Schönheit - sollte es jedenfalls nicht gehen.
Die Anwendung z.B. objektiven Rechts bedingt jedoch Objektivität, Urteilsfähigkeit, Neutralität sowie die Unabhängigkeit dessen, der urteilt - sei dies nun hinter einem Richtertisch oder woanders.

Anerkennenswert, ja, lobenswert mag ja schon das bloße Bemühen um Wahrheit und Gerechtigkeit, das Streben danach sein, ohne dass ein Zensor gleich entweder als "Weichspüler" oder als "Sadist" abgestempelt würde.

Wie weit aber ist doch der Bogen gespannt zwischen Nachgiebigkeit und Unnachgiebigkeit; zwischen Gnade und Barmherzigkeit einerseits und Gnadenlosigkeit andererseits; zwischen Hinsehen und Wegsehen; zwischen großzügig und kleinlich; zwischen Toleranz und Intoleranz; Wahrheit und Unwahrheit; Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit; Menschlichkeit und Unmenschlichkeit - ja, zwischen Liebe und Hass, wie denn auch zwischen Sanftmut und Sadismus!
Doch hat man denn, wenn man einerseits Vorsicht und Rücksichtnahme verlangt, ja, fordert, nicht andererseits auch Nachsicht walten zu lassen?

Man könnte noch lange fortfahren, ähnliche Gegenüberstellungen vorzunehmen, Duldsamkeit wie Unduldsamkeit in Betracht ziehen, einerseits nach der Tagesform des Täters am Tage der Tat, der Untat, wie nach der des Richtenden andererseits fragen, sowie nach einem etwaig diffusen psychischen Krankheitsbild des einen wie des andern - um nicht zuletzt nach Salomon oder Nathan dem Weisen zu rufen.

Inmitten dieses ganzen Schlamassels aber steht, ja, steckt, der Labbes, gewissermaßen als ein einziges Dilemma - jedoch als ein Dilemma im Dilemma; das eine Dilemma ist personenorientiert, das andere sachbezogen.

Der Ehrentitel 'Labbes' kommt aus dem Niederländischen, von 'Lobbes'. Für die Holländer ist ein Lobbes ein 'goedige Kerel', ein 'goedaardig Mens' oder 'Dier', also ein gütiger Kerl, ein gutartiger oder gutmütiger Mensch beziehungsweise ein gutartiges Tier: „'t is een Lobbes van een Vent" oder „'t is een Lobbes van een Kalf" sagen die Niederländer - ähnlich wie wir in unserer Mundart formulieren: „Dat es ene Labbes van enem Jong".

Wenn die Holländer nun sagen: „... een Lobbes van en Kalf", bedeutet dies soviel wie „... ein Labbes von einem Kalb", wenn auch nur bedingt. Welchen Sinn das Wort 'Kalb' wortwörtlich besitzt, wissen wir. Wir wissen aber auch, was es im übertragenen, im landläufigen Sinn bedeutet, denn wir kennen ja auch die Bezeichnung 'Kalev Moses'.
Demnach ist der Begriff 'Kalb' gleichsam Synonym für ein ganz anderes Kalb, zum Beispiel für das 'große Kalb', von dem wir wissen, dass es bei Anwenden dieses Begriffs nicht um die Größe einer jungen Kuh etwa nach Zentimetern geht.

Mit dem deutschen Lobbes, unserem Labbes also, verbinden uns in der Tat noch ganz andere Gefühle als jene, die der Holländer mit 'Lobbes' verknüpft, denn für Holland ist ein Lobbes vornehmlich "ene joode ode' tröie Zöbbel" wie wir sagen würden. Vornehmlich deshalb, weil der Begriff 'Lobbes' noch einen weiteren Gehalt aufweist: De Grondbetekenis zal wel ierts 'slap Afhangends', also von seiner Urbedeutung her noch das 'Schlaff-Abhängende' involviert.-

In solchen und ähnlichen Begriffen findet sich zwar vielfältig Sinnverwandtes, doch bedeutet dies keines=falls eine Gleichsetzung von Egalität und Identität. Das niederländische Wort 'Lobbes' ist abgeleitet von 'Lob', was nach älterem Niederländisch u.a. 'geplooide Kraag', aber auch 'plooikraag Haar', also 'gekreuselter Kragen' bzw. 'gekreuseltes (krauses) Haar' bedeutet. Bis zum Kragen herabfallendes, langes Haar allein macht indes noch keinen Labbes aus. Im deutschen Labbes steckt mehr!
Wenn zum Beispiel ein junger Mann noch Haltungsfehler aufweist und auf diese Weise das vorerwähnte 'Schlaff-Abhängende' manifestiert, bezeichnen wir ihn, auch mit Hinblick auf seine Bekleidung als 'Halevjehank'. Ein deutscher Labbes lässt sich demnach eher hängen als gehen.

Noch einmal zurückkommend auf die holländische Herkunft unseres Labbes kann festgestellt werden, dass sich mit Vorgesagtem das Volumen dessen erschöpft, was der niederländische Begriff 'Lobbes' hergibt.-

Ein deutscher Labbes sitzt, milde ausgedrückt, nach unserem Verständnis des Begriffs noch nicht fest genug im Sattel; er hat zwar das Läuten schon gehört, weiß zumeist jedoch nicht (noch nicht), wo die Glocken hängen. Tritt er einmal ins Fettnäpfchen - und das kommt in seinen Kreisen zumindest nicht selten vor - dann lassen die Mitmenschen, vornehmlich die unmittelbar Beteiligten, ja, sogar die Betroffenen meist Gnade vor Recht walten; denn ein Labbes handelt in der Regel ja nicht vorsätzlich, sondern fahrlässig. Wie auch könnte denn etwas aus vorsätzlicher Duseligkeit passieren! Duseligkeit ist ja kein Willensakt sondern (eher) eine Himmelsgabe, eine Art Manna, das von einem Labbes in aller Gelassenheit, mehr unbewusst wie bewusst, das heißt: mit aller Unbekümmertheit so verschluckt und verdaut wird, wie jener Apfel, der dem Adam im Paradies völlig überraschend in den sprichwörtlichen Schoß fiel ("Den Seinen gibt's der Herr im Schlaf", sinngemäß nach Psalm 127,2). So gesehen ist Duseligkeit eine Gnade.

Aber nicht die Gnade, sondern die Duseligkeit selbst ähnelt einem Tagtraum. Ein von Duseligkeit Heimgesuchter, ein Dusel also, ein (auch im Rheinland) so genanntes Duseldier (zur Erinnerung: dat 'goedaardig Dier' der Holländer!), kann während seiner Duselei aber auch Glück haben, also Dusel. Das von dem Wort 'Duselei' abgeleitete und allseits bekannte Wort 'duseln' heißt nichts anderes als 'träumen'.
"Nee, ich han bloß e besje jeduselt", hört man zuweilen sagen.

Es wäre jedoch ein Irrtum, anzunehmen, dass ein Labbes etwa eine Schlafmütze wäre, obwohl das Träumen den Schlaf erfahrungsgemäß voraussetzt. Beim Labbes m u s s es sich daher um Tagträume handeln. Demnach gibt's der Herr den Seinen aber nicht nur im Schlaf. „Den Seinen" heißt doch nicht „den Schlafmützen". Somit dürfte Adam seiner Zeit im Paradies ebenfalls im Wachen gegessen haben, zwar bewusst, doch nicht bei vollem Verstand. So war er denn auch guten Glaubens bezüglich erwähnter Frucht, da er, wenn auch leicht traumatisiert, annahm, dass Paradiesäpfel paradiesisch sind - und zwar alle.

Leicht zu verwechseln ist der Begriff 'Dusel' (mit einem 's' geschrieben) mit dem Begriff 'Dussel' (mit zwei 's'), denn ein „Doppel-Dusel" ist ja ein Dummkopf. Ein Labbes kann jedoch, im Gegensatz zum Dummkopf, durchaus schlau, gewieft und durchtrieben, also intelligent sein. Es ist ja schließlich auch ein Unterschied, ob jemand dumm ist oder Dummheiten macht (und sich hinterher dumm stellt).

Die immer mal wieder zu hörende Formulierung: „Du bes' vielleisch ene domme Labbes", mag ja Begriffe wie 'Trottel' oder 'Tor' assoziieren, doch träfe da 'Tölpatsch' wohl eher zu. Einem Labbes mangelt oder fehlt es an Aufmerksamkeit; er ist eben noch unvor= sichtig und allzu sorglos - auch im Umgang mit sich selbst. Und ist er auch weder Trottel noch Tor, so ist er dennoch töricht und gleichsam teilnahmslos bis lasch. Er ist halt noch labil und lebt meist selbstgenügsam in einer Art spezifischer Koexistenz mit sich selbst bei eingeschränktem Wachzustand. Nun könnte man auch zu behaupten versucht sein, er sei weder Fisch noch Fleisch, obwohl er selbst Fisch mag: Backfisch - und obwohl er sich von der Begierde des Fleisches nicht nur nicht zu lösen vermag, sondern diese geradezu kultiviert: Der Mensch ist, was er isst - jedenfalls ist ein Labbes auch so zu sehen! Auch ist er gleichsam ein ständiges Sowohl-Als-auch und ein Weder-Noch; nur kein Entweder-Oder.

Er ist zuweilen aber auch ein Meister der Improvisation und hilft überall dort mit seinem lateralen, spielerischen Denken und Handeln aus, wo alle Logik versagt. Nach DUDEN ist 'Dusel' umgangssprachlich in erster Linie „unverdientes Glück". Nun steht dieser Begriff aber auch für 'Schwindel' bzw. 'Erlogenes'.
Um unnützes oder dummes Zeug von sich zu geben, braucht man jedoch kein Labbes zu sein - und sagt ein Labbes mal die Unwahrheit, so braucht dies nicht unbedingt und ausschließlich deshalb zu geschehen, weil er die Wahrheit nicht vertragen könnte, im Gegenteil! Bei aller Liebe zur Wahrheit kann ein übergeordnetes Interesse einen Labbes dazu bringen (und vielleicht sogar dazu zwingen), einmal drei gerade sein zu lassen. Dies vor allem dann, wenn gegenteiligenfalls eine Gefahr entweder für den Einzelnen (z.B. in einer höchst privaten Angelegenheit) oder für die öffentliche Ordnung, also für die Allgemeinheit heraufbeschworen würde.
Lessing äußerte dazu in seiner berühmten Vorentscheidung über den schwierigen Umgang mit der Wahrheit u.a.:

> „Der Mann, der bei drohenden Gefahren
> der Wahrheit untreu wird, kann die
> Wahrheit doch sehr lieben;
> und die Wahrheit vergibt ihm seine
> Untreue um seiner Liebe willen."

Mit anderen Worten (und auf den Labbes bezogen) kann gesagt werden, dass ein Labbes dann, wenn er mal schwindelt, dennoch einem höheren Zweck zu dienen wagt. Das Wagnis besteht darin, dass er die Folgen selbst zu tragen hat, falls die Sache schiefgeht und er erwischt wird. Es gehört somit auch einiges dazu, z.B. Mut, einmal zu kohlen, sofern gegenteiligenfalls ein drohendes Verhängnis von anderen Menschen wie auch von sich selbst nicht mehr abzuwenden wäre, statt jenem Fünkchen Wahrheit die Ehre zu geben, das besser nicht an den Tag käme - vom der Relativität der Wahrheit ganz zu schweigen.
Und möchte man nicht selbst vor so mancher Wahrheit die Augen verschließen?

Die Rede ist hier von nichts anderem, als von der Verhältnismäßigkeit der Maßstäbe. Wie selten auch dementieren wir selbst, wenn ein anderer einmal zu unserem Gunsten die Wahrheit - modifiziert!
Und warum sollte man auch nicht mal ein wenig schwindeln, wenn niemand dadurch zu Schaden kommt? „Me moss och jönne könne!"

Wenn also ein Labbes mal von Schwindel „befallen", sogar von Schwindel „heimgesucht" wird, wenn ihm schon selbst schwindelig wird, sei's nun gelegentlich, sei's sporadisch, sei's zyklisch oder sei's permanent, so ist er dennoch kein Schwindler im wahrsten Sinne des Wortes. Er gleicht eher und auf sein Gesamtverhalten bezogen, einem Traumtänzer. Eine solche Verfassung erlangt jedoch dann ihre besondere Note, sobald ein Labbes mal in den Vollbesitz seiner geistigen Getränke gerät. Doch sei's nun mit oder ohne Alkohol: Ein so Gezeichneter erfreut sich meist einer nahezu schlafwandlerischen Sicherheit.

Auch scheint es ein Prärogativ solcher Glückskinder zu sein, trotz ihrer Para-Existenz alle Bewunderung der Mitmenschen genießen zu können, ja, nicht selten werden sie sogar beneidet. Dies aber nicht nur, weil sie trotz aller Saumseligkeit und trotz aller Versäumnisse ständig sagenhaftes Schwein haben. Beneidet werden sie auch wegen ihrer Unbekümmertheit, ihrer Fortune und ihrer Jugend. Der Autor hat bezogen auf den Labbes im allgemeinen wie im besonderen folgende einfache Spezifikation anzubieten:

a) 'Labbes pfifficus' ist jemand bis zum 17. Lebensjahr;
b) 'Labbes specialis' bis zum 21. Lebensjahr und
c) 'Labbes archetypus' über einundzwanzig hinaus

Der 'Labbes pfifficus' ist eine Art Indolenz im Stimm=bruch, eine vorläufig-einstweilige, also eine interimis=tische Gleichgültigkeit bzw. Lässigkeit und (oder) Schlaffheit. Der 'Labbes specialis' ist ein eher intro=vertiertes Intermezzo summa summarum - und der 'Labbes archetypus' ist ein antiquierter Labbes in aeternum bzw. ad calendas graecas.
Diese Bezeichnungen klingen netter als 'domme Labbes', 'jruße Labbes' oder 'aale Labbes', weil solche Titulierun=gen als diskriminierend empfunden werden könnten. Nicht unerwähnt bleiben darf jedoch der Hinweis, dass es sich bei den vom Autor vorgeschlagenen Bezeichnungen ledig=lich um Grundbegriffe bzw. Oberbegriffe handelt, die ein weiteres facettenreiches Auffächern, Gliedern und Unterteilen gestatten.

Nun findet ein Labbes aber nicht nur Aufmerksamkeit wegen seiner schon erwähnten positiven wie negativen Eigenschaften; er ist auch unter noch anderen Charak=teristika zu würdigen. Abgesehen von seiner schon erwähnten, fast permanenten Ambivalenz und Zwiespäl=tigkeit sowohl in seinem Verhalten wie bei seinem Vorgehen, seinem "Senden" wie "Empfangen", seinem Sinnen, Sinnieren und Trachten verblüfft er geradezu in diesem Augenblick mit seiner jugendlichen Unbe=fangenheit, um im nächsten übergangslos ins Läppische zu verfallen, vor allem dann, wenn er entweder Sanguiniker oder Phlegmatiker oder eine Synthese aus beidem aufweist. Zuweilen ist er recht ungeschickt und beißt sich an einer Angelegenheit fast die Zähne aus, um kurz darauf wieder mit völliger Gleichgültig=keit zu reagieren - oder sollte man besser sagen: um überhaupt nicht mehr zu reagieren?

Beneidet wird ein Labbes aber auch, weil er an Leistung noch nicht so viel zu erbringen braucht wie ein Nicht-Labbes, z.B. ein Erwachsener. Auch staunen andere nicht schlecht über seine natürliche, burschikose Art;

er ist eben noch unverbildet, unverbogen, aber auch wiederum naiv im negativen Sinn dieses Wortes.
Oft reagiert er vorschnell oder viel zu langsam - und wer mit ihm umzugehen hat, fühlt sich unumwunden verunsichert:
Wenn z.B. ein Chef von seinen älteren, qualifizierten und entsprechend entlohnten Arbeitnehmern adäquate Leistungen erwartet, ist aus Richtung Labbes spürbare Entlastung, spürbare Erleichterung weder von den (älteren) Kollegen noch vom Chef selbst zu erwarten; was bleibt ist Resignation. Täglich sehen die lieben Kollegen den Altersunterschied: Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr - oder um es mit Goethe aus= zudrücken:

So gib mir auch die Zeiten wieder,
da ich noch selbst im Werden war!

anders ausgedrückt:

So gib mir auch die Zeiten wieder,
da ich noch selbst ein Labbes war!

Ist man erst erwachsen, wachen die anderen Kollegen wie Schießhunde darüber, dass man sein Soll erfüllt - und das ist unter dem Sammelbegriff 'Kollegialität' zu verstehen.

Nun kann Kollegialität aber auch dazu führen, dass man sich gelegentlich mit einem Labbes sogar soli= darisiert, um (auch) auf diese Weise einmal das Ausmaß eigener Verunsicherung zu mildern und das Damoklesschwert 'Chef' über dem eigenen Haupt einmal zu vergessen - und sei's nur für Augenblicke, Momente, die eine Solidarisierung mit sich selbst ermöglichen; menschlich durchaus verständlich, jedoch:

a) fiktive, künstliche Befreiungen von eigener Last und Bürde währen eben meist nur Augenblicke

b) gesellschaftsunfähig ist,
wer Leidensgenossen mit
Bundesgenossen verwechselt

c) Bedrückung verschwindet nicht
dadurch, dass man sich eine
kurzfristige Erleichterung
veranstaltet, denn

d) künstliche Erleichterungen
sind keine natürlichen

Die Verunsicherung könnte am Ende noch größer sein als zuvor, denn ein Labbes fährt ständig auf zwei diametral verlaufenden Verhaltensschienen - um nicht zu sagen: auf zwei völlig unterschiedlichen Seiten des Daseins bei ständigen Richtungsänderungen. Ein Labbes weiß nie genau, welche Seite einer Medaille die Kehrseite ist - und um es noch einmal mit des Dichters Worten auszudrücken -
denn:

ein vollkommner Widerspruch
bleibt gleich geheimnisvoll
für Kluge wie für Toren -

und wer wählt, wer erkürt sich schon als Vorbild einen Labbes, zumal die Weisheit sowieso erst mit dem Alter kommt, also dann, wenn sie mit Verkalkung verwechselt wird!

Wenn nun, wie eingangs erwähnt, das Wort 'Labbes' ein Charakterwort ist, so wurde damit nicht Bezug genommen auf das labile Persönlichkeits-Gefüge eines Labbes. Jedoch: bekanntlich festigt der Mann sich innerlich um die Dreißig; was besagen soll,

dass er sich zuvor erst einmal zum Charakter ausbilden, entwickeln muss. Bei der Frau ist dieser Prozess eher abgeschlossen - etwa im Alter von sechsundzwanzig, siebenundzwanzig Jahren. Die Ursache hierfür ist darin zu suchen, dass sie eher reif ist, frühreif also. Daran aber dürfte es wiederum liegen, dass der Terminus 'Labbes' in der Regel zwar auf ein halbstarkes männliches Wesen Anwendung findet, nicht aber auf ein halbschwaches weibliches. Umgekehrt wird dagegen kaum einmal, wenn überhaupt, das Wort 'Toopet' auf einen jungen Herrn gemünzt, auch dann nicht, wenn er noch ein Labbes ist - und so gleicht's sich wieder aus.

Eine Legaldefinition dessen, was eigentlich unter 'Labbes' zu verstehen ist, dürften die Sprachwissenschaft= ler bislang noch nicht gefunden haben. Das mag allerdings auch daran liegen, dass nicht nur jeder Jeck, sondern auch jeder Labbes anders ist.

Ein vom Hauptwort 'Labbes' abgeleitetes Eigenschaftswort hat sich bislang noch nicht als allgemein anerkannt herauskristallisiert. Dies dürfte sowohl mit dem Klang als auch mit dem Rhytmus etwa eines eigenschaftswört= lich in Betracht kommenden Worts wie z.B. 'labbessisch' oder gar 'labessinisch' zusammenhängen: das klingt einfach nicht. Die in diesen beiden Begriffen vorkom= menden Buchstaben 'i', also das kleine 'i', könnten erwähntem Substantiv sogar Affektiertheit verleihen und ausschmückenderweise den Labbes selbst zu einem Accent aigu aufsteigen lassen. Die Klangfarbe des eigentlich vollmundigen Worts 'Labbes' würde alsdann aber derart verwässert (um nicht zu sagen: verwüstet), dass seine eigentliche, ursprüngliche Ausdrucks- bzw. Aussagekraft und damit seine Wirkung verpuffen würde.

Auch in anderen Zusammenhängen ist dergleichen zu beobachten. Nicht selten kommt es hier wie dort aus= schlaggebend, zumindest in hohem Maße, wenn auch nicht ausschließlich, so doch auch auf die Verpackung an. So will z.B. Kaffeemehl von den betreffenden Unter= nehmen hübsch verpackt werden, denn das Auge will auch was haben. Konsistenz, Aroma, also Geruch und Geschmack, Duft und Temperatur sind sehr wichtig. Die entsprechende Dosierung bei der Zubereitung ist bedeutsam, ja, sogar die (kultivierte) Art des Servierens spielt eine Rolle mit - und kalter Kaffee ist kalter Kaffee - auch im übertragenen Sinn.

Wie in einem Akkord (Akkord als klangliche, ja, klangvolle Diktion betrachtet), sind in dem Begriff 'Labbes' die wesentlichen Eigenschaften eines jeden Labbes nicht nur berücksichtigt, sondern klanglich wie inhaltlich ausgezeichnet vereint. Dieser Einklang erweist sich für unsere Ohren als zutreffend, harmonisch, wohltuend und unserem Empfinden entsprechend, da die in ihm gebündelten Klangfarben dem Inhalt des Worts gemäß sind; bekanntlich macht ja der Ton erst die Musik. Die Form entspricht hier also dem Inhalt - und der Inhalt der Form.
Inhalte wie Formen kommen jedoch in den Herzen derer zustande, welche die unterschiedlichsten Eigenschaften der Menschen erfühlen, koordinieren, verdichten, bestimmen und festlegen, um diese dann erklingen zu lassen, sei's nun mit Worten oder Melodien. Dieser Aspekt sollte keinesfalls vernachlässigt werden, wenn über die Herkunft und Bedeutung der Wörter nachgedacht, gesprochen oder geschrieben wird.
Mangelt es dem Kaffee an den vorerwähnten Eigenschaften, dann mundet er nicht. Ähnlich ergeht es unseren Aus= sagen, weil auch diese hübsch verpackt, also inhaltlich

treffend und akustisch verbindlich sein sollten. Was den Klang des Begriffs 'Labbes' angeht, kann also angenommen werden, dass Adjektive wie 'labbessisch' oder 'labbessinisch' dem Hauptwort 'Labbes' alles entziehen würden, was ansonsten so harmonisch komponiert und geradezu mundgerecht formuliert wurde - und ist nicht unsere Mundart eine einzige, großartige Komposition?-

In den nun folgenden Ausführungen soll nun also ein Labbes aus Düren zu Wort kommen. Es ist nicht auszuschließen, dass sich Aussagen des Labbes mit solchen des Autors mischen oder gar decken. Dies darf man dem Labbes jedoch nicht anlasten; auch ein Labbes hat seine Prinzipien. Im Gegensatz dazu hat der Texter nur fragwürdige Grundsätze. Dafür aber muss er selbst die Verantwortung übernehmen, ja, er bittet sogar um Nachsicht, sofern er an Hand des Inhalts als der größere Labbes erscheinen sollte.

Doch hören oder lesen wir erst einmal, was so ein Labbes zu berichten hat!

Der Verfasser

DER TRAGÖDIE ERSTER TEIL

Ortswechsel

"Saach Son", saht Mamm, "isch han jehuet,
du hötts noh Mädschere jeluet;
du stönds öf, wie 'ne haleve Jäck
bey Schmitze op de schärepe Äck

on söh's dä Vrollöck noh de Been;
du bes doch jrad iersch sebezehn -
dat hött isch net von die jedaaht;
du schlees jo völlisch us de Aat."

Vänk Mamm met so'nem Köi ierts aan,
dann häält die stondelang sisch draan;
dann nerv die misch - wä-weeß-wie-äresch -
isch komm noch ens no'hm Jäckebäresch.

Se säht: "Du weeß, dat Schmitze Chres
'ne fiese Iepekrätze es;
schleet dä disch ens zo Brey on Seem,
dann komm misch net a knaatsches heem;

wenn Pap disch op et Spöäsche kütt,
hölt disch de Deuvel, domme Klütt -
on stells de disch dann noch beklopp,
dann kriste se noch ens jezopp."

Isch saaht: "Mamm, es et disch net jot?
wat han isch met däm Schmitz am Hot?
däm han isch nex zeleeds jedoon;
wat ploch dat däm, wenn isch do stoh?"

"Du Döppe", saaht se, "weeß'te net,
dat der e janz jongk Vräusche hät?
Sitt dä ens, dat'e met däm kalls',
dann häs'te Hannibal am Hals.

Schleischs du do iewisch öm de Düë,
kütt däm dat doch ve'däsächtisch vüe.
He weeß doch jede', dat dä Chres
doch chronisch eife'süschtisch es.

Dröm han die zwei och lutte' Knies;
Chres wo' vü Juäre jo at jries.
Dröm sääht och jede', dä'me triff:
"Dat Wiev va däm, dat es en Tiff."

Do kom isch ävve net mieh met;
denn - wat en Tiff es, woss isch net.
"Ameng", daht isch, "es dat e Wiev,
dat optrett ohne Ongeliev,

dat och om Annaplatz sisch zeesch;
halev Fejsch, zeöngesch, doch ovve Vleesch."
Me vängk so'n Planschköh jo me'm Netz:
Meerjuffere sen dat jo, met Stätz. - -

Isch weeß o'm Annaplatz Bescheed:
Wer op die Nixebud aanjeeht,
däm bliev do jlatt de Odem stohn
va däm Jestank noh Levvetron;

dä rüsch doch am Terrarium
va weggs at dat Aquarium -
on määht sisch, ohne Ejenotz,
vürav jet en de Ongebotz,

on steeht am Äng, wiss wie de Dut,
bedresse vü de.: Nixebud -
on weeß, dat'e nu säleve stenk,
'ne Kilomete' jäje Wenk.-

Jespannt waat do dat Publikum
janz nitsch vü däm Aquarium,
wo jrad die letzte Schau noch lööf,
met janz wegg opjeresse Knööf.

Wä do bloß emol, emol bloß!
- ob met nu ode' ohne Moos -
en däm Jedränge, däm Jewöhl,
met Stärekstromspannung em Jevöhl,

met Nöijiė, Hoffnung, Appetit,
jlöv, dat et jet em vüėrus jitt,
dä hät sisch jet ze vröh jefraut
op Haifischbar on Seemannsbraut;

denn: all die Nixe blieve dren -
(sons jeng jo keene mieh 'eren),
mänesch eene määht sisch op de Been
on sääht "isch han jenoch jeseehn."

Doch wer nu drusse steht on waat,
sitt ronk'eröm op dä Fassad
dä janze Harem evjebeldt -
on was dovan su övequellt.

Doch op e'sonem dude Beld
es keene Kėėl su rischtisch weld.-
Do! dä Direktor kütt 'erus
on klopp die Waůssewieve us:

"Hereinspaziert, hereinspaziert!
ich weiß doch, was euch zu mir führt:
Zwölf Nixen warten klinischrein
in meinem Damenschwimmverein.

Es paddeln hier, man glaubt es kaum,
zwölf Fischlein in gebremstem Schaum -
mit magerem und fettem Speck
(und bis zum Nabel jänzlisch bläck).

Wer hier in meinem Luxusbad
sich erst mal freigeschwommen hat,
bekommt hernach in diesem Zelt
ein Reifezeugnis ausgestellt.

Oben ohne, sonder Blusen
sind die Busen der Medusen;
frische Fische, gute Fische!
(leider nicht für Jugendliche).

Drum alle nün hereinspaziert!
ein Esel ist, wer sich geniert -
und spielen Sie auf jeden Fall
mal mit den Nixen Wasserball!

Rasch nun, denn in meiner Bude
wird fast jeder Mann zum Lude;
strömt herbei! bestaunt die Schätze!
sichert euch die besten Plätze!" -

Isch kom do leide' net 'eren,
weil isch jo noch ken achzehn ben.
Zom Trus han isch, noch net ens doof,
e Rollmopsbrütsche misch jekoof.

Su hott isch, wäje däm Jeruch,
e Jäjemeddel nu em Buch;
meng Botz wudd langßam wedde drüsch,
(me vreut sisch, wemme nex mieh rüsch).

Wat übrijens dat Zelt betriff:
Isch hött' misch, wenn isch met son Tiff
bejm Kraule hött' 'erömjedollt,
de Tiffteritis noch jehollt. -

"Doch su e Vrommensch", daht isch, "litt
bejm Schmitz jetz en de Badebütt."
Em Bett - wör'et däm vel ze schwöhl;
doch es et en de Bütt jo köhl!

Me'm Stöpsel widd dat Lauch vestopp,
dann kütt es beßje Waüsse drop;
doch net zevell darf en die Wann,
dat et noch Odem holle kann.

Och net ze kaalt on net ze wärem,
bloß lau - dat mäht Pastué net ärem;
nie heeß! sons widd en Tiff zo Matsch
on kauch ameng noch en de Pratsch;

dann valle däm vielleisch zom Schluss
am Stätz noch alle Schuppe us.
Wat bliev - sen Jröte on en Floss
on met däm Wief es nex mieh loss.

Och wie dat ussitt, wenn e Wief
sisch schuppe moss am Ongeliev! -
Doch Meersalz, dat es Salz met Jod,
das wär' wohl Rettung in der Not.

On met e beßje Zuppejrön
widd jede Huck besondesch schön;
e Öllischepiefje, fein jehack,
kann kritt die Bröh' och jet Jeschmack;

dä Schoss jeht net noh henge laus,
met hät zom Schluss en echte Zaus -
on soll se dir ze leed noch sen,
dann do e Wörfelsche met dren!

Doch meach, dat du disch net ve'dees!
aljerisch reajiert so'n Jeess,
kütt Mottepoleve' en die Bütt,
weil dat Amphibië net beküttt,

on dat disch Dämel ongetauch,
do en dä potenzierte Jauch,
dann jehs'te bade, jarantiert,
und wirst nach unten korrigiert.

Wenn du disch also dämlisch stells',
dann widd die Bütt zum Drachenfels,
und dann erlebst du, unverstellt,
die ganze Unterwasserwelt;

dat vriss disch - on du schnapps noh Luff
em Animations-Kabuff;
dann überfällt disch, hör' und staun'!
das Unterwasser-Morgengraun.

Dann bieß dat Wief disch en de Vott -
on sen dann däm seng Zäng noch bott,
dann weißt du, wes für'n Popolist
'ne Unterjrund-Bewejung ist.

Wenn du daachs drop de Zeitung liss
on dann deng Vott om Foto siss,
dann steeht do, em lokale Deel:
"Reptil biss gestern ein Kamel."

Entzündet sich das Monogramm
der kanibalischen Madam -
on du siss us wie Rübezahl,
dann küs'te och noch no'm Spital.

Drihn dann däm Dokte' bloß nex dröm
on net et Woät em Monk 'eröm!
Saach blöß, dat du seit Schötzefes'
dat Usambareveilsche häs!

Ierts wis'te do dann operiet
on dann widd - diagnostiziet;
dann Whisky Soda injiziet,
intravenös - on infiziet.

On hät me disch jenoch studiet,
dann wis'te völlisch isoliet;
dä kranke Vlüjel widd jebleesch
und der jesunde lahmjelesch.

Meens du, dat wörr'et dann jewäss:
en Karantäne, en Arräss,
küs du bes näks Joah Schötzefes',
bloß, weil de jet de Dollwut häs'.-- -

Nach der Reanimation
der Untersuchungshaft entflohn,
weiß jeder Exhibitionist
auch was ein Wasserschaden ist. -

Doch wat me schwää em Mare looch,
dat wo die rätselhafte Vrooch:
wie kritt me sonn jeölde Puss
us däm Amphitheate' rus?

Die sen doch flutschisch wie 'ne Ool,
wie Schmierseef a'nenem Mastepool.
Ameng helep jo Mangnesium
em Auditorium maximum.

Isch vrooch misch och: "Hät wohl dä Schmitz
dat Mensch des Naahts em Zelt jestritz?"
Wä weeß! dä hät vielleich' die Tant
däm Bademeeste' usjespannt! -

Er jool jetz Wooch vü Wooch om Maat
seit Annakermes Herrengsschlaat.
Me huet die Wieve tuschele:
"Dä Schmitz kööf ständisch Muschele,

kööf Waßevlüh on Rettischzaus..."
Am Kiosk steht: Das Meer im Haus.
Wat jelt die Wett: Zum neuen Jahr
kauft der Herr Schmitz auch Kaviar,

bestemmp zwei Dutzend Kömpschere -
on Aischemettwooch Römpschere.
Jedoch zu Ostern gibt es Lachs -
doch bloß vü Dat - er kritt Jehacks.

Zo Pengste on zom Namenstaach
gibt's Austern aus der Wasserlaach;
vom Nikolaus en Korallekett
on Weihnachte e Wassebett.

Värkesstall on Wibbelruusch

Dat Huus vom Schmitz wo' äresch ve'sout,
et hoosch, dröm hött'e ömjebout.
Besondesch vell wo do kapott,
wo dä zevüe: des Weischköisch hott.

Die Weischköisch - wo' em Hengebou;
do tr$_{o}$ck dä ävve och en Sou.
Nu es em Weischköisch jäng lädiet:,
wenn do so'n Sou 'eröm rejiet:.

Mie: han doheem op jede Vall
em Aabou kene Värkesstall.
Me bade do och samstachs dren -
do litt me doch ken Sou 'eren!

Nee! övve sujet laach me net!
Mänesch Värke kütt met os net met!
Denn eene, dä jet op sisch häält,
dröck sisch net öm et W$_{a}$ssejääld.-

Dä Schmitz hät jetz ene Schwemmbasäng
met blaujevärvte Ennewäng,
do, wo zevüe: me weische konnt
on dä Ve'schlaach vom Värke stond.

Wä jlöv, dat dä en letzte Zeck
do dren nu Kiele' Sprotte treck,
moss d$_{o}$resch de Bank, su dann on wann,
jo at e Brätt vü Oore han.

Et kom noch deckere wie deck:
em Källe' aan de Stroßeseck
do kom en Sauna noch 'eren -
on dat hött alles kene Senn???

Isch jlöv net alles, wat de Löck
ze schwade han von Treng on Dröck,
vom Jan on Jried, johrus, johren,
besonde'sch, wenn de Daach lang sen.

Doch een Saach lejt misch net en Rou:
Se sare, dat däm Schmitz seng Sou
döch höchspersönlisch en de Naaht
sisch en dä Weischbütt hätt jebaadt.-

Et jitt och Söu, die bade mie -
doch die sen su jesonk, jrad die!
Nu moss viirav, dat lüet doch en,
net jede Sou e Vereke sen.

Däm Schmitz seng Sou hät onscheniert
sujää des Naahts sisch kultiviert.
Dat mööte all die Väreke seeh,
die dann at em Jedresse lee.-

Letz traf isch nu dä Sijismund,
dä Son vom Lompe-Muskelschwund.
No 'm Lompeschop, hem on zeröck,
es et e Päddsche, also wegg!

Dä viehrt me 'm Vahrrad öm on töm
dröm öm de Wibblerüüsch 'eröm;
dann schnegg dä av, spaat Kraff on Zeck,
on hät et dann bluß halev su wegg.

Nu vié dä och ens ovends spät,
em Düstere, wie me su säht,
(et kütt jo doch, wat komme soll)
weil 'e dä Ömwääsch miede woll,

bej Vollmoond (Siji es net bang)
stracks die jewände Streck entlang,
do vahre plötzlisch, marjajo!
zwei Autos openange zo.

Er daht: „Pass op, jetz mäht et 'paaf!"
on sprong von sengem Rad 'eraaf.
Doch nex passiert; se haale aan
on vahre beede riats 'eraan,

de Lampe brannte wie zevüe,
et määht 'töff-töff', et schleet en Düe,
en zweite Düe widd zojeknallt,
dass ~~weit~~ zaus der Wibbelruusch erschallt. (* Jung Siegfried ...

Dä Siji jeng inkongnito
zovooß nur op die Kreuzung zo,
hät oohne Leet, wat me ve'steeht,
si Vahrrad näve sisch jeleet.

Beklomme stond'te wie em Droom
bahl henge 'nem Kasteieboom -
on komnt', met Budding en de Been,
em änkele nur alles seehn.

Ejal, ob Naaht es ode' Daach,
ob Vollmoond, ob et Sönnsche laach:
Ne Boom kann, es me von de Penn,
metonge onentbehrlisch sen.

Do steht dä Sijismund on lonk
on jeeht dä Saach jetz op de Jronk;
wat mäht'e drövve deutlisch us:
'ne Kombi on ene Minibus.

D' steht on steeht on lüet - on sitt,
wie wo jet Onjelade widd.
Zwei Kihls vestaue do Jappeh
on wasserdischte Plastiksech

on dreahne sich am Kinibus
jet wie en Mumie 'erus;
wo zwätt han'se dösch die jeschnapp,
'ne ähnsle wö vell ze schlapp.-

En Mumie es, wie en Popp,
mat Kaaf on Holzwoll usjestopp.
Son Poppe sitt me af on ahn
och ad ens en de Jeisterbahn -

doch wen dat dann lebendije
on die sen komm ze bändije.
Die spooke en dö Attrakzion
als Schräckjespenz on Schuddehohn.

Die kesewese doresch die Bud
als hätte'se de Buch voll Wut
on jede Jäch, em Onjemaach,
widd förmlisch en de Juch jejach.

Ob Mumie nu ennedren
natürlisch ode' künzlisch sen,
kütt, wie me hüere kann, zom Schluß
iersch en de Huhzeksnaaht 'erus.

Met sujät hät vü Joahr on Daach
me at de Sprone votjejach;
doch wer bränk sujet, enjepack,
no'm Wibbelruusch em Plastiksack?

Ahnen hom en Mangnolie,
'ne Jummiboom en Folie,
vielleisch en Palem on Pellophun
is op dä Kombiwurs aan?

Als alles Unjelaufe wor,
hätt Sijisemund bahl öm e Wiev?
puff-paav - wie jätt me dovü' bloß:
se laut sich en de Botz johoos.

Wo weiß jo, dat öf Kapelldoohleet
metonge op de Mare schleet,
dann jeht et enem vell se flott
va vüere on va henge vott;

dann kritt me oben, nachtenang,
janz automatisch Muffejang.
Me hätt sisch seleve dann... (em Mul),
me hätt sisch - on me lüet och su.

On schnapp disch ene, Jott ach Jott!
dann jeht et disch noch dönne vott;
die träcke disch et Väll vam Liev,
dann kütt vom Rään me en de Sief.

Die maache disch zo Fönkelholz
on sen dorop dann och noch stolz,
du kris jet op de Batterie,
dann lieste do - on süs nex mieh.

Doch weil dä Siji de la Schrott
sisch jöje Wenk jeäußert hott,
hät die Bandite nex jestüet,
han nex jeroche, nex jehüet.--

Isch daaht, isch valle op de Vott
on han bloß noch me'm Kopp jeschott.
Dä Sijismund hät Jlöck jehatt,
sonz wä' seng Nas noch emme platt.

Er saaht: „Doch dann jeng alles flöck;
die Autos satze jät zeröck,
die Dörre wudde zojepaav,
se joove Jas on wäre af."

Doch wat dä Siji dann noch saaht,
hät misch total pärplex jemaht:
Dä ene hött'e net jekannt,
dä angere jenau erkannt:

"Isch weeß net, wä dä ene es,
dä angere - wo Schmitze Chres." -
Isch daaht, isch valle en de Disch,
dat wo nu doch zevel vü misch.

"Jetz", daaht isch, "jesht e Leed me op:
dä ene Pöngel wo ken Popp,
dä stammp von enem Südseeriff,
dat wäa - en Annakermes-Tiff.

On dann jehüet die Aqua-Vratz
dämm Kiäl vom Annakermesplatz;
dat wüa op jede Vall (ich wätt'!)
dä Boss vom Wasseball-Ballätt."

Däm - hät dä Schmitz wohl en dä Naaht
seng Sou no'm Wibbelruusch jebraaht.
Misch hott jo döckes at die Vroch
no'm Schicksal von dä Sou jeplooch;

isch daht, die hät dä, tröi on brav,
jetz doch net deheem em Kledeschaaf.
Doch: wer hät je em Wibbelruusch
en Sou ens vü en Tiff jetuusch?

em Düüstere! on enjepack!
mo hööf sisch doch ken Tiff em Sack!
denn: wat me hät, dat weeß me jo,
doch wat me kritt - iersch hengenoh!

Isch hve han misch domm jestahlt
on net dämm Sijismund vezahlt
wat miė zevüė at wo bekannt
(me hät sisch flöck de Schnüss vebrannt).

Dat Wiev wo also net antik,
ken Nofretete en Aspik;
dat schwomm ursprönglisch öm e Kliff;
wie Mamm at saaht: et wo en Tiff.

Dat wischtischste wo nu jekläät;
meng Taktik hott sisch jot bewährt -
on wo' och Zovall met em Spell:
Jlöck hät jo doch bloß, wä och well.

Natürlisch bruch'me och Talänt -
doch weeß jo jede', dä misch kännt,
dat isch e Hänksche han, net wüä,
on at als Kenk e Luuschhohn wüa.

Denn wä et Jras net waaße hüet
on och nex en de Blos vespüet,
dä vengk zelebdesdaachs ken Tiff,
weil dä sisch doran öveHiff.

On Jlöck hät schließlisch nüe 'ne Mann,
dä at ene Brodem ruche kann.
Isch hott, krejt eene jät mem Vras,
zevüe dat doch at aan de Nas.

Doch mäneschmol es et wie vehäx,
dann fengk mé nex on widd bahl jäcks,
dann moss me zieh on stue em Tütt
e su lang büare, bes et kütt.

On wäm'me wat me sök dann vengk,
dann es me jlöcklisch wie e Kengk;
doch weeß me nie, ob zusätzlisch
amäng noch mieh dohenge stisch.

Dänn - wo dat mr de Hevesaach,
dann hät me jo zevröh jelaach -
on örjet sisch am janze Liev,
weil me nu' wedde stäässche bliev.

Wä deef on deefe büäre moss,
dä quält sisch met en hatte Hoss -
doch öveschleet me sisch zom Schluss,
kütt dann de Vorret doch 'erus.

On wä su büät, wie isch dat vetz,
dä kritt och noch jät angesch spetz:
Bejm Schmitz litt en dämm Wasch-misch-Deng
wä-wees-wat-alles noch em Bleng.

Isch dääht, ich bliev op jede Vall,
en dä Affäre äng am Ball;
dat es op keene Vall vekiéht -
wä weeß, wat alles noch passiét!

Metonge es me wie en Öhl,
me kütt on kütt net us de Kühl,
die Koh well einfach net vom Iis
on wem'me sisch et Hemp zerieß.

Me lääht sisch kromm, vällt op de Schnüss:
'nem Jäck vällt alles en de Schüss,
dämm stisch mer'et wä weeß wohen
va alle Segge noch 'eren,

dä kritt ens nie de Muhl jestopp -
on rieß och noch de Jabäck op;
dann stehs'te machtlos vis-a-vie
on du vestehs' de Welt net mieh.

Doch wänn'de sälevs ens Dusel häs,
zoyällisch, ruggedikabäss,
on schams' disch, sare se vü disch:
„Nu doo doch net su schenghällisch!"

On hüs'te ens va Nut zo Brut,
wis honge beede Uhre rut,
dann hess et, du hötts, onjestüet,
'nem angere en de Kaat jelüet,

du hötts als Hengk at, on de Schöll,
bloß dat jedooh, wat me net soll,
hötts avjeschrevve, avjelüet,
on disch och säleve noch bedüet.

Dat du nu och noch, wie jesaaht,
ens Dusel häs (sujaa bej Maaht),
dat jeht - en dulsche jubilo -
doch net met riäte Denge zo.

Ahoi

Ne Zovall - wollt et dann wohl och,
dat isch doch nöilisch ens em Zoch
'nem Seemann jäjenöve sooß
(dä wo he us de Bröchestrooß).

Isch daaht: "Dat triff sisch jo janz joot;
jetz bruch'ste bloß e beßje Moot,
jetz bruchs'te nüe e beßje Jlöck,
dann wees'te morje mieh wie höck.

Jo, at em ierzte Oremblech
daht isch: „Jetz wid'et ävve Zech;
jetz häste'ret jo en de Hank,
wat vü ne Zovall! Jott sei Dank!"

Natürlisch wor isch kribbelisch,
nervös, jespannt on wibbelisch,
doch wollt' isch heel dä Täss bestohn,
dorf isch net met de Rief draan johnˌ...

weil dä sonz denk, isch wö jewief,
amäng sujaa noch Dedehtiv.
„Dä widd doch koppschöi", saaht isch misch,
'wäm'me ze jäng va Mixe sprisch."

"Do su", su daaht isch an dä'm Daach,
"als wös'te noch net rischtisch waach,
loss disch nex ahnjohn, stell disch domm,
bliev röisch röisch, stell on stomm." –

Dä Mann vong ahn ze bubbele,
sprooch flott on ohne Knubbele;
dä vuhe, ich hür'en emme noch,
op enem Handelsscheff als Koch.

Er sprooch von Jott on allewelt,
vom Jruße on vom Kleene Belt,
von Rio on von Tokio -
isch - krä̈sch de Muul bahl nem'mieh zo.

Op emol wud et em ze heeß,
vom Kalle kom'e en de Schweeß
on desterwejen on dorö̈m,
schlooch'e sisch seng Manschette ö̈m.

Doch jetz, jetz - wud'et mi̇̈ ze wä̈rm:
Dä̈ hott op jedem Ongeä̈rm
en Tä̈towierung enjeretz;
lenks ene Anke' met'enem Bletz,

ri̇̈ats dann e 'P' met enem 'X'
on ongedronge - wor'en Nix!
en usjewaaße Meerjungfrau -
on die wo (unjeloore) blau.

Vorsischtisch saaht isch vü dä̈ Mann:
„Nu saaht ens, wat bedück dat dann,
wat ihr do op de Ä̈rme hat?"
E lü̇̈t misch ahn on sä̈ht: „Ach dat,

dat hott isch at als jonge Vent,
doran ben isch at su jewä̈nt,
dat isch me dorus nex mieh maach,
wä̈dd höckzedaachs bloß usjelaach."

Isch daat: „jetz mos'te kochem senn,
sonz küs'te jo net mieh dohen,
worop'te us bes, jäck bes, spetz
on wie op heeße Kolle setz."

Isch doot velöje - wie os Klüä -
als ob die Vrooch me peinlisch wöä
om saaht: „Saaht, triff me dann em Kahn
och at ens su e Aqua ahn?

isch meen, so'n Märschefee zur See,
son Seejraswieve en Schillee,
die Wve noch lebändisch sen -
besondesch ongehalef vom Kenn,

die en de Welle wabbele
on doresch de Buse schwabbele,
die at su mänesche Vahrensmann
zo sisch 'erafjetrocke han?

So'n worre am Messina-Bietsch
och at ens op Odysseus nitsch.
Dat ene, Zilla, looch em Sank;
Kalypso - wor'e Halefjehank.

Dat Hydra wo jo ooch son Schlang -
on Zerze wüä en Zuckezang.
Odysseus wudd doröve Va,
sonz söß dö noch en Attika."

Dö Koch wo wie eläktrisiert,
su hott meng Bildung imponiert.
E sääht: „E sujet jit et net;
do kütt Homer jo net mieh met."

Isch braaht die janze Odyssee,
dat Märsche von Penelope
samp Nymphe, Zeus on Telemach
met enem Satz op eenem Schlaach.

On, wie jesaaht, dä Koch wo platt.
E sääht: „Du sätz misch noch schachmatt;
nee, Jöngelsche, wat häs du Pep -
dojäje wo Homer 'ne Depp.

Wat dä em Kopp hott on em Senn,
häs du em kleene Venge dren;
me läck sisch noch de Vengere
no dir - statt noh Jerengere.

Bloß schad, Son, dat'e jetzt ierts lävs
on bahl ahn Schleie'ühle klävvs,
dänn - wös'te vröje enjenick,
dann wös'te jetz at sälvs antik.

Dir hötte'se am Chlodwigplatz
e Mausoleum henjesatz.
Onstärblisch, Sönnche, wös'te dann,
on och'ene janz, janz jruße Mann;
dann krächs'te iwisch, huchveiert,
met Lorbeerkränz' de Kraach jetiert.
"Olympier", sääht jede sisch -
on du vreus' disch dann könischlisch.

Doch wi'es'te op en Dress on Dräck,
bes'te vürav ene ärme Jäck;
du kanns' disch krömme, wie en Kröck,
du krabels' morje su wie höck.

Doch wä ens zwesche Daach on Naht
sisch stekum doresch de Kuät jemaaht,
wo jedem doch at emme klüa,
dat dat de reinste Ängel wüa.

Du sis, wä noch am lävve es,
widd nie, on dat es janz jewess,
esu veihrt wie dä Homer
on su jeviet wie dä Moliere.

Isch saaht: „Homer kenn isch, weeß Jott,
seit isch ens Homeride hott."
Doch wä Moliere wüa, wos isch net;
dat wos jedoch dä Köische Pet:

„Das war ein jroßer Dischterförst,
dem du vielleischt mal foljen werst.
Ruhm erbst du dann, im Regelfall,
warst du beim Bundespresseball."

Doch Dischte' wädde woll isch net:
Wä rühmp, dä kühmp - op Schrett on Trett.
„Brotlose Kunz", hät Mamm jesaaht,
„die hät noch nie jet enjebraaht;

'ne Dischte, Sonn, dat es doch Dress,
weil dat'ene Hongelegge es;
dä övvelääst on övvelääst
on hät met dressisch at en Plääst."

Ejal - e Sprischwüät sääht at lang:
„Wer jerne jibt, dä fraacht nischt lang",
drum: Wer an stillen Örtschen still
der Nachwelt was erhalten will,

die Pausen sinnvoll nutzt, umschifft,
der greife ruhig mal zum Stift!
denn niemand rümpft die Nase hier,
bringt man ein Sprüschlein zu Papier.

Wenn isch so auf der Brille saß
und ringsumher die Welt verjaß,
dann schlooch Pap op die Lokusdür:
„Wat düät dat dann su lang met dir?"

Dann wo die janze Aandaach vott,
me ärjert sisch noch halev kapott,
jäh störzt des Dischters Himmel ein -
(mein lieber Herr Jesangverein).

Am Sprüschekloppe han isch dann
de Los velüäre erjendwann.
Dat han isch och dämm Koch jesaaht -
on ständisch aan die Nix jedaaht,
denn dorop kom et jetz jo aan!
Wörp ene misch jetz us de Bahn.....
Hölep! alles könnt velüäre sen,
bländ' isch jetz völlisch us statt en.

Me moss em rischtije Moment,
isch meen, wenn et ens werklisch brennt,
bloß zeeje könne, dat me dann
ze Nut 'mem Döivel danze kann.

Doch wä net ze Parade kütt,
sisch aanstellt wie 'ne domme Klütt,
hängk baal em Senkel, stomm on stief,
on ärjet sisch de Krätz am Liev,

dä kütt op keene jröne Zwisch,
es leedmödisch on pengelisch,
dä es bloß noch als Nutstopp jot
on landet schließlisch en de Sot.

Doch jrad vü so'ne Zömmelöm
brängk noch de Nobeschaf' sisch öm -
on setz dä dann ens en de Bläsch,
dann sääht me och noch: „Hät dä Päsch."

Et jitt och noch die ange Züat,
die han isch at als Kengk jemüat,
die plooch de Wellmot, wellküelisch!
motwellisch sen die - jootmödisch.

Trett so'ne Typ disch en de Vott,
dann meent dä dat jo jahnet kott;
dä sääht: „Dat hots'te jetz vedeent;
doch han isch dat net kott jemeent."

Dä jeht och met sisch sälvs su öm;
doch dann lööf dat vekieht 'eröm,
denn - wo dat och esu jemeent,
su hot'te dat doch net vedeent.

Wie dä sisch dann bedüere kann!
häut dä sisch säleve en de Pann,
dann dröck dä jo zom jode Schluss
sisch säleve noch et Bejleed us.

Ja, wie dä sisch ze driene weeß!
dä drient sisch noch em kleenste Krees -
on ärjet sisch on es sisch kott,
nur weil e sisch jeärjet hott.

Doch dann vesöhn'te sisch met sisch;
enzwesche hät'te och jebisch,
hüèt op, sisch aanzeprangere,
denn jäck sen och die angere.

Jäck es, hät at os Jrooß jesaaht,
doch jede' op seng eeje Aat;
ob ärme Honk, ob Joldfasan:
et kütt op de Jesinnung aan!

Dä Koch, zom Beispiel, vüe noh Kiel,
von do us bes 'erav no'm Nil.
Su kütt dä doresch de janze Welt;
isch höchstens ens bes Ihreveld.

Ja, moss isch dröm, knatsch von de Penn,
me säleve nu zewedde sen?
Isch ben net domm, ich ben net blöd
on han och e Kaplonsjemööt.

Ach jo, dä Koch sääht: „Leeve Jong,
du häs et Häzz jo op de Zong -
on vengs'te nerjens Brut noch Halt,
dann wädd doch einfach Rechtsanwalt!

on wenn'de dat dann rischtisch stecks,
dann häs'te emme mieh wie nex;
bes kene ärme Kruchestruch
on häs och emme jet em Buch.

Du setz och emme lecke' wärm,
krüvs ovends och net en de Bärm -
on wid me dovon och net risch,
me es op jede Vall op sisch.

Doch widd dorus pattu nu nüüß,
dann holl isch disch en meng Kombüs;
isch söök noch so'ne jonge Mann,
dä spölt on Iäpel schälle kann.

Dann blievs'te emme em Jewatt,
du iss disch on du drenks disch satt -
on isch nämm disch, als Köische Pet,
och noh de Oste'insel met.

Do sollte die at schrompele -
on dann no'm Röösches hompele.
Se wudde net vell reenere,
doch emme, emme kleenere.

Dä Räs' - wo en Lappalie:
Met Damp on Schemikalie
hät me die su 'erafjetrimmp,
die worre kleene' wie en Schrimp.

Zo Mininixe ömfrisiert
- on dämmnoh jeenmanipuliert -
sollt' alles, wie Kanickele,
sisch mehre on entwickele.

Die Laborante han jedaaht:
„Jetz ha'me jo 'ne Vang jemaaht,
die züschte me nu massewies
on livvere zom Bellischpries."

Die hötte domet, onjehämmp,
dann janz Europa övveschwämmp;
vürav weil Nixe emmehen
em Haale werklisch sparsam sen;

dänn die vezähre, drüsch on rüh,
doch nex wie Lüüs on Wasse'vlüh -
on john och dutzendwies, weeß Jott,
bequem en jede' Bowlepott.

On hät me meddaachs Zupp zevell,
dann mäht me übrijens kee Spell
on schött die einfach, schwuppdiewupp. . .
am leevste han se Rengkfleeschzupp.

Dänn op de Oste'insel, och!
do jitt et Nixe noch on noch;
ursprönglisch jov et die bloß do -
doch eines Daachs, su noh on noh,

han se die, flüschtisch imprägniert,
dann noh Europa exportiert.
Op Kopenharens aale Maat
setz an de Uve'promenad

en Meerjungfrau on mahnt de Löck
an dä Schandal jo och noch höck -
on die veliét, met Wut em Kropp,
nu einfach af on zo de Kopp.

En Hamboresch, op de Reeperbahn,
kom damals och e Dutzend aan.
Dröm han'se, dat es jo bekannt,
en Strooß och 'Jungfernstiesch' jenannt.

Bej Kapstadt, en Südafrika,
kom ens en janze Ladung aa,
die ömjemodelt wädde soll -
en en Amphitheate'-Scholl.

En Werklischkeet wo dat e Moor
met enem Tiefsee-Tauchlabor.
Du weeß doch, wat e Moorbad es:
en Patschkuhl met Jiraffe-Mes'.

Nu wudde die do enjeweesch,
jedusch on en Karbit jebleesch -
on koome, wie en Spannjedeng,
dann vü ze drüjje op de Leng.

Su hotte die sisch dat jedaaht. -
Dann ävve, noh en Vollmondnaaht,
do kom dä Prototyp 'erus -
on dä soh wie'ene Kühlkopp us.

Wo sonz die Vloss wüä hott dat Dié'
jetz sujet wie 'ne Korkeziehe' -
on hott op emol, lang wie breet,
met Flascheberre 'hnlischkeet.

Die künzlische Befruchtung wüä
- on dat wo jetz jo jedem klüä -
(bejrüßt mit hoffnungsvollem Schall)
am Eng 'ne hoffnungslose Vall.

Dä Pfusch wudd dann zelätz' met Möh
metsamp dä Silikosebröh
des Naahts met Flosse, Fuck on Vott
bej Kapstadt en de See jeschott.

Die Ferma wo total bankrott,
met ange Wüät: se jeng kapott. -
Woröm dat Kap, de Deuvel weeß,
bloß 'Kap der juten Hoffnung' heeß?"--

Dä Scheffskoch nohm seng Tubaksdus
dann us de Botzeteisch 'erus,
maaht sisch sieh öäde Piefje aan
on saaht: „Dä Nixevang es Wahn;

doch han die op dä Insel jetz
jo och e Aateschutzjesetz,
'ne Ausvuhrstopp wudd och verhängk,
dänn wem'me bloß noch vängk on vängk,

dann es die Oste'insel baal
janz usjevejsch, janz öd on kahl,
dann komme ken Touriste mieh -
on dat jitt Yuddel wie noch nie.

Du weeß doch, dat op schwazze Seef
doch jedes Scheff vom Stapel lööf.
Na on? wo jeeht dat Scheff dann hen?
Auf Jungfernfahrt! zum Angelen!

On hät die Oste'insel zoo,
dann jeht et Rischtung Domino
noh ange Palmepinsele -
vüraav de Jungferninsele.

Na, jeeht dir jetz de Lüet baal op?
do kütt me doch va säleve drop:
Nome sen Ome; on en Tant
es met'enem Ome doch ve'wandt.

Kütt ene ens on sääht vü Disch:
„Die Insel ist noch jungfräulisch",
dann weeß'te, ieh me sisch ve'sitt,
dat et do Wasse'ratte jitt."-

Isch saaht: „Herr Koch, jetz han isch'et:
Wenn jetzt meng Tant en Insel hött,
en Insel met Korallestrand,
vulkanisch, heeß, su wie die Tant,

hött' menge Ühm em weesche Sank
net bloß en Jungfrau an de Hangk,
dä hött' janz automatisch, zack,
en Jungferninsel met em Sack.

Ihr seeht: isch ha kapiert - on doch
bliev do die Oste'insel noch.
Wäswäje, wat isch noch net weeß,
die ävve 'Oste'insel' heeß?

Dann hött'isch och noch jiä jewoß,
wie Nymphe bes noh Barbados
nu von dä Oste'insel us ...
- isch meen, do viehrt doch kene Bus -

dann eines Daachs jerode sen;
wie kome die dann bloß dohen,
wo me, wänn et dann düste widd,
de Hangk net mieh vü Oore sitt?"

Dä Koch saaht: „Iërtz die zweite Vrooch!
- su flöck velier isch net de Sprooch -
häs du dann werklisch seit Jebüërt
von Wande'düne nex jehüërt?

Nu zo deng iertste Vrooch zeröck!
Die Nixe komme, och noch höck,
jenausu wie vü Jöahr on Daach
ahn Fasteloovend en de Draach.

Dann schwemme die zesamme fott,
bes noh en avleläje Jrott,
sen Aischemettwooch wedde do
on wesse net mieh wie on wo.

Die han dann all en Fuck wie Waas,
sen katzisch doresch de janze Vaas -
on han'se vüerher och jejutz,
su sen se jetz - wie en de Muuz.

Se reihere von vröh bes spät -
on wenn dann ene noch jät sääht,
zom Beispiel "wat es dann passiert?"
dann sen se och at äxplodiert.

Doch dann, von Oste'sonndaach ahn,
kütt alles langsam en de Bahn;
dänn Ostere widd aflelaisch,
klammheimlisch, tösche Reet am Deisch.

Vestisch bej os de Oste'has
dann bonkte Eie' deef em Jras,
su sen die doch oval on bonk;
doch drövve sen'se wiß on ronk.

Dä Name 'Oste'insel' kütt
(wie sääht me: wat et net all jitt) ...
Nu jo, jetz weeß'te dat jo och,
stank op! me mösse us'em Zoch!"-

Isch zuck zesamme, lüe janz doof,
Les' drusse 'Kölle Hauptbahnhof'...
Dä Koch moot weggere no'm Belt
on isch zeröck bes Ihreveld.

Er jov me dann noch seng Adräss
on saaht: „Wenn'de Inträsse häs,
dann mäld' disch mä bej mie en Kiel,
me lee noch vierzehn Daach em Priel."

Köln-Ehrenfeld und zurück

Isch stond do, wie 'ne Jäck em Rään:
ach! wöä isch doch bloß Kapitän! -
Doch als isch misch berappelt hott,
wo menge Zoch no Ooche fott.

Doch wat, vü alles en de Welt,
denk wohl meng Tant en Ihreveld,
die jetz en ihrem Sonndaachsstaat
am Bahnhoff steht on op misch waat?

Die es ken postelenge Popp,
die nemp et met en Dampfwalz op,
on hät sujaa, von Zeck zo Zeck,
'ne Salmiakpastille-Bleck.

Treff disch dä Bleck (auf engstem Raum),
dann jaloppiers'te ohne Zaum;
dann kris'te de Ballong jeröntsch
on wiss no'm Knausselsbäresch ve'wönsch. -

Dä nächste Zoch noh Ooche kom
(dä isch dann nutjedronge nohm),
doch kom ben isch em Ware dren,
schlof isch (och nutjedronge) en.

Isch soch em Drom Neptun vü misch,
met sengem Usedom-Jesisch;
janz plötzlisch wor're opjetauch,
met Drejzackspieß on Jummischlauch.

Dann kom noch ene ahnjerannt,
em Nätz meng Ihrevelde Tant!
doch dann schlooch neveahn en Düe,
isch lüe 'erus - on ben èn Buir.

En Ihreveld kom isch zom Schluss
doch ändlisch os'em Zoch 'erus;
isch rannt', su flöck isch eben konnt',
bes dohen, wo die Tant nu wonnt -

on daaht: „Jetz määht die Kölsche Krat
noh Strisch on Vaddem disch parat."
Doch wie die misch de Düe opmääht,
do laach die misch bloß ahn on sääht:

„Na Jung, wo bliev'ste dann esu lang?"
Isch saaht: „Dä Zoch stond en'em Schlang,
do es wohl erjend jät passiert,
die han die Strääck iërtz repariert."

„Jo", sääht'se, „sujet düet on düet;
isch hott at op de Uhe jelüet,
isch han d'r Dejsch och at jetiert
un och de Röggelscher jeschmiert.

Du kris' och noch e Stöcksche Taat;
isch wo hück morje at om Maat
on daaht: „Dä iss am leevste Ries;
do steht och Melesch, et jitt och Tis.

Wat jitt et Nöis en Düre, Sonn?
ihr hatt jo jetz och Telefon;
waat! isch han noch jät op d'r Ling,
do hängk jo noch ming Spannjarding,

die holl isch evens flück 'eruus,
sons es die morje fröh voll Ruß
on moss at widder en de Bütt -
weil de Scharütefäjer kütt."

Gramjaeleng!

Doch dann, e paa Menüte drop,
hong die Jardeng at wedde op;
sej kom on satz sisch wedde hen
on schott os noch jät Kaffee en;

am Ovend jov et dann noch Brej,
e Hörnsche laat se noch debej,
ja, isch wo platt, isch ha meng Tant
zevüe noch nie esu jekannt.

Isch wonde' misch - on vrore misch,
wat do amäng dehengestisch;
ach! knacke könnt me dusend Nöss',
wem'me em vürus alles wöss'.

Et wudd vü misch nu langsam Zeck;
isch moot noh Düre jo zeröck,
doch saaht die Tant dann einfach "nee,
du blievs bes morje ovend he,

denn morje han isch Namenstaach -
on, Sönnsche, morje nommedaach
kütt och ding Mamm zom Kaffeeklatsch;
isch han dat at met dër bequatsch,

die hät jesaaht: „Isch komme och,
su jäje haleve veer me'm Zoch -
on morje ovend, kriesch jetz net!
dann nemp se disch jo widder met.

Isch han doch ahnjerofe, Sonn,
du wos' at vott, am Telefon,
Mamm säät: „Dä Labbes hät jo Zeck,
dann ben isch dä och he ens queck.

Du süüs, dat es jerejelt, Jong,
du schliefs he op'em Schäselong,
isch maach d'r dann et Bätt parat
on morje jitt et widder Taat.

Och, isch ha jaanit dra jedaaht:
mi Bätt es jo noch nit jemaat -
nu jo, dat maach isch jetz, zack-zack,
om träcke einfach stramm on schnack -

et kütt jo hück och keene mieh;
öm die Zick schellt et meistens nie -
on wenn trotzdäm noch ene kütt,
dann sooß isch eben en de Bütt.

M'r looße keene mieh 'eren,
weil isch nu ooch at vimpschisch ben;
nu äss' isch werklisch kom noch jät
on wädde trotzdäm deck on vätt.

M'r dejt jo nu su dann on wann
vü avzenämme wat m'r kann. -
E Spölmeddel, vun Häppinäss,
wat Vätt- on wasserlöslisch es,

dun isch zick Wooche, blubb-blubb-blubb,
als Schlankheetdroppe en de Zupp -
ön jäje decke Vööß on Knee
dun isch m'r noch jät en d'r Tee.

Isch meen, isch ben doch noch jet wäät. -
Ze hatte Röggelschere lääht
me och noch en de Weesch zom Schluss;
m'r määht och Sämmelmähl dorus.

Isch dun noch jät vör minge Liev,
dann wedd isch och nit aalt on stief -
on bliev su, met dä Spöldiät,
jo iewisch en d'r Pubertät.

Un wem'mer dann och at ens kühmp . . . -
dat kütt, weil Häppinëssy schümp.
Doch kom sujaa e Wief zo Ruhm,
dat ens em onjebrämste Schuum

am FKK-Strand, puddelnack,
- isch meene ohne Botz on Jack -
op Jronk leef, us en Muschel klomm,
on do dann an'et Ove schwomm.

Nu stell d'r vör, dat looch janz blank
als Messalina do em Sank:
Kee Jääld, ken Plute, kene Pass,
nex an de Vööß un pitschenass.

Su nack on bluß looch dat em Watt
nu stondelang, total schachmatt.
Doch dann schloch et de Oure op -
on e Jedänkminüttsche drop

do wood et 'em allmählisch kloor,
dat et am Strand jekäntert wor.
Doch wie dat bej os Wieve es,
daaht jetz dat Vrommensch: „Su'me Dress,

kütt ene, han isch kene Mot,
kütt keene, es et och nit jot;
weil m'r nit öff, doch dann un wann,
sing eje Klau net troue kann.

Flück maaht et sisch em Sunnejlanz
us Bläder ene Lorbeerkranz,
schlong och e Kränzje öm de Kopp
on maht ene Knott us sengem Zopp.

Nu hott et nöie Mot jepack:
et wo jo jetz net mieh su nack.
Doch ronk'eröm bloß Sank on Sank,
wie en Ägypte, Bank a Bank.

Nu blev em jo nex överisch:
et brout jo jetz mieh Övesisch;
dröm jeng et met bläck Vööß jalopp
de eetste bäste Düün 'erop.

Doch wie dat nu do ove steht,
sitt et em Benneland en Weed
met Schöfjer, och met Hääär un Hunk;
dat wor d'r nächste Anlaufpunk'.

Et sääht: „Isch komm' aus Jrieschenland,
han jruße Doosch on Sunnebrand,
heesch 'Aphrodite' on schwomm her,
von jensick dorsch et Mittelmeer."

Et joov dämm Jong dann och de Hank
on satz sisch bej'em op de Bank,
dä överlääht un sääht 'ôkay';
isch Italjano, nix versteh'".

Dä hät dämm evver över Naaht
dann Italjänisch bejjebraaht,
em Felle öm de Liev jedrieht
on Spetzebötzjere jenieht.

Va dronge kom nex mieh 'erus,
et soch nu janz passabel us,
sudat dä dat, do wo hä wunnt,
och ens noheem metnämme kunnt.

Do wo jrad Maivesteijerung
em Aanbow vun en Reinijung -
der langen Rede kurzer Sinn:
et wudd, ratsch-bum, Maikönijin.

Du siss, m'r widd sujaa berühmp,
bloß wem'me schüümp on dobej küümp;
me hät ruck, zuck 'ne Steen em Brätt,
bloß wem'me jät ze küüme hät."-

He laat die Tant e Päusje en;
Jronk wo bloß noch em Kännsche dren,
doch schott se noch jet op et Oos,
schromm! en de Senefelderstroß.

Küet drop saaht isch nu vü die Tant:
„Dat es jo alles intressant;
doch wie jeng nu dat Spelsche us?
ve'zell me doch noch jäng de Schluss!"

"Jo - dat litt at su lang zeröck;
do wüa Sizilie, saach ens flöck:
noch jungfräulisches Niemandsland
on Syrakus wor onbekannt.

Do wor noch nex jedopp, frisiert,
on och nex jenmanipuliert.
Dä Ätna wor ene kleene Zwersch,
dröm saaht m'r dovör 'Venusberesch'.

Am Strand vun Ost-Sikelia
looch nu dat Dörep Catania.
Do han die zwei zeëts jewunnt,
och metenange jot jekunnt.

Dat Dörep wo kleen, doch nätt aän sisch,
na, onjevier wie Lövenich;
doch wie dat op em Dörep öff löüv:
dat Aphrodith wudd ömjedöüf.

Nu hott et jo at vun Natüë
bahl en lukullische Fijüë.
Et wood bestaunt un ahnjestië't,
als 'Mämmendrück' öff titulie't,

wie me su sääht: en Mixmischung
us Meßjonz un Bejeisterung.
En Zick lang hool sisch dat de Wooch,
weil sonz jo nex em Essisch looch.

Kritt ene su ens extra jät,
dä mieh dann zo vezähre hät,
dann es hä ongedoresch em Nu -
un dat wor och at vröher su.

Die Kääls, die woote radedoll,
met Wut em Buch on volle Jroll,
die hötte,usse Rand un Band,
däm Jung die Braut jään usjespannt.

Die Wieve von Catania,
von Alfa bes noh Omeja,
die worren nit ze zujele
un hooten op ze bujele.

Un hott och jedes Unikum
em Frontbereisch kee Vakuum,
es doch bahl jede Miezekatz
von Neid un Eifersuch' jeplatz.

Un eines Daachs saaht jede Pritsch:
„Dat Aphrodit, dat es en Flitsch."
Un dobej hät dat bloß (jescheed!),
de eetste Erbäcks produzeet.

Bloß weil dat Minsch su üppisch wor,
han se dat at em eetste Johr
nüe wäje singem Allerhand
küetöm en 'Venus' ömbenannt.

Sin hück die Vrollöck mäschtisch stolz,
stejht vö' d'r Dör 'ne Stapel Holz,
wor dat doch damals nit modärn;
do joov et sujet bloß intärn.

Doch wenn dann so'ne decke Liev
met zwanzisch Lenze öm sisch jrief,
weeß jedereene janz jeweß,
wat dann met veezisch vällisch es.

On eines Daachs reef Blome Frenz:
„Da kommt die Jipfelkonferänz!"
Ze hüere wor och dann un wann:
„Do kütt jo de Vrau Hüvvelmann."

Dat sujet ohne Voleje bliev,
dat jlöüv alleen en jruße Pief;
et kunnt, dat moß m'r doch verstohn,
su wie zevör nit wigger john.

Dä Jung, dä Hertenknabe Pan,
hott eines Tares nu dä Plan,
op Steenmätz ömzeschule, net,
hä sääht vü Venus: „Du küs' met!"

Denn Hannibal stund vü de Dör,
dä hott wä weeß wat alles vör.
Pan hät sing Schöfjer dann verkouf,
su nohm dat Schicksal singe Louf.

Se han jebrääusselt Daach un Naaht
un alles op e Floß jebraaht.
Bej jodem Wes'wenk jing et loss,
zééẗs en Rischtung Mykonos.

Dann - noh paa' Daach wo Land en Sisch.
Hä sääht: „Nanu, verdunn isch misch?
die Insel, isch ben doch nit jäck,
es doch bes jetz' noch nit entdäck'."

Doch Venus meent: „Och, leeve Pan,
m'r luure se uns evver aan."
Hä sääht dorop: „Es dat mieh Los?
Wie nenne m'r die Insel bloß?"

Et mejnt: „Du saahts et jrad jo at:
Mieh Los - 'Milos' heesch dat op Platt."
"Jajo, doch es op Mykonos
ameng doch noch jet (my) mieh loss."

Et sääht: „Och, Pan, du häs' doch misch,
nu maach doch nit esu Jesisch:
et es bes Mykonos nit wigg -
un ha'mer samstaachs ovends Zick,

dann vahre m'r och do ens hin,
domet m'r unger Minsche sin.
M'r setze he ene schöne Bou;
he hät m'r winigstens sing Rouh."-

Die Insel wor e Paradies,
bahl schönere noch wie Vettwieß.
Pan joov sisch ronk'eröm zom Schluss
als 'Jraf von Monte Milo' us.

On Venus saaht vü jede Pritsch:
„Isch bin die Jräfin Milowitsch;
isch wohne als des Jrafen Frau
jetzt im panierten Marmorbau.

Mein Mann ist Hobbymarmorist -
und wenn die Muse ihn mal küsst,
dann kratz' dä an en Marmorsühl
on isch maach Panhas oder Kühl."

Vröösch disch demnäks ens ne Filu
noh Aphrodite on esu,
häste de Antwoot op d'r Zung:
Venus von Milo, leeve Jung."-

Isch saaht: „Wat bej me setz, dat setz;
wat Venusbäresch sen, weeß isch jetz,
doch een Vroch fopp noch mi Jemööt:
Wat sen dann äckesch Zucke'höötʔ"

Se säät: „Du bes m'r doch nit kott -
isch moss 'nom Bett (un op d'r Pott),
et es at spät on isch ha Schlof -
isch dröüm dis Naaht bestimmp va Schof."

Se hät me dann et Bätt jemaaht
on isch ha misch treck henjelaat.
„Du kanns' jo sinn, ob noch jet kütt,
wat et em Schluppekino jitt!"

Isch looch nu do wie en'en Laach.
Mein Jott, wat wo dat vü'ne Daach! -
Dä Scheffskoch kom me en de Senn,
doch schlef isch doröve dann en.

Em Droom soch misch Poseidon ahn,
dann kom die Venus, dann dä Pan -
on dann soß isch op sengem Floß,
wudd wedde waach, als isch me'm Vooß

onjlöcklisch schön de Dejsch noch trott
on Kaffee dobej noch veschott.
Isch sätz misch schließlisch wedde hen
on schalt' et Nachtprojramm me en.

Isch schalte hen, isch schalte her -
do sehn isch plötzlisch, wie em Meer
e Oben-ohne-Nixje schwemmp,
denk: „Wat dä Koch jesaaht hät stemmp"

on bloß ne Orembleck dorop,
tauch noch en zweite Jungfrau op;
die schwemme, schwemme Schrett vü Schrett -
on die vesuffe do och net. -

Do sooß isch Jäck nu op de Kautsch
on daaht isch kree 'ne Tiefenrausch.
Dann han isch me bahl onjestüet,
de Ore us'em Kopp jeluet.

"Nee", daaht isch, "nee, wie sisch dat triff,
zom ierzte Mol sehn isch en Tiff -
on wie die schwemme könne, Mann!
on wat die vü Orjane han!"

Jefilmp hot me se übrijens
met Zeitraffe' on Jummilens.
Sälevs Kleenischkeete konnt me seeh,
isch wo em Nu total dorschee.

Und das in Farbe! alles bonk!
die Schuppe, Muschele, dä Jronk,
die Planze, dä schangschierte Struch -
isch daaht, isch kree de Wasse'such.

Op emol kom me en de Senn
- metonge vällt me och jet en! - :
Die Nymphe läje doch vüraaf,
a Ostere ihr Eie' aaf;

ob dann och die va Schmitze Chres
at en de Draach jerode es?
Ameng wo die em Wibbelruusch
en Ömständ jo at bej dëm Tuusch.

Dann hött dë Blötschkopp ëve Vreud
(Öm sujet wö isch net beneut);
dann wüdd en sengem Nassbereich
demnächs jo kräftisch avjelaisch.

On komme iertz die Krösch 'erus,
dann sitt dë evve läcke us,
dann röf sujaa de kleenste Ditz:
„Da kommt der Nymphenvater Schmitz!"

Bes aan de säxisch Eie' sen
em Schelatine-Budding dren -
on wie die dann do wimmele
(on wat die all vekimmele!)

Doch - wäm'me Jlöck hät op de Wält,
dann kritt me jo och Kinderjäld.
Dat kritt dë Schmitz vü jedes Kenk,
och wenn et Mottemelesch noch drenk.

On wenn'e bloß de Hälefte kritt
(weil et vü Stetzjere nex jitt),
dann krääsch dë noh de ierzte Draach
doch dressischmol de Vollbetraach.

On net bloß jede Moond, ne-nee,
och Jüa vü Jüa wüdd dë dat kree.
On Jüa vü Jüa kütt noh de Vaas
va nöijem jo de Oste'has.

Kütt dann die nächste Sendung aan,
es Vate'daach et Schlüpfe draan.
On su'en Lejebatterie
die nennt me dann 'Nymphomanie'.

Dat Wüat 'Nymphomanie' kännn isch
vom Säx-Aufklärungs-Unterrisch'.
Doch es et öff jo wie ve'häx,
denn doren hott isch och en Säx.

Op jede Vall: dä Schmitz, dä Honk,
stüss sisch a Nymphe noch jesonk.
On dann hät dä 'ne vuule Länz:
dä hät he jo ken Konkurränz.

Spät en de Naaht schleef isch dann en;
zoletz kom mie noch en de Senn:
„Ameng träck isch em Hengebou,
wenn isch ens jruß ben och en Sou."- - -

Am nächste Morje wädd isch waach,
et wo noch vröh, su jäje aach,
do hott isch Peng am decke Ziehn,
dä bonk wo, wie 'ne Harlenkin.

Isch daaht: „Wie kann dat möschlisch sen?"
doch vool em Nu ne wedde en,
dat isch em Schlof jetrodde hott -
nu wo de haleve Ziehn kapott.

Datsäleve Päsch hott misch ärwisch,
als Kermes wüä en Miazenisch:
Isch vool do, an'en schwaache Ställ,
em Düüstere ens en de Ell.

Doch jetz wudd menge decke Ziehn
su jruuß bahl, wie en Mandarin;
do kom jetz, noh dëm schwëre Trett,
de deckste Quällmann net mieh met.

Isch daaht: „Komm huch us dengem Kahn" -
wat wüä: isch krësch de Schohn net ahn.
Isch dout - on hott en Leidensmien,
doch keen Jedold em decke Ziehn.

Bloß: Wenn isch naahts en mengem Bätt
nu net esu jetrodde hött,
dann hött isch wohl am Ziehn nex kreen,
doch och die Nixe net jeseehn.

Me sitt, wie alles mäneschmol kütt;
wenn bloß jet mieh jetrodde wüdd!
Doch wenn misch demnächs ene trett,
isch meen, wenn isch jetrodde wädd,

dann denk isch bloß: „Dë hätt'ene Splien -
on hott wohl Jöisch am decke Ziehn;
jetz ävve - hät dä do amäng
vielleisch jät angesch aan de Jäng. ...

Die Rolle sen puffpaaf vetuusch
(su, wie bejm Tuusch em Wibbelruusch):
Dä ene nemp, dä angere kritt,
dä angere nemp, dä eene jitt.

Wenn eene onjehubbelt trett,
on legg dann hengeher noch met,
on sääht och noch, isch wö jemeen,
dann saach isch bloß: „Ist jernjeschehn."

Beduet dä misch dann? isch wö platt:
dä hott jo senge Spass jehatt:
Wer anderen in die Jrube tritt,
der leide selbst jefällischst mit!

Mein Fehltritt, do en Ihreveld,
sei Warnung für die janze Welt!
Drum warne isch denn demjemäß:
'Isch hafte nischt für mein Jesäß'.

Der, dä ens weld on ruppisch widd,
soll sehn, wänn'e dä Aavall kritt,
dat'e (och wänn'e zisch on fauch),
sisch net de decke Ziehn vestauch.

Doch trett ens ene hengeröcks,
wänn'de disch ahnungslos ens böcks,
es dat ne Zerkusriefe Trick;
Bejm Vußball heesch dat: Absatzkick'.

Mie ävve wor jo keene kott,
weil isch de Dejsch jetrodde hott.
Doch looch ene Zäddel op dämm Dejsch,
dä rouch noch emme jät noh Vejsch.

Meng Tant hott'en dohen jelaaht
on dorop zo Papier jebraaht:
„Jung, isch moot flück ens en de Stadt,
d'r Kaffee steit vü disch parat

on wat noch sönz ze sare wör -
ach jo, isch ben noch bejm Frisör,
sonz widd noch minge Wöhleskopp
su wuselisch bahl wie 'ne Mop,

dat misch de Noobeschaf' verlaach
(on dat an mingem Namenstaach).
On bliev net iwisch en de Bütt,
weil de Scharüteväjer kütt.

Du weeß, e'sune Mann brönk Jlück,
dröm maach de Dör op, möschlischs flück,
luur us'em Vinster, jank nit vott!
(de Schell es momentan kapott)."

Isch han dann alles su jemaaht,
wie sisch meng Kölsche Tant dat daaht.
On als se heemkoom, saaht'se knapp:
„Na, Jung, hät alles jot jeklapp?"

Vü menge decke decke Ziehn
krösch isch e Tübsche Vaselin.
Meng Tant saaht: „Jung, die janze Spitz
es leidenschaf'lisch övverhitz -

dä es jo filmreif - weeß'te wat:
isch holl de Fotoapperat,
dann hä̈s'te nämlisch, leeve Sonn,
och noch noh Jöö̈re jet dovon."

Zeierts hät se en rüh jeknips,
dann äve laaht se en en Jips.
Die Nahaufnahme maht Tant Kla'
met de Sofortbild-Kamera.

Noh paa' Minütte, schätze isch,
do worre beede Belde drüsch.
Meng Tant saaht: „Luur'ens wie et es,
ob de och jot jetroffe bes!"

"Jo", saaht isch, du hä̈s jot jezielt,
dat es jo bahl wie usjevielt;
sudat me onge dengem Kitt
me och et Höhne'ooch noch sitt.

Meng Tant hott wohl, su leev, su joot,
amäng en Schwäscheperiod.
Do hott isch Jlöck em Onjemaach;
vielleich' looch et am Namenstaach...

Et Nommedaachs, 't wo küet vü vie̊,
stond och meng Mamm nu vü de Düe̊.
Se soh sisch menge Bremsklotz aan
on saaht: „Jank noh de Isebahn!"

Meng Tant saaht dorop hüäsch on wärm:
„Nemm doch dä Jung nit op d'r Ärm,
on loss jetz ens dat Labere,
dä hät jenoch ze knabere

on loss en He, bis dat'er dann
ens widder rischtisch loufe kann -
on setz disch eets ens op de Vott,
d'r Kaffee es at opjeschott!'

Dä Jung es at jenoch jestroof;
hä schlooch jo us em deefste Schloof -
on hät am decke Ziehn doch at
als Mocks Rachitis draan jehatt."

Mamm hott am Namenstaach jedaaht
on och Jeschenke metjebraaht:
e Döppe Sehm on Wiemele
on och e Strüüßje Primele.

Se vüë am Ovend wedde heem;
isch bleüv zeröck, su wie dä Sehm,
jenausu wie die Wiemele
on wie dat Strüüßje Primele.

Meng Ihrevelde Audiänz
wo rejelräsch ene vuule Länz.
Meng Nixe schwomme Naaht vü Naaht
nu doresch dä Fernsehapperat.

Bloß schad, dat me die net mieh sitt,
weil et dä Sender net mieh jitt;
doch en meng Fantasie, leev Löck,
sehn isch die Stischlinge noch höck.

Noh Daach joh isch de Trapp 'eraV,
do jeeht dat Jipsmelönsche av.
Isch satz et hastisch wedde op
on leef janz flöck de Trapp 'erop.

MengTant wo Jott sei Dank net do,
sudat se menge Ziehn net soh,
denn dä wo net bloß blass on vahl,
dä wo op emol dönn on schmal.

Dä soh jetz su bedresse us,
als stöndt'e onge Rizinus,
su jlasisch, schrompelisch on platt -
on em Jesisch su wiss wie Watt.

Isch daaht em stelle nu: „Dat kann
am vööschte Jips jeläje han,
dat dä su enjeloofe es -
jot, dat'e jeistisch net su bes."

Janz schärep han isch dann övelaat -
denn: hött' isch dat dä Tant jesaaht,
dann hött die misch noheem jescheck,
net mieh jepäppelt, wie zo Zeck. -

Vong isch zevüe dä decke Ziehn
nu bässe wie 'ne dönne Spiehn?
Nee, nee! isch ben doch net veketsch:
dänn der hott misch jo och jepetsch!

Doch wor isch jetz och vrej von Peng,
hott isch jetz do 'ne Engerleng.
Wer zwesche mickerisch on vätt
ens eines Daachs ze wähle hät,

dä weeß en dëm Momänt dann ooch,
dat nex von beedem nu jät dooch -
on hött'e och de freje Wahl,
su hött'e schließlisch doch de Qual.

Deck ode' dönn, flott ode' stief:
dat es doch alles relativ.
On vëllt ens eene en de Soot:
de Haup'saach es, et Hëzz es joot!

Hött' isch amäng de Wahl jehatt
nu zwesche opjeschwëmmp on matt...
Isch wudd doch vüeher net jevrooch
on hott dröm su on su de Plooch.

Me sitt - on es me noch su brav: -
Den Seinen jib's der Herr im Schlaf. (*
Mie Vüebeld zeesch, dat (janz jewess!)
me och em Bätt net sesche es.

Me läght sisch ovends soreschlos hen,
on hät nex Koddes mieh em Senn,
deht bloß et Këusse knüddele,
wid waach - on hät de Rüddele;

dann vrösch me sisch doch, noch em Bätt,
wat me dann usjevresse hät;
weil jedereene, dä me kännt,
weeß, dat me bloß do litt on pännt.

Dat isch jo noch ene Labbes ben,
nämm isch doch janz jedöldisch hen.
Och wüa noch nie isch hongsjemeen:
dat es me net met sebbezehn!

*) Beruhend auf Psalm 127,2

Wä sääht: „Do wo isch lang at drüsch",
es höck noch Labbes, weil'e lüsch;
dä es an sengem janze Liev
net rischtisch rief on vel'ze stief.

Dööht dä sisch vü de Huhzegsnaaht
och Maustent op de Appeltaat,
ve'dröck dä sisch no'm Vußballplatz
on schleüf do op en Luf'matratz.

E sone Labbes ben isch net;
wä köm met mié dann och at met!
Verjleische hinken! janz jewess!
weil jede Labbes angesch es:

Dä eene Labbes es neutral,
dä angere es radikal,
Egalité, Fraternité,
och Liberté on - Feneschelteе.

Wänn isch misch at ens selevs belüé
- on dobej av on zo bedüé -,
sehn isch die Höäre, die alsdann
isch noch net avjestauße han.

Nu sääht los Klärche dann on wann:
„Ne Mannsmensch moss Charakte' han."
Isch vrore misch nu jede Daach,
wo dat Orjan mä setze maach.

Dat Klärche weeß dat janz bestemmp,
su, wie dat kallt on sisch benemmp;
doch onjenüüßisch widd et dann,
wänn isch zevel ze vrore han.

Jehüet hott isch dat Wüät at öff,
ameng es dat e stärk Jesöff,
womet me ene kranke Mann
ze Nut jo och kuriere kann.

Doch sujet düet dann jüärelang;
vürav, me treck an eenem Strang.
Et bäste es, me süff zo zweit:
'Jeteiltes Leid ist halbes Leid'.

Isch han dann ens dä Sijismund,
dä Sonn vom Lompe-Muskelschwund,
jevrooch, wat dann Charakte' es;
dä saaht: „Jät Theoretisches."

"Nu los, ve'zäll doch noch jet mieh
von dä abstrakte Theorie,
du weeß, me es doch kom jät wäät,
es me net rischtisch opjeklärt."

E sääht: „'Ne Jong, däm noch jät fählt,
ich dänke dobej net an Jählд,
isch meen, bej däm me jät ve'mess,
dä noch net usjejüare es,

dä meent, e wör'ene stolze Schwan,
on es doch bloß ene haleve Hahn,
on dä de Weisheit, werklisch nätt,
me'm Schüümlöüfel jevrässe hät.

Charakte' es jet Sältenes,
su sälde, wie me säleve es;
jet Jeistijes, wat dann on wann
me trotzdäm sisch ve'kahle kann.

Charakte',dat es die Fassong,
die jede hoffnungsvolle Jong
me'm Trischte enjetrischtet kritt,
domet'e ens ene Vrienes widd.

Wenn so'n Drässüe dann rischtisch flupp,
widd us dem Jong ne vriede Knupp.
Dann es dä kochem von Natur
on bruch dann och kee Abitur.

'ne jonge Jong widd dann zom Mann,
subahl e Schnaps ve'drare kann.
Isch saaht jo at: jät Jeistijes -
met ange Wüät: nex Dreistijes.

Nu es die Ihrevelde Tant
met ons jo intensiv ve'wandt.
Von o'sem Klärche es die Tant
och noch die Kölsche Joddetant.

Dät Klärche kütt op die och jät,
weil die de Kläz jehaale hät,
als Klärche, wie so'n schiäl Makreel,
bejm Dööfe en de Doofsteen veel.

Die Joddetant, die Kölsche Kraat,
die hät och av on zo die Aat,
em Bildungsnotstand-Wunderland
nu met fundiertem Sachve'stand

met Wöät öm sisch 'eröm ze schloohn,
die angere nu kom ve'stoohn.
Dat - hät op Klärche avjevärev,
dat hät dat von dë Tant jeërev;

denn: mäneschmol dröck et su bestuss
at wie die Joddetant sisch us.
Et sähht dann (Jeff on Jall em Kropp):
„Du häs Scharisma, Knollekopp."

„Scharisma? ja, wat es dann dat?
du meens wohl As'ma - ode'watt?
Kütt dat amäng em Brutzelklub
wohl aan huuh Vié'daach en de Zupp?"

„Isch jlöövv, du häs de Vooß 'erus,
du Räktor ohne Spiritus;
häs' du se net mieh all om Höötʔ -
Dat hät en Schloofmötz met Jemööt!

Esujet fängk me met de Kapp
on stisch et en en Aktemapp
on vreut sisch, es'se endlisch vutsch,
wenn se vom Vahrradstände rutsch.

Bloß schad, dat Mäppe mickrisch sen,
sons krääsch me disch do och 'eren;
doch wenn disch dann jo ene vengk,
vü Finderlohn disch weddebrengk,

dann - wör' isch net va Wut jeplatz?
denn du bes' jo jetz ät, wie en Katz,
em Düvel us de Kiep jehöpp
(on av on zo och von de Schöpp)."

Isch kann dat Klärsche jo ve'stoohn;
wie däm, su soll et mié net joohn.
Weil - Klärsche hät en Dudelstadt
jo och at Spell jenoch jehatt.

Et wudd do öve' Naaht entdäck,
von so'nem Innenarschitäk,
bej däm et dann en Stellung wüa;
doch dä velüe an 'em de Küa.

Et saaht: „Isch wudd em jet ze deck,
dröm hät'te misch noh Heem jescheck;
doch wat isch zojenomme hott,
jeng en de Vaas dann wedde vott."

Isch sälevs hott jo de Naas noch voll
on och em Buch noch Wut on Jroll,
weil menge decke Ziehn, weeß Jott,
puff-paav de Klüe jewäußelt hott.

On dobej han isch, emme at,
doch Jlöck em Onjlöck noch jehatt;
denn: trett me ierts met alle Wuch,
dann treck die Peng bes en de Buch;

dann kütt me och noch no'm Spital
on landet promp em Kreislaufsaal.
Dä Dokte' döüt - et jitt'ene Knall,
dann säh'te: „Das war Ultraschall."

On wat steht späde em Befund:
„Der Patient ist kerngesund -
Empfehlung: Schonkost mit Methyl,
ken Wölleklööß on och ken Kühl."

Umleitungen

Nu hott isch jo en Ihreveld
de beste Klinik von de Welt.
Die Tant, vromm wie ne Eremit,
hot sisch jo och esu jedrieht;

doch kom me doresch de Hengedüe
dat Spelsche bahl jet klüschtisch vüe.
Die Kautsch op dë isch schlofe moot,
"hott at Napoleon jehoot."

De Fernseher jeng och kapott;
su trock et misch no Düre vott -
denn wat och emme kütt on lööf:
isch ben met Rurwasse' jedööf!

„Na, Sonn, wie süht'e dann hück us,
dë brüschije Homunkulus?"
saaht Tante Klara eines Daachs,
„es'e noch emme wiss wie Waahs?"

„Er hät", saaht isch, „seit jäste nüe
noch jet erhöhte Tempratüe
on es jetz jet - wie Marzipan;
isch kree de Schohn at wedde ahn.

Och hät de Rän jo opjehüet,
't sen kom noch Woleke en de Lüet;
dann petsche enem suwiesu
de Quante jo at net mieh su."

Daachs drop joof isch dä Tant de Hank,
han misch vü alles noch bedank;
Riefkooche, noch vom Daach zevüe,
ve'pack en Botterrammspapiè',

joov se me met vü onge'wääs
- isch well ens sare 'wunschjemäß' -
met Jröößß noh Düre ("...komm jot heem;
komm widder; woors m'r anjenehm...!"). -

Su sooß isch küet dorop em Zoch,
hott jetz va allem och jenoch.
Et jitt jo Daach, su dann on wann,
wo'me kee Nexmieh ruche kann.

Dann hötts'te sälevs vü Schukelaat,
vü Bier, vü Schnaps on Sahnetaat
ken Aat mieh - weil de jlöcklisch bes,
dat endlisch Aischemettwoch es. -

Isch soß em Zoch on daaht a nex;
do kom ens wedde, wie va weggs,
mir alles noch ens en de Senn:
wat isch ens wüä, jetz net mieh ben,

wat isch jetz han, enzwesche kann,
on wie isch misch ve'ändet han,
wat also vü 'nem haleve Jüä
isch vü die Tant noch jaanet wüä...

Du saaht se noch: „Du jäcke Balesch",
die Senefelder-Strooße-Zallesch,
„du Peimann, Onkrock, domme Klotz,
du Bavian, du Kackedotz,

du Moondjäck, Lama, Nüssel, Senk,
du Klooßmann" on „du buure Enk,
du Rotznaas, Nexnotz, Schlabbe'sack,
du Prentemann, du Dämelack."

Wat hott met mie die Kölsche Tant
zevüe "mit Feinjefühl" jeschant!
Wie menge Papp och met so'n Schruff
en enem Kruffes, sprisch: Kabuff,

weit ab vom schönen Ehrenfeld
einst lax den Klapperstorch beställt,
'als en de Naaht zom nöje Jüa
de Strom noch usjevalle wüa;

als hött hä do en däm Jewatt
nix Besseres ze dunn jehatt,
statt avzestüsse sisch de Knött,
en Kohflatsch bäus jetrodde hött.

Woröm och vüe dä jruße Häld
Nöijor nit bluß bes Ihreveld?
dänn es eets dat Malör ens do,
dann es nex mieh met 'rühresnoh'."

Su stond isch och ens aan de Düe
- isch stond dehenge, sey devüe -
on luusch - on kree zovällisch met,
wie vür'em Dörpel dat on det

on det on dat, doch net op Platt,
nee, so'ne Aat Ve'schnitt wo dat
ein Oxforddeutsch, so häll und klar,
mit Knaubelen zu hören war.

Et jitt Kultüe en jedem Kaff -
alleen at doresch de Nohbeschaf',
doch extemiert widd me bloß dann,
wäm'me jeschwolle quatsche kann.

Dann heesch et bahl: „Dä hät jät vott,
dä sprisch jo, wie 'ne jonge Jott."
Doch woröm soll, jüüs, jüüen,
en Ihreveld dat net su sen?

Meng Tant kallt asymetrisch-schrill,
wenn sie sisch etwas öven will -
dann widd op zucke'söße Aat
met vell Jedöns de Muhl jeschwaat.

Statt 'tschüss' sääht se dann kääss 'bei-bei',
statt 'Tach' on 'n'Ovend' sääht se 'hei' -
on es se sääleve Hei-Chichi,
zählt sie zur Hei-Sosseieti.

Nu wonnt e Stöck vom Kurhaus vott
die Edeltanne Delamott.
Et heeß, dä Nam stönd, onjestutz,
en Vrankreisch onge Denkmalschutz.

Met sujät jeht me angesch öm,
wie met'enem wöste Zömelöm,
man zeischt Format mit Stormjebraus,
sons dänk die noch, me wörre Zaus.

Su hät meng Tant do an dämm Daach
- die Delamott hät ierts jelaach -
an dämm se vü de Uusdüe stond
on isch jeluusch han wie Dschämms Bond,

wie die misch du von A bes Z
doresch de Kakao jetrocke hät.
Wo isch meng Mam, su joht isch kann,
vell mieh en Düre trieze kann.

„Ach, wissen sie, Frau Delamott,
dä Blares ärjert misch kapott;
dä ärjert misch so bänkelisch,
davon werd isch noch krönkelisch.

Käm' endlisch mal ein starker Wink,
und schlüg dä Labbes mal die Klink,
und trüg dä Wink ihn janz weit wick,
wär'n wir ihn für 'ne Weile quick.

Der hat nicht alle op de Rej,
'nen Kopf hat dä ja, wie en Sej,
dä krischt nicht einmal, margago,
von ganz allein das Duvves zo.

Geht er mir werklisch auf die Dröht,
dann platzen mir vor Wut die Nöht,
dann werf' von hinten wie von vorn
isch jeden Blick zurück im Zorn.

Wenn dä sisch mal an wat verjafft,
dann is dat zwar 'ne Körperschaft
des holden weiblischen Geschlechts,
doch auch des öffentlichen Rechts.

Dass mir derjleischen nicht behaacht,
dazu hab' isch ihm schon jesaacht:
'Välls' du met sujet op de Schnüss,
on dann met dämm areses küs,

dann ist der Mühe hoher Preis,
dass isch euch beiden etwas dreiss.-
und dass die Anjelejenheit
dein Mütterlein weit mehr erfreut.

Dann mos'se sehn, wor'e dann bliev,
met dëm jeheimnisvolle Wiev.
Wä weeß! ameng mäßht me noch misch
vü die Quiloot ve'antwortlisch.

Su ham'me jo nu net jewät't;
wë henge mengem Rögge jät,
'nem andre Vromminsch nu versprisch,
Frau Delamott, das schnall isch nisch."

„Ach, liebe Klara", saaht die Vrau,
„sie sehn ja alles jrau in jrau;
allein - sie können mir vertraun,
so, wie den andren Nachbarsfraun.

Wenn so was mal passieren soll
- isch war selbst auch mal liebestoll -
geht man zu einem guten Freund,
der's werklisch ehrlisch mit dir meint.

Verlässt man dann gelöst sein Haus,
dann sieht die Welt schon anders aus.
Auch ich erbat mir guten Rat -
und ging getrost ins Internat

und weilte vorerst in Paris -
dort lernt man ja so das und dies
und bringt sein Wissen, comme il faut,
auf europäisches Niveau,

kam, aus französischem Geschlecht,
auch mit der Sprache gut zurecht -
und machte, wie im Alten Rom,
schon bald mein gallisches Diplom.

Doch bald kam mir die Galle hoch,
weil mich ein Gallier betrooch.
Es stellten sich auch Folgen ein,
doch dann war's nur ein Gallenstein."

„Isch weeß, Vrau Delamott, isch weeß,
dazu gehört 'ne Menge Schweeß.
Was kostete das Studium?"
„Isch hatte ein Stipendium."

„Ach so, sie waren kurz nur da,
auf Stippvisite nur, aha;
fast hatte isch es mir jedacht,
doch lohnt sisch das: nur eine Nacht?"

Su han die zwei noch lang jequatsch;
isch weeß noch, dat die Delamatsch
noch menge Vrönk, dä Sijismund,
dä Sonn vom Lompe-Muskelschwund

noch en et Spell jebubbelt hät.
Se sprooch noch von'enem aale Bätt
on von en usrangierte Weesch
(wenn onvehoff sisch ens jet zeesch),

och könnt em Lomnet e Cupé,
jät wie e Chambre séparée,
als Anlaufstelle denkbar sen,
wohl möötet ene Ovvendann 'eren.

On met e paarmarkvuffzisch Meet,
paar Jrosche vü en nöi Tapet,
wüdd isch, als werdender Papá,
doch dorövve' wohl och noch Va.-

Doraan han isch nu, wie jesaaht,
em Zoch noh Heem noch ens jedaaht.
Isch wo dë Tant nu net mieh kott,
die sisch pattu jeändert hott.

En Düre steesch isch schließlich us,
do kütt sujar de Sonn 'erus.
„Halt! Stopp!" denk isch - on ben jewess,
dat dat ene Wenk va ovve es.

Isch stutze suzesare, net;
öff kütt me jo su flöck net met.
Ach jo! die schenk höck su enorm
bloß wäje dä Strukturreform:

Dä decke Ziehn es uskuriert
on jetz janz angesch konstruiert.
Doröve freut dat Sönnsche sisch,
dä es jetz net mieh schimmelisch.

Demokratische Spielregeln

Litt Düre stell em Sonnescheng,
bliev keene jiä doheem em Deng -
on es de Hemmel werklisch blau,
dann jeeht et ab! ab noh Boreschau.

Torns'te och ovends an de Thek:
jetz sätzte disch ens op deng Peek -
on dann, dann jeht et em Jalopp
(on keene rësch disch künzlisch op)

on keene sääht: „Du Idiot,
isch jlöv du dröms on hüès net jot."
On ronk'eröm em Sonnescheng
ve'jiss me Ploch, Quiloot on Peng.

Et Häzzje widd vell liërtere,
wat vüërs du och net iërtere?
Woröm küss du iërts jetz op Tour,
ja, trock disch dann nex noh de Rur?

Doch do, do viërs'te jetz entlang;
vahr langsam, vahr em kleenste Jang!
Heuwäjelsche! on net ze flöck!
Du häs doch bes höck ovend Zeck.

Wenn'de ze flöck viërs, statt em Schrett,
dann kütt die Sielsche jo net met;
doch viërs'te langsam, leve Sonn,
hät och dat Sielsche mieh dovon.

Dröm hüë op misch, isch meen et joot,
dann vällss'te och net en de Soot,
on landes' och net en de Laach
on hott's am Eng ene schöne Daach.

Es dann dä schöne Daach ve'bej
- on sen die Knoche schwäe wie Blej -
on du be stief, stief wie e Brätt:
Du häs jo schließlisch noch e Bätt.

On wenn'de doren mollisch liss,
zeröcklües - on noch emol siss:
die Böhm, die Bröck, die decke Muur,
die Bank, dat Päddsche lans de Rur,

dat'e dat alles, wenn'de könnts,
em Droom dir ens - noch ens! - ve'jönnts,
dir dann die Häzzje domet völls,
me'm Löufelsche dren rühre wölls,

he, wo de noh de Scholl ens jengs',
he, wo'de ovends Vredde vengs',
jo, 'Vredde' saach isch, wat sähs du? -
dat wo jo he net emme su . . .

De Stiäre sitt me fönkele,
kee Höngksche hüet me jönkele -
on du kanns' schloofe wie 'ne Don -
bes en de Poppe, leve Sonn.

Vlüsch öm de Annakeresch de Mond,
on han de Sprone usjespront,
dann widd et stell en jedem Huus;
dann dröppelt sisch e ützje Truus

su, wie e Trönsche en die Hetz,
wie - Saalz vällt op'ene Hasestetz,
dann kütt os Düre en de Rouh - - -
sujaa dä Schmitz em Hengebou.

An so'nem Daach em Sonnescheng,
höpp'ene Labbes, wie e Kneng,
am Bahnhoff us'em Zoch 'erus;
wiehrt noch e Stöck me'm Omnibus

on setz küet drop (im Elternhaus!)
vor einem Teller Labbeskaus -
on merk: „He stemmp bestemmp jät net,
die Mamm hät doch ve'kierde Trett,

die es su stell on hällt de Muhl,
met ange' Wöat: he es jet vuhl! -
Wä flüschtisch jetz ene Fähle mäht,
on bloß e flapsisch Wöatsche säht

on och dobej noch komisch lüet:
Wä weeß, wie lang me dat beduet?!
Me stellt sisch domm am bäus en Zeck,
bes dat Jewitte sisch ve'treck.

Hällt me sisch noch esu zeröck,
hät me domet net emme Jlöck.
Du merks', e Schlengsche treck sisch zo:
jetzt kütt dat nächste Waterloo:

Alleen deng bloße Existänz
hät dann vü disch die Konsequänz,
dat me dir - jaanex mieh ve'jönnt
on bloß no'm Mond disch scheße könnt.

Je kleenere du säleve bes,
su jrößere dä angere es -
on dä driev, wie ene haleve Jäck,
disch dann noch en de hengeschte Äck

on litt disch dann, wie Zerberus,
och net mieh us dë Äck 'erus:
Dann blickt ein jrandioses Isch
verächtlisch-arrojant auf disch.

Wenn du an dämm jebonge bes,
on dë scharmant-sadistisch es,
ja, vris'te dämm ierts us de Hank
on sähs' dann och noch: „Vielen Dank",

wenn dë dir su dat Röckjrat brisch,
on du bes dann noch heuschlerisch,
dann wis'te, en de Juch jejaach,
am Schluss von dämm och noch ve'aach.

On dat litt dë disch vöhle, Sonn,
vöhlt säleve ëve nex dovon;
dë bät't: „ O Herr, isch dank' dir ja,
dass isch nicht bin, wie jener da."[2]

On eines Daachs, du dolle Vuss,
ve'aachs'te disch noch sälevs zom Schluss;
net, weil me disch beleidisch hät,
nee, weil'de feisch wos, du Kadätt. –

En Bletzantänn', total passiv,
ve'hält sisch emme defensiv;
die hät ken Angs' vü Kähl on Hetz
on soresch sisch och net, wenn et bletz.

Kütt ens va ovve jet 'eraff,
bliev die jelosse,es net paff,
widd dann och net fuchsdeuvelsweld,
widd ovenop ve'röck jespelt.

En Bletzantänn hälsch, zom Jlöck,
bej jedem Wedde stell zeröck,
sudat me sare kann, janz schlisch:
„En Bletzantenn es vorbildlisch."

Doch es'ene Mann esu passiv,
jedöldisch, friedlisch, inaktiv,
dann heeschet: „Ab! en Ach' on Bann!
mein Jott, dat es doch kene Mann."

Wä sisch noh onge orientiert,
wohen sisch och dä Bletz ve'liert,
wohen me sisch och emme flüsch',
et heeß: „Dä es doch vell ze drüsch."

Doch zeschs'te ens e besje Moot,
es dat nu wedde och net joot:
Du hivs' de Kenn, die Möngksche laach,
schon kris'te eene op et Daach.

„Des Menschen wunderliche Art...",[3]
(dä Satz hät och at - so'ne Baat),
die goldene Mitte, in der Tat,
stets zu versäumen, ach, wie schad'!

dat litt doraan, dat jede Jäck
bloß urdeelt (op en schärepe Eck)
zwesche Kultur on Subkultur
wie tösche Kappes on Schavur.

Doch wä ierts urdeelt öve jätt:
wie flöck dä och v e - urdeelt hät!
Pass op! - wä sisch noh onge duck,
kritt, wie jesaaht, va ovve Druck.

Deng lätzte Schanks: du blievs neutral -
doch es dat janz on jar fatal;
dann hötts'te Spass - on leefs'te ronk:
et höösch: „Do kütt dä feije Honk."

„Wer sich entschuldigt, klagt sich an", 4
wer sich rechtfertigt, Mann o.Mann!
schon bahl als Satansbroode schmort,
weil'e ve'stock' wüa on ve'bohrt.

Nur wä dat Kuns'stöck viadisch brengk,
och noch ze flöte, wenn'e sengk,
dä Viereck es on ronge Krees,
zejlisch och Bulle es on Jees,

dä hött en Schangks, á la Tartüff,
weil'e die angere ve'blüff;
wenn net, dann sit'te, wie noch nie,
de Böisch va lutte' Böhm net mieh.

Nur wer im selben Augenblick
noh ovve on noh onge kick,
dä könnt, hött'e sisch net ve'sehn,
ameng noch ens Bewährung kreen.

Wat övve mäht'ene Delinquänt,
wenn rüh, en sengem Elemänt,
dä Kadi dann von'em ve'langk,
dass auf der Armensünderbank

nu och ze demonstriere es
- on weil de jo jelaade bes - ,
wie me zejlisch on onjestüet
noh vüere on noh henge lüet.

Doch wem'me jlöv, dat met'enem Kneff,
'nem Wenkelzoch, 'nem Drieh, 'nem Jreff,
me dann em letzte Oorembleck
sie Hälsje us de Schleng noch treck,

dann es me scheef jeweckelt, net;
do köm de Jemenije Rett
met drej zevüe on zwei zeröck
- on jeng dat alles noch su flöck -

weckschischtisch noch net mieh 'eraan.
Dat litt nu wedderöm doraan:
weil me bejm Lüere wie em Bätt
de Oore zozelosse hät.

Dat alles ronk'eröm meteens -
on, wie jesaaht, net von á Sehns,
weil, wie me nu em Bätt och litt,
die Bletzantänn jo och nexr sitt.

Die Labbes-Mamm hott ihrem Vänt
jo met de Bros' at avjewänt,
sisch schwulstisch ze entschuldije,
sur-söß ihr je ze huldije,

sisch dauernd ze räschviädije
(wie jede' Weddewiädije)
on schnippisch noch dobej ze sen,
ja saach, wo köme' me do hen?

Op Ije! en Motte' känt jo och
va sisch mänesch Vengedüesche noch:
dat kenem ahle Aap me dann
et Vratzeschnegge liehre kann;

dat me net, wie die Saach och litt,
et Wasse avjejrave kritt.
Dann sääht me: „Ja, su sis'te us,
maach dir bloß ken Jewände drus."

Legg ierts die Souveränität,
kütt jede Veue'wehr ze spät;
dann es och noch dä Räss Respek
zom Deuvel (op de schärepe Eck).

Als Motte' vröösch me sisch öff stell,
wat wohl dat Schicksal plant on well.
Me moss öff Knööf han, wie'ne Luchs
on schlau sen, wie 'ne ahle Fuchs.

'nem ahle Fuss, 'nem jonge Mann,
kee Küchelsche ve'troue kann.
Wä weeß, veflex on zojenäält,
wat me em Stelle va misch hääält!

Va misch, dëm joode Mötte'sche,
dat doch e Häzz wie Bötte'sche
vü senge Labbes zucke litt,
jelt, dat us dëm doch ens jet widd:

Me moss bejzegge züjele,
vröh stutze at die Vlüjele,
sons komme eines Taachs, du Vuss,
die Kranische des Ibikus.

Schlemm widd et ëve, wäm'me dann
net rischtisch ongescheede kann
nu zwesche Delinquänt on Tat -
worop dä Täte' jo bloß waat.

Die Tat kann, wäm'me och net moss,
entschuldije, doch net die Los'
met der dä Lömmel von de Kätt
dat Jeeßje lausjebonge hät.

Me hött jo nex mieh en de Hank,
on ze erwaade kene Dank,
wäm'me bloß, weil dä Knut beröit,
en och noch an et Hëzzje döit;

dä spekuliert jo bloß dorop,
dat eene, em Hurra-Jalopp,
zur Taresordnung övejeeht,
bloß weil dä sëcht: „Et deht me leed."

Du meine Jüte, weeß isch dann,
ob dä vollop beröie kann?
Ja, deeht dä dann och werekliisch Booß?
isch jlöv dat net, dä sëcht dat bloß.

Dä sääht dat, öm misch queckzekreen,
misch bloß va henge noch ze seehn;
doch kom han isch en amnästiert,
hät dä at wedde jät temptiert.

Misch ställt me noch ens vü Jerisch;
Vorworef: 'Mangelnde Aufsischsflisch' ,
isch wedd veürdeelt, wedd ve'dammp,
vü Strafvereitelung em Amp.

Nee-nee, su ham'me net jewät't!
'ne Strühsack es kee Himmelbätt.
Isch jo vü dämm noch no'm Kaschott -
on der, dä laach sisch noch kapott.

Dröm moss me so'ne jonge Mann
onge de Fuchtel ständisch han -
on jede Bleck, dä rischtisch setz,
moss op dämm wereke, wie 'ne Bletz,

---

dä dann, trotz Tücke ode' Les',
och net mieh avzelänke es:
dä soll sisch tervele en dämm,
dann küt'te net mieh us de Klämm.

Och wä stets-ständisch erjendjät
ve'dömpelt, ze frisiere hät,
sisch domm stellt - on sisch möschlischs flöck
dann us'em Stöb määht on ve'dröck,

wä disch beschummelt, ach! wä weeß!
- on wänn'de selevs denävve steehs' -
dä nemmp noh alle Rejele
de Wenk disch us de Seleje -

on dann drieht der dä Spieß 'eröm,
on drieht disch dann och noch jet dröm,
beröövf sisch promp op Bertolt Brecht
und pocht aufs Mitbestimmungsräscht.

Dä sääht dann: „Pap bliev Presidänt -
on du, Mamm, blievs dat Parlamänt,
weil du jo einstimmisch diktiers',
absolutistisch bloß rejiers'.

Os Klärche bliev, wie emme schon,
em Wus die Opposition -
on isch, dä Labbes Trappewitz,
ben unumschränkte Lynschjustiz.

Jeeht ene dorop jetz net en,
dä moss at gresch chaotisch sen;
denn die Familie ist - on wie! -
Keimzelle der Ochlokratie."

Su ställt dä Labbes sisch dat vüe.
Waat mäh! dä wüsselt noch die Klüe;
dann maach isch eines Taachs 'ne Putsch
dann es dä Lynschministe' vutsch.

Dë Labbes ëvve soß am Dejsch,
die Zupp rouch, wie jewënt, noh Fejsch;
die Köschin, sprisch: die Labbes-Mamm,
wor, wie me sooch, net jot om Damm,

wo bahl su siede, wie die Luf',
su duftisch, wie 'ne ahle Muff,
und dieses Lächeln, was sie hat ...
dann es me at va säleve satt,

sudat dë Labskaus, zieh on stief,
en sengem Hals bahl stääsche bliev.
De Oore stohn'em vü'rem Kopp,
kom quätsch sisch noch jet doresch de Kropp.

Seng Mamm setz nëve ihrem Herd,
wie Dschingis Chan op sengem Piad,
on öösch, ach, wat et net all jitt,
ob och dë Tëlle' läddisch widd

on vröösch on vrotzelt höhnisch noch:
„Na Sönnsche, schmääht et dir dann och?"
Doch lüët die, wie e Bajonätt,
dann weeß me at: jetz söök se jät.

Do sooß dë Jong nu - on am Herd
sooß peilend dat Damoklesschwärt.
Er sah, dass am Hubertustaach,
der Finger schon am Abzuch lach.

Ejal wohen'e jetz och stiert,
wohen'e lüët: et wör ve'kiehrt-
on dë Ve'teidijungs-Eta
der Jroßhernrinde, dat es kla,

dä litt'en jetz, am Meddachsdesch,
noh alle Segge hen em Stesch;
denn wänn'e bloß dat Züppsche rüsch,
es dat Jehir - wie usjedrüsch.

Wänn'e sisch füsch, dann heesch et bloß:
„Wat es dä doch charakterlos."
Wänn net - es dat en Ursach mieh
öm dropzehaue wie noch nie!

Dann deht die Weddespenstischkeet
dämm Fastelovensjäck noch leed;
dann treck me ange Segge op
on Labbes kritt de Muhl jestopp.

Och Oma widd dann alarmiert,
de Nohbeschaf' widd informiert,
sudat'me vür'em nächste Bess
at ronk'eröm ömzingelt es.

Wä Morjeluff jewittet hät,
litt sisch om letzte Drücke net,
wenn'em dat Kennwasse at kütt,
on wänn'e at de Duckspann kritt,

e Schnäppsche, jät Holdselijes,
wat en de Schüss jevalle es,
vottschnappe, praktisch vü de Nas',
jrad wie e Vüjelsche em Jlas.

Esone Schnapp hott'me jemaaht,
als dann dö Storch dö Labbes braaht.
Er biss das liebe Mütterlein
ins linke wie ins rechte Bein;

er biss besonders aggressiv,
fast sinnlich - und besonders tief.
Das war ein Sabotage-Akt
(die Beine waren beide nackt!).

Dat wöa, bej alle'hand Jedold,
em Jrond doch bloß dö Labbes schold.
Su hätt'se dann och domols at
de Pek ob Läbbesje jehatt.

Nu, avangs hott'e jo noch Jlöck,
do hoohl die Mamm sisch noch zeröck;
doch onjevier met zweiehalev,
wudd us dëm Läbbesje e Kalev.

Met drejehalev saaht at die Pregg:
„Bes stell, sons kris'te se jeseck!"
Doch dann - e wüa küet öve vier -
do jeng et öm e Fläschje Bier ...

Su also vong die Laufbahn aan
vom Söhnchen der Frau Dschingis Chan.
Wie schön, dat me em Woochebätt
at ene Blitzableite' hät!

Weeß ene net mieh us noch en,
net mieh woher, net mieh wohen,
wo ovve on wo onge es
on net ze ongescheede wöss

wat kaalt es, lau, wärm ode' heeß,
va Lenks on Riats vürav nex weeß,
hät bloß en Schanks (ob Hahn, ob Hënn),
als Dischte' ode' Bletzantënn.

On dat wör kene Einzelvall,
esujet jitt et öve'all;
dë Ongescheed es su jereng,
wie zwesche Tüll- on Spannja'deng:

Dë eene lenk de Bletz 'eraav,
dë angere jlisch 'nem Seismojraf -
on keene jo - met alle' Wuch' -
sisch ene Brouch ze hëvve bruch.

Et jitt'ene kleene Ongescheed,
wenn et no'm Funktioniere jeeht;
denn: wo der Blitzableiter steht,
da liegt der reimende Poet.

Nu hät dë och net emme Los' -
sprengk och nie hütre, wie e moss,
on kultiviert sisch ständisch nur
am prallen Busen der Natur.

Wohl moss me seehn, woraan dat litt,
wohen dat vührt, woher dat kütt;
en Bletzantënn flutsch wie jeschmiert,
'ne Dischte' ëvve oxydiert.

Nu hott jo ose Labbesjong
och wede' Tönk noch Abelong
– on sujet moss me och ve'stoohn –
bej enem en de Liehr ze joohn,

dä Daach vü Daach bloß schriev on rühmp
on dischtet (on dobej noch kühmp),
zwei lenke Häng hät, Mann-o-Mann!
och net me'm Deuvel danze kann,

sudat dä Jong, dä ärme Klütt,
dä bloß 'erömjestaußе widd,
sisch ehrenamplisch bloß ve'dengk,
als Bletzableite' höchstens bengk.

Widd eene dorop nu träniet,
dä Pyroanarschie studiet,
dä widd an sengem Namenstaach
noch Doktor h.c. Donnerschlaach.

Dä pröf em ange Möschlischkeet,
sök noh en ange Wereklischkeet –
sons kööme me en Wäs' on Os'
jo von de Werbung net mieh loss.

Wat hött och sons ene Labbesjong
vü'n Existänzberäschtiong?
doch soll och so'ne kleene Mann
von sengem Lävve jo jet han.

Wä angesch denk, mein lieber Schwan,
der is im Jrunde inhuman;
dänn was man für sisch selbs bejehrt,
das jilt auch immer umjekehrt.

jelt - ömjekihrt - och vü'ne Jong
dä sisch noch söök, doch noch net vong.
Denk me zeröck, widd enem klüä,
wat vü'ne Tünnes sälevs me wüa:

Was kann ein Labbes schon dafür,
dass er so reif nicht ist wie wir?[5]
Doch se'me werklisch rief, lev Löck,
on wënn, vü wat dann? on: wä plöck?

Macht Labbes nun am Mittaachstisch
Jebrauch von seiner Schweijeflisch?
Dat es jo jedesmool die Vrooch,
die ene Kaastedüvel plooch.

Vielleicht macht er statt dessen auch
von Redefreiheit mal Jebrauch.
Die Spannung wächst - es knistert schon
(zu hören noch im Kölner Dom). -

Wat Jupiter jenehmisch widd,
Pittjupp doch nie bewillisch kritt.[6]
'ne Bletz - mäht emme wat'e well,
doch hält'ene Bletzableite' stell.

Bang setz dä Labbes do on wät,
doch do - die Suverämität.
He setz dä Zwiespalt, mangs, labil,
on do dat Dogma - wie en Süül.

Die Rättung naht von außen her
on kütt dämm Bletzlisch en de Quer,
denn Klärsche kütt vom Maat noheem:
met Primel, Wiemele on Sehm.

„Na", säht et, „Labbes, wedde do?"
Drop Labbes: „Jaa, isch jlöve jo."
„On, wor'et schön en Ihreveld?"
„Et jitt nex Schöneres op de Wält."

„On met dämm decke Ziehn die Saach?"...
„Nu jo, dä hott sisch scheef lelaach."
„Du blievs och noch ens janz em Res':-
weil'de 'ne Onjlöcksvuchel bes." - -

Der schwere Verdacht

Wat Klärsche opjedrevve hott,
ejal ob met, ob ohne Pott,
dat stond on looch bahl do 'eröm
(vü senge Pap en vresche Prömm) -

on wudd dann erjens hen postiert
(wä donoh söök, dä söök ve'kiert),
dröm schlief die Botte', ei der Daus!
at ens en Naaht em Schaafeschauß.

Als Klärchen nun mit Sing und Sang
recht wohlgemut durchs Zimmer sprang,
da sah sie plötzlich vor sich stehn
den Drachenfels, nett anzusehn.

Doch hott dä Drache at en Troon
(paarwies) en beede Oore stoohn.
„Wat es?" saaht Klärsche kuet on knapp,
„wat häs'te Mamm, es jet met Pap?"

Die Antwort lautete: „On ob!
dä hät e a n g e Wief em Kopp -
on dänk amäng bloß noch an D i e ;
noh misch öösch dä at lang net mieh."

„On wie, Mamm, häs'te dat jemärk?"
„Dä rouch metonge - wie ve'schnärek;
mäneschmol rouche su wie Zunder
on dann wederöm noh Flunder.

Esujät rüsch me bes noh Prüm,
on su rüsch doch net mieh Paffüm.
Dröm sääht me och an Rur on Maas:
„Esujet hät me an de Naas."

Nu jo, Mamm, doch en dëm Labor
hantiere die jo och met Chlor,
Karbit, Karbol on Ammoniak;
Pap rouch och at noh Salmiak,

sudat dë iërtere noh Plüsch
anstatt noh Kölnisch Wasser rüsch -
on rüsch et och at ens noh Jaas:
et jeht net alles noh de Naas."

„Dat weeß isch - on Ve'troue ihrt;
doch wor'et och net janz ve'kiehrt,
wenn misch meng Ahnung, sälevs em Bätt,
bes jetz noch nie bedroore hät.

Op mieh Jevöhl vü Schmalhanskos'
wo emme noch - bes höck - Ve'loss;
och darf en Vrau met ihrem Mann
sporadisch e Ve'hältnis han.

Doch widd me jo va Häzze krank,
jeriet me plötzlisch aan de Rank -
on vällt dann eines Daachs kokätt
vom Rank 'eraav noch vü dat Bätt.

Dat es dann onjevier on bahl
esujet - wie e Warnsignal -
me vröösch sisch ob me net - - jawoll!
dat Bätt ens wedde lüfte soll.

On dat han isch net bloß jedaaht,
dat han isch höck och su jemaaht.
Janz wegg rieß isch dat Venste op
(do kütt noch lang net jede' drop),

do veng isch zwesche de Matratz
(isch daaht zeierts: „Do litt os Katz")
'ne janze Pöngel Breefpapier;
isch maach en op - wat saach isch dir:

Jedischte komme do 'erus,
Jedischte, su met Jruß on Kuss.
Se lijje all noch ovenop -
komm, Klärsche, jank ens met 'erop!"

Dä Labbes hottnu metjehüet
on daaht: „Isch komme jo ze küet,
wenn isch he onge setzebliev,
die Zupp es suwiesu ze stief -

fix schot'te - flöckere wie flöck -
seng Zupp noch en de Pott zeröck
on es, wie 'ne jeöölde Bletz,
och jäng noh ovenop jevetz.

Ierts wudd dat Venste' zojemaaht,
„sons hüet me dat noch bes no'm Maat."
Die beiden Kinder hörten zu -
die erste Überschrift hieß ' D u '.

" ' Du Nachmittag im Sonnenschein,
du holdes Himmelsschlüssel-Bein,
du meiner Seele Russisch Brot,
du meiner Kehle tiefes Lot,

Du hast sowas Persönliches,
Du bist was Ungewöhnliches,
Du weckst mich auf und machst mich fit
und deckst ein großes Defizit"...

"Dämm wedd isch helepe", saaht die Mamm,
„dat jaach isch bes noh Vietnam;
ameng langk och at Mandescheed - -
ens seehn, wat sons noch doren steht"...

"'Du, feiner heißen Quelle Schaum,
Du Fliederduft am Gartensaum,
Du meiner Wanne Badesalz,
Du Fledermaus an meinem Hals.

Du, wie verrucht du manchmal wirkst,
Du, wie du deine Glut verbirgst,
Du, wie du dich dann offenbarst
und immer froh und rüstisch warst.

Du, dich nur lass ich zu mir ein,
Du, dir gehör' ich meist allein.
Du, du allein bringst mich auf Trab,
du bist für mich der größte Schnapp."'

Op Trab bräng isch dä Pap jetz och;
ühr Tant hott jo noch nie jedooch.
Ab jetz steesch menge Julius
en Ihreveld mir net mieh us.

Wat isch me vüejenomme han
- dat wo noch su bej jedem Mann - :
'Vendetta', säht me en Tarent:
isch mache ihn zum Rudiment.

Von wejen 'op Montasche joohn,
de Naaht sisch öm de Üere schloohn!
Kütt dä höch ovend net noh Huus,
ben isch en Katz on dä en Muus

on vaahr noch höck noh Ihreveld,
dann widd mieh Schweste kaltjestellt - - -
on dämm braaht isch noch Wiemele,
e Döppe Sehm on Primele."...

„Wievel Jedischte sen dat dann?"
saaht Klärsche, „kann isch se ens han?"
„Isch han'se noch net nohjezaahlt,
lüe säleve ens - (dat maach ich kaalt)."

On Labbes saaht: „Jetz widd me klüä,
woröm die Tant su vreundlisch wüä;
dat wo bloß Katzevreundlischkeet
us Täschtelmäschtel-Schläschtischkeet."

Nicht lange blieb die Mutter stumm:
„Nein! was für ein Martyrium!
Sen alle Wieve op de Wält
su heeß, wie die en Ihreveld?

Isch han noch keene Mann em Land
'nem ange Vrommensch usjespannt.
Wohl wöss isch jiä, wonoh dat rüsch
met wat vü'n Seef dat sisch mä wisch.

och wat dat aan- on ömsisch hängk,
on wie dat ene Kial bedrängk;
dat moss, wie sääht me, vü 'ne Mann
doch jät Besondesch aan sisch han.

Dä Julius köm von alleen
op sujet doch net drop noh zehn;
öm die Zeck kütt dä ärme Stopp
he net ens mieh de Trapp 'erop.

Isch könnt et einfach net ve'stoohn,
möösch der zevoß noh Kölle joohn;
dä kütt met so'n jeschmenkte Ühl
doch net mieh us de Ühlekühl.

Ja, wänn dat noch jet Rasches wüa,
e Rasseweib - - doch net os Klüa;
e läcke' Mädsche, jong on schön,
doch net eson ve'kalegde Möhn -

e Kenk, wat noch e Hätzzje hät,
on he on do och sons noch jät,
isch meen, isch blëüv dann och net köhl,
doch hött' isch sesche' Metjevöhl.

'nem aahle Knüve' ohne Hoot,
deeht et aläng jo och ens jot,
wenn süë Kenk, dat sisch ve'deeht,
bej Damenwahl ens vür'em steeht.

Mäht so'ne blondjelockte Länz
mir ens utopisch Konkurränz -
ach, Konkurränz, die doch bloß kläfft,
belebt bekanntlich das Jeschäft.

Doch moss e Wiev at ruchlos sen,
litt et de Schwoore naahts 'eren;
weeß dat net, dat dat Inzuch' jitt
on Schlofsuch' me va sujet kritt?

Isch meen, misch hät de Schloof jalant
och av on zo at övemannt;
mir jeng et ävve net wie däm,
dänn isch wos emme noch, met wämm.

Do kanns'te seehn, wat dorus widd,
wänn eene net de Haals voll kritt;
et fählt bloß noch, dat Schlemmeres
enzwesche enjetrodde es.

Noch nöilisch hät et doch jeklaach,
et hött jetz at seit Jüa on Daach
traumatisch Peng am Rebbekorf
(seit jenem Sturz in Birkesdorf).

Wä weeß, wo dat jevalle es! -
Dat looch bestemmp ens en de Kes'
als wie dä Holzworm von däm Bätt
'ne Stempel opjevresse hät.

Su saaht et och ens tröi on brav,
et wöa at lang von allem aav.
Sie falle schon, laut Doktor Kätz,
unter das Ladenschlußjesetz.

Des Frauenarztes hohe Kunst
sei unzulänglisch für die Brunst;
Wär' erst die Sinnlischkeit passé,
dann hölep och kene jröne Tee.

Dat süht dat bloß - on ställt sisch domm,
dat isch net op sieh Spöasche komm.
En Werklischkeet es dä Fasan
ameng 'ne tätije Vulkan.

Vielleisch hät Kla dämm Julius,
net bloß em Juli on Aujus,
(me weeß jo net jenau Bescheed,
wie lang dat Spellsche do at jeeht)

- och at zevüe on och denooh -
jät en de Kaffeetass jedooh:
Man stößt mit etwas Phantasie
auf kriminelle Energie.

„Ja Mamm, wat maache me dann jetz,
die zwei han et jo doll jevetz?"
saaht Klärsche stell on nohdenklisch,
„die Schreff he, die erkänne isch,

die stammp janz sesche von dämm Oos
do us de Senefelder Stroß - -
on met esujet, Pap wie Tant,
se'me nu och noch jät ve'wandt."

„Doch net mieh lang; dänn wenn dat stemmp,
beröit me, wie me sisch benemmp:
Isch loss misch scheide! janz jemeen -
dat wölle me doch he ens seehn!

Wat ävve saach als Pikkolo
on domme Labbes isch dozo?
Hott' Mamm net vrüje at jesaaht:
„Du schlees jo völlisch us de Aat?"

Nemmp me me jetz ameng noch kromm,
dat isch jet mieh noh Papa komm',
och wenn isch misch als domme Klütt
doch us Tant Kla nex maache wüdd?

Me well he, dat neutral isch bliev -
on doch - meteens - Pa'tei äjrief;
wat doon isch nu, isch ärme Stropp?
Isch kree'se su on su jezopp.

Träck isch met Pap an eenem Strang,
ve'wandelt Mamm sisch en en Schlang;
on wenn met Mamm isch eenisch jooh,
sääht Pap: „Isch kann disch net ve'stooh."

Wenn isch nu vü dä eene ben,
kann isch doch net vü jene sen;
stets sieht mich immer einer dann
als Vaterlandsverräter an.

Janz automatisch jedenvalls,
han eene emme isch am Hals:
Jooh Pontius isch us em Wääsch,
dann kütt Pilatus aanjevääsch,

haal isch met beede ens - na on?
dann heeß et: „Du bes dubbel, Sonn."
Haal isch met keenem, forsch wie nie!
besitt misch dann och keene mieh.

Et es baahl su, wie met de Sprooch;
wä Platt sprisch, es per se en Plooch -
doch brisch me övve dëm de Stab
on sääht: „Dat es vielleisch ene Aap!",

der sich des Hochdeutschen bedient
(auch wenn er schon mal was verdriehnt) -
wer dann auch Knaubelen noch spricht,
ja - der beherrscht doch beides nicht. - - -

Dann - eines Daachs - zom joode Schluss
- wä kennt sisch do noch werklisch us -
dann es wohl erjendjet passiert - -
on du steehs' doo - on bes düpiert.

"Versöhnung", heißt das Zauberwort
(erzielt an schaurig-finstrem Ort),
me staunt, weil dat su plötzlisch kütt . . .
so flück kommt man ja jaanisch mit.

Dat - widd dëm Sonn dann klüajemaaht;
me kennt joo dëm seng plompe Aat,
jetz wedde ens ze nöddele
on och me'm Kopp ze schöddele -

dann deeht dä su, als wänn en jät
noch nie esu jewonde't hät -
on er ve'stellt sisch wie noch nie
on sääht: „Isch jlöv, isch kann net mieh."

Mamm ëve meent dann: „Leve Sonn,
jaah - do ve'stehs'te noch nex von:
Jeeht eene diplomatisch vüe,
kütt ierts de Flisch on dann de Kür.

Öff es et Köppsche vell ze äng,
ja - - bieß'te disch och op de Zäng
- on bieß'te se disch aan jät us - :
trotzdäm kütt net de Sonn 'erus.

Dann wönschs'te dir, dat dieh Jehier
(dat piesack, wie e wööß Jeschier)
samp Oore, Uhre, Monk on Naas,
löösch iewisch, iewisch! aan de Waas;

jo, dat sujaa dä janze Dätz,
met all däm Spell, wat du dir mähts,
met allem, wat ons ch och bedröck,
on wo'me jlöv:. isch wädd ve'röck,

bloß doresch ene rußije Kameng
zom Deuvel stracks de Pief 'erop jeng. -
Dröm saaht meng Tant wohl öm on töm:
„Du lööfs me'm letzte Kopp 'eröm."

„Ein jeder Staatsmann hält das Maul,
verbünden Klärchen sich und Paul;
ja - und vor diesem Apparat
kapituliert der stärkste Staat.

Drum wehrt euch, Freunde, allzumal!
„Die Scene wird zum Tribunal!" 8
Verrückt wär' jeder und entehrt,
wer sich in Zukunft nicht mehr wehrt." -

So - wird man doch indoktriniert,
bearbeitet und korrumpiert;
doch so, dass niemand gleich entdeckt,
was e i g e n t l i c h dahintersteckt.

Doch währs'te disch dann, leve Jott!
dann laachs'te disch am Äng kapott;
dänn wänn'de op de Trischte k ü s s ,
dan heeß et: „Mann, haal bloß de Schnüss!"

Mit diesen Worten hier, Ihr Leut',
sei beispielhaft nur vorgekäut,
was Einstein meinte, als er rief:
„Es ist doch alles relativ!"

Jedoch bedenkt, die Leute da,
dort vor der Fernsehkamera,
sind über alle Maßen froh,
sind häppy, wenn sie sich uns so

allwissend, up-to-date und frisch
- aus deutschen Landen auf den Tisch -9
das heißt: mit einem Lächeln, ach!
umwerfend (in der Sache flach)

wie auch mit kindlichem Gemüt
uns sagen, was uns heut' noch blüht -
und was schon bald uns blühen wird
(weh dem, der sagt, dass man sich irrt!)

scharmant servieren, dass man dann,
besonders, wenn man dann als Mann
mit virtuellem Händchen winkt
und fast im Kinnwasser ertrinkt,

auf dass das rosige Geschöpf
(dat is auch nie hoch zujeknöpf)
nun wirklich überzeugt sein kann,
dass seine Freude jedermann,

die Überfülle seiner Brust,
das Nonplusultra höchster Lust
an seinem Drum und Dran entdeckt - - -
mit Scheu, mit Ehrfurcht und Respekt.

„Seht her! bin isch nischt schnuckelisch?
jetzt müsst ihr juchzen, kuckt nach misch! - -
Erst rischtisch jlücklisch ist man dann,
wenn man sisch andren zeijen kann.

Fast schmelze isch vor Süße hin,
verwandelt, oh! - in Sacharin;
doch jetzt, pardon! verzieh' isch misch,
denn sonst, ihr Leut', zerspringe isch.

Nur eines noch, bevor isch jeh',
(ihr lechzt nach mir noch, wie ich seh') -
ein Rätsel lüfte isch zuletzt:
Ein Nichts - wird stets durch Form ersetzt."

Nu jitt et noch so'n Kös'lischkeet -
die jelt at lang on wegg ve'breet,
als Wonde'kiäzje, janz apaat - -
on dat brennt ständisch, Daach on Naaht.

Dat es von Frollein Kamera
e Schwestesche: Politika.
Die Vaterschaft ward hierzuland
von vielen Vätern anerkannt.

Ee Ei kütt op dat angere
jradsu, wie Unheilsschwangere.
Das Unheil steckt in jedem Ei:
Cholesterin und Överei.

Die Köslischkeet 'Politika'
sök ständisch nooh en Kamera;
dat Frollein 'Kamera' sök och
on kritt va Promis nie jenoch.

Wie Well-läpper sen die zejang:
et jeeht bloß öm de ierzte Rang -
den man genüsslich möglichst oft
einander abzujagen hofft.

Ist schmutzig auch die Konkurrenz -
das macht man wett durch Prominenz.
Rivalität es wohl fatal,
doch es me 'in', es dat ejal.

Fazit: 'ne Aap es prominänt,
wem'me en öve'all erkännt -
on jlöcklisch es'ene bonkte Honk,
wenn'ne Professor nooh 'em lonk.

Die Labbes-Motte' ëve lonk
met Küülkoppoore, jruß on ronk,
doch och met Trockeneis em Bleck
noh ihrem Labbesonjescheck,

dat bej ihr setze bleve wüa,
doo, wo wohl seit'enem haleve Jüa,
wë weeß! laut Ämmnett-Institut
ameng bloß noch jeschloofe wudd,

als Klärche, faktisch öm e Hüa,
de Trapp 'erav jevalle wüa,
als et nooh onge leef, öm flott
nu en dëm Ihreveld-Komplott

seng onschenierte Joddetant
schnack vü de Schwaaht die schërpe Schand
am Telefon, wat et och soll,
nu öm de Uure haue woll,

doo saaht nu die Vrau Trappewitz
vü ihre jode Labberitz:
„Saach, Sonn, du jruße Frauenhäld,
du wos joo jrad en Ihreveld,

ja, hës'te doo dann nex jemërk? -
Hët Kla Manschette ens jestërk;
isch meen an eenem Hiarehemp,
dat sisch em Strafraum joo net lëmp?

Dat dreckije treck dë doch us,
joohn die des Oovends ens 'erus -
on küt'te heem, dë Plastik-Schwan,
hët'te dat fiese wedde aan."

Isch daaht: „Nu waat - jetz han isch disch
joo en de Hank - on du net misch;
jetz trääcke isch vom Ledde' av,
du - - küss vom huhe Piad 'erav.

Die Ketten meiner Knechtschaft, hei!
brech' ich mit Jubel nun entzwei.
Jetz endlisch, endlisch kritt die Tott,
va mir ens ene enjeschott."

Denn: Wor isch net dä kleene Mann,
met dämm me Jojo spelle kann?
on net dä Schoh, dä emme' petsch,
dä'me behandelt, wie en Ketsch?

dämm me de Nääl ens stutze moss,
dänn sons ve'liert me joo de Los',
dä ens e Vödesche Pomfrit
drakonisch abjetrocke kritt;

dä usjelööfelt hät - (vü drej!),
wenn Saalz statt Zucke' wo em Brej;
der, wenn de Kuckuck koom, ja joo!
jekohlt hät: „„Et es kene doo";

Ja! - - - wänn'se misch ens nüdisch han,
wänn'se misch bruche dann on wann,
dann heeß et: „Maach dat! schießt du quer,
bist du kein Freund des Kaisers mehr."

Doch jetz han isch an dat jedaaht,
wat ose Liehre hät jesaaht:
„Nicht gleich an jedem Schräubchen drehn,
das könnte mal ins Auge gehn."

Wenn die sisch em de Hüäre leen,
krehn die misch desmool net mieh kleen;
maach nie mieh jät en puncto Bätt,
wat Pap drem uszebaade hät.

Dä hött jewaltisch sisch ve'doo,
sollt' isch vü däm noch bischte joo:
Wer andrer Leute Äppel klaut,
soll sehen, wie er sie verdaut!

E' hott' et joo at ems probiert -
on saaht och noch janz onscheniert:
„An däm, wat du ve'masselt häs,
ve'hönget Mephistopheles;

du bisch's bloß menge Seve' met,
dä Jeeslije, dä märk dat net.
Du kriss dovüe och zwanzisch Mark
on isch kree kene Herzinfark'.

„Ja on?" saach isch, „isch ärme Stomp,
wat kreem isch dovür opjebrommp?
Vü disch doon isch jo dann noch Booß:
Wallfahrt nooh Keavele - zevooß!

Wenn Oma ierts dohenge kööm - - -
wie die misch em de Mangel nööhm!
Zom Schluss hött' die noch jia jewoss,
wat Schlemmes isch jebisch han moss. -

Ben isch och kene Tatebäa,
hälep isch, wo Nut am Mann es, jäa;
doch menge Pap hott' valsch jepark
on isch do Booß - vü zwanzisch Mark?

Om es et och net su jewäss,
dat alle' Kappes, alle' Strüss,
entfässelt wudd - net nur blußkopps ! -
vom Zucke'düsjere on Obs'?

Wie wo dat dann em Paradies?
ja, wo dä Adam dann dat Bies'? -
wat hät dä Jong do jäck jemaaht?
Dä hott' doch Langwiel, Daach on Naaht.

Däm braaht doch jaanex us de Rouh,
dä hott' och nex em Hengebow;
bes eines Taares, blank on blond,
dat Wiev am Jaadepöatzje stond.

Tollkirschen hatte die jepflückt;
der Jung war danach janz verrückt.
Die Dinger waren werklisch toll:
zwei Stöck - ene janze Ämme' voll.

Nu könnt' me sare: „Dat es Quatsch" -
doch määht me sujet ierts zo Matsch,
zo Maische also - on zom Schluss
kütt dann, op Deuvel komm' 'erus,

Kirschwasser en däm Sud zestand;
dat widd ve'jüüre on jebrannt -
on drenk me dat Likörsche dann,
dann vängk me selevs ze jüüre aan.

Im übrigen weiß jedes Kind
ja auch, was Teufelskirschen sind:
Der Teufel schuf sie - mit Bedacht,
doch Eva hat dem Schnaps jemacht.

Nun wenden viele Leute ein,
die Belladonna sei zu klein
met zwei davon - och noch met Steen! -
'ne janze Ämme vollzekreen.

Doch es et erjens, wie me weeß,
besondesch schwöül on vöösch on heeß,
dat me de Kroone jappe sitt,
seleve wenn de Nikolaus at kütt,

dann schwellt on quellt do alles op;
die Kiersche waaße em Jalopp,
bes se - statt spinzisch wie en Spenn -
su deck wie Pampelmuse sen.

Die ävve sen su üppisch dann,
dat zwei alleen at do dovan
'ne Ämme völle bes zom Rank
(öff lehn'se op de Venstebank).

In einem solchen Biotop
der Adam gärn mal einen hob;
er fand den Kirschlikör ganz toll -
und war nicht nur des Lobes voll. -

Die Tollkirsche ist hierzuland
als 'Schwindelbeere' auch bekannt.
Wer morjens Atropin at süff,
kütt meddaachs net mieh doresch de TÜV:

schluckt man sowas schon frötere,
ist man dann nicht mehr nötere.
Man schwankt, man stolpert, man fällt hin,
setzt dennoch auf den siebten Sinn...

tatsäschlisch kris'te och noch met,
wie eene en de Vott disch trett;
doch als Jemütsmensch, bittesehr,
denkst du nicht mehr an Gegenwehr;

du wirst von Englein eskortiert,
dein Geist entweicht und emigriert -
on späädе sähs'te övveall:
„Na ja, das war der Sündenfall." -

En Troja jeng et ähnlisch zo,
do wor'en Huhzeck erjendwo;
wor och ene Appel met em Spell -
do ham paa' Wieve em Aprel

sisch ierts de Oore noh ve'ränk,
sisch dann, wä weeß wie, drömm jezänk;
et hosch: „Wer dem verzehrt ist 'in' -
und wird noch Schönheitskönigin."

On dobej weeß doch jedes Wiev,
em Länz sen Appel noch net rief -
su weeß och jede Hippolyt,
dat me va sujet Buchpeng kritt.

Noch eh' der Apfel ward verdaut,
hät Ischias die Braut jeklaut
(die meines Wissens 'Leni' hieß)
on die jeng met däm noh Paris,

wie och Homer os wesse leeß,
met Ischias op Huhzegsrees. - -
On dänne ihr Jeschmuddele
hot Schliemann uszebuddele!

DER TRAGÖDIE ZWEITER TEIL

Zevüe - hot och, onöve'laaht,
e Wiev sieh Büchsje opjemaaht,
‚Pandora' hieß das Vögelein,
‚Epidemie' ihr Schnuckilein.

Om och Schneewittsche veel 'eren;
met ange Wöät: de Worm wo dren.
Nu hät dat jo noch Jlöck jehatt,
wo vorläufisch jo bloß schachmatt.

En Wormkur langk em so'nem Vall,
doch helep die jo net överall;
dröm han isch, nevebej erwähnt,
meng Mamm sujaa de Worm jesäänt,

als die va mir nu wesse woll,
ob isch jät, wat net ihrevoll,
em Ihreväld beobach' hött',
was münden könnte in Jespött.

Isch vong janz harmlos domet aan,
die Tant wör jetz jo drop on draan
sisch Scheck...Heff...Krone...Politur
om Lense met Kontakt-Jlasur

'ne Kugellager-Apparat
om och eme Schwabbel-Automat,
natürlisch alles op Rezäpp
em Rekongvalesz̈unze-Näpp

met Aussisch op en jruße Schanks
om op en Body-Renaissance
jetz zozelüje (wie em Queen) :
Make-up, Chichi on Atropin.

Adrätt wo se jo emme at,
doch emme och e beßje matt.
Jetz ävve dräht se meistens bonk
om werk och ronkeröm jesonk,

schmenk sisch su, wie die Vrau vom Schäl,
lackiert sisch och de Venge'nääl,
koom letzte Dengstaach aanjesock
om hott'ene nöie Minirock;

isch well net leeje – doch die nemmp
de Anti-Baby-Pill bestemmp.
Die lutsch die, dat et nur su kraach –
us Angs' sujaa drej-vier am Daach.

Om vreundlisch es se – wie noch nie,
baal kennt me die jo janet mieh.
Su wo die ens vil Daach om Jüa',
als Ome Hen noch bej ihr wöa.

Doch wie wor die donoh alsdann:
als hött'ene Hau se met de Pann –
om alles doot ihr ständisch wieh:
„Isch hab' wat mit dem linken Knie,

auch sehkrank bin isch permanänt",
ja, wenn die vür'em Bildscherm pännt...
Doch, wie jesaaht, das war einmal –
jetz – es ihr alles janz ejal.

Ein Röslein sah 'nem Knaben stehn:
Man muss sofort aufs Janze jehn;
die Graugans aus Patschikistan
mutiert zur Leda mit dem Schwan."

He laat isch nu e Päusje em -
dat es jerade om mäaht Senn
nu - : weil doch Kaffee bloß jet widd,
wem'me em ierts jet träcke litt.

Dat me dat Wasse' (onbedengk!)
zevüe at am'et Kauche brängk,
em Flötekessel, wie me weeß
(om flöt die Flöt, dann es et heeß)

dat woss os Urjroßmotte at;
die hät och emme avjewaat,
doch net ze lang (vom zwei bes zehn),
sons widd die Luff jo wedde reen.

Om net am Dörpel bubbele,
sons kauch et jo zo Knubbele.
Dröm han isch nu en halev Menütt
jepeilt om avjewaat wat kütt;

denn - avzewaade hott' isch joo,
ob nu meng Heilsbotschaff dann doo
och Wächselwerkung zeeje wüdd
om ob us mengem Werk jet widd.

Et hät dann net mieh lang jedüet,
dann hät'se misch ierts aanjeluet,
das Urteil fiel wie immer aus . . .
das Niederwild floh aus dem Haus,

der edle Rücken krümmte sich,
sie holte Luft - da wußte ich:
gleich hallt ein zarter Harfenton
aus einem Super-Megaphon,

dann joohn he en de Noobeschaff
de Rollläde va selevs 'erav - -
und bleckt erneut des Tigers Zahn,
dann vängk dat Mobbing wedde aan.

Schon öffnet sich des Drachens Mund
und aus des tiefen Rachens Schlund
zischt heißer Wasserdampf hervor,
umsäuselt schauerlich das Ohr.

Doch mit des Wasserdampfes Gischt
des Feuers Höllenglut sich mischt -
und kleine Flämmchen künden schon
vom Donnerschlag der Eruption. -

„Kassandra!" schreit es nun heraus,
„du Brämsklotz!" hallt es durch das Haus,
„du Dekadänz! du Flentereem!
du Jenerationsproblem!

Sälevs wenn dat stemmp, wat du doo säähs,
bes du doch baahl jät, wie en Vrääs;
isch meem dat nervlisch, wie me sääht,
woo bliev dann bloß deng Pietät!?

Du Schockwell, Nexnotz, wonde Ponk!
du Hiobsbotschaff - ach! du Honk!
du Abrissbernen-Duseldier - - -
Isch - distanziere misch von dir !!!"

Mein Auge Richtung Mamm jelenkt,
mein Ohr tief in ihr Herz gesenkt,
tief, wie das Meer, kühl wie die Erk - -
isch jlöv, dat hät die Aahl jemärk.

Sie fühlte sich ja überführt;
ihr Feingefühl hat dies verspürt.
Dëm Bollwerk wo op emool klua,
dat et'ene Trümmerhaufe woa:

Vom der Diana bis zur Quitt',
ist's eben nur eim kleiner Schritt.
Ja! quittengelb war sie zuletzt
und hatte Grünspam angesetzt.

Das Monument aus Stahlbeton
verflachte zum Chamäleon:
Die Despotie war nicht mehr da,
der Rest - war nur noch Patina.

Was Klärchen klärte

Mamm hät de Bädde dann jemaaht
on dobej seche' dran jedaaht,
wat Klärsche wohl enzwesche schon
jequasselt hät am Telefom.

Isch ävve jeng de Trapp 'erav,
jelosse, dösisch, tröi on brav,
wie emme sparsam im Jebrauch
- isch wudd jo net mieh aanjefauch -

meng freie Meinungsäußerung,
vresch noch en meng Erinnerung,
verlieh mir erstmals Fluidum,
wie Reputation und Mumm.

Ja - on met Röckjrat on Kurasch
koom isch 'erav von de Etasch -
isch setz misch daa - jenees mieh Jlöck,
zevredde lehn isch misch zeröck,

do kütt os Klärsche jrad retour
(dat Telefom steht jo em Flur)
on sääht zo mir: „Jetz pass ens op!
mir joohn jetz noch ens flöck 'erop,

dat isch net zweimol kalle moss,
dänn dovür han isch jetz kem Loss;
nu hevv disch langksam, möde Ziehn,
stank op, bewääsch disch, du Ruin!"

Isch staalt misch domm on saaht jemeen:
„Worröm jeehs du damm net alleen?
du jengs' jo och alleen 'eraav -
de Bang haal isch dir net mieh aav.

Om beld' dir bloß net künzlisch em,
dat denge möde Ziehm isch hem:
Isch boykottiere Üsch komplätt,
sulang isch he beleidisch wädd."

Dat Klärsche stutz, lüert wie en Koh,
om kritt de Jabbeck net mieh zo:
Da Kündigte der Freiheitsdrang
von Bruder Labbes wohl sich an!

Jet avjeköhlt sääht et vü misch:
„Et jeht jetz he doch net öm disch;
dir trett doch keene he zenoh -- -
doch Ome Hein es wedde doo.

Die zwei sem sisch em Ihreveld
bejm Schötzefess em Kermeszelt
vü Wooche wedde ens bejähnt;
et hät dovüre su jeräänt.

Em Zelt wo spät am Ovend Schluss;
de Musik jeht, et Leet jeht us,
sey woss nu net mieh us noch en,
doch ihre Exmann, Ome Hen,

dä wo jo nu me'm Auto do.
Was lag nun nöhtere wie noh?
Die saaht net vü dä Kavalier:
„Mein Heinerich, mir jraut's vor dir",[12]

die wo jo vruh, dat en dä Naaht
dä Heim se noch noh Huus jebraaht;
se wo jo bloß en Rock om Blus' -- -
viehrt dann öm die Zeck noch ene Bus?!

Noch flöckere als wie jedaaht,
hät Hein de Heizung aanjemaaht;
dann ist sie langsam aufjedüht -
und automatisch aufjeblüht.

Das Auto hielt, sie war zu Haus,
und stieg als erste wieder aus;
er zeigte ihr den Führerschein,
da sagte sie: „Dann komm hereim" -

us Angs", dä vüeh sisch noch kapott
- weil'e jo jet jedronke hott' -
hat sie sisch seiner dann erbarmp
und hilfsbereit ihn auch umarmp...

on seit dä Zeck, soviel isch weiß,
liefen die Drähte wieder heiß -
on su hät sisch, janz onjeahnt,
Tant Klara wedde anjebaahnt.

Se sääht: „Hein kütt zo mir zeröck;
saach Mamm Bescheed, er kütt noch höck;
jot, dat jit Onjlöckselijes
höck morje heemjevahre es.

Bloß, Klärsche, stell disch dat ens vöör,
dat minge Hen sisch als Schoffför
do aan däm Zelt om Kermesplatz
en senge Waare hött' jesatz

on hött' jesaaht: „Komm jot noh Huss,
öm sechs kütt jo de eetste Bus;
isch danke schön für ihr Vertraun" -
und wär' alleine abjehaun! "

'ne solsche Kränkung hätt' bei Nacht
misch zum Piranja wohl jemacht;
denn: willst du mischt mein Fahrer sein,
dann blüht dir was, Jenosse Heim![13]

Isch meen, isch hott' em Lichte'jlanz
baal jede Danz met'em jedanz -
für misch war diese Huldijung
baal jät wie em Entschuldijung.

Entschuldijung dovör, dat der
sisch ohne jede Jejenwehr
om baal jedöldisch wie e Schoof,
als isch'em doch de Laufpass joov

noh Bayenthal ve'trocke hät;
janz ohne jät! (on ohne Bött),
jrad su, als hött'e drop jewaat,
wie och em Bayenthal em Krat.

Nu siehs'te, Klärsche, wie et jeht,
wenn eene disch ve'kiert ve'steht;
doch ham'e dat jo jetz jeklärt
on alles es och at ve'jährt."

Wohl ham isch dann die Tant jevrooch,
wat e j e n t l i s c h em Essisch looch;
man reajiert im Freundeskreis
doch nicht sofort mit Platzverweis.

„Och Klärsche", sääht'se, „isch hott' at
met däm su lang Jedold jehatt;
ve'liert me doch net de Jedold,
es me am Ang noch seleve schold.

Jetrennt war'n wir vom Tisch und Bett,
weil dä bloß Quatsch jesonge hät.
Jewarnt hott' isch en öff jenoch
(on en de Vott jetrodde och)."

„Ja Tante Klara, denge Mann:
wat soll dä dann jesonge han?
Kam er denn nur noch zu Besuch? -
wieso traf disch des Sängers Fluch?"

„Jesonge hät dä allerhand -
vom Palmenstrand, von weißem Sand,
von weißen Mäusen ohne Schwanz,
vom Honolulu-Hula-Tanz,

von kaffeebraunem Zeitvertreib,
von Orient on Schlangenweib,
vom Tausendschönchen, Maßliebchen,
Stiefmütterchen on Spaßmüppchen.

Dat wudd mer eines Daachs zevell;
isch weeß noch, et wo Ängs Aprel,
ja jo - on janz jenau jesaaht:
et wo en de Walporjisnaaht.

Spät kom'e heem, total bankrott,
wä weeß, wat dä em Kiddel hott'!
Da reagierte ich vital,
denn er sang da zum letzten Mal."

„Ja, Tante Klara, hoffentlisch
widd alles wedde jot wü üsch;
isch saare Mamm dirêk' Bescheed,
os all doot dat doch iwisch leed;

doch saach me flöck noch, wat e Bött
met deng Jedischte op sisch hät?
Mamm wong höck onge de Matratz
vom Pap sieh Bett jët, wat deng Tatz

ich meine, was janz klipp und klar
vom deiner Hand jeschrieben war;
nu saach me flöck noch, wie dä Dress
em Papas Bött jeroode es!"

„Och Klärsche, Kengk, isch saare disch:
der Schein sprischt leider jejem misch;
doch han deng Eldere jo baal
de Selve-Huhzeck dazumal.

Wat denge Pap nu lang at woss,
dat deef em Tante Klaras Bross
ein Dischterherzjem um sisch schläscht -
und darum hat er anjefräscht

ja, er hat rejelresch jeköttʼ
ob isch jët ad Äquator höttʼ,
wat er am Jubiläumsdaach
deng Mamm (trotz allem Onjemaach)

met enem schöne Blomestruuß,
als Wieder-Neubelebungs-Schmus
jään ihr nu offeriere wüdd,
weil soʼne Daach bloß emol kütt.

Als isch nu lätzʼ em Düren wor
- dat wor wohl vör ʼnem Veedeljoohr -
han isch dat Päcksche metjebraaht
om dingem Vatter noohjelaat

sisch, es hä ens doheem alleem,
en Rouh jedöldisch aanzeseehn,
ob hä vom dä Jedischte dann
ameng doch jät jebruche kann -

on wänn dann Selvehuhzeck es
- isch komm jo och, jaa, janz jewess! -
nämm isch, wenn isch noh Heem vahr, net,
dann die Jedischte wedde met.

Schad, dat deng Mamm die jetz em Bett
bejm Lüfte at jevonge hät.
En Överraschung (wie noch nie),
widd dat doch jetz bestemmp net mieh.

Do ka'mer äver widder seehn:
m'r mejnt et jot on net jemeen;
m'r vrooch sisch, wat et net all jitt,
on onge de Matratz noch litt."

Nun, dem ausführlichen Bericht
das Klärchen plötzlich unterbricht -
et lüet misch aan, wie Leppe-Bell,
on sääht vü misch: „Waat, bes ens stell!

me hüert jo ovve jaanex mieh,
su stell wor'et jo he noch nie;
op Mamm jet enjemomme hät
on litt me'm Koma jetz em Bett?"

Dann es et flöck 'eropjeflitz,
das Frollein Klärchen Trappewitz,
koom ävve Knall on Vall 'eraav
on sääht: „Sie liescht im Mittaachsschlaf."

Nun, so ein Nickerchen erfrischt;
ja - und wer schläft, der sündigt nicht!.
Litt die des Meddachs en de Kuhl,
hääIt die ens wenistens de Muhl.

Doch hengeher es die jestärk',
brisant, wie ein Atomkraf'wärk,
ist mit gestähltem Knochenmark
dann janz besonders zweikampfstark.

Om isch? wat maach isch ärme Klütt,
wenn Mamm jetz och de Nas draam kritt,
dat zwesche Papa on Tant Klära
ken Träumerei von Schumann wöa?

Wat maach isch bloß? isch ben ve'ratz!
isch weeß et at: misch kritt de Katz -
denn die widd jetz, wie isch se känn,
misch weggere als Bletzantänn,

als Prällbock, Airbag, Sömdebock,
jrad su, als wör isch bloß noch Krock,
manipuliere, dat se dann
och Eie' nooh misch wërpe kann.

Pass' isch net op jetz, Tag und Nacht,
dann motz die sisch zur Supermacht;
dann sitt die, en ihr Umlaufbahn,
sisch als 'Miss Universum' aan.

Doch stääsch isch der e Steckelsche;
op die Dus kütt e Däckelche!
Auch mein Verkehrswert steesch noch jät,
weil isch demmächs jo ach'zehn wädd.

Isch weeß och at, wie isch dat maach:
Sök die jetz Spell, amstatt Ve'draach,
dann vrooch isch se, ejal wat kütt,
wat se dozo wohl saare wüdd,

wenn isch däm Pap nu stääsche dät,
wat sey von'em jehaale hät;
flupp dat - on sehn isch, wie se schwank -
dann han isch se jo en de Hank.

Die lööf mir wie e Hönksche zoo
on dräääht misch schließlisch noch no'm Klo.
'ne Remg träck isch ihr doresch de Nas',
dann kritt de Deuvel se me'm Vraaß,

dänn - wie die Bure Vrängele
et Renkveeh doraan jängele,
träck isch se su de Dür 'erus
on stelle se om Maatplatz us.

Ameng trätt isch at kuert dorop
met ihr dann och em Zerkus op;
met Häng on Vööß dann (met en Pläät)
se op Kommando Männsche määht.

Och wänn ihr dat net janz jevällt:
Jäld, meen isch, es nu ebem Jäld;
on wänn: isch moss jo dann on wann
och Voode vü dä Tanzbär han.

On jo'me dann ierts op Tournee,
isch meene och noh Übersee,
entstehen ja, bei Tag und Nacht,
auch Kosten für Transport und Fracht.

„Woher nimmt dieser Mann die Kraft -
und wie der Herr das alles schafft",
heißt es zum Beispiel beim Frisör
dann eines Tags, „der ist Dompteur,

der hat darauf sogar Patent,
'Urheberrecht' man sowas nennt" -
on mänesche Neider sääht jemeen:
„Dä hott' bestemmp ene Mäzen."

Nu, wat jäv isch dann at dorop!
Neid vriss de Neidhart säleve op;
bloß wä Talent hät, su wie isch,
nur der kütt op'ene jröne Zwisch.

Dä zwängk sisch doresch de ängste Jass',
dä nemmp em Nu de höchste Pass -
dä vällt nie öm - on vührt och dröm
seng Mo noch aan de Nas 'eröm. -

Die ävve hott' sisch, wie jesaaht,
zom Meddachsschlöfje henjelaaht,
hät ovenop, nex stond em Wääsch,
et Schönewäldsche avjesääsch.

On wänn die sääsch, dann es dat jät,
als wö dat Säjeblatt em Brätt
puff-paav us Metjevöhl jehämmp - -
et stock - on es dann enjeklämmp.

Me wondert sisch, me luusch on luusch -
doch bloß de Kaffeekessel ruusch.
Doch plötzlisch röschelt dann die Tott,
als wüdd en Suchpomp aanjeschott.

Et jault on zisch' – wie em em Schmedd,
jrad su, als wüdd he onge net
de Zupp om Hexeherd jekauch,
nee, ovenop jeht jo die Fauch.

Dann ävve, plötzlisch, määht et 'rums'!
et jitt'ene Knall, et deeht ene Bums,
dann wesse mir he onge at:
jetz litt die ovve op de Matt.

Dröm saach isch jo och av om zo,
vröösch ene misch: „Wo es dieh Mo?"
„Isch jlöv, dat die em Rauchfang es;
de Trapp 'erop, riats, lenke Kess." – –

„Os Mamm kritt sisch höck net mieh bej",
saaht Klärsche jäje vierlopdrej,
„doch doraan sitt'me, Filius:
Jedischte maache doch jät us;

doch wat dat mm vü'm Werkung deeht –
do jitt et öff ene Ongescheed.
Kree isch zom Beispiel e Jedisch,
dat mäht misch vresch om jurendlisch,

dann schloof isch net bem Läse en,
dann kütt de Lämz mir en de Senn;
dann danze isch, dann senge isch,
dann flöte on dann sprenge isch.

Isch kann janz us'em Hüsje sen,
vällt ene ens op misch 'eren;
ja, en de Lüet könnt isch dann joohn –
on Stonde vür'em Spejel stoohn.

„Dojäje ham isch nex", saaht isch,
„'ne Spejel faszinïert och misch;
doch saach me ens, du Zwereschwesuv,
wat es dä Länz dann vom Beruf?"

Drauf braust ein Ruf wie Donnerhall:
„Isch jlöv, du häs'se net mieh all!
Met 'Länz' meen isch doch kene Trupp,
doch keine Jupp vom Kejelklub,

noh däm me sisch em Vröhjüa sehnt:
dat Vröhjüa seleve es jemeent -
dat es jo och die Jüareszeck,
em der Jedischte me ve'scheck -

on jedes Mädsche, jede Vrau,
vöhlt, wenn'se sujet kritt, jenau,
wie jot dat vü de Kreislauf es;
besondesch wenn'de muzisch bes.

Et es op keene Vall ve'kiert,
kritt me met Wöat et Häzz massiert;
dat deht dann onjevier su jot,
als hött me Julaschzupp em Blot.

Om menge möie Vrönk, dä Fred,
dat es jo och eine Poët;
dä schriev op jede Vall su nätt,
wie os Tant Kla jeschrevve hät.

Isch sare dir, dä hät jät loss! -
Och höck kom wedde met de Poss
e Brefje, ach! welch ein Jenuss!
dat wo de reinste Zucke'juss.

Dä Rüddelmus em däm dä schriev,
dä rüddelt misch am janze Liev -
erst schwelge isch, dann wädd isch wahl,
das Anjenehme wird zur Qual:

Mir ist kein Gnadenakt verjönnt -
wenn isch bloß wollte, wie isch könnt'! - -
Bes Samstaach hal isch et noch us,
donoh loss isch de Wut 'erus.

Er kütt jo Samstaach, wie'e schriev,
wenn net, dann sit'te, wo'e bliev;
doch dat Jedisch he em däm Breef,
berührt misch ävve, lev on deef.

Wänn isch doch och su rüme könnt'!
die Muse wo'me net ve'jönnt.
Nu konzentrier disch jüt om hüe!
isch läs'et disch jetz jäng ens vüe:

Du Klärchen, warst, ich weiß nicht wie,
schon stets in meiner Phantasie;
Du tanztest, ach, man glaubt es kaum,
so manche Nacht durch meinen Traum.

So hab' ich Disch auch unverwandt,
als jene Traumfrau gleich erkannt,
dort im der Döppesbäckerei
im Langerweh' im Monat Mai.

Seh' ich des Nachts im Mondenschein
Dein Spiegelbild im Vater Rhein,
denk ich als alter Kümmel-Zar,
was ich mal für ein Lümmel war.

Dich aber liebe ich so sehr -
und trink' auch keinem Kümmel mehr;
es sei denn, Klärchem, Du trinkst mit. -
Mit Gruß und Kuss - Dein Köïsche Pitt.

„Ja Klärsche", saaht isch, "holde Fee",
wie koms' du dann noh Lange'weh'?"
„Och", sääht et, „isch trof Miezekatz,
du weeß jo, dat vom Freiheitsplatz,

zovällisch am Jesundheitsamp;
doch senge Bademeeste' stammp
ursprünglisch jo va Lange'weh' -
om weil der doch do aan däm See

noh bej Schevhött ze werke hät
om Daach vü Daach sieh Hemmelbütt
nu doch en aller Herrjottsvröh
(om dat wohl och met jruße Möh)

johrus, johren ve'losse moot,
han die en Wonnung sisch jesoot,
do en de Nöh, en Lange'weh'
om wonne jetz nu net mieh he.

Dohen nu, statt no'm Freiheitsplatz,
hott enjelade misch die Katz
vü nommedaachs zom Kaffeeklatsch -
nu jo, isch ben och henjeflatsch.

Isch han die also do besoht,
als du et Krankebütt jehoot
on denge decke Ziehn endes
en Ihreveld besämftisch häss.

De Zovall wollt' et an däm Daach
- net jrad zo mengem Onjemaach -
dat Fredi och nu aam däm See
do bej Schevhött vü Lange'weh'

sisch met däm Bademeeste trof
(dä stammp, suvel isch weeß, va Drov),
Fred hät vü Jüare, passioniert,
bej däm et Angele jeliert.

Doch eines Tages ist der Fred
aus heiterm Himmel doreschjedreht,
es noh Italie' jeträmp
bes Capri en e Urlaubskämp.

Doch weil'e jo nex angesch kannt,
bloß jüt vom Angele ve'stond,
hät'e seng Vangleng avjespult,
op Capri-Fischer ömjeschult -

e sääht, dat et em Ozean
'ne Vejsch jitt, dä och vleje kann.
E'sone Vejsch kritt Vlüjelsche
on vlüsch dann - wie e Vüjelsche.

Ursprönglisch hot'te jo studiert;
e sujet es net janz ve'kiert;
doch hät'te dann ens öve'laat
on sisch zom jode Schluss jesaaht:

„Das Angeln bringt an Rur und Rhein
auch ohne Studium was ein",
hät bej de Universität
de Sack jehaue, wie'e sääht,

hät sisch dann ävve, wie jesaaht,
no Capri op de Söck jemaaht,
denn do em Wäüsse tummele
sisch wohl de meiste Hummele.

Och Kauche hät dä do jeliet -
on Tauche nävvebej studiet;
an vielen Küsten is dä auch
schon unter-, auf- un abjetauch'.

Verkauft hat der auf Ibiza
sojaa 'Pizza Rhenania'.
Ja, weeß'te dann net, wat dat es?
Riefkooche sen dat, Labberess.

Auch wenn das Wasser mal dem Fred
bis obenhin zum Halse steht:
der ist jewaschen, noch un noch,
in allen Wassern ausjekoch'.

Du siehst, mein Freund, in Langerweh'
begann jetzt meine Odyssee. -
Dä Fred on Bademeeste Klant
han sisch jo vrühe' at jekannt,

die won'dene als Nobeschaff
em Jrünjörtel - jaanet weggav.
Isch jlöv dat die, wenn isch net spenn',
och en een Klass' jejange sen.

Doch jene Zeit war epochal -
weil sie schon Anno dazumal
das Zeitalter Exaltenahr
des Neoklassizismus war."

Dat Klärsche hott' sisch, wie at döck,
ens wedde bombisch usjedröck;
doch saaht et jo wohlweislisch net:
wor er dä Köder - ode' et.

Nu jeht jo e Naturjesätz
och ohne Köder en et Netz;
on dat - trett ohne Zwangswirtschaff
per Akklamation en Kraff.

Su hott' et jo och net jesaaht,
wat Fred nu momentan su maaht -
on wat'e doo well, erjendwann,
wenn'e net mieh su vüraan kann,

wenn'e de Wält net mieh ve'steht
on wenn'e net mieh bischte jeht:
net weil'e dänk: „Dann jitt et jät",
nee, weil'e nex ze bischte hät.

Kee Mensch bliev jo vü emme jong;
janz plötzlisch lämp sisch deng Fasson,
et morjens krüffs'te us de Kess,
du vöhls', wie du en Hochform bes,

lüés en de Spejel, onrasiert,
deng Hüare sen noch schön frisiert,
och dieh Jebess litt at parat
(ach nein, man sagt jetzt 'Surrogat')

dann weeß'te doch: des Lebens Mai
geht langsam auch für mich vorbei;
jetz widd et Zeck, weil isch sons net
bejzegge mieh reßeikelt wedd."

Isch han dat Klärsche dann jefrooch:
„Wat deeht dä dann de janze Wooch -
on wat hät dä zevüe jesteck;
Schevhött wor doch ierts letzte Zeck?"

Et sääht: „Jenau weeß isch dat net;
doch wo dä ems als Köïsche-Pet
op'enem Kutter ongewäschs,
doch dä wo net mieh zeitjemäß.

Wie Freddi saaht, jeng dä zo Bruch
bej Ebbe en de Kiele Buch',
bejm Bremse am en valsche Eck;
er hött zevüe at jet jeleck'.-

Dat es noch ken drej Wooche hár,
da stellte sisch das Ruder quär;
Fred hät dann met'enem Jummibött
de Mannschaff on de Zupp jerätt.

Daachs drop wo Fredi wedde he -
su trov me sisch en Lange'weh:
he tauch' jet onge, do jet op,
drövve on dronge, 'erav on 'erop.

Fred hott' jo och at övelaaht
om an'e klee Jeschäff jedaaht:
Amphibüe', Reptilüe',
Zierfische on Fossilüe.

Dat wör amöng och jet vü disch,
me wedde dann vielleisch noch risch:
'Zoohandlung und Aquarium -
Solarium, Terrarium"

su steht et jruß om plakativ
dann über'm Hauptportal (kursiv!).
Zwei Schaufenster, eins links, eins rechts,
mit Äffjem beiderlei Jeschläschts,

die dann do torne permanönt,
mit animalischem Talönt;
om sorje die vü Werbung schon,
dann bruche mir dat met ze doon.

Schon bald spricht mam dann überall
vom Trappewitze' Aapestall.
Dann widd su flöck, omövelaaht,
met dir net mieh de Aap jemaaht.

Höck ovend spräsch isch noch met Fred,
dann kris'te morje vröh Bescheed -
wie spät et höck widd, weeß isch net;
doch vengk sisch alles, met om met."

„Wann triffs'te Fredi dann?" saaht isch.
Et sääht: „Om sechs am aale Disch -
doch, wie jesaaht, höck widd et spät;
jetz moss isch sehn, wat Mamm noch määht."

Dat Klärsche jeng de Trapp 'erop
om kom e paa Minüte drop
zesamme dann met Mamm 'erav.
("Dem Seinem gibt's der Herr im Schlaf.")

Das große Halali blieb aus,
es blieb unheimlich still im Haus.
Os Klärsche hott' Mamm noch em Bött
ve'zahlt, wat et jejovve hät,

dät Ome Hem nu weddekütt,
dat Pap os net ve'losse wüdd,
och wie dat janze Spell nu wohl
met dä Jedischte sisch vehool.-

Mamm soß nu do, wie op'em Pott
(weil'se e schlèät Jewesse hott')
Se luèt os aan - on sääht zom Schluss:
„Jitt he dann keene ene us?"

Dann steht se op, jeht an et Schaaf,
on holt va ovve jet 'erav,
se drieht sisch öm - on zeesch em Flasch
on sääht: „Drei Jläser! aber rasch!"

Isch holl die Jläser on sach: „Hier!"
Dat Klärsche holt de Korke'zieher -
on als die Flasch dann leddisch wüä,
sääht Mamm: „Isch jlöv, isch kree de Knär",

schon steht de zweite Flasch om Desch,
Mamm sääht: „Nu losst misch net em Stesch!
isch vöhle misch jo, wie Tant Klöar,
als wenn isch nöi jebüre wör."

Schon füllt der Wein die Gläser aus -
ach! ach wie schön ist's doch zu Haus -
und als wir die dann weggesteckt,
du sääht'se: „So, jetzt jibt es Sekt."

Isch leistete dem Fläschembrand
alsdann dem größten Widerstand
und stieg beherzt (in vollem Lauf!)
dann auch zum Feuerlöscher auf.

Die Agora in Alt-Korinth
sah nie ein solches Wunderkind,
das göttergleich in Griechenland
je Gnade und Erbarmen fand.

So rückte ich denn, glutentfacht,
schon bald ins Zentrum meiner Macht,
versprühte Feuer, überreich,
fast einer Wunderkerze gleich.

Bald auch erwies die Medizin
sich dann als High-Andrenalin -
und meine Nieren schieden 's aus,
drum mußte ich auch ständig raus.

Doch was ich schon vertragen kann,
als ungeübter junger Mann!
Doch eines find ich fürchterlich:
wenn ene aanjitt, su wie isch.

Rebellion

Als ich erwachte, möd on aav,
kom Papa jrad de Trapp 'erav.
Die Mamm hott' sisch at henjelaaht,
er hott'se wohl no'm Bett jebraaht.

Er luët misch aan, wie'n Kiele' Sprott,
on sääht: „Wat wo dann he kapott?"
Isch saaht: „Weil Klärsche sisch ve'lob,
ha'me höck at ems jät jeprob,

och wenn dat noch net sesche' es:
me weeß jo nie! - nex es jewess!
Doch wenn et klapp, dann sen me alt
jewappnet, avjebröht on kalt.

Me moss tränniere, zemmelischs,
on dat och möötschlischs zeckelischs;
dat stärk de Bloos on härtet av
on die Bazille blieve brav.

Dann se'me emme high wie noon
on eines Tares janz immun:
Wer rejelmäßisch nipp on zipp,
kritt nie mieh övve Naaht de Jripp.

Jevierlisch widd vü jede Däpp,
wem'me esujet ierts ve'schläpp;
dann widd sujaa (on permanënt)
de Rhesusfaktor resistänt.

Dann heeß et eines Tares nur:
„Dä es at wedde ens en Kur,
kütt trotzdäm völlisch op de Honk
on widd och nie mieh janz jesonk."

Ja, Pap, su sitt et leide' us;
doch wat vü'n Lieh treck me dorus:
Et mösse nöi Jesätze hea!
die aale sen doch sek...retär."

De Düe jeht op, wä kütt 'eren:
en Vahn' - - - os Klärsche hengedren.
Isch saaht: „Wo wos'te, Lockekopp?"
Et sääht: „henävve, bej Vrau Schlopp;

die joov me ierts en Asperin
on noch en ange Medizin,
och Kaffee jov et - extra stärek,
bloß dat dä Fred noher nex märek'.

Dä denk' jo sons, on es ve'blüff:
„Dat Trappewitze Klärsche süff."
On isch wedd eines Taachs, wä weeß!
va däm jetuusch noch vü en Jeeß.

Wenn isch dojäje', hicks! noher
em Troon on jlatt zom Scheße wör',
dann märk doch so'ne hälle Mann,
dat isch at jät em Kiddel han."

Isch saaht: „Saach Klärsche, denge Fred,
dä Caprifischer-Schwerathlet,
dä Wasse'hahn von Barbados:
wonnt dä net op de Bröckestrooß?

„Jaaah", sääht et, „saaht isch dat damm net,
dat menge keusche Köischepet...?"
„Nee", saach isch, „du saahts 'menge Schatz
wonnt en de Nöh' vom Freiheitsplatz";

nu kütt et dorop jetz net aan,
doch isch ärenner' misch doraan,
dat ene us de Bröckestrooß
mir nöilisch jäjenövve sooß,

als isch em Zoch noh Ihreveld
'ne Seemann trof (vom kleene Bält) -
on dä hott', jänzlisch onscheniert,
de Ongeärme tätowiert.

Wenn dä dat es, beställ' vell Jröß!
on saach'em, isch wör at nervös,
weil isch ene aahle Vahrensmann
nu jetz als nöije Schwoore han."

Was das bedeutet, ahnt dä net,
dä Suppenkaspar-Köischepet,
weil, ömjekiert, em Kabinätt,
dä jetz och misch zo'm Schwore hät.

An jenem Tage ward die Stadt
recht früh schon schläfrig, müd und matt.
Die Straßen wurden menschenleer,
ja, selbst das schwarze Krähenheer

flog Richtung Konzendorf und Schlich,
zog Richtung Rölsdorf, Gürzenich,
auch über Hoven, Merkem, Pier,
beizeiten schon ins Nachtquartier.

Fast schien es so, als breite sich,
nach einem zweiten Nadelstich,
Dornröschens hundertjähr'ger Schlaf
vom Schloss Merode nu 'erav

zum zweiten Male stekum aus
um einzulullen jedes Haus
im Birkesdorf, im Nörvenich,
am Ende bis nach Lövenich. -

Als Klärchen (Frollein Trappewitz)
nach Hause kam, zum Herrensitz,
fiel nur noch fahles Dämmerlicht
im Treppenhaus auf ihr Gesicht.

So zog sie denn im Unterhaus
die Schuhe auch im Dunkeln aus;
der Strom, der sonst das Haus erhellt,
war wieder einmal abgestellt,

doch kommt ja ein verstopftes Rohr
nicht nur bei kleinen Leuten vor -
und mancher Motor, wie man weiß,
läuft hin und wieder einmal heiß,

doch sorgt man zeitig für Ersatz,
zum Beispiel auf dem Fußballplatz:
Verdrängt die Nacht das Tageslicht,
so stört das heute weiter nicht,

weil Flutlicht dann herniederfließt,
sich Richtung Stadion ergießt -
fällt's aus, dann schaltet man im Nu
sogleich die Notbeleuchtung zu,

doch scheint auch die kaputt zu sein,
dann spielt man halt bei Kerzenschein
und die Romantik tritt zutag,
vollends bei starkem Niederschlag -

und hat die eig'ne Mannschaft Glück,
kriegt man sein Eintrittsgeld zurück,
erst recht jedoch - und dezidiert -
wenn sie auf eig'nem Platz verliert. -

Und so schließt sich auch dieser Kreis:
Wenn man nur recht zu lieben weiß,
behält man a priori ein,
was man für Strom statt Dämmerschein,

ansonsten zu bezahlen hat
für so manch lausig Kilowatt,
denn eines hebt das andre auf -
und das heißt deshalb: Stromkreislauf.

Dat Trappewitze Klärsche hät
sisch dann em Bätt noch jet jebät't.
On die Moral von dä Jeschisch:
Em Bätt bruch me per se ke Lisch.

Am nächste Morje stohn isch op:
Heuwäjelsche! met em Jalopp!
Doo langßam, Sonn, on loss' disch Zeck!
et driev disch kene met de Schmeck!

Sich hinzulegen ist Genuss -
doch das Erheben bringt Verdruss.
Isch lee' misch leeve kromm on scheef,
als dat isch misch noh onge schleef;

dänn isch moss jo de Trapp 'erav -
on ben isch dann och noch su brav:
komm isch ze flöck von ovenop,
dann vängk misch onge keme op.

On - übrijens - 'ne schnälle Schrett - :
standesjemäß wö dat jo net. -
Ejal, wo du och emme legs:
me es net arbeitslos vü nex!

Erschrickt man einmal einen Leu
am Morgen, rücksichtslos, im Heu:
ob onge ode' ovenop -
dann kütt me seleve dovüe op.

Die Krankekass vrooch, wat so'n Frätt
su vröh em Heu ze sööke hät;
och die Berufsjenossenschaff
lehnt so'n Malheurjebühre av.

Dröm ham isch Mamm och enjeschäref,
ihr enjebleut om emjekärev,
dat isch vröhmorejens - Spass moss sen -
noch völlisch onjenießbar ben.

„Wat?" sääht'se drop am Kaffeedesch,
„isch bem schom lang at wedde vresch -
on Klärsche och, dat siss'te jo,
mie sem schom lang at wedde do.

Wenn du net ze jeneeße bes,
jank! lääsch disch wedde em deng Kess;
doch jlöv net, dat höck nommedaach
dieh Ölsardine-Bött isch maach.

Wenn isch deng Renkvleeschore seeh,
do könnt isch at eme Kropp va kree -
on wie du rüschs', rüsch och deng Kess,
weil die jenausu vimpschisch es.

Doch kütt dat net alleem va'm Weng
on och vom Säk' kritt me ken Peng.
Dat kütt, kritt eene, radedoll,
de Haals on och de Buch net voll.

Wenn du su vüraa mähs, Jesäll,
dann bes du bloß bahl Knauch on Väll;
ejal, ob met, ob ohne Hot -
Du - landes' schließlisch em de Sot.

Isch han disch dat at öff jesaaht,
at emme häs'teret ve'maaht.
Ach nee! me hötte disch vom Hals,
hötts du e Pössje op de Walz.

'Net ze jeneeße' - Türelüe!
ja, wenn isch sujet bloß at hüe,
dann könnt' isch disch at (me'm Florett)...
em Kussisch litt he emme jet.

Isch jlöv, isch spräässch ems met Pastüe,
denn - wenn isch misch disch su belüe,
lööf bej de Büsch wohl jät ve'kiert;
dänn du bes doch su raffiniert,

dat du dir säähs: 'Dat beßje Booß,
dat määht misch doch net fassungslos;
de Haupsaach wo doch emme schon:
ierts kütt de Absolution...

on han isch die dann at me'm Sack,
dann wedd isch met noch ens ve'knack." -
Isch meen dojäje - ömjekiert:
ierts böße, dann widd absolviert;

doch meen isch och: die Büsch alleen
die brängk kom Besserung, bahl keen.
Bej dir hölep och ken Amnestie,
ameng bloß en Raffenerie;

dann ävve vür'e Jüä, net wüä,
sons widd die Bröht net rischtisch klüä -
on och dieh Ölsardine-Bätt
röisch noch meh Renkvleeschore-Vätt."

„Momentsche, jetz ben isch ens draan",
saaht isch, „vängks du jetz wedde aan
met dengem Zänk on Explezier,
dann, Vrollein, jarantier isch dir,

dat isch däm Pap ve'rode wedd,
dat du en sengem kahle Bett
die Ruhmesblätter von Tant Kla
jevonge häs - on dann sujaa

net bloß Tant Kla ve'däschtisch häs,
met beede wö jo jet jewäss -
dann bes'te ävve schön ve'ratz,
de Selevehuhzeck es jeplatz,

dä Pap treck us on nemmp misch met,
dat Klärsche treck noh Köïsche Pet,
dann - isch ben werklisch ems jespannt -
bes du su jot wie avjebrannt

om maach et sem jetz, wie et es:
bloß dann, wenn du besoffe bes,
jit et ausschließlisch noch met dir
'ne halevwäächs friedlische Vekiehr.

Mir wör'et leeve, wenn ab jetz
du dat nu jede Daach su vetz;
weil me disch werklisch dann om wann
bloß noch em Suff ve'daue kann.

Isch wö jo jia dobej jewäss,
wie du dä Papp jeangelt häss
om Schötzefäss em Nedderau -
wahrscheinlisch wod'de beede blau.

Om jetz beklachs'te disch bloß noch;
süffs säleve ävve, wie e Loch.
Isch nemm' wohl aan, dat du jewess
beschwips' jebüre wudde bes.

Doch nötere bes du su jatz,
bahl wie en schwazze nüsse Katz -
om dat nänns' du, ob vröh, ob spät,
dann och noch 'Sufferänität'."

"Wenn du däm Pap jet säähs, du Oos,
dann küs'te en en Plastikbloos;
daachsdrop kapiers' du wat dat jitt,
wänn Sperrjut avjevahre widd,

doch dann ä'lävvs' du, domme Panz,
den Unterjang des Abendlands;
doch wänn'e senge Jabbeck häält,
dann krit'te och mieh Sonndaachsjääld.

Isch saach dat onge Zeuje jetz,
weil Klärsche he noch bej os setz;
doch lehns'te menge Vorschlaach aav,
dann setz isch dä Betraach 'eraav."

„Na sis'te", saaht isch, ruck, zuck, päng,
„warum misch jleisch aus der Lamäng?
do häs'te, bes'te och schachmatt,
'ne joode Schutzengel jehatt.

Bloß - - domet es et net jedoo.
Du darefs' misch net ve'kiehrt ve'stooh,
doch wat misch werklisch baschtisch stüet
on wat misch enne'lisch berüet,

dat es dä Verekesvraaß vom dir,
dä Labskaus on dat schale Bier;
däm sähs'te ab sofort 'ade' -
dat es doch keine Soustall he!

Mir sen doch kultivierte Löck,
du änders dat - on zwar ab höck!
doch Klärschens Schatz vom Silbersee,
däm jev mä Labskaus en Schilee!

Dä Speiseplan maach isch ab jetz:
Pastetschen á la Labberetz,
flambierte Kies met Ananas,
rasierte Knuschele op Raps,

Bikini-Sparjel met Jlasur,
em Schlafrock 'Fastelovend pur',
Lukullus-Muze met Kakao
on Sahnetaat met Kabeljau...

On es dä Speiseplan komplätt,
dann hängk dä he am schwazze Brätt;
isch kontrollier'dann permanänt:
jitt et och höck die Peking-Ent? -

Dat isch demnächs' at ach'zehn ben,
könnt' dir vielleisch entjange sen.
En Uhr wönsch isch me' on eme Reng
on Jäähld noch wü de Vühre'scheng

und zieht erst nach dem Nikolaus
das Weihnachtsfest in unser Haus,
steht funkelnagelneu für mich
das Auto auf dem Gabentisch.

Natürlisch brauch isch dann auch Sprit,
Kraf'fahzeuschsteuer - komms'te mit?
on du zahls' vü dä liebe Jung
och Kraf'fahrzeusch-Ve'sischerung. -

Isch meen, du blievs trotzdäm mieh Moo;
dröm haal isch dir de Haals net zo;
doch weeß du ävve och Bescheed,
wänn et öm Teuerungsrate jeeht:

Wenn nach wie vor das Jeld nischt stinkt,
der Wert des Jeldes aber sinkt,
dann wird – on dat net nur zom Spass –
der Lohn dem Preisem aanjepass.

Erhöhst du jetzt mein Taschenjeld,
mußt stets du, wenn sein Wert verfällt,
nöi kalkuliere (op et Hüä),
am beste jedes Vierdeljüä.

Om Küs'te ens me'm Jääld net daa,
dann joh'me samstaachs en en Bar –
om du bezahls' vü misch do dann,
wat isch vü misch ze bläsche han.

Dat trecks'te dann vom Minus aav,
dem Rest, dem stunde isch dir brav
on hälep dir su och us de Klämm',
weil isch kein Zenseszense nämm.

Zuletzt noch bütte isch mir aus –
Stischworte: 'Labbes', 'Labbeskaus':
Va höck aa hüe isch dat net mieh,
soms wädd isch jrausam wie noch nie.

Dat Klärsche weeß jo at Bescheed –
doch wenn sisch eene ens ve'deeht,
dann kre'me trotzdäm keine Knies;
am leevste äuss isch Nüdel-Iis."

„Wann häs'te dann noch Namenstaach?"
saaht Klärsche dorop en dä Saach,
am zweionzwanziste Aujus
es 'Labbes' ode' 'Blasius'.

Jenau weeß isch dat och net mieh,
doch kläre me dat erejendwie;
dann wöss me jo, wat me net weeß,
wie du met Vürnam rischtisch heeß.

Em Pass steeht emme wä de bes,
doch weeßte jo net, wo dä es."
„Dä moss isch wohl ve'lüare ham,
doch weeß isch net mieh, wo on wann;

ejal! ihr nennt misch einfach 'Klaus',
dat klengk bahl su, wie 'Labbeskaus' -
und kommt fortan der Nikolaus,
dann bringt der doppelt viel ins Haus.

Och schängk me jo met 'Blasius'
misch dann ameng als - 'Blares' us;
doch 'Klaus' nähm isch im Düren dann
als meinen Künstlernamen an.

Des Künstlers Name ist bekannt,
akzentuiert im ganzen Land.
Der Prominente steht on top,
die angere sem all beklopp.

Wer wird die Weisen noch erhöhn?
die muss man nur mal tanzen sehn!
Ja, wer die einmal singen hört,
ist psyschisch hinterher jestört.

Doch jeehs' du, Mamm, knatsch von de Penn,
op meng Bedingunge net en,
sähs du dann köneftisch, jäcke Dätz,
vü misch sujaa 'Herr Trappewitz'. -

Doch dann vröösch Pap, disch Nudelbrätt,
wat dat dann ze bedügge hät;
isch ävve loss' dann met Jenuss
die Katz, zack, us'em Sack 'erus.

Doch vröösch dä Pap üsch, woröm ihr
nu 'Klaus' statt 'Labbes' saaht zo mir,
dann saare me, dat dat jewess,
die Koseform vom Labskaus es.

On häält dat Klärsche met de Muhl,
dann, Klärsche, ben och isch net vuhl,
on stääsch däm Fred, däm Nereus-Jäck,
die Saach me'm Innenarschitek.

Isch hoffe jedenfalls, lev Löck,
isch hæ'misch deutlisch usjedröck.
Soweit nun die "Entwässerung",
isch wünsch eusch jute Bässerung!"

„Su flöck", saaht Mamm, „jävv isch net op,
och du kriss noch deng Muhl jestopp;
dann sääht vü misch dä Labberitz
demütischlisch 'Frau Trappewitz' -

du brandjefährlische Substanz,
du pränatale Dissonanz,
du Drama! du jefälschte Schäck,
du mähs misch he noch lang net jeck."

„Ich bin ein Teil von jener Kraft',[14]
die ihrem Ruhm sisch selbst verschafft -
und sitz' ich erst im Parlamänt,
bin ich auch bald schon Präsidänt;

dazu gehört nur etwas Mut:
was lange järt, wird endlisch jut.[15]
Mänesch eene wudd ierts späde jät,
weil'e sisch spät entwickelt hät.

Und einer, der sich niemals irrt,
schon als Genie geboren wird.
Hött' eene dann doraan jedaaht,
dat wohl em janz ve'saufe Schwaat

ens bes noh janz, janz ovve kütt,
dä noch als Ferlefanz on Klütt
met sebezehn, doch met Talänt,
jesaaht hött': „Isch wedd Presidämt",

ja, hött' dat eene däm jeloat?
dann hött' dä doch zevell jekoat;
doch dat - hät dä sisch avjewänt
on wudd, man staune, Presidämt.

On laach misch eene höck noch us:
ihr hangt noch ens de Vahn 'erus -
och isch - setz eines Taachs om Perd -
denkt nur einmal am Jan vam Werth!"

Nach diesem wen'gen Worten schon,
erlosch die Opposition.
Wer sowas schafft, wird Präsident -
ob mit, ob ohne Parlament.

Am nächste Morje waach isch op -
do kütt die Mamm de Trapp 'erop:
„Saach Sonn, isch meen, et wö och Zeck;
wä öm die Zeck em Bett noch legg,

dä klaut 'em Herrjöttsche de Daach -
komm' huch, stank op, loss jooh, nu maach!
Odysseus, Schatz vom Silbersee,
besök höck semg Penelope!"

Nun kommen morjens ja so flück
die Lebensjeister nisch zurück;
mänesch eene drieht sisch och doröm
noch paa Menütschere 'eröm.

Sadistisch ävve, wie die es,
wütet die jo vü jede Dress -
Oft ist des Weibs Intelligenz
nur eine Frage der Frequenz:

In des Denkems großer Enge
schwelt zuweilen im Gedränge
eine schleierhafte Sache - -
und kommt einst der Tag der Rache,

tritt, mit sichtlichem Behagen,
ohne indiskret zu fragen,
oft aus königlicher Stille,
dann jedoch aus Leibesfülle

jene Energie zutage,
welche - ohne jede Frage -
nur um Luft sich zu verschaffen,
mit dem Endspurt eines Affen,

eine neue Heimat suchend,
allen Gegenwind verfluchend,
dein Gesäß still anvisierend
und sich grenzenlos verlierend,

bei leicht vorgebeugter Haltung
(wohl zur besseren Entfaltung)
oft aus rätselhaften Gründen
ein verborgnes Ziel zu finden,

mit dem Höchstmaß an Enthemmung
jenem Zustand von Beklemmung
nun, nicht etwa mit den Händen,
nein, per pedes zu beenden. -

Diesen Tritt in meinem Hintern
nennt Mamá ganz einfach "Sintern".
(Zuweilen hat sie, sehr charmant,
"Fußpflege" auch ihr Tun genannt).

Fazit: Wenn Mamá was störet,
etwas "was sich nicht gehöret",
on dat wo at lang ve'bodde,
wis'te en de Vott jetrodde.

Ein solcher Schuss ist kein Versehn
(wie mir in Ehrenfeld geschehn),
nein, der erfolgt gezielt, justiert,
bewußt, geplant und kontrolliert.

Man formt ein dämliches Gesicht
mit eingeschlafnen Füßen nicht -
und wirkt ein Labbes nicht verdutzt,
dann wird die Chance nochmal genutzt,

denn der Vollstrecker ist enttäuscht,
wenn nicht das leiseste Geräusch
dem Resonanzboden entflieht
und keine Miene man verzieht.

Hat solch ein harmloses Organ
auch keiner Seele was getan,
wenn's, nur weil sich der Täter irrt,
so schmöde zweckentfremdet wird,

gleicht, mit bedeutendem Gewicht,
ein unbestochnes Sportgericht
dem Fehltritt des Aggressors aus,
weil - : Fußball spielt man außer Haus.

Der Kläger tritt alsdann zurück,
der Richter wünscht ihm dazu Glück,
dä trett dann och, met Wuch on Jroll,
signiert wird dann das Protokoll -

und somit ist auf dieser Welt
Rechtsfriede wiederhergestellt.
Doch weigert sich ein Kläger mal,
dann ist das einfach piepegal

und das Gericht pausiert nur kurz
(ein Tritt ist ja kein Fenstersturz);
dä Richter saaht: „Komm' her!" on trott
öffhöchs'persönlisch en de Vott.

::

Natürlisch widd zevüe jeklärt:
sem Vürstroofe nu at ve'jährt;
och, ob dä söndije Kadätt
vieleisch de Hemoride hät. - -

Nu kann jo sen, dat su en Mott
zevüë at jet om Kerbholz hott",
sodaß die Tatverjährungsfrist
deswejen unterbrochen ist.

weil do dä Artz em Sportberisch
bloß von en 'Tätowierung' sprisch,
met Hemoride am Popó
hött' dat nu werklisch nex ze doo -

und strafverschärfend kommt hinzu,
dass er des Richters fette Kuh
als 'Lebedame" tituliert
und auch als 'Schrubbühl" hat blamiert.

Doch - Erreführung des Jerischts
nützt einem Jaljenvorel nichts;
man krischt ja schon ein halbes Jahr
bloß für Verdunkelungsjefaahr.

Bahl - Övve nex mieh wondet sisch
dä Richte' do am Sportjerisch;
doch wenn ein tieferer Aspekt
einmal des Richters Neugier weckt,

dann macht er prompt zuweilen auch
vom tieferen Organ Gebrauch -
und leistet in Verdrießlichkeit
verbale Filigranarbeit. -

Su ähnlisch ävve jeht et mie,
wenn morjens vröh die holde Zier
misch - täschlich! - onmanierlisch wäck'
on em ve'deente Rouh veschräck.

Om su – wo dat och aam däm Daach,
wo sisch dä Fred met Schlips om Kraach
als Nebenwerkung (anrüschisch!)
in unsre hohen Kreise schlisch.

Unsres Hauses Liegenschaften,
drinnen wir bei Nacht verhaften,
stehn im ersten Stock – kapito?
meine Niederlassung dito.

Um Gerüchten vorzubeugen
melde ich hier, unter Zeugen,
dass wir im getrennten Räumen
oben schlafen, schnarchen, träumen,

weil, wie böse Zungen schmalzen,
(uns die Suppe zu versalzen)
wir für unsre Himmelbetten
nur ein einz'ges Kruffes hätten.–

Isch hott' de Knööf kom opjemaaht,
han isch en Zeck lang övvelaaht:
Han isch dat Amp vom Präsidänt
statt aanzetredde nu ve'pennt?

Mamm saaht: „Wat es des Naaht passiert,
du häs' jo rischtisch fantasiert?"
Da wusste isch: mein Höhenflug
war leider Traum nur, Lug und Trug.

Ist ohnehin des Menschen Leib
ein Kasus für den Pfarrer Kneipp
und seine Psyche, kaum betreut,
Motiv für einen Sigmund Freud,

zerstört manch Weckruf in der Früh
des Arztes ganze Liebesmüh -
on sääht damm eene noch: „Loss jooht"
damm häs'te Möh' vü opzestooh.

On dat vällt jedem feine Häär
als Arbeitslose dubbel schwär;
denn Arbeitslose sen jewännt,
dat me bes küet vü Meddaach pännt.

Dat die vom Arbeitsamp dodren
öff Knottevött on Knaatschköpp sen,
kütt jo net ausschließlisch dovan,
dat die nu säleve Arbeet han.

nee, och weil me us sengem Bätt
at vröh 'eruszekruffe hät.
Besondesch moondaachs deht dat wieh
(et jitt jetz och kee Freibier mieh).

Nun kommt zu frühgeraubter Ruh'
die Missgunst noch auf den dazu,
der grinsend dem Vermittler fragt,
ob seine Frau sich nicht beklagt,

weil sie sich langweilt - so alleim,
sie müsse sicher einsam sein,
auch, dass er sie schon in der Stadt
des öfteren getroffen hat

rein zufällig natürlich nur
und nicht auf des Verführers Spur.
Nur - eine Liaison allein,
so etwas zwischen Sein und Schein

sei diese bloße Tändelei -
das eigne Herz sei ja noch frei;
doch sei sie ja nun wirklich nett
und kuckuck-kakadu-kokett.

Missgünstig brauche er nicht sein,
das trüge ihm nur Ärger ein,
ihm selbst sei dies auch einerlei,
wenn seine Miss ihm günstig sei.

Nun säß' tagsüber ja auch sie
fast arbeitslos ihm vis-á-vis.
Schön wär's, wenn es nicht nur für Knäb'
die Arbeitslosenhilfe gäb.

Fast peinlich sei's ihr jedesmal,
wenn sie sich, ach! zu ihrer Qual
nicht einmal revanchieren könnt'
für all das, was man ihr vergönnt.

Und von dem bischen Haushaltsgeld,
das eine Frau vom Mann erhält ...
ach! das geht doch so rasend futsch - - - "
und woran denkt sie dann: an Putsch!

On dat en Vrau, die bloß noch krüff,
die ävve och motorisch süff,
von dä me sääht 'Miss van de Ahr',
die - es nu schwäe ve'mittelbar.

Doch trifft dies nicht auf jede zu,
nicht jede säuft ja, wie 'ne Kuh -
und wenn auch ab und an einmal,
vielleicht nur einmal im Quartal....

Wenn als Vermittler deren Mann
sie keinem andern andrehn kann,
dann trocknet sie allmählich aus
und Geier kreisen um das Haus. -

Wenn wer wem wann wohl was entzieht
- und wo auch immer dies geschieht -
ob Schnaps, ob Geld, ob Himmelbett,
verflixt-juchhe! das ist nicht nett. -

Doch Defaitismus ganz allein
bringt keinen neuen Sonnenschein;
nicht Karma und auch nicht Kismet
ersetzen Schnaps und Geld und Bett.

Doch gibt's für leere Batterien
erneuerbare Energien;
zum Beispiel: wenn bei einem Flirt
man wiederaufbereitet wird. - - -

Als Fred, dä Seemann, schnack om jrad,
zum ersten Mal das Haus betrat
- ich sag's mit Zaudern, 's fällt mir schwer - :
war meine Batterie fast leer. - - -

Wer viel einst zu verkünden hat,[16]
von unsrer lieben Vaterstadt,
der denke auch einmal, potz Blitz!
an die Familie Trappewitz!

Pedigree

Nun weiß in Düren jedes Kind:
die schönsten Mädchen Deutschlands sind [17]
seit alters her und von Natur
ansässig doch in Düren nur . . .

x

Was trieb aus vorgeprägter Norm
zu personifizierter Form
ein Wesen einst, zum guten Schluss,
entwickelt – wie aus einem Guss,

aus Quell und Ursprung denn ans Licht,
ins Helle, aus Messinas Gischt,
auf dass die Form doch zur Person,
der Plan zur Inkarnation

sich fortgesetzt verwandelt hat,
vollendend auch in unsrer Stadt,
dass es uns deucht bei jedem Blick
wie fleischgewordene Musik?

Nein, es war Venus nicht allein,
die einst im Sommersonnenschein
Italiens Küste aufgesucht,
denn: in der weiten Deutschen Bucht

da stiegen rings am Nordseestrand
so viele Göttinnen an Land,
dass dies so manchen Herzensdieb
(sprich: 'Römer') einst nach Norden trieb.

bis eines Tages Armin kam,
dem Varus in die Mangel nahm
und sagte: „Su jeht dat jo net;
brängt üsch jevälles Wieve met -

die he, jehüre os alleen;
es dat su schwer nu enzesehn -
ja, jeht dat dann en denge Senn,
en denge Dääz dann net 'eren?

Och dat'e Lippe-Detmold jetz,
als kömeftije Rejierungssetz,
wie du jo öffentlisch bekenns',
en 'Castrop-Rauxel' ömbenenns'." - -

Mie wesse, wie dat Spelsche leef
on wat Anjustus schließlisch reef.
Die Wieve ävve do am Strand,
die trocke späde övve Land,

das heißt: sie schwärmten glattweg aus,
gleich Bienen aus dem Bienenhaus;
pausierten dann zum ersten Mal
in Bremens großem Wartesaal -

ja, kesse Bienen gab's im Mai,
Wuchtbrummen warem auch dabei.
In Bassum gab's für Jung und Alt
nur einen Zwischenaufenthalt -

on dann jeng et noh Osnabröck
- vü damals sujaa zemelisch flöck -
noh Wesel dann, sujaa bej Naaht,
bloß Xanten han'se usjespaat,

weil dort ja noch die Nachhut war
von Varus' Legionen-Schar;
von do dann Rischtung Erkelenz;
doch hatte dies zur Konsequenz,

dass dort (aus niedrigem Instinkt)
bloß, weil ein Vorteilchen gewinkt,
sprich: großer Männerüberschuss,
(der Oberin erst zum Verdruss)

der größte Teil schon hängenblieb,
den Rest sie noch nach Linnisch trieb;
in Jülich dann, o Schreck, o Graus,
kam für die letzten dann das Aus.

Jedoch die Bienenkönigin,
die schaffte es bis Düren hin,
schlug Wurzeln hier, kurzum: sie blieb -
und wurde so zum Prototyp

der vielen schönen Mädchen hier,
auch rund um Düren (Buir und Pier);
so wurde Düren, Düren-Land,
für Männer zum Schlaraffenland -

denn Nachwuchs gab es Jahr für Jahr
per Eiablage, immerdar.
Schildkröten machen das ja auch;
die legen sich dann auf den Bauch

und eiern dann in feuchten Sand
an irgendeinem fernen Strand.
Die Hypophyse ließ dies zu -
befruchtet wurden dann im Nu

die abgelegten Eierlein
trat eine Überschwemmung ein.
Es ist ja unumstößlich klar,
dass früher a l l e s anders war.

Heut weiß man: einst kroch kreuz und quer
ja alles Leben aus dem Meer,
doch deshalb nur, weil vielen da
das Wasser viel zu salzig war.

Die Rur jedoch war immer süß;
so wurde sie zum Paradies
für alles Weibliche, fürwahr,
was ursprünglich amphibisch war.

Amphibien schachten Gruben aus
in Trichterform, als Treib-Sandhaus;
der Nachwuchs wird zu guter Letzt
dann einfach in den Sand gesetzt.

Die he, en Düre, kroufe blank
als Küülköpp schließlisch us'em Sank -
on wo dat wüä, do vlüüß noch höck
de Rur doresch de Johannes-Bröck.

Schwimmhäute hatten die ja noch,
als sie aus ihrem engen Loch
entschlüpften - heimlich, still und sacht
in Richtung Rur - in dunkler Nacht.

Schwanzflossen hatten die ja auch,
doch keinen Nabel vorn am Bauch;
das ist jedoch in heut'ger Zeit
in Düren eine Seltenheit.

Die Schwimmhäute verschwanden schon
kurz nach der Evolution
in deren weiterem Verlauf
es schließlich Lurche gab zuhauf,

die Flossen waren plötzlich fort;
doch nunmehr bildete sich dort
ein Forthewegungs-Instrument,
das man heut' 'Süßes Gangwerk' nennt.

Man nennt es, affig und bequem,
in Neudeutsch auch 'Dual-System' - -
doch hinter Jülich liegt, verwaist,
noch heut' ein Dorf, das 'Floßdorf' heißt.

Es bildete sich also flück
das Meerjungfräuliche zurück;
was blieb - als Laune der Natur - :
die Aphrodite von der Rur!

Doch heut' noch kehrt so manche Nacht,
getrieben von archa'scher Macht,
erblich bedingt, als sei"s ein Zwang,
und oft mit onduliertem Gang

manch junges Blut dorthin zurück,
wo einst, wohl auch zu seinem Glück,
ein Grottenmolch, sichtlich bewegt,
nun jene Eier abgelegt,

die zu dem ersten ihrer Art
halt prägend - bis zur Gegenwart -
zwar vorsintflutlich, doch perfekt,
und gut am Ufersaum versteckt

aus denen jene dann geschlüpft
und – schwupp - in unsre Rur gehüpft,
die man als Vorfahren, fortan,
als Ahnen schon betrachten kann.

Kurzum: wo einst, in Tunika,
die Urmutter Durania
als holde Wegbereiterin
bei Vollmond immer laichen ging;

denn arm an Mineralien
– dem Po gleich in Italien –
war hier die Rur nun allemal
für die Befruchtung ideal.

Die Rur, einst noch ein wilder Fluss,
hat, was man auch bezeugen muss,
vor Ewigkeiten, ungehemmt
oft ihre Strände überschwemmt;

doch weil sie eben, wie der Nil,
alljährlich doch mit hehrem Ziel
eine Entwicklung für die Stadt
einst selbstlos eingeleitet hat,

die heut' noch ihre Früchte trägt
und hohe Wellen damit schlägt,
verdient, dass man sie lobt und ehrt,
weil sie den Zucker uns beschert.

Ihr süßes Wasser, destilliert,
hat ganz gewiss dazu geführt,
dass sie - und dies ist völlig klar -
nun Zuckersüßes auch gebar.

Noch ehe es landauf, landab,
die ersten Zuckerrübem gab,
da krabbelten schon Trin on Stin,
och Min on Fin on Hubertin

in unverdorbener Natur
im Zuckerwasser von der Rur.
Doch jene Süßigkeiten, nisch,
war'n für die Knollen vorbildlich.

On damals - dat'isch'et net vejäss! -
es och de Rään noch söß jewäss.
Der Rur jedoch gebührt verliehm
der Doktorhut für Medizin.

Doch - wer noch Chaos in sich hat, [18]
nachts mal verschwindet aus der Stadt,
und geht, siegt einmal die Natur,
zerstreut und träumerisch zur Rur,

dorthin, wo einst Durania
die ersten Küülköpp hoppeln sah,
macht dieser Mensch, ob Mann, ob Frau,
bei dunkler Nacht im Tagebau

und somit nachtgewandlerisch,
sprisch: areschetypisch, mondsüschtisch,
ja macht er nur, wie immer auch,
vom seinem Erbbaurecht Gebrauch."

Der Zwischenhändler

Dat han isch – on noch vell, vell mieh
– on met Jeheimdiplomatie –
däm Scheffskoch-Kapitän zur See,
dem Klärchem-Rettungsring im spe,

nu alles lang on breet traktiert,
als dä sisch schlau akkreditiert,
sisch nedde nu jelosse hät,
bej os en et jemaahde Bätt.

Isch saaht: „Herr Koch", er sääht: „Saach Fred!"
„Nu jo, wenn'et net angesch jeht;
doch jeht et mié jetz mieh doröm,
dat iérts dat janze Dröm'eröm

zevüé ens usjehandelt widd;
denn: Saache, die me övvesitt,
sen hengeher öff – dann om wann –
jät, wat me net mieh ruche kann.

Doch meistens es et dann ze spät;
du weeß jo, wat me emme sääht:
„Wenn Höhne' jet vewäussele,
dann lähn'se en de Näussele."

Luhs Höhne vengk me övveall;
doch domme och (em Värkesstall);
Luhs Värke ävve nestele
janz sälde en de Destele. –

Öff stisch de Düvel em Detail,
dä etabliert sisch em Serail –
on widd dä do nu ens jeschnapp
on bej de Lieblingsvrau ertapp,

dann singt der erst aus voller Brust
die 'Waldeslust', die 'Waldeslust' -
und zieht der Scheisch die Stern dann kraus,
gibt er sisch als Eunuche aus.

Der Pferdefuß bleibt unentdeckt,
die Hahnenfeder wird versteckt -
und was vielleicht ansonsten warnt,
das wird verbrämt und gut getarnt.

Du siss, wä net an alles dänk',
de letzte Tromp zëierts ve'schenk,
däm jeht et su, wie do däm Scheisch,
dä lüsch sisch säleve em de Taisch.

Öff jlöv isch jo net ens mieh dat,
wat isch noch jlöv - (sapienti sat!).[19]
Do kütt, weeß Jott, kee Mensch mieh met,
met sujet rääschent me doch net.

Och hüet me sare, dann on wann:
„Dat moss sisch su entwickelt han",
doch wä nu dä Prozess jeplant,
orjanisiert hät, ahnjebahnt,

ja, wä dat wüa, weeß keeme mieh,
vü Daach on Jüa - doch wo om wie . ..
om weil jo vom däm janze Spell
och keene mieh jet wesse well,

dröm worre jo, janz onjewollt,
bloß die Ve'häitnisse draam schold;
os vohl zëierts doch jaanex op,
wä köm do och va säleve drop?!

dat stond op emol vü de Düe,
mie konnte do doch nex devüe;
die Ömständ worre schold dat jät
sisch us dä Saach entwickelt hät."

Op jede Vall woss och die Jodd,
dat Klärche kene Nabel hott';
dä han'se späde en däm Panz
wäj'rem Usseh nohjestanz. -

So, wie in jrader Linie,
wie Adel us Sardinie,
su stammp dat Klärsche, doresch om doresch,
von so'nem Molsch-Amfibie-Loresch.

Ja, ob nun mütterlicherseits,
ameng och at vom Pap bereits...
wer kennt sich do jenau dren us! - -
jemunkelt wudd vom Rizinus.

Erwähnen darf man ja wohl auch,
wie sparsam Klärchen im Verbrauch
und überhaupt bescheiden ist,
die Ohren dir vom Kopf nicht frisst;

doch - wie ein ausgedehntes Tief
macht ja Askese aggressiv,
die schließlich hypertomisch macht
(nicht nur in der Walpurgisnacht);

auch, dat dat Klärschem janz jewiss
ein Heileid und keim Beileid is:
das - schreit nach Investition,
zumindest nach 'ner Kautiom!

Wat isch bloß net bejriefe kann:
Du bes doch noch'ene jonge Mann;
isch könnt' ameng janz jot ve'stohn,
wüdd's du zeierts no'm Ausland john;

isch mein', bevor du Haare lässt - -
man leescht so schnell sisch doch nischt fest;
och, wo du vü en Mottekess
'ne Intellektuälle' bes.

womet isch nu net sare well,
du wös däm Klärsche at zevell;
doch denk draa: et hät erejendwo
jeläjentlisch och Weltnivo!

Et Böste wör' 'ne Kompromiss -
sisch: wenn'de disch net lompe liss,
kriss du dat Klärsche, dat kritt disch,
om denge Eimstand - dä kreen isch.

Isch mein', du hast doch deinen Stolz,
bist wohl geschmitzt aus gutem Holz -
und möchtest doch ganz sicher nicht,
dass jemand hässlich vom dir spricht

und sagt, dass du als Havarist
stets ein Filou gewesen bist,
ein Mitesser, ein Parasit,
Schmarotzer halb - und halb Bandit?

Auch möchtest du nicht, dass man sagt,
wir hätten dich, Gott sei's geklagt,
aus Gnade und Barmherzigkeit
aus deinem Jammertal befreit?

Jedoch - dem Gauner traut man nicht,
der goldne Berge nur verspricht.
Auf Solidarität allein
ließ auch das Klärchen sich nicht ein.

Bedenken sollst du aber auch,
dass wir - nach gutem alten Brauch -
in unsrem schönen Labyrinth
ein Herz und eine Seele sind:

'Geteiltes Leid - ist halbes Leid',
dies gilt für uns nicht erst seit heut'.
Ein jeder hier ist ordentlich -
nur Nachtigallen schlagen sich.

Doch sen mie och seit eh om je
kee Schwindelunternehme* he -
mi läje küet vü Toresschluss
doch Klärche net als Köde* us;

dämm dovüe es et od ze schad;
et hät bes jetz op disch jewaat.
Hooß jeht dat noch alleen no'm Bätt,
wenn et at Selevehuhzeck hät.

Und dass wir sie verhökeren,
das soll mal wer versökeren!
Sie kommt zum Abschuss hier nicht frei,
bloß vü 'ne Appel on e Ei.

Will wer mit Klärschen gösteren,
am Ende noch im Dösterem,
der liegt hier schief - schon deshalb, Mann,
wo sie so herrlisch schöpen kann.

Also - isch well vüeher wesse:
widd os Klärsche net bedresse -
on wat sisch eines Tares deht,
wenn'et ems öm'et Janze jeht.

Jengs' du no'm Heiratsinstitut,
ach, do bezahls'te disch jo dut;
wat meems'te, wie et dir dann jeng?
do jitt et nex op Krankescheng. -

Do kris'te ierts e Formular:
Name, Geburtstag, -ort und -jahr...
natürlisch Wohnort, Straße, Platz,
ob Seesack ode' Luf'matratz;

Familienstand (soweit bekannt):
„Sind Sie mit jemandem verwandt?
falls ja: seit wann? wenn nein: mit wem -
und finden Sie das angenehm?"

Dann ferner: „Leben Sie allein?"
(so wie zuvor mein Onkel Heim)
und: „Waren Sie einmal beim Bund" -
auch: „Lebten Sie im Untergrund?"

Em Jrond es dönne dat ejal,
ob nu Chaot, ob Jeneral:
Me well met so'nem Psycho-Dress
bloß sehn, ob du flexibel bes.

Die fragen dich zum Beispiel auch:
„Ist es vielleicht bei Ihnen Brauch,
dass euer Opa, trotz der Gischt,
noch unter Tage Kohlen bricht?

Wühlt ihr in eurem Steinbruch noch?"
Gemeint ist jenes Buddelloch,
wo heut' vielleicht noch Tag und Nacht
die Oma Tag- und Nachtschicht macht.

„Tragen Sie ein Gebiss sogar
und haben Sie den Spliss im Haar?
Wie oft schon waren Sie zur Kur -
und kneipen Sie jetzt Soda pur?

und pflückten Sie Geranien
schon mal in Transsilvanien?"
Das heißt im Klartext: „War'n Sie da
im Schloss des Grafen Dracula?

Wenn ja: Sind unterm linken Ohr
bei Ihnen, so wie nie zuvor,
seit jenem nächtlichen Geschehn
zwei Imbisstüpfelchen zu sehn?"

Denn: dann ist man stischmatisiert
und folschlisch jenmanipuliert -
om dat bedück: Du häs dann blus
dat Erbjut von en Vlademmus.

So'n Mensche sen am Daach nex wärt -
doch ovends wedde die alört.
'ne vuule Ziehn de Korev net kritt,
weil der bloß ovends fleißisch widd.

Daachsöve es dä doof on stief -
Vampire sen jo nachtaktiv.
Wohl sen'se anspruchslos, jewess:
Die schlofe en en Iapelskess.

Man fragt: „Bekommen Sie noch Luft
bei Pollenflug und Knoblauchduft?"
Worröm wohl kütt em Unjarn, schwupp,
och höck noch Knoblauch en de Zupp?

"Ja", saaht isch drop, „do bes'te platt;
du daht's vielleisch „dat wor'et at" -
waat av! - weil du als laue Chres'
noch lang net lans Schmeds Backes bes!

Meens du, dat wör'et at jewäss?
Ja, wie du disch jeschnedde häs'.
Vomwejen: allzu fätt jekoch'-
pass op, dat Dollste kütt jo noch!

Mänesch eene wudd am janze Liev
va Schräck on Bammel stomm on stief,
wenn bej däm Idiote-Täss
als wie met en Zitronepräss

sie Hezzblot, käss on onscheniert,
bedenkenlos on pervertiert,
ohne Beteubung net ze knapp
wudd piëtätlos avjezapp.

Met ange Wöärt: die schnüffele! -
Doch wenn die disch dann rüffele,
dann jank bloß net dojäje aan;
die fühlen dir so auf dem Zahn,

dat du, subal de disch draan stüës,
de Engelschere flöte hüës.
Nur ein vollkomm'ner Widerspruch
bewahrt eme ärme Kruchestruch

davor, dass jener Kuppelchäf
disch führt nach Handelsklasse 'F'.
Doch wehe dir, wenn dat net flupp!
dann kris'te einfach, schwuppdiwupp,

ein herrenloses Schreckjespänz
als personifizierten Länz,
als außerordentlichem Schnapp,
dä noh 'nem Nutstopp nur su japp,

ein Mädchen, jung und feuerrot,
ein Kleinod (Sonderangebot) ...
mit kürzrer Wendung, lieber Fred:
Du krist ein Windei anjedreht.

Om wänn'de disch net präpariers',
net alles möschlische studiers',
en Alljemeinbildung on su,
macht man ein X dir für ein U.

Ja, Oswald Kolle kännst' du zwar,
doch wer nun Oswald Spengler war ...
ja, sis'te: Bildung braucht der Mann - - -
on du wells' e Prinzessje han.

Doch mänesch Prinzessje . . . leve Fred!
Ja, wenn et bloß öm Pinke jeht,
do köm os Klärsche jo net met,
doch hange litt et sisch jo net;

dat hät jo Muskele vü zwei -
on Flosse, wie 'ne Killerhai:
Wat nötz dir Adel, Köische-Pitt,
dä bloß de Flosse hange litt?

Sisch: Klärsche es e Ängelsche,
e paradisisch Schlängelsche;
doch vroch isch misch jetz av on zo,
ob dann e Mädsche met Nivo

janz plötzlisch manisch-hämmungslos
met so'nem Vlejevänge bloß,
met 'nem erenjerände Mann
bloß jlöcklisch klävveblieve kann.

„Wie ist das denn bei eusch zu Haus -
leckt ihr auch noch die Teller aus?"
so heißt es in dem Formular
vom Kuppelbruder-Seminar.

Die fragen da zum Beispiel auch:
„Ist es bei euch zu Haus noch Brauch,
dat Oma en de Badebütt
kom Plaatz hät, wenn de Spööl noch kütt?"

Und: „Sind sie musisch anjehaucht?"
„Sind die Ersparnisse verbraucht?"
Ob du vielleicht schon Falten schläschs
und ob du schon ein Bruchband träschs.

Et hät sisch jo su mänesche Braut
ze vröh op erejendjät jefraut.
Und das nicht nur zur Sommerzeit,
nein, auch im Winter, wenn es schneit.

Dröm quätsche die disch do su us;
ärm wie de Job küs'te 'erus,
die ruppe disch - on net ze knapp:
vü jede Sitzung widd berapp.

Su widd me schließlisch bäddelärm
on krüff des Ovends en de Bärm
on kütt, de Botz ve'ziert met Lehm,
ens als Ve'brennungsrückstand heem.

Im Kuppelbau gibt's ein Labor;
darin entstehen nach wie vor
die Fotos derer, die sich mühn,
was Passendes an Land zu ziehn.

do moss me hen - ob Vrau, ob Mann,
on wid do ronk'eröm alsdann
met Bletzlischbirschere jeknips
(on hött me och de Kopp en Jips).

Anschließend klebt man hübsch und fein
die Fotos in ein Album ein -
und daraus sucht man in dem Haus
sich etwas Schmuckeliges aus.

Getrennt nach Männern und nach Fraun
sind diese darin anzuschaun:
Das Rosafarbne für die Frau,
das Album für den Mann ist blau.

Du schlees dat op, danm bes'te paff,
on dänks', du välls' vom Jlaube av;
denn was dir da entgegenloht,
das ist der Nibelungen Not.

Der erste Band enthält die Spreu;
denn vü 'ne Appel on e Ei
krit'me vü so'ne Hochjemuss
metonge och noch jet 'erus.

Erst ab Band sechzehn lichten sich
die Wolken über Disternich;
doch undurchsischtisch, disch und stolz
hält sisch bedeckt das Unterholz.

Om sitt me och net dat on det:
nex brängk jo öf noch mieh wie jät.
Doch wat e Beld frontal ve'sprisch,
ve'kneif die Rückendäckung sisch,

bescheiden schweigt manch Hexenhaus
sich über Rückvergütung aus.
om määht och sue mystisch Beld
sälevs noch ne Beldebütze weld.

Nichts vom verbannten Hintergrund
tun solche Vorderfronten kund.
Doch blieb das Nachspiel nicht geheim,
ging mancher Rahmen aus dem Leim.

Du kannst auch immer darauf gehn:
Sind nur Gesicht und Hals zu sehn,
dass tiefer - selbst beim schönsten Kind -
nur Spurenelemente sind.

Om: Wie me weeß ve'hält et sisch
bej jedem Mädsche ejentlisch
jradsu wie met en Armbandwhr;
denn man betrachtet sie nicht nur,

man muss sie aufziehn hier und da,
denn was sich liebt, das neckt sich ja;
man windet sie sich um dem Arm,
man horcht sie aus mit Schliff und Scharm,

geht sie nun vor schon - oder nach?
wor wohl de Sonn ze heeß am Daach?
Auch möcht' man wissen, sonder List,
ob sie auch weiß, wie spät es ist.

Bleibt sie mal stehn, doch nicht bei dir,
Jott, jede' kritt ens net de Kihr:
Man meide jeglichen Konflikt - -
auch wenn'se mal nicht richtig tickt!

Doch sis'te dann di eje Beld...
dat - - mäht disch dann fuchsdeuvelsweld:
E son Visasch vengk Köïsche Pet
selevs em Ve'bräsche'album net.

Dramatisch senkt die Waage sich
physiognomisch gegen dich;
sofort denkst du an Wyatt Erp,
an Larami (statt Lengeschdörp),

weißt, dass auch du zu dieser Frist
unter den ersten Fuffzehn bist;
doch weist man taktvoll darauf hin,
dass bis Band fünfzehn immerhin

man nur den Mindestpreis berappt
(wenn's denn mit der Vermittlung klappt).
Jetzt - spätestens! - erkennst du trist,
wie fotogen du selber bist. -

Dann schreibst du deinem Lebenslauf
natürlich handgeschrieben auf;
legst frisch und froh und mit Humor
den letzten Konto-Auszug vor,

die größte Rolle auf der Welt
spielt nun einmal das liebe Geld.
Doch Fred, die lätzte Froch deht wieh,
sie lautet trocken: "Rauchen Sie?"

Management und Beichtstuhl

Dies alles - und noch vieles mehr
verletzt dich, lieber Fred, so sehr,
dass es doch für dich besser wär',
wenn ich dich männätsch (met Jewähr).

Die ganze Phalanx, weit und breit,
all deiner Aussichtslosigkeit - :
allein das Geld, das du verlierst,
wenn du's bei mir nicht investierst....

du stüschs wer weeß wie vell 'erem
on doch bängk nex dovon jät en. - -
Isch meen, wenn me os net ve'stohn,
kanns'te noch emme dohen johm. -

Ein Jammer wäre es fürwahr,
bezahlst du dort nicht nur in bar -
ich meine, im dem Treibhaus da,
wo dann die Kuppelei geschah. -

: :
En Hierot, Fredi, kos' doch jät -
on wö dat Mädsche noch su nätt,
wie sösch dat us, jeng dat sujaa,
em Schiffeschötzel no'm Altar -

on du stönds' knüsselisch dobej,
als hött'ste se net op de Rej;
ameng och noch em blaue Stüpp,
on opjelaat, als krächs'te Knüpp.

Jengs' du at su no'm Standesamp,
- die han do noch en Klocke-Lamp -
dann fiel auf dich solch schlechtes Licht...
ja, Trauer schon, doch Trauung nicht.

Dann stehs'te do, du jroßer Häld,
wie Orpheus in der Unterwelt;
dänn — wenn de disch nu do net schecks,
widd us de janze Huhzeck nex.

Wer do ken prope' Plute hät
om lutte' Fläcke om Schackätt,
vlüsch at 'erus, wenn ohne Jäld
dä bloß si Aufjebot beställt.

Gibt man dir da kein grünes Licht,
traut euch auch der Herr Pfarrer nicht;
om es dä noch su liberal:
e sujät wö' däm net ejal;

weeß dä doch, wat sisch en de Büsch
at henge 'liberal' ve'stisch.
Stets tat er seinen Unmut kund,
trat Schwindler in den Hintergrund,

verhängte Bußen ausnahmslos
'Ohne Bewährung', rigoros;
besondesch dann, wenn eene su
jekallt hät — wie 'ne Kakadu,

isch meen: jeschwolle, mariniert,
pomadisch om su abstraktiert,
su rischtisch vimpschisch, flutschisch, schräsch;
hötts du disch och net opjeräsch?

So war's in Düren auch vordem
für lange Finger unbequem,
im Büßerhemd umherzugehn;
denn alle Leute komntem sehn,

wie schwer 'ne schwere Sünde gar
hernach geahndet worden war:
Von dunkelweiß bis schwarz wie Pech
hät os Pastüe de Sönd jeräsch'.

Die Bußgewänder gab's ab drei
beim Küster in der Sakristei.
Der Sünder legte vom Pastor
ein sogenanntes Fluchblatt vor

und dieses wies, je nach Verlauf,
'ne janz besondre Farbe auf.
Der bußfertige Pönitent,
der angeklagte Delinquent,

kräsch do 'ne Pomiel nu ve'ärev,
dä wie dat Kätsche wo' jevärev-
on janz ejal, met wat vü'n Klüe,
peng! sooß dä Möpp at vü de Düe.

Je nach Schwere eines Falls
hong dä Poncho nu am Hals;
janz ejal, ob katzejrau,
ob nu rosa ode' blau:

Jede' woss direk' Bescheed— :
Mänesche saaht: „Dat deet me leed,
dënn dat domme schwazze Schof
wo' doch at jenoch jestrof."

„Hot'te dann zevell jeschmütz?"
„Ach, dä hott' bloß scheef jebütz."
On su mänesche ärme Stomp
kräsch sächs Wooche opjebrommp.

Dobej hot'te vü dat Väll,
vü die avjedrare Päll,
brav sisch henge aanjestaalt
on de Leihjebühr bezahlt;

jo, en de Walporjisnaaht
hot'te'ret jät övemaaht.
Nun trug dieses arme Schwein
man auch noch ins Schwarzbuch ein.

Es veränderte sich mild
mit der Zeit das Straßenbild-
und so mancher Patriot
trug jetzt wieder Schwarz-Weiß-Rot.

Bes Pastüe dohenge kom,
dat dä Köste' Schutzjeld nohm,
worophen er dann kompläatt
dat System ve'ändert hät.

Me bruch bloß jäje jät ze sem,
dann vällt och eenem promp jät en.
Su hät dann och Pastüe jedaaht
om sisch jät Nöjes öve'laat.

Statt Booß em Hämp om Aderlass
hott' dä em Bischstohl jetz en Kass';
„sin-cash-computer" sääht me och;
on Sönde joov et jo jenoch.

Und diese wurden, wie es heißt,
dort systematisch 'eingespeist' -
nach Schwere, Art und Häufigkeit,
wie auch nach investierter Zeit,

gegebnenfalls auch der Ertrag,
den man daraus zu ziehn vermag:
War es ein Schnäppchen, war's ein Schnapp?
Selbstkosten schrieb man vorher ab.

Der Pfarrer gab die Sünden ein;
heraus kam unten dann ein Schein.
Dä kräsch e Mädsche wie 'ne Jong
als Rääschnung wie als Kassebong,

den man dann mit nach Hause nahm-
und wenn das Jahresende kam,
dann hat das Bußgeld man zuletzt
noch von der Steuer abgesetzt.

Da gab's denn welche, ei der Daus!
die krischten alles wieder raus;
'Sonderausgaben' für den Spass
und 'Werbungskosten' waren das.

Mänesch eene hät sisch domm jestaalt,
met ems de Musik sälevs bezahlt.
Die gnäd'ge Absolution
schloch schließlisch öm en Inflation.-

Doch der Sünder bliëb ganz locker,
das haut dem doch nicht vom Hocker,
weil dä jo - wie Pastüë - komplätt
seng Schöfjere em drüje hät.

Om wat me hät, dat hät me jo
om hengenoh es nex mieh do.
Die Sünden- wie die Steuerlast:
nichts bringt dem Burschen in dem Knast.

Bei Härtefällen scheck Pastüë
e so'ne Tünnes noch en Küë,
obwohl dä doch vom A bes Z
Staat om Pastüë bedresse hät.

Nu leef do mäneschmol, wie me weeß,
dä Bisch-Computer - jät - ze heeß;
jewondet hät Pastüe dat net,
doch kom'e dauernd us'em Trett.

Dann - eines Taachs - wo' Stromausvall;
et joov 'ne förschte'lische Knall,
dann: Korzschluss, Sischerung krepiert -
on dann es alles äxplodiert.

Donoh hät os Pastüe diräk'
de Naturalwertschaff emtdäck;
denn Deputate jov et nu -
on wie dat kom? dat kom esu:

'ne ärme Schlupp hott sisch vom Maat
ens Iapele met heemjebraaht,
doch weil'e jät ve'jässe hott,
wo' die Ve'käuferin 'em kott.

Dat Mädsche leef nu henge'här,
nu wo' dä Sack och noch su schwää...
Versuchter Diebstahl? sicherlich,
doch es ene ärme Schlupp net risch.

Nun hatte dieser Mann 'ne Frau,
isch jlaub, die kam aus Niederau,
denn nieder kam die jedes Jahr,
man kann auch sagen: „Sie gebar."

On die vrooß nu däm ärme Stropp
de Hüäre werklisch baal vom Kopp;
Kee Wonde'! denn sie aß seit Mai
at wedde mindestens vü zwei.

Bloß emol hätt'se, wie se saaht,
wohl ens e Schaltjohr enjelaaht,
weil se su zweschedoresch ens flott
die Zwillinge jebüre hott.

„Wer Kenge jrußjetrocke hät",
saaht emme die Vrau Möhnevätt,
„dä weeß, och wämm'e huse kann,
dat Kenge emme Honge han.

Es höck dä Kühlschrank och jevöllt,
dat'e bahl basch on öve'quellt,
ham die bes moreje, schasserass!
die janze Härrlischkeet ve'prass."

Wenn nu die aal Vrau Möhnevätt,
die emme jet ze klöne hät,
on die va Puute jät ve'steht,
sich och janz sälde ens ve'deet,

e sujät öffentlisch bekännt
on sisch och nie de Muul ve'brännt,
dann es'ene Mann net onbedengk,
bloß weil'e sisch paa' Iapel vengk,

abrup en Ach' on Bann ze do,
wie nach der Schlacht bei Waterloo
vü Jüre dä Napoleon
zwecks Rehabilitation

von sengem avjebrannde Staat
en janze Insel kräsch ve'maaht,
wo ihn die schöne Helena
(die war wohl schon was länger da)

mit offnen Armen froh empfing
und ihm auch gleich am Halse hing,
obwohl er Moskau angesteckt,
sie Trojas Brand hatt' ausjeheckt.

Was ist dagegen, Fred, ein Sack
mit Frühkartoffeln huckepack!
den ein ganz Armer, müd und matt,
verfolgt nach Haus zu tragen hat?

Dat deht dä doch net vrank on vrej
alleen us Jux on Dollerej,
das war die Not, die dazu zwang,
dröm nännt me dat och 'Notausjang'.

Nu hott' dä Finder noch ens Jlöck,
dänn en dämsäleve Orembleck,
wo nu dat Vrommensch do vom Maat
sisch op seng kultivierte Aat

zutraulisch on janz vorsischtisch
sisch sälevs däm Mann ve'anschaulisch,
tauch os Pastüe zovällisch op;
dä lüet on luusch on saaht küet drop:

„Saach, Ängelsche va Vossenack,
wat kos' dan so'ne mörbe Sack?"
„Vü üsch", su saaht et, „Hä Pastüe,
kaus' dä, Jott weeß, de Hälevde müe."

Pastüe bezahlt, dat Mädsche jeeht,
dä ärme Schlupp saaht: „Deht me leed..."
„Waach net, disch ze entschuldije,
mir heuschlerisch ze huldije!"

saaht drop dä souveräne Mann,
„weil Sößholz isch net legge kann.
Wänn eene katzevreundlisch deeht,
dann weeß isch at vürav Bescheed;

isch hoff', dat du mie jetz ve'sprischs,
dat du dat och am Samstaach bischs;
d a n n saach: 'Et hät me leed jedoon',
jedoch bej mie, net bej Kaplon!"

Su kom et, dat dä ärme Schlupp
deheem nu doch seng Iapelszupp
met Vrau on Kenge' öm de Wätt
sisch en de Buch jeschlare hät.

Die Morgendämmrung, schwer wie Blei
kroch samstags missvergnügt herbei:
Die Nacht verträgt kein Tageslicht,
der Tag begehrt das Dunkel nicht. -

Zwielicht liegt über Stadt und Land,
wenn Eos mit verhüllter Hand
behutsam, ohne weh zu tun,
jetzt, wo noch alle Schläfer ruhn,

kaum wahrnehmbar, ja, fast verklärt,
nach ex oriente lux verfährt
und lichtscheues Gesindel schasst,
weil's nicht zu Dürens Weichbild passt.

Nur arme Seelen huschen stumm
dann noch im Schattenreich herum. - -
Zeit, sich noch einmal umzudrehn,
doch ohne auf die Uhr zu sehn.

Allein - man weiß, was manche Nacht
unruhig Schlaf und Schläfer macht;
zum Beispiel- wenn man voll Verdruss
am nächsten Tag zum Zahnarzt muss.

Su ähnlisch jeht et mäneschem Mann,
dä kläptomanisch dann on wann
de Pute sisch aan jet ve'brännt
on morjens dann och noch ve'pännt:

Oft locken Wein, Weib und Gesang;
die Nacht ist kurz, mitnichten lang.
Nach Atem mancher Mann schon ringt,
wenn Duft in seine Nase dringt;

denn Reibekuchen haun schon um
wie ein Aphrodisiakum -
und ist die Sehnsucht erst erwacht,
schält Ärpelen man selbst bei Nacht.

Wer wollt' dem Mann dies nicht verzeihn?
Wer wirft da wohl den ersten Stein?
Doch schlemm quält jede Zucke'dus,
hät me ken Iapele em Hus.

Doch jeht et ens me'm Deuvel zo,
dann vengk me sisch jät erjenndwo -
und regt dann das Gewissen sich,
nötz alles nex - : dat widd jebisch.

Besonders hart traf's jenen Mann,
von dem man wirklich sagen kann,
dass er zuweilen - in der Tat! -
besonders schwer zu tragen hat.

Denn - lagen wir in süßer Ruh,
dann tat der kaum ein Auge zu,
weil der daachs drop en Dur on Moll
sich amnestieren lassen soll.

Moll wohl e bessje mieh als Dur
(Dur iertere bloß vü Pastüe).-
On bes'te och ene Schwadroneur:
ein Sturmtief westlich dem Färoer

braut sich zusammen, alter Schuft,
und stetig dicker wird die Luft.
Zuerst kommt die Vereidigung
und dann des Diebs Verteidigung:

„Ich habe", vong dä Klausack aan,
„etwas Verbotenes jetan.
Isch sah 'nen Sack vorübergehn -
und der blieb plötzlisch vor mir stehn.

Ich sprach: 'Geh weg, lass' mich vorbei
und mach' mir keine Schererei!'
Doch er blieb stehn am selben Ort,
da schnapp ich ihn mir, trag' ihn fort,

doch in demselben Augenblick
kommt die Verkäuferin zurück-
ich sagte frei und scheinheilisch:
‚Mein Kind, der Schein spricht gegen mich',

doch darauf ließ sie sich nicht ein,
denn selten kommt so'n Sack allein;
so dass sie meinem Tun entnahm,
dass nicht der Sack zum Finder kam.

Dumm war: Der Sack trug ja nicht mich,
den faulen Sack trug auch noch i c h . -
Dann kamen Sie, Gott Lob und Dank!
und schlichteten den Erpelszank.

Nun sag' ich's hier: es tut mir leid,
ich hab' den Fehltritt auch bereut;
doch hött' dat Kengk va Vossenack
die Äapele do en däm Sack

ponkwies ve'koofe mösse, wat,
wat hött dat vür'e Spell jehatt;
su ävve jeng doch werklich flott
dä janze Sack op emol vott.

Isch meen - on meene net bloß misch -
isch meene dobej jo och üsch:
Mir han, dat wädde doch ve'stohn,
e jottjevällisch Wärk jedohn,

wat üsch, maach komme och wat kütt,
em Hemmel jotjeschrevve widd,
wat isch jo net äwade kann,
weil isch jo dä Sack Iapel han."

Drop saaht Pastüë: „Loss' Küät av, Jong,
wat häs'te söns noch op de Zong?"
„'nen Ladenhüter, Herr Pastor"
trug dann, wie folgt, auch diesen vor:

"Paulinchen war allein zu Haus...
die Eltern waren beide aus.[23]
Als sie nun so mit Sing und Sang
im Neglige' durchs Zimmer sprang,

da klingelte es an der Tür.
Ich fragte: 'Bin ich rischtisch hier?"

‚Ei', sprach sie, ‚ei, so tritt doch ein,
ich bin so lange schon allein;

die Suppe steht schon auf dem Tisch -
ich mach' mich schnell noch etwas frisch.'
Da fing ich gellend an zu schrein:
‚Ich esse keine Suppe! Nein![24]

~~Ich esse diese Suppe nicht -~~
und außerdem hab' ich die Gicht."
Paulinchen aber blickte stumm
nun auf dem ganzen Tisch herum.[25]

'Mal sehn', sprach sie - und räumte ab,
‚ob ich nicht noch was andres hab.' -
Ich floh --- - doch jetzt tut es mir leid;
auch das hab' ich nun schon bereut.

Ich mein', ich hab' sie doch enttäuscht,
als ich vom dannen bin entfleucht.
Ich beichte dies, weil sie zu Haus
allein die Suppe löffelt aus.'

‚Amäng', saaht dorop dä Pastüe,
‚wo at die Zupp jenausu süe
wie dat Paulinsche säleve wüa –
süe, wie 'ne Herreng a Nöijüa.

Halt viele Männer streuben sich,
man nehme bloß zum Beispiel mich:
Wenn isch noh Zupp net jippe kann,
do isch noch net ens nippe draan.

Im übrijen, Freund Benedikt,
ist das ein Bagatell-Delikt;
isch jev em Bischstohl, tröi om brav,
misch net met Kleenischkeete av.

Wat wo' dat övehaup vü'n Zupp,
die dat dir, arbeitslose Schlupp,
jekoch' on aanjebodde hät?
Wo? die dir dann ameng ze vett?"

„Ja – – Lensezupp, suvell isch weeß."
„On? wo' die dir amäng ze heeß?"
„Dat net, doch su e Züppsche kann
jo Nebenwerkunge och han."

„Quatsch! du bes doch ene vriede Knupp;
die jitt et bloß noh Bonnezupp."
„Schon, doch hät dat en sengem Troon
Kontaktlense do dren jedoohn."

"Dann saach me flöck noch, wat'te käss
nu söns noch usjevrässe häs!
Zom Beispiel lüschs du at wä weeß,
wenn du jo bloß de Muul opdees."

„Dröm bischte isch jo, per Jesätz,
dat isch jeloore han - zelätz.
Doch 'leje' säht me och net mieh,
dat deht däm Trommelväll ze wieh;

,ve'edele klengk net su hatt;
jevärev hät me jo vrühe at;
,Jarniere' klengk jo och janz nätt,
su, wie 'Kosmetik für's Parkett'.

Isch ham och mäneschmol jät frisiert,
me säht höck jo 'modifiziert'.
Mänesch eene, dä net jia mieh lüsch,
es eben bloß noch - schwindelisch.

Doch net jeschwindelt, Herr Pastüe,
es, dat meng Jattin ihr Fijüe
sisch wedde formvollendet zeesch;
ich meen, mir han jo noch die Weesch

vom vüevüeletzte Klappe'storesch,...
isch daht jo och, mie sem ve'soresch,
bis sie jetzt plötzlisch offenbar
in milderen Umständen war.

Der Älteste, der Alois,
der hat Angora pectoris;
der Kleinste hatte ihn direkt
mit dieser Seuche anjesteckt.

Das Lenchen hat mit großer Wucht
seit Aschermittwoch Wassersucht
und Döres liegt samt Gipskorsett
mit Anabolika im Bett.

Und was die Zwillinge betrifft,
die nehmen Hasch und andres Gift.
Isch wöss ens jrad, Herr Joddesmann,
von wemm die Bälesch e sujät han.

Ja, net von mir, dat wös isch jo;
kom mir dann je ne Storesch ze noh?
Wat höck bloß loss es en de Wält! -
Wohl wo' isch emme knapp met Jäld.

Doch wäm'me suvel Pute hät,
dann fählt et emme jo aan jät -
on es me ierts traumatisiert,
päng! es et Onjlöck at passiert.

Wenn isch nu süe Trauma hött...
Isch han noch nie vü jet jekött,
doch hött isch dann die Saach om Maat
total unnachtet usjedaaht.

Dann möht isch, su, wie isch dat seeh,
doch wenestens Bewährung kree.
On es em Siel och schwazz wie Terr:
'Mein ist die Rache', spricht der Herr.

Dröm meen isch, wo me sisch doch kännt:
Ih' ihr üsch do en jät ve'ränmt
doot hüasch! weil, wänn et misch nex koss,
isch misch dann och net lompe loss.

Dänkt am meng Kenge, a meng Vrau!
on nämmt dä Dress net su jenau!
Maaht flöck! ih' isch üsch noch ve'schmäh'
om mie dat angesch övelää.

Ihr hott' doch vrühe he so'n Aat
Sünden-Entsorjungs-Apperat.
Domet jeng alles flöckere
on isch kom at ens döckere.

Ach su, dat isch dat net ve'jäss:
kulant wo' dat jo wohl jewäss,
dat ihr om Maat, wie nämmt me dat?
die Schold op üsch jenomme hat.

Isch maach höck üsch dorüm en Vreud,
jeteiltes Leid ist halbes Leid:
Et deht me leed, isch ben bedröv,
on hoff, dat Hä Pastüe dat jlöv."

„Wo' dat at alles, Sonn, wat düe
bej dengem jode Hä Pastüe
a Sönde avzelade hotts,
wo du va Sönde nüe su strotz'? — — —

Iapel klaue, Löck bedreje,
om Pastüe och noch beleje;
bej Paulinsche Zupp net ässe

ange' Sönde jlatt ve'jässe;

bes zom Jeht-net-Mieh jenosse,
nex a Spure hengelosse;
angere zo Troome rühre,
trieze, kniepe, schikaniere;

säleve sisch ve'drießlisch jäve
ävve ovends ene hävve;
knottere on iwisch klare,
sisch met keenem mieh ve'drare;

domm sisch ställe, plätsche, schnütze,
on de Keresch net ongestütze;
heuschele on protestiere,
dröme, schwärme, phantasiere;

ange Löck vom Vahrrad kippe
on de Zong 'erus noch stippe;
dämlisch klotze, luure, kicke -
wat sen dat vü'n Katholike!

Als Pastüë, wat wells'te maache,
hät me werklisch nex ze laache;
öff hött' isch, wör't net ve'bodde,
eenem en de Voß jetrodde.

Alles Feine, alles Zarte,
das ich sorgsam mir bewahrte,
dat widd he exspreüß ve'jeudet,
widd ve'jubelt on ve'schleude't.

Denk' isch bloß am dat Jekungels,
nach dem Rechtsweg nur des Dschungels,
wie auch ans Beichten, in der Nacht,
dann bin ich um den Schlaf gebracht.[26]

Watt kritt me net all ze hüere,
net en Rom bloß, och en Düre,
das macht mein Vertraun zunichte,
speziell wenn Wieve bischte.

Mäneschmol platz' me' baal de Krare,
hür' isch, wat die doom on sare;
das ist nicht vertraunerweckend,
das ist eher flächendeckend."

„Vielleicht solln wir jetzt, Herr Pastor,
(wir sind ja unter uns) zuvor
noch eine kurze Auszeit nehmen;
's gibt so viele andre Themen

die Erfreuliches versprechen,
statt den Stab ad hoc zu brechen.
Lott et jot sen met'enem Büßje,
isch ben jetz at us'em Hüsje.

Sollen wir uns da ereifern
und am Ende noch begeifern?
Das, was wir im Herzen tragen,
lässt sich auch noch später sagen."

„Auszeit? wenn isch dat at hüre!
du wells' misch bloß dobej stüre,
ohne lang ze övveläje
flöck nu denge Dräck ze väje.

Jetz, wo isch Jas jejovve han,
jetz' soll isch brämse, jode Mann?
Tob' isch misch jetz net rischtisch us,
es hengehär de Luff 'erus.

Nee, Vreundsche, söndije Kadätt,
su ham'me jo nu net jewätt –
om kallt misch eene no de Muul,
weeß isch teräck: et es jet vuul.

Du bes' doch söns net pengelisch –
liss du de Bibel ejentlisch?
Was dort postuliert im Gleichnis,
wird im Beichtstuhl zum Ereignis.

On han isch bej deng letzte Bisch
dann net jesaaht „me widd net risch,
wenn me bej angere jet klaut
und deren Fraß sich anvertraut?'

Des Daach trof isch deng Vrau om Maat;
och! wat die mie do alles saaht,
wo' zehnmol mieh, wie dat, wat isch
va dir ve'zahlt kree en de Bisch.

Dat alles – on noch vell, vell mieh,
dat bischs du ahle Sönde nie.
On wenn isch dir jeholepe han:
jetz' bräng isch disch op Vordermann.

Als Booß – nu maach at net so'n Schnüss! –
brängs' du, wänn du no'm Hochamp küss,
sechs Wooche lang em Achtungsschrett
e Iapelsämmesche noch met.

On wänn die Opferung dann kütt,
dann stehs'te op, du domme Klütt,
on jehs' me'm Ämme en de Hank
janz anspruchslos vom Bank zo Bank;

Et weeß jo keene Aap wiesu
on woröm ausjereschnet du;
och es die keene doröm kott:
et Körefje es – ameng kapott...

Mänesch eene dänk, dat du jewess
bej mie jot aamjeschrevve bes,
denn mié wä brav es (insjesamp),
es wördisch vü e Ehrenamp.

Doch dat es noch net alles, Jong,
dänn der, dä 'ne Sack Iapel vong,
dä back och jetz sächs Wooche lang,
in der Jefühle Überschwang,

Riefkoche vü si Biotop,
et vriedaachs ovends, Philanthrop;
doch net vü seng Bajasch alleen,
Pastié well och jät dova seehn:

sechs decke vü dä Hä Prälat
und noch ein Überhangmandat;
doch sen em Korf bloß kleene dren,
dann darf et och e Dutzend sen.

On emme vresche, on schön heeß,
dann sen se rischtisch, wie de weeß;
dänn opjewärmte Antiqua
zeesch sisch at an de Patina.

Do Booß! sechs Wooche sen jo nex
vü dat, wat du su alles stecks';
dann trett dat Sakramänt en Kraff. - -
Alleen at vü de Nohbeschaff!"

„Das, lieber Fred, wird aus 'nem Mann,
der sisch allein nix suchen kann.
Auch jener fand selbst keinen Mut
und ging zum Heiratsinstitut.

Geht man dorthin: kurz ist der Wahn,[27]
gerät man auf die schiefe Bahn.
Drum, lieber Fred, empfehl' ich dir:
das Kuppeln überlass' nur mir!

Selisch widd der, dä alles jlöv –
isch han die Bisch net nohjepröv;
doch es – jenau wie met Loch Ness –
bestemmp jet Worres draanjewäss.

Isch warn' disch dröm zom letzte Mool;
sälevs wenn de jlatt wörs", wie ne Ool –
on wie der"et och emme vetz,
denk draan: va ovve kütt de Bletz!

Eh' die Temperaturen sinken
und die Herbstzeitlosen winken,
müsstest du, anstatt zu prellen,
schon das Aufgebot bestellen;

öff widd jo bloß en Zeck jewöhlt,
doch plötzlisch es me avjeköhlt;
denn die See und Seemannsrosen
sind die Heimat der Matrosen.

Oft wundert man sich hinterher,
doch ändern lässt sich dann nichts mehr;
entschieden ist dann die Partie,
der Franzmann sagt: Fait accompli.

Seerosen blühn an jedem Strand,
wo immer Männer gehn an Land.
Einst schwamm zu Hero der Leander –
und der war auch ein Salamander."

Eigengesetzlich oft verläuft,
mit Hoffnungsfunken angehäuft
des blinden Schicksals schmaler Grat
auf unwegsam-obskurem Pfad.

Dann treibt, mit unbekanntem Ziel,
die Göttin Nemesis ihr Spiel.
In deines Tages Sonnenschein
bricht jäh die dunkle Nacht herein.

Nun ja, dein Tag war heiß und schwül;
gib acht! denn deine Nacht wird kühl!
Du schläfst mit deinen Sorgen ein -
wie wohl wird es halt morgen sein?

Ein einz'ger, kurzer Augenblick[28]
entscheidet über dein Geschick
eh' du des neuen Tags gedacht,
noch schläfst und träumst in tiefer Nacht.

Der Lichtblick

„Su, leve Klaus, isch weeß Bescheed;
doch deht et mie va Häzze leed,
dat sisch enzwesche he nu jät
janz wesentlisch jeändet hät...

on wat - sisch he jedoon hät, Klaus!
Wir leben bald in Saus und Braus,
fast so, wie im Schlaraffenland,
hochachtungsvoll! Der Kontostand."

„Maach kene Quatsch, du Fückele,
isch loss misch net ve'schückele -
und quäle mie ein Tier am Stätz,
denn das ist jejen das Jesätz!

Und Übermut tut selten jut,
vürav, kütt me va Nut zo Brut.
Bescheidenheit schmückt jeden Mann - -
nu saach at: wievell es et damn?"

„Do komm' isch späde drop zeröck;
de Haupsaach es doch: mie han Jlöck -
ja, dat kom su: Isch wädd höck waach,
lüe op de Uhr om haleve aach,

isch denk': 'Wat es dat noch su vröh?
nu jäv de noch e bessje Möh -
on drien disch noch ens flöck 'eröm,
sons widd et späde dubbel schlemm.'

En dämm Moment, dat saach isch dir,
da jucken beide Hände mir -
on ich kapiere at em Bätt,
dat dat jet ze bedügge hät.

Du weeß doch: petsche disch de Vöß',
dann widd et Wedde wedde wös.
On jöisch disch onve'hoff de Nas',
dann sääht me sisch: Schatz auf de Straß'.

On Jessler saaht vü Wilhelm Tell:
'Isch jlöv jetz bahl, disch jöisch et Vell.'
Wat ävve kütt, jöisch disch de Hank?
dann - jehs'te fröhlisch noh de Bank!

Dat, leve Klaus, han isch jedoo,
wat henget misch, dohen ze joo?
Vürav häält nex misch en meng Köisch,
wenn dat en b e d e Pute jöisch.

Jedacht, jetan, man glaubt es kaum,
schon stehe ich im Schalterraum,
rieß hengeweg de Oore op
on sehn e Scheld - wat steht do drop?

'Kreditabteilung - Direktion',
da bin ich auch im Aufzug schon,
Sekunden später komm' ich dann
bei einem Schrankenwärter an,

der fährt da nun, von früh bis spät,
mit einem Minen-Suchgerät,
dat bahl su ussitt, wie en Pann',
fortwährend über Frau und Mann:

Isch wedd doreschleuschtet, sprisch: jeröntsch,
(Dornrösje wo jo och ve'wönsch),
dä Föhn mäht plötzlisch 'zisch-zisch-zisch',
ich sach: „Meng Hüäre sen doch drüsch",

isch kree ne Zëddel met en Schlauf,
'Warenbegleitschein' steht darauf;
man nietet mir, ich armer Tor,
ihn fachgerecht ans linke Ohr;

man trägt die Nummer von dem Schein
in eine Warteliste ein -
on wenn die opjerofe widd,
kommt erst der Schrankenwärter mit;

dann kommt ein Flummi angesaust,
das dich im Schleusengang entlaust. -
Für den Kenner ist ein Flummi
eim Verbund aus 'Flitsch' und 'Gummi',

steif und doch (zugleich!) elastisch,
transzendent und dennoch plastisch.
Manchen Jünglings letzter Wille
ist halt eine solche Zwille. -

Endlich, nach dem Läusesektor,
ließ man mich zum Herrn Direktor.
Selten fand ich einen Armen
so wie diesen: zum Erbarmen!

Nun weiß man ja von alters her:
Wer Sorgem hat, hat auch Likör -
und ich erfuhr, ganz nebenbei,
dass ich heut' nicht der erste sei,

der da an jenem Fusel nippt
und hinter seine Binde kippt;
dass auch der Wirt bis zum Schachmatt
stets kräftig mitzuhalten hat.

„Nun", sprach er, „sie sollten's wagen
ihre Bitte vorzutragen;
doch sie sollten's nicht riskieren,
hier nun Geld zu deponieren.

Geld gibt's hier in rauhen Mengen,
satt, in unterird'schen Gängen;
dat kree me jetz at net mieh queck,
me widd et öve met de Zeck.

Wissen sie, so große Haufen
kann man gar nicht mehr versaufen;
aber Darlehn herzugeben,
zinslos, das ist unser Streben.

Sehn sie sich nur um, mein Lieber!
Aug' und Laune werden trüber,
dort wo Wände sich erheben
ohne Saft und Kraft und Leben.

In des Hauses öden Fluren
da verlieren sich die Spuren
jeder menschlichen Empfindung,
jeder glücklichen Verbindung.

Was denn stach wohl den Erbauer,
als er einst die Klagemauer
dieses Bauwerks projektierte
und mit Marmorplatten zierte,

außen ebenso wie innen
hoch bis zu des Hauses Zinnen;
Platten mit verwaschnen Adern,
die der schroffen, rohen Quadern

Aussehn retuschieren sollen,
Adern, die entfliehen wollen,
um vor indiskreten Blicken
voller Scham sich zu verdrücken,

oszillierend, scheu entfliehend,
sich des Umholds Blick entziehend,
um zum Schluss, meint auch Frau Jansen,
fast in Fasern auszufransen.

Schon die blinden Marmorplatten
werfen einen tiefen Schatten
auf des Hauses Zweckbestimmung
und blamieren hier die Innung.

Man entdeckt hier nichts Charmantes,
nichts Beseligend-Pikantes,
ohne spannende Affäre
bleibt steril die Atmosphäre.

Nur die Ficus benjamina
sorgt für ein gewisses Klima:
'Sag' es niemand, nur den Weisen', [29]
weil die Trampel gleich entgleisen! -

Sehr hoch in unsres Hauses Gunst,
stehn zwar just Wissenschaft und Kunst;
doch der schrecklichste der Schrecken, [30]
steckt nun mal in vollen Säcken.

Mir persönlich - soll ich's sagen? -
liegt schon längst der Kram im Magen;
wie konnt' ich auf dieser Erden
doch nur Bankdirektor werden!"

Klaus - mir fiel ein Stein vom Herzen;
hatt' ich doch zuvor mit Schmerzen
dran gedacht, was aus uns würde,
wenn ich eben jene Hürde,

kläglich jene heikle Schwelle,
hinter der ich doch die Quelle
von Ressoursen hofft' zu finden,
doch nicht würde überwinden.

Es ist ja oft im Leben so,
dass man allda und anderswo,
auch irgendwie und irgendwann
nicht auf die Leiter steigem kann,

nicht, weil die Energie nicht reicht,
man ohne Mumm von dannen schleicht,
nein! weil von einem, der sich irrt,
man unten festgehalten wird."

„Wovüe bruchs'te dann die Kröte",
saaht dä Pascha (net mieh nöte').
„Ach", saaht isch, „isch brauch die Flöhe,
denn isch möschte in die Höhe,

möschte eimal janz nach oben,
janz dem Jammertal enthoben,
misch nischt immer nur beherrschem
und mein liebes Klärschen pärrschen,

kurz: 'ne Art, wie soll ich's künden?
Zoologenhandlung gründen;
denn "Ist das Lädchen noch so klein,
bringt es doch mehr als Arbeit ein." 31

Doch weeß isch wereklisch net, Hä Boss,
wat so'me nöije Lade kos'.
Wer hät als Arbeitslose' schon
met sujet alle Dach> ze doon!

Och wenn isch üsch sümpatisch ben,
well isch doch net ze värekes sen.
Och dat et heesch, isch wö' jo doof,
hött' alles bloß op Keif jekoof,

isch wüdd ems niemals Va' dodraan
on hött' bestemmp e Lauch em Kahn;
isch hüre jetz jo at dä Spott:
„Dä Koch jeeht do jo doch kapott."

Dann heeß et: „Schold wo bloß dat Wiev,
dat hott' es jo zevüe at stief -
und liebte er sie allzu sehr,
so siebte sie ihn also leer.

Dat dat am Äng su komme mooht...
Wat hott' dä sisch och do/us jesooht!"
Isch söß doch dren, isch domme Klütt,
weil alles dann op emool kütt.

De Usstüe ha'me och noch met;
doch komme me net bahl en Trett,
ve'bränge me dann, statt em Bätt,
de Huhzegsnaaht om Büjelbrätt.

Ihr döreft misch net ve'kiehrt ve'stoohn;
isch well doch do net pleite joohn,
bloß weil isch misch als Ehemann
am Aanvang övvenomme han."

„Jetz' hüe", saaht dä Direktor drop,
„met dengem Kall ens endlisch op!
Schött' noch ens en, doch net su lasch,
et es jo noch jät en de Flasch!

Weltoffen ist doch unsre Bank -
me han och kene Panze'schrank,
mi schleeße ovends och net aav,
doch sem die Dürener su brav....

ja, meens'te he brisch ene en? -
Me wesse bahl net mieh wohen
met all däm dubiose Spell - -
dröm kritt he jede - wat'e well.

Doch ställe me dat vü de Düe,
als Spärrjut vü et Martinsvüe:
dat nötz nex, denn de Veue'wehr
brängk dat reßeikelt wedde här. -

Pass' op! du stehs' su jäje vüe
höck nommedaach he vü de Düe;
du brängs e Heuwäjelsche met,
isch hoffe, du scheniers' disch net,

dann lade me die Säck flöck op,
wievel do dren es, dat steht drop;
bruchs' se bloß noh Heem ze vahre -
Laufzeit: fünfunddreißisch Jahre."

Wir werden reich, Klaus Trappewitz,
wat säähs'te jetz, du jäcke Ditz?
ja, weeß'te net, wat dat bedück?
Wir haben Jlück am einem Stück:

Urlaub auf den Salmonellen,
Mirabellen und Sardellen,
unter Palmen und morbiden
immergrünen Pestiziden,

auf Salami und Machorka,
Nymphomanie und Njujorka
und sogar, zum Pilzesammeln,
Richtung Äax und Huchem-Stammeln.

Du jedoch wirst mein Vertreter,
nämlich früher oder später;
das, was gestern war, ist nichtig,
nur was morgen kommt ist wichtig!

Jetzt kannst du das Fliegen lernen;
fliege mit mir zu den Sternen!
höck at! wiss et net beröije -
wells'te träcke ode' döije?"

„Fred, isch holl' at jäng de Ware;
bruchs' doch net alleen ze vahre -
ob nu henge ode' vüre...
Haupsaach, dat me nex ve'liere!

Wohen bränge me dat janze
övehaup' nu, die Finanze,
su, dat die, die ons nex jönne,
os dat Jäald net klaue könne?"

„Me han ene Soustall henger'em Hus,
alleen vü Holz on Kolle bluß.
Do steht bloß noch dat aale Bätt,
en däm die Sou jeschloofe hät.

Do lade me damn, tröi on brav,
janz onscheniert dä Zaste' av;
me ställt sisch domm, deht onbekannt,
on Pommerland es avjebrannt.

Va drusse kann do keene 'ren,
drömeröm sen do ken Dörre dren;
e Venste jitt et, statt en Düe -
on do sen Iisestange vüe.

E Flüesche lööv vom Huus no'm Stall,
'Die Lobby' - ode": 'Wandelhall',
diräktemang vom Hengebou
dohen! -- do vengk dat Jäld ken Sou."

„On woröm es ken Sou mieh do?
kom üsch dat Väreke ens ze noh?
Isch meen, wo me doch emme hüet,
dat doch so'n Sou net bloß net stüet,

nee, dat em Jäjedeel dozo
e Väreke, mieh noch wie en Koh,
su rischtisch amüsant sen kann;
och wenn et sisch bloß, Mann oh Mann,

ja, wänn et ens jät Extras kritt,
vom Schweinemäste' mäleke litt.
Me hüet metonge dann on wann,
dat Schlampi sujaa flöte kann."

Manch Rätsel birgt der Erde Schoß,
trat Pythia auch vieles los.
Ja, aan däm Schwengel et net litt,
wenn ens die Pomp kee Wäusse jitt. 32

Öff, Klaus, sen Väreke radedoll
on höckzedachs zo anspruchsvoll.
Dressur: antiautoritär,
Natur: pariserisch vulgär.

Ja, vrühe' stonte Värke schon
per se en Abseitsposition;
dat wo' do angesch noch wie höck,
do hät en Sou sisch noch ve'dröck;

doch nöijedengs jehüet jo schon
en Sonerej zom jode Ton.
Isch wädde met dir öm en Quitt,
dat sujet ens em Fernsehn kütt.

Denn: sieht ne Sau auch noch jut aus,
sprink dabei auch noch wat 'eraus.
War früher so'ne Sau kompakt,
heut ist sie spielerisch verpackt -

und war sie früher dick und fett
und weit, weit weniger kokett:
heut' macht sie eine Schlankheitskur
und tut so was für die Fijur.

Ne Sau, die etwas auf sisch hält,
und die den Ebern gern gefällt:
sieht die nicht mehr wie achtzehn aus,
lässt die sich liften, lieber Klaus.

Die Sou vom ahle Nexvestoohn,
die well demnächs' och wähle joohn;
die vom ahle Schwademare
well met däm en Urlaub vahre.

Ne Sau ist heut' emanzipiert
und keinesfalls mehr isoliert.
Ich kenn' da eine, ziemlich jut,
die hat schon einen Doktorhut.–

Vü sujet hool Mamm akkurat
konstant e Sprüchelche parat,
me kann och sare: op de Zong:
„Vereke sen och Löck, [33] leve Jong."

„Wo' dann och ühr Sou anspruchsvoll,
emanzipiert on radedoll –
isch meen, me schaff em Sou net av,
es die net värekes, velmieh brav?"

„Ach Klaus, die war besonders schlau,
'ne intellektuelle Sau.
Zelätz ha' mie bej Daach on Naaht
met der vielleisch jät metjemaaht.

Die hät jo, bahl miss-piggy-like,
os eines Daachs sujaa bestreik.
Da hing am Stall ein Transparent:
„Silentium! Miss Piggy pännt!" –

und über ihrem Schweinetrog
da hing ein ganzer Katalog
mit Forderungen aller Art –
zum Beispiel: Fernsehapparat,

Strumpfhosen, Kühlschrank, Badebütt,
'ne janze Ämme Prommetütt,
ein Fahrrad, eine Armbanduhr,
Urlaub, Erholung, Badekur,

Schmuck, Bücher, Fotoapparat,
Praline, Nougat, Schukelat - -
me es perpläx om vrooch sisch dröm:
kütt dat noch an en Sow 'eröm?"

Welche Antwort soll man geben,
wenn Obskures unser Leben
magisch fast gefangenhält;
wenn uns alle, weiß der Teufel,
täglich doch die Flut der Zweifel
stets aufs neue überfällt?

Was entgegnen wir auf Fragen,
die uns unaufhörlich plagen
und mit Macht darniederziehn?
Wofür sollen wir nur büßen? -
Tantalus lässt herzlich grüßen,
wenn die guten Geister fliehn.

Was wohl sollte sie dran hindern,
unsre Bitternis zu lindern?
Geister, ach, was habt ihr vor?
was wohl, um mit güt'gen Händen
Labsal, Kühle, Trost zu spenden
gleich dem Brunnen vor dem Tor? - -
~~Sie~~ Wohl Geister sind ~~äußerst~~ diplomatisch,
irgendwie sogar symphatisch
und erstaunlich jovial;
wissen sich zu präsentieren,
taktvoll sich zu profilieren,
wirken also ganz - normal.
~~Zwar~~ Und sie sind ~~Geister~~ auch sehr sensibel,
~~doch sie~~ aber bleiben stets flexibel
und im Grunde moderat.
Doch es gibt auch Plagegeister,
Teufelsbraten, Hexenmeister,
das weiß jeder Advokat. -

Lassen wir nun alles laufen
oder uns für dumm verkaufen?
nein, so war das nicht gemeint.
Unterlasst jedoch das Wühlen!
Wer nicht hören will, muss - fühlen,
jede Schwäche nutzt der Feind.

Und vertraut nicht jenen Tollen,
die fast alles ändern wollen,
heißt denn "ändern" : "bessern" schon?
Ostern wär' sonst Weihnachtsfeier,
Weihnachten gäb's Ostereier,
schon Silvester roten Mohn.

Neue Sitten, neue Moden,
ach, wer kennt nicht die Methoden!
nur die Handelsspanne zählt.
Falsch sind zahlreiche Propheten,
die euch in den Hintern treten,
habt ihr sie erst mal - gewählt. -
~~Nun~~ Doch, man darf sich auch was gönnen,
denn man soll ja gönnen - können!
Lust beschert fast jeder Reiz.
Doch so mancher Rockefeller
hat nur Gurken auf dem Teller
und frisst Kitt vor lauter Geiz. -

Kreuz und quer durch unser Leben
manche Krämerseelen schweben,
ruhelos und ungestillt.
Doch wenn wir nicht alles wagen,
resignieren und verzagen,
wird kein Wunsch uns mehr erfüllt.

Ach! das Rätselhaft-Diffuse,
das Absurde, das Abstruse,
hebt man fleißig auf den Schild -
und für alle: viel Reklame!
- für den Herrn wie für die Dame -
dann macht jeder sich sein Bild.

Lassen wir die Dinge treiben,
wird uns bald rein nichts mehr bleiben -
selbst die Träume bleiben aus.
Offen stehn so viele Türen,
braucht euch also nicht zu zieren,
sonst zieht Frust durchs Geisterhaus.

Im Bereiche der Gemeinschaft
greift nicht ein, weil dies nur Pein schafft,
nehmt als Vorbild die Natur!
Sollt nicht schalten stets und walten
und nicht dauernd umgestalten!
lediglich v e r walten nur.

Geht nicht überall dazwischen,
hütet, statt euch einzumischen!
dann keimt jede junge Saat.
Überzeugen und verzeihen,
dann kann alles still gedeihen;
wartet ab! - kommt Zeit, kommt Rat.

Junge Geister wie auch greise
ziehen ewig ihre Kreise -
nicht nur auf der Geisterbahn.
Viele geben, wie wir wissen,
ständig hinter den Kulissen
Takt und Ton und Richtung an.

Leicht verführbar sind wir alle,
tappen in so manche Falle:
mal als Hase, mal als Bär.
Ohnehin bleibt, keine Frage,
uns das ewig Närrisch-Vage,
eminent immaginär. -

Jupiter; prüfen ob aufgenommen!

Fremd ist manchem das Wort "Ethik",
aber nicht das Wort "Ästhetik"
seit dem ersten Sündenfall.
"Sehe jeder, wie er's treibe,
sehe jeder, wo er bleibe!" *)
Sau bleibt Sau im Schweinestall.

*) Goethe, Besserzeugung, 1777

Intermezzo II

Ach! öff es et vü ze kriesche
- net bloß vü e Pechmarieche,
setz me ierts bes ove dren.
Es me dann och noch em Zwievel
- wie dat kütt, dat weeß de Düvel -
dann vällt enem nüüs mieh en.

Hät me nex mieh ze kamelle,
och ken Vrore mieh ze stelle,
es dat werklisch alle'hand!
Well me angere (jet) beleje,
john de Engelschere vleje -
nee, wie wid me doch ve'kannt!

Könnt' me die e beßje schmiere,
on zesamme ens jet viere,
krejt me se ameng 'eröm.
Jrad a Wievefastelovend
solle die am vröhje Ovend
at net mieh ze haale sen.

Ach, wie wütte die os labe;
an der Quelle säß der Knabe:
jeder Kuss wär' ein Jenuss.
Wütte disch ömschwärme, kruffe!
Du dörfs piefe, Du dörfs suffe,
dann op Deuvel komm 'erus.

Die bequatsche alle Jonge
met jeschleffe Engelszonge -
dorop vällt me dann 'eren.
Doch se wütte die bestrofe,
die met aufe Oore schlofe
on ze vried ze vreje sen.

Es e Engelsche symphatisch,
dann jeht alles automatisch
on dann es me wie - em Wahn;
wat die en de Monk dir läje ...
me kütt komm noch aan dojäje
sök e Hohn sisch senge Hahn.

Wie die disch dann ömfrisiere:
wat soll dir dann at passiere?
et wö' schön des Naahts em Park.
Du wärst sicher gut im Nehmen,
köm dä Wös och us'em Jemen -
aber: Einigkeit macht stark!

Nee, die doon disch net bepäusche,
vange disch me'm Hohnekläusche -
on dann wis'te enjeseef:
Ierts kütt bloß e beßje Werbung,
erjendjet met Haarefärbung,
wie dat och em Fernsehn lööf.

On dann kütt ene kleene Ausschnitt -
Vorschau: Sendung met de Maus kütt,
dat es dä Projramm-Hinweis:

"Die folgende Sendung ist für
Jugendliche unter achtzehn Jahren
nicht geeignet. Zu Risiken und
Nebenwirkungen lesen Sie die
Packungsbeilage und fragen Sie
Ihren Arzt oder Apotheker!"

Manchmal wird ein Spiel hienieden
wohl im Tibreak erst entschieden;
jede' weeß jo, wat dat es.
Man tauscht einmal noch die Seiten -
Matchball! - Sieg! ja, es gibt Zeiten,
wo de seleve rösisch bes.

Oh wie sujet kütt, en Ihre,
Fastelovend och en Düre,
ävve och en Ihreveld?
Nu, es dat su schwea ze löse?-
Weil me, wegg von Jut on Böse,
he wie do "en Ihre vällt".

Meist sind Engel gute Geister,
das weiß auch der Bürgermeister,
dä hät Englisch doch jeliet.
Jeiste' darf me net ve'drieve;
Jeisteswissenschaff moss blieve,
dat widd höckzedaachs studiet.

Doch es gibt auch Plagegeister,
die sind nymphoman und dreister,
wie's gesagt: emanzipiert.
Don die aavangs och ve'läje:
schärpe Zaus es nex dojäje -
on schon bes'te frikassiet.

Du ve'liés zom Schluss deng Fassung,
drohen die dir mit Entlassung
es nex mieh em Potmannee.
Ierts don se sisch expleziere,
dann e beßje ruiniere -
on dann häs'te denge Tee.

Alles widd disch dann ve'weijet;
es deng Villa ierts ve'steijet,
wis'te bößisch - pö a pö.
'ne Justizrot widd disch hetze,
denn den Unjeis' der Jesetze
kannt' jo at dä Montesquieu.

Jede Dämel hüet bedrööte
dann de Engelschere-flöte
on kütt niemals mieh ze Zoch. -
Gute Tauben - kommen wieder,
wenn im Garten blüht der Flieder - - -
op Mallorca ränt et och.

Engelschere könne valle,
Ühle sen ken Nachtijalle,
Schmitze Chres en Sou sisch trock.
Öff domestizierte Diere
övve de Löffele barbiere
on me kritt de Nöll jekrock.

Sesche es jo nex, nex sesche,
Daach vü Daach kütt jet dezwesche;
jet Jenaues weeß me net.
Wer sisch höck jitt, wie ne Engel,
dä es meresjn at ene Bengel
on e Dos op Schrett on Trett.

Doch et kann och angesch komme
- ens es Wenkte, dann es Somme' -
on ne Düvel ände't sisch.
Dann widd plötzlich us däm Saulus
ene rischtisch jode Paulus -
avjekläet on wältmännisch. -

Es en Katz zeveli jeloofe
on däewäje jet ve'rofe,
doch dat Loofe nu beröit,
kanns'te die sujaa ve'lenne,
weil die drusse su wie drenne
seleve et Wejhwausse noch schöit.

Jeht deng Sou dir äve stifte,
on kütt wedde heem (noh'm Lifte),
loss die bloß net mieh 'eren!
Sons häs'te zelätz jefrickelt,
denn: es die en jet ve'wickelt,
hängs'te seleve noch met dren.

Maach kee Spell, du Nebenkläje'! -
En de Bröneüssele läje
och luus Höhne av on zo.
Ja, doch zwesche Pier on Merke
litt noch emme dat Huus Verke;
do koof dir, zom Trus, en Koh!

Os 6ou beref sich, Klaus, zeletz'
noch ob et Artenschutzjesätz -
on schreüv en ihrem Jrößenwahn
am Värekesstall ene Ppeiseplan.

Ja, isch denk', isch seeh net rischtisch,
ovve drävve stond: Sehr wichtisch!
jetipp em DIN-A4-Format
op enem Schreibmaschineblatt:

Frühstück - Brötchen und ein Ei,
Aufschnitt, Kies und Hirsebrei,
'ne Pott Kaffe, deet me leed:
dä net doresch de Schnüüt mieh jeeht;
Butter, Zwieback, Zucker Sehm,
und ein Stückchen Buttercreme -
auch ein Kerzchen zünde man
mir zu jeder Mahlzeit an

Mittagessen - um halb eins
(ävve emme bloß jet Feins!).
VÜ de Haupjang kütt en Zupp,
Budding widd zelätz jeschnupp;
dozo, emme wechselwies,
Obs' on av on zo e Iis.
(Alternierend Suppenhuhn
oder Thunfisch aus Rangun)

Montag - Reibekuchen pur
Dienstag - Kappes on Sohavur
Mittwoch - Eberswalder Zopf
Donnerstag - Rapunzeltopf
Freitag - Schlat mit Hecht am Spieß
Samstag - jot flambierte Ries
Sonntag - Breetloov us Boreschau
on e Ämme'sche Kakau

Abendessen	-	um halb sechs
Montag	-	Hähnchen Marke 'Rex'
Dienstag	-	Austern in Gelee
Mittwoch	-	Artischocken-Schnee
Donnerstag	-	Forelle blau
Freitag	-	Lachs on Kabeljau
Samstag	-	Schnecken in Aspik
Sonntag	-	Hasenrücken dick

plus Likör, Bier, Wein und Sekt,
weil es trocken ja nicht schmeckt;
als Präsent em Körevje dren
darf och ens e Drüffje sen

auch tagtäglich ab sofort
Zigaretten mit an Bord!
Nächste Woche neuer Plan.
Viele Grüße - Euer Schwan."

Jede' widd jo nu ve'stoohn:
su konnt dat net vüra joohn - -
on dann ha'me inseriert;
janz diskret on onscheniert:

'Junge jut jelaunte Saü,
Augenfarbe himmelblau,
janz und jaanischt anspruchsvoll,
aber immer radedoll,

Tierkreiszeichen: jungfräulisch,
sehr gepflegt und anhänglisch,
sucht 'nen Stier als Adjutant,
(Löwe wäre zu riskant).

Ich bin blond von Kopf bis Po,
akademisches Niveau;
war noch niemals ernstlich krank,
ich bin sportlich, rank und schlank,

aber einsam und allein,
wie so manches arme Schwein;
bin romantisch und spontan,
auch humorvoll und human;

wohl zur Zeit noch kinderlos,
dovü ävve jot zovooß;
esse, trinke, rauche gern,
auch mit einem feinen Herrn -

doch nicht nur im Värekesstall,
nein, auch auf 'nem Kirmesball.
Isch suff jede' an de Was,
doch ve'aach isch Värekesvraß.

Ist mein Deutsch auch etwas derb,
ist mein Fluidum süperb!
Mein Gefühlschaos verstört,
ebenso, wie es betört.

Überall im ganzen Land
wird dies Inserat bekannt;
Bald kennt jeder Wüstensohn
Piggy von der Rolle schon.

Darum hasch misch, weil isch kluch
mir ein neues Herrschen such'!
Plooch disch jät! on maach ens flöck!
häs'te Schweim, dann häs'te Jlöck.'

(Zu Risiken und Nebenwirkungen lesen Sie auch hier
bitte die Packungsbeilage und fragen Sie
Ihren Arzt oder Sanitäter!)

„Ja on? wä hät sisch dann jemäld't?"
„Och hät dat Telefon jeschällt;
doch at dat iertste Aanjebot
wo' jo vü os at mieh wie jot.

Dä Schmitze Chres wo' dä Kadätt,
dä os et mierts jebodde hät.
Su koom die Sou am säleve Daach
no'm Chambre-séparée-Ve'schlaach

bej Schmitze Chres no'm Jrang Hotäl,
do en en Prominänte-Zell,
me sääht dovüe och 'Zell-de-Luxe',
en Box, jet jrößer wie en Büchs'.

Do sitt me wedde draan, wie flöck
en Sou sisch ömstellt on ve'dröck! –
Ja, wat nu dodrus wudde es,
dat weeß alleen dä Schmitze Chres."

Definition

„Ja Fred, nu hüet me jo och döck:
‚E Väreke brängk metonge Jlöck',
doch du hast Jlück, obwohl Miss Mist
inzwischen ausjezoren ist."

„Glück stellt sich ein oft, lieber Klaus,
ist erst die Sau aurs'em Haus 'eraus.
Jeeht dann bej eenem alles jlatt,
dann säht me: „Dä hät Schwein - - - jehatt!

Man achtet heute allerorts
kaum auf den Sinngehalt des Worts;
denn: 'jet jehatt han' erejendwann,
es doch jet angesch wie: 'jät han'.

Du siehst, mein Lieber, so ein Schwein
bringt oft erst Glück im nachhinein;
doch überschneiden sich im Mai
oft Seligkeit und Sauerei;

ja, wenn so was verwechselt wird,
nur weil sich jemand - leider! - "irrt",
dann scheidet Fahrlässigkeit aus,
dann ist das Vorsatz, lieber Klaus;

denn es gibt Leute, nah und fern,
die irren sich schon mal ganz gern;
die sare dann: 'Wellmot? och watt!
isch han de Brell net opjehatt."

Die doon sisch och, janz onbedaaht,
de Sahne op de Erdbeertaat -
und Eisbein wird mit Sauerkraut
jo weddewellisch bloß ve'daut.

Vätt – wädde die bloß indirek':
die Polsterung es Kumme'späck,
dä nischt oral wird einjeschlämmp,
nein, aerogen widd aanjeschwämmp;

das heißt, dass Fettes durch die Luft,
gleich Rosen-, Flieder-, Veilchenduft
und was uns sonst so blüht und prangt,
erst in den Blutkreislauf gelangt

und dann bequem und angenehm,
gefiltert im Hydriersystem,
sich unter unsre Haut begibt –
und plötzlich bis'te ausjeflippt.

Och Zucke'knolle maache deck,
ja net, weil me die janz ve'schleck:
dat kütt vom Zucke' enmedren,
weil dodren jo Hydrante sen.

'Kohlehydrante' säht me och –
on kritt me dovon net jenoch . . .
na, maache Zucke'knolle schlank?
von wejen! du wiss zucke'krank!

Nein, mit dem Speck, mein lieber Mann,
fängt aller Kummer ja erst an. –
Kummer dehnt des Menschen Hülle?
Speck – veranlagt seine Fülle!

Dieser zischt durch jede Düse
schon bei einer leichten Brise;
wobei Sauerstoff er speichert,
er mit Äther angereichert

homogenisiert aufs neue
gasförmig gelangt ins Freie,
um dann, unsichtbar, auf Erden
sorglos inhaliert zu werden.

Speck, wird er erst ausgelassen,
ist er kaum mehr anzufassen,
denn dann ist er heiß und fettig,
rüsch noh Knoblauch bahl on Rättisch.

Dies nun, Klaus, als Offenbarung
– vieles lehrt nur die Erfahrung – :
Me kritt en Sou net doresch de TÜV,
wenn se zo värekes vriss on süff.

Ejal! me han op jede' Vall
jetz emme noch dä Värekesstall.
Wo kommt dergleichen heut' noch vor:
ein Schweinestall wird zum Tresor!

Heut' nachmittag wird deponiert;
anschließend widd dä Ku jeviert.
Heut' feiern wir ein großes Fest;
olé ! Alea jacta est ![35]

Heut' beginnt ein neues Leben,
heute wolln wir einen heben,
heut' fliehen Unmut und Verdruss. –
Nu jangk on hang de Vahn 'erus!

Du trittst demnächst als Sonnenschein
in meine Zoo-Großhandlung ein –
on wänn dat flupp, dann ham'me bahl
en Ihreveld em Filial."

Einst, in Duodez-Gefilden
Eigenkapital zu bilden
für ein kleines Gartenläubchen:
das war ja ein Ringeltäubchen -

on va he bes henge Zosse'
hott' baal jede Bank jeschlosse.
Wä̈e och woll 'nem Möpp en Lompe
ohne Jarantie jät pompe!

Isch wädd baal noh nex mieh vrore,
wat isch bruch kreen isch vom Schwore;
han och baal mi eeje Hüsje,
laach misch kromm krank on en et Vüüsje.

Wat nu dä Fred do op dä Bank
- me kann bluß sare 'Jott sei Dank' -
nu däm Direktor Suffkumpan,
(samt seiner Leber stets im Tran),

zevüe a Moos hott' avjelux,
däm hött' sujaa ne aale Fuchs,
ob seiner Schläue hoch verehrt,
bestimmt die Achtung nicht verwehrt.

Im Jejenteil! dä hött' jesaht:
„Dat hät dä ävve fein jemaht."
Me sitt, wat alles dann on wann,
och op en Bank passiere kann;

vürav, wenn eene do em Suff
en Ül vewe̊ässelt met en Duvv.
So'n Üle, ob nu jruß, ob kleen,
die brängk me leve noh Athen.[36]

Fred, nun Meister aller Kassen,
das muss ihm der Neid ja lassen,
war, ich mache keine Faxen,
über sich himausgewachsen.

Wohl dat, wat isch zevüe su flott
jeplant on usjetüftelt hott'...
nu jo, isch joov däm Parvenue
vü Klärsche och ken Jarantie.

Nu ka'me jo och net su sen,
es me beteïlisch am Jewenn.
On kütt misch och de Jall 'erop:
isch hal de Hank net zweimol op;

hab' auch ein viel zu weiches Herz
und jeder Schlag zieht nervenwärts.
Su vang isch at ze kriesche aan,
vällt eene us de Achterbahn.

Leedmödisch ben isch, wie en Möïsch,
es erejendjet em Merke' Böïsch –
on jrief misch eene wütend aan,
dann ben isch, wereklisch, janz ärm draan.

Isch loss' misch ongebeckele,
flöck öm de Venge' weckele –
on wänn dat Truff es, kritt me dröm
misch emme vell ze flöck 'eröm.

Dat isch misch dann net währe kann,
dat moss jo nu en Ursaach han:
Das lag an Doktor Adebar,
der biss, als jrade Vollmond war,

die Mama rechts wie links in Bein,
recht tief bis in das Blut hinein.[37]
Do Kreen isch eene en de Vräss,
ja, Mamm meent, isch wö dat jewäss.

Dies Zartgefühl, das tief und süß
Mama mir angedeihen ließ,
ach, dieser postnatale Kuss,
den man erst mal verdauen muss,

zeigt doch, dass die gebotne Form,
fast schon verschwenderisch enorm
von Kindesbeinen an gewahrt
und mit Zurückhaltung gepaart

ich im der Wiege schon studiert
und höchst persönlich praktiziert,
dann nämlich, wänn ene Kadätt
misch hengeröcks bedresse hät. -

Doch laufe ich zum Amtsgericht
bei Zahlungsunfähigkeit nicht;
das untersagt alleine schon
mir meine Reputation -

nein, 'Sah ein Knab' ein Röslein stehn':[38]
man muss halt gleich aufs Janze jehn.
Man bringt 'nen Schuldner auch auf Trab,
schließt man 'nen Sonderfrieden ab -

und den stick ich fast graziös,
subtil und gleichsam generös - :
Weeß ene net mieh hü noch hott,
trätt isch'en einfach en de Vott.

Doch es dat nu 'ne ärme Mann,
droh' ich ihm nur den Kuckuck an. -
Jeräsch' - han isch misch bloß a Mamm:
Das Betttuch war am Morgen klamm. -

Mein anjeborenes Talent,
dat Zeusch zom Bundespräsident,
Berlin, Schloss-Villa Bellevue,
dat widd jetz leide' wohl nex mieh;

doch komme me och ohne Staat,
isch on dä Kölsche Pet parat.
Me han ameng he, prall on drall,
noch mieh wie do em Värekesstall;

wie auch ein rentables Hobby
besser ist als jede Lobby.
Korenthekackerisch on doof
veng isch wohl die vam Rechnungshof.

Och domet ha'me nex am Hot -
on prosperiert dä Lade jot,
wedd isch zom Schluss am janze Liev
ameng noch seleve expansiv.

Doch öveschwänglisch wie noch nie
vreu isch misch jetz jo at op die,
die vrüje öm misch, Daach on Naaht,
'ne jruße Borem han jemaaht:

Die Klötschköpp all, die Dubbele,
die Zabbele on Zubbele;
Herr Peias on Vrau Knottevott,
dä Schwatlapp on die decke Tott;

all die Vutzluse, Lestije,
senile Hierotslöstije,
die Räufzäng on die Nörejelspött,
Vrau Schnüffel on Vrau Lemmischjät;

Köttbrode, Trampel, Bavian,
Schenghellije us Marzipan;
Kniesbüggele on Kiepije
on dusend X-Beliebije.

Die wädde sisch noch wondere,
va he bes henge Tondere'-
und das nehm' ich auf meinen Eid:
Die platze eines Daachs va Neid.

Die vonge jo bes jetz, net wüä,
en jede Zupp doch noch e Hüä:
Et hät jekläpp! weil erejendwann
isch nu mieh Mötsche köhle kann.

Vröje kannte die doch keene,
dä su wüä wie oseeene;
doch hät jrad dat misch provoziert
on misch vürav fanatisiert.

Alleen dä Hau em Kengebett
dressiert on avjebröht misch hät;
va Wut wudd isch jo do at wiss
ha dröm och en dat Bätt jepiss.

Von solch frühen Morgengaben
solln nun andre auch was haben.
Frisch jewaacht is halb jewonnen,
wie jewonnen, so zerronnen.

Aber, ach! indem wir hoffen,[39]
bleibt so manche Frage offen.
Doch die Frage aller Fragen
lag schon lange mir im Magen:

Isch woll wesse, erejendwann,
ob en Sou och schwemme kann;
weill doch die va Schmitze Chres
doch die Sou von Fredi es.

Dä hött Koppeng sisch jemaaht,
hött' isch 'em dat nu jesaaht –
dat em Wasse'ball-Ballätt
die nu opzeträdde hät;

hat sie doch ganz ungeübt
nie ein Wässerchen getrübt,
war sie, so wie andre Säu,
eher etwas wasserscheu.

Ob se vlüsch nu, ob se krüff:
Wat es, wenn'se do ve'süff?
öve'haup, wat dat dann jitt,
wenn se zweckentfremdet widd?

wenn, trotz Onnatürlischkeet,
su e Väreke bade jeeht?
on et es jo och net nätt,
wenn en Sou kee Schwein mieh hät.

Jo, me weeß och, wie dat stenk,
wenn en Sou notorisch drenk;
jede Schwatlapp bliev doch vöösch,
wit'te vürher net jeröösch.

Dröm jeeht jede stell no'm Bätt,
dä seng Schof em Drüje hät;
doch wat riat 'nem Schöfje es,
's bellisch vü die Sou va Chres';

doch die widd em Nassbereisch
öve'all 'eröm jereisch.
'Walross' heesch et, 'Nasse Katz',
hooß op jedem Kermesplatz.

Ja, wänn dat dä Freddy wös...
dä hött' doch däm Schmitze Chres,
dä die Sou total ve'sout,
met vü Kooche aanve'trout;

hött' die och em Wibbelruusch
doch net vü en Tiff jetuusch;
weil me die em Mare looch,
han isch Mamm noch ens befrooch:

'Saach Mamm', saaht isch, 'däm Schmitz seng Vrau,
die us dä Tingel-Tangel-Schau,
die Tiff, wie du se tituliers',
on op deng eje Aat ve'ierhrs,

die mööt doch en däm Denge do,
hooß, onjevier, bahl, rühresnoh,
doch schwemme - wie 'ne Flipper schwemmp,
jrad wie sisch 'ne Delphin benemmp,

besondesch dann, wenn eene kütt,
von däm se dann jevödet widd.
Doch vroch isch misch nu dann on wann,
ob och en Sou su schwemme kann.'

Mamm schnapp noh Luff on lüet misch aan,
im Auge lodert schon der Wahn;
die Haare sträuben sich zum Schopf,
der Schweiß bricht aus, es schwillt der Kropf;

die Evasäpfel wölben sich,
der Mund dagegen wird zum Strich;
Elfmeter! ach! wie wird mir schlecht!
Schon legt sie sich den Ball zurecht;

ach! meine Kleiderordnung war
so nah noch niemals der Gefahr;
isch wedd doch stief am janze Liev,
widd Mamm jät wie e Flentewiev.

Des Dschungels treffliches Gesetz
kütt em meng Rischtung aanjewätz;
die Nasenflügel flattern schon - -
on isch ben dä ve'lorne Sohn.

'Du Minderheit, du Flächenbrand',
su wädd isch ierts ens usjeschant;
'Du krasse Fehlentwickelung,
du Puddingschüsselchen mit Sprung;

du bes jo emme noch nex wärt,
du bleibender Jefahrenhärd;
friedloser, unbefreiter Geist,
du Trauerspiel vom Heinrich Kleist; - -

Mozart schrieb einmal in Rage:
Eine kleine Herzmassage.
Du jedoch möötst' he en Düre
baal ens denge Kopp massiere.

Wenn isch sujät bloß at hüere!
könnt isch jo at explodiere,
ja, do bes'te von de Socke:
wat han isch bloß jrußjetrocke!

Weeß isch, wie sisch en Sou benemmp?
Esone Quatsch: en Sou die schwemmp!
e Klasse-Söische badet nie,
sons wör'et doch kee Väreke mieh.

Selevs wenn, kütt dat janz sälde vüe,
am Strand, am Taach der offnen Tür;
dort trocknen sie im warmen Sand:
'Meerschweinchen' werden die jenannt.

Wat nu dat ange Dier betriff,
isch meen däm Schmitze Chres seng Tiff,
dat mäht dä ärme Jockel krank,
dä vriss däm jo at us de Hank.

On seleve lööf dat jo bahl ronk,
'ne löfisch-nymphomane Honk,
'ne Mohonk', säht me doch op Platt,
dä jrad su löfisch es wie dat.

Allein als netterer Bejriff
empfiehlt sich scheu das Wörtchen 'Tiff'. -
Nu weeß'te'ret, du jäcke Balesch,
e Zübbelsche es dat, en Zalesch!

On ob dat stemmp, dat dat do schwemmp,
on wie dat sisch dobej benemmp,
ob met, ob ohne Luffmatratz . . . :
dat kennt dä Schmitz vom Anna-Platz.

Mütterliche Ratschläge

Do hott' sii Vatte', Kermes-Rut,
vü Jüäre at ens met seng Bud
die Kiäls he stabeljäck jemaaht
on baal öm de Ve'stand jebraaht.

Die Wieve he, ha bahl me'm Colt
ihr Kiäls do us dä Bud jehollt;
vürav, weil alles, wat scheniert,
noch musikalisch wud ve'ziert

und weil's im Mädschenpansionat
Verpuffungen jejeben hat. -
Huh Hiäre han dann Daach on Naaht
sisch ankaschiert do drenjelaat;

doch die Jewärbefreiheit stond
met bessre Kräfte an de Front;
samp Presse, Rundfunk, Film und Ton
und - mit der Freiheit der Person.

Wä dat nu net ve'drare kann,
ob aale Knopp, ob jonge Mann,
dä bliev am beste drusse stoohn;
kee Mensch moss jo 'eren do joohn.

Wat me net weeß, dat määht net heeß,
me vengk och drusse noch en Jees. -
Enzwesche kritt dä Chres, dä Klütt,
mieh Schlääsch wie hä ze köije kritt.

Dä hät jo och net angesch jewollt,
es sälevs an sengem Elend schold. - -
Däm Wiev si Va, dä Kermes-Rut,
hott nu die Oben-ohne-Bud.

Et selevs soß du noch aan de Kass;
doch hott' et jo a Chres at Spass
als dä sisch do nu e Biljet
zom iertste Mol jejolde hät.

De Nohbeschaff hät Chres jewarnt,
doch Meta hät 'en su ömjarnt,
dat Chres net us noch en jewoss,
metamorphosisch op de Bros

nu haltlos wudd (bej dä Fijüė),
jo och hysterisch von Natur,
däm Bademeeste' vom Ballätt
die Dȯäte avjeschwindelt hät.

Inzwischen weiß die janze Stadt
was sisch dann zujetraren hat:
Chres hät dat Meta vrejjekoof -
isch jlöv - jäje en Sou va Drov.

Doch weil die Sou met Huck on Hüȧ
nu jäje Lisch empfindlisch wüȧ,
han die dä Handel ovends spät,
em Düstere, wie me su säht,

- statt 'Handel' könnt man sagen 'Tausch' -
diskret im jrünen Wibbelrausch
per Handschlaach, ohne Advokat,
husch, husch öve de Bühm jebraaht.

Denn: Säu sind ja bei Nacht nicht blind,
weil se bei Tage lichtscheu sind -
on sehn die och am Daach bahl nüüs,
des Naahts sehn die wie Vlademüs.

Zovällisch kom nu ne Kadätt,
dä do dat Spell beobach' hät,
met sengem Vahrrad jrad ve'bej
on sooch nu do die Sowerej.

Dat Söüsche hät sisch net jesträub,
die Tiff soch us als wie betäub;
die Sou kräsch Rut, die Tiff dä Schmitz,
jezeichnet Emma Trappewitz."

„Ja Mamm!", saaht isch, „ve'stehs'te jetz,
dat isch op heeße Kolle setz,
weil isch net weeß, ob Kermes-Rut,
do en seng öve'schwämmpte Bud

jetz zwesche Nixe en dä Bütt
die nacke Sou nu schwemme litt?
Drom woll isch die Erklärung han,
ob su en Sou och schwemme kann."

Mamm lüet misch aahn - se es perpläx,
bahl su, als hött' isch se ve'häx;
dann fängk se sisch, widd nohdänklisch,
stellt promp sisch domm on säht vü misch:

„Et bruch jo net esu ze sen,
dat die do nackisch jeht 'erem.
E Schleiesche, statt völlisch bläck,
mäht öff noch jäckere wie jäck.

Schon mit 'nem Schleifchen, fein und zart,
blieb die gebotne Form gewahrt,
doch wör e Bruchband öm de Buch
bloß statthaff bei Verfassungsbruch;

doch läge dieser nun mal vor,
dann würd' wohl auch ein Trauerflor
am Bruchband oder am Korsett
(ameng och at em Serviett)

schon reichen, wie es manchmal heißt:
den maskulinem Forschergeist
zu drosseln und zu mäßigen,
vor allem bei Gefräßigen.

Dröm rot' isch dir, met Jruß on Kuss:
haal disch mä bloß us allem druss! -
En Sou es onbereschenbaa,
en aal Sou sujaa janz on jaa.

Ejal, ob die em Wasse' bätt
zevüe sisch frejjeschwomme hät:
Du bes doch met deng Sebezehn
vü son Aat Patschkuhl noch ze kleen.

Kanns' du dat och noch net ve'stohn:
su jong litt me sisch noch net johm;
dröm loss dat Spekuliere sen,
du välls' noch vröh jenoch 'eren.

Nämm doch zom Beispiel bloß ems misch!
Ja, bade isch dann öffentlisch?
On wat hött' Papa wohl jesaaht,
hött' isch met Publikum jebaad;

ameng he drusse vü de Düe,
als könnt isch werklisch nex dovüe.
Di Pap hött' doch misch decke Tott
samp Badewasse' usjeschott.

Vü sujet ben isch net ze han;
me darf net alles, wat me kann!
om spell isch Miss Aquaria,
schwupp, lööf en Fernsehkamera.

Ja, wärp isch dann, jehämmp on schöi,
meng Liebespiäle vü de Söü? -
Wänn wedde Annakermes es
on du enzwesche achzehn bes,

jank sëleve en die Nixe-Show,
dann sis'te jo die vëtte Sou! -
On spätestens dann vröschste disch,
ob die su kauche kann, wie isch.

Met schwemme es et net jedoo,
me moss va allem jät ve'stoo -
fungiers' du net wie Klüschtije,
wie Feffije on Düschtije,

dann such' disch jede Jaune us;
dann jeht et dir, wie Julius:
zom Schluss jeng noch et Jäld kapott,
dann wo' och Julius bankrott.

Ja - on bankrott jeht och jewess,
wä sëlevs seng beste Kondschaff es;
isch warne disch, du Anarschiss,
weil du jo mie de Haals voll kriss!

Orale Intensivität
es alles andere wie Diät.
Dat heeß suvel wie: schluck net mieh,
wie met Jewalt 'erem jeht, mie!

Kütt eene öve Naaht zo Brut
on kannt' zevüe bloß lutte' Nut:
vejis'se sujät vell ze flöck,
vriss vel ze vel dann on ze döck.

On süf'fe dann noch wie e Lauch,
dann heeß et bahl: „Do kütt dä Schlauch;
nee, wat hät dä bloß vü ne Buch,
dä Quellmann hät de Wasse'such."

Su kalle die, su laache die –
on em Befund steht: Hydropsie.
Doch schließlisch heeß et öve'all:
„Hochmut kommt vor den Wasserfall."

Wenn disch dann dieh Jewesse plooch,
dann schöis'te at en Wasse'wooch;
doch wat disch werklisch viädisch määht,
es, wem'me 'Schwammbalesch' vü disch sääht.

Du als Jeschäfsmann jengs, weeß Jott,
dann ökonomisch jäng bankrott,
wänn du lukullisch öve'drievs
on net me'm Buch om Teppisch blievs.

Deng Konde han e fein Jespür,
die Dürene', wie die va Buir.
Die stüsse sisch och janz jewess
an jet, wat – formvollendet es;

besondesch bej 'nem jonge Mann,
dä noch net vell ve'drare kann –
und eines Tares ruft man aus:
„Der wächst noch über sich hinaus!" –

Dein Umfang darf, jahraus, jahrein,
nischt zu entjejenkommend sein.
Bier - merk me net bloß am Jeruch,
me sitt et och an dengem Buch;

denn: eines Menschen Zeitvertreib
erkennt man schon am Unterleib;
der nährt den Neid bei Tag und Nacht,
weil er ja futterneidisch macht.

Nämm misch zom Beispiel! ställ disch vüe,
isch jeng he net mieh doresch de Düe! - -
statt Klatschkiesbrütschere met Sehm
öß isch och leve' Butte'krem.

Ja - on och leve Sahnetaat
statt Knäckebrut met Marmelad.
Su ävve hät Vrau Trappewitz
en Talleje wie die jong Vrau Schmitz.

Drum tu' isch dir auch heute kund:
Lass' deinen Bauch im Hinterjrund!
Was du nischt wills, was man dir tu',
das füüsch dir auch nisch selber zu! 41

Solange du als lauer Christ
noch in den Wachstumjahren bist:
behärrsch deng Onjenüüßischkeet,
sons deht dir dat am Äng noch leed!

Enthaltsamkeit wird zum Pläsier,
stiffs du dä Kondschaff ständisch Bier.
Die Käuferschaft bleibt dann nicht aus
und ihr habt stets ein - volles Haus.

Bald seid ihr dann in Stadt und Land
ja, in der ganzen Welt bekannt -
on wenn die Konkurrenz och kläff:
ihr - hat et löstischste Jeschäff!"

Nach diesen Worten von Mamá
ich doch schon etwas klarer sah. -
Enzwesche lööf dä Lade och;
natürlisch hät me nie jenoch,

doch deht me su, als wö' me ärm;
su häält me sisch de Kondschaff wärm,
denn wänn de prahls' on rennomiers',
de decke Wellem bloß makiers',

om huhe Piäd jeredde küs: ::
Maach bloß, dat disch de Oas net stüss! [42]
sons vrösch sisch jede erejendwann,
dat do doch jät net stemme kann;

dann jeht et at me'm Deuvel zo [43]
und du erlebst dein Waterloo -
on Saache henge de Klockelamp
vengk et Jewärebe-Aufsischsamp.

Dann jeht dä Schuss nach hinten los, [44]
dann schiebs'te Kohldampf, Järenejroß;
du mähs Konkurs, du jehs' bankrott,
dann treck och noch die Oma vott,

Schwiemotte kütt dann och net mieh,
dat deht dir dann besondesch wieh.
Su hät wohl alles - Möros sprich! - [45]
jät vüe sisch - on jät wedde sisch.

Die Wende

Doch wä nu säht: „Bej däm do dren
kütt nex 'erus, jeht nex 'eren",
dä dänk, „nu koof doch do ens jät,
weil dä doch nex ze bieße hät."

Isch on dä Fred – me don als ob
su ärm me wörre, wie de Job;
dat funktioniert met Jarantie,
dat es 'Verkaufspsychologie'.

Nur wer noch Chaos in sich trägt, 46
nicht seitwärts in die Büsche schlägt,
de Vlüjele net hange litt,
kann hoffe, dat us'em jät widd.

On ben isch höck noch 'ne Chaot,
su ben isch doch va Häzze jot. –
Wenn jetz isch och noch Fähle' han:
isch wädd doch och ens ähle, Mann.

Wenn jede Jeck och angesch es,
me weeß trotzdäm doch janz jewess:
Ne Jäck es – anjevie on bahl –
op seng Aat wedde janz normal.

Indes – bei günstigem Verlauf
ziehn wir 'ne Ladenkette auf;
dann werden wir im nächsten Jahr
schon bundesweit vermittelbar.

Ja, was noch heut' utopisch scheint,
was man negiert, was man verneint,
was noch chaotisch wirkt und dumm
wird morgen zum Kontinuum.

Vom Chaos — hin zum Kosmos - treibt
auf einer Bahn, die endlos bleibt,
wohl in der Freiheit größtem Meer
ein ordnendes Prinzip einher;

in dieses sind wir allesamt
doch eingebunden — - nicht verdammt!
nein, nein, wir leben doch fürwahr
mit unsterblichen Seelen gar.

Doch halt! noch — treffen wir uns — hier;
in Düren Stadt und Land sind wir.
Dröm vrooch isch, wenn'de Vratze schneggs:
‚Ja, saach ens, es dat he dann nex!"

Ja, jeht dat he dann, marjajo,
tatsäschlisch bloß me'm Deuvel zo? 47
Es Düre' keenem he op Erd
jät — wie e Stöcksche Hemmel wert? —

Ach su, he widd ken Sahnetaat
a Schötzefäss Soldat jemaaht?
Riefkoche jov et he — noch nie
on Fritte jitt et och net mieh.

Och leef he nie jät doresch de Stadt
wat doll wüä, wie e Karerad;
kee Mensch hät — jemals! - jät jeschnütz,
sisch büzze losse — on jebüzz.

Denn nie gab's eine Nacht im Mai,
nie Schäferstündchen bis nach drei;
he kütt de Schlips, de Vlesch bloß vott,
wenn ene Kejelovend hott.

On wer kritt he dann erejendwann
ens erejendjät vom Hellije Mann!
Wer ävve en et Soll jeriet,
däm widd de Zapphahn zojedrieht.-

Me schleuf vell onjestüedere,
wüdd net noch alles düedere;
der Tanz ums Goldene Kalb, wohlan!
wird bald zum Tanz auf dem Vulkan; 48

der Schwarze Freitag droht erneut,
wer es öm sujät at beneut!
Man spricht vom Prohibition,
schom riecht's nach Revolution;

doch was am meisten uns bedroht,
das ist die große Hungersnot;
drum ist doch eines völlisch klar,
dass früher alles besser war.

Wo' net vü vuffzisch Jüa et Öllesch
en Düre't usjesprochе bellesch?
Om höck? Ja saach, wä hät dann he
vü Öllesch noch Jäald em Potmannee?

Wie spinzisch he de Löck och sen,
zehn - joom en eene Spind 'eren.
Jo! Honge' deht tatsäschlisch wieh -
om jede' klaach: „Ich kann net mieh".

Ach! jedem schmale Rebberisch
de Werbelsüül bahl övve'brisch -
om zwesche Lange'weh om he
rutsch jede zweite op de Knee.

Et Vatte'onse jede Ries'
höck bloß noch doresch de Backe blies'.
Manch einer schon zusammenbrischt,
wenn wer laut hörbar nicht nur sprischt.

Nee, nee, nex es mieh, wie zevüe,
die nackte Angst steht vor der Tür;
he loofe jo, wä weeß wie flott,
de Katze vü de Müs at vott. - -

Ja, steht dann he at alles Kopp
on se'me dann total beklopp?
'Was willst du mit dem Dolsche sprisch!' 49
'De Russe stohn vü Merzenisch!'

Hüet endlisch op met so'nem Quatsch!
ja, had'de dann ene Batsch, Katsch, Vatsch
en ührem Döppe met Schilee
partärre onger'em Tupee?

Uhr' Knaatscherej (wat isch met döt!)
jeht eenem langsam op de Dröht.
Dat kütt üsch noch ens düe ze stohn
on könnt' och op de Mare schlon.

Ja, weeß dann keene mieh van üsch,
wie he em Mai de Fliede' rüsch?
Es Düre dann ene Aapestall,
'ne völlisch hoffnungslose Vall?

Hät eene dann, vielleich' em Troom,
üsch en de Kaffee jät jedoom? -
Hier lassem sisch doch Rosem ziehn,
die selbst im tiefstem Winter Blühn.

On wänn dat eene net kapiert,
dann es'se übermotiviert;
dä werep am beste seng Fijur
em Januar ens en de Rur:

Koppövve – on us vollem Loof,
dat werek dann – wie en zweite Doof;
dä bruch net mieh op Wach' ze stoohn
on net nieh op de Jach' ze joohn.

Der ist dann seiner Zeit voraus
und sieht auch nie verschlafen aus;
dem eifert nach! ob Keal, ob Wief,
dann wäd'de och net aalt on stief.

On setzt net iewisch stomm 'eröm! –
'nem Luffverschmutzer saach isch dröm:
Bekanntlisch staue, piff, paff, puff!
Schallwelle net bloß en de Luff;

die staue sisch doch öve"all – –
et jitt em Schockwell, dann ene Knall;
es scheppert – und haut blitzesschnell
billateral aufs Trommelfell.

Doch wenn man aufhorcht, dann, und lauscht,
ist die Gefahr noch nicht verrauscht:
Es steigt aus zischendem Kanal
das tosend-dommernde Fanal.

Doch wie Ozon sich staut und presst,
sich auch die Zeit verdichten lässt:
Wer Zeit gewinnt, und zwar vorab,
dem wird die Zeit auch nicht – zu knapp.

Jeschwindischkeet, janz nävebej,
es noh wie vüe ken Hexerej;
metonge küs'te net zo Zoch,
doch öff jeht och nex flöck jenoch;

dann steigt ins blaue Firmament
mit progressivem Temperament
empor auf des Kometen Schweif
(on sujet jitt et net op Keif)

der Lichtgott Mazda us'em Schlot,
bahl wie ne Phönix us de Soot. -
Es triumphiert des Geistes Macht;
der Tag erwacht, es flieht die Nacht.

Auch du erwachst - aus tiefem Traum
vorm Bett, wie ein gefällter Baum.
Parterre aber wird die klar,
dass dies dein Traum vom Fliegen war.-

Dies aber bringt dich zur Räson
und du kommst wieder zur Fassom,
erkennst, dass deine Heimatstadt
dir auch noch was zu bieten hat.

Dröm bliev o'm Teppisch, brav on nätt,
doch net o'm Teppisch vür'em Bätt!
On denk doch och ens, dann om wann,
an die, die krommjelaat sisch han

vü' os! dat moss me doch ve'stoohn:
os sollt' et jo ens besse' joohn.
Die – stondte vüe os em de Schlang
doch jenerationelang;

die ham jewerk met Schöpp om Hack,
ham öve'all met aanjepack:
Wie die jevroare han, jeschweeß!
om hotte doch nex an de Vöß,

die ävve, ob mr Vrau, ob Mann,
ons op de Spröng jeholepe han:
Ställt däne all e Denkmal hen,
die os vüropjejange sen!

Och ihr wöllt net, dat leddelichs
me eines Tares üsch vejiss -
on dat me, met e beßje Jääld
ühr Aandenke en Ihre häält.

Seeht ihr dat su, wie isch dat seeh,
dann stemme me jo öve'ee;
dann wör' üsch Düre och bedeent,
wat ihr och emme maaht on meent.

Doch Löck, ve'maaht et ävve net! –
doch vreut üsch mä, bej jedem Schrett
dä ihr he doot; dat sen ken Sprüsch,
denn he schengk och de Sonn vü üsch!

Doch haalt ühr Motte'sproch en Ihr;
jävt ävve jedem Jäck de Kihr,
dä säht, dat Platt doch bloß noch stüet
on dat sisch dat net mieh jehüet!

Däm saaht de Waach dann kräftisch aan,
denn dä ve'kennt en sengem Wahn
dass unser angestammtes Platt
mit Seele was zu tun auch hat,

dat dat us defstem Häzze kütt
(a Fastelovend us de Bütt) -
om dat dat däm zo Häzze jeeht,
dä Platt he kallt - on Platt ve'steeht.

Om dat kütt eben us'em Buch;
dat hät me jo at enjesuch'
als Kindlein an der Mutterbrust:
intuitiv zwar, doch mit Lust.-

Vorherbestimmt, vorprogrammiert,
in Richtung Düren orientiert
ward schon dein Wesem angelegt
und dein Charakter vorgeprägt.

Dein Walten, deine ganze Art,
vorzeitig dir vermittelt ward;
sudat du disch mä bloß net schams',
weil du nu he va Düre stamms'!

Im Gegenteil, sei stolz darauf!
denn hier begann deim Lebenslauf.
Sei dankbar, dass in dieser Stadt
dies Leben einst begonnem hat!

Wä he jeböare wudd, hott' Jlöck -
om dat jelt doresch de Bank noch höck.
Doch unser Platt - erwähnt soll's seim -
hat auch mit Seele was gemein:

Wie us em deefe, deefe Kuhl
kütt erejendwie bes em de Muul
omsjejüare em Idee;
baal wie Anure us'em See.

On die ve'wandelt sisch zom Jlöck
em dengem Kopp, onheimlisch flöck,
em dat, wat me at iewisch kännt,
on wat me dann 'Jedanke' nännt;

do kritt dä dann de letzte Schleff
on widd postwendend zom Bejreff;
der ävve widd alsdann jenoremp
on jäng zo'm Ausdruck ömjeforemp.

Me sääht och 'Wöät' (ve"schiedentlisch),
dat von de Stemm dann, enwändisch,
haal su, wie met'enem Megaphon,
do ömjemodelt widd zom Ton.

Dat, wat dobej 'erus dann kütt,
'ne angere ze hüere kritt.–
Doch dobej kütt jät aan de Daach,
wat net bej jedem Menscheschlaach

su es, wie he nu öve"all;
dänn en däm Schwall on Wedehall
litt eben jet, wat janz jewess
landsmannschafflisch ve'schiede' es.

Denn – jedes Mädsche, jede Jong,
hät he sii Häzz jo op de Zomg –
on ob dat kriesch nu ode" laach:
dat es de Dürene' Zongeschlaach!

Doch – wänn me Platt och spräsche kann:
me moss och Uhre dovü han;
dänn wänn de Vlüh me hooste hüet
on Jöösch am Trommelvell ve'spüet,

dann weeß me, dat dat kee Jebess
dann do vom Uhrekröufe es,
nee, dat dat Krabbele dodren
beliebte Heimatklänge sen.

Nu soll net jedes Unikum
jetz rühre en servitium! [51]
Jootheet kann Dommheet sen, jewess,
weil jede Jäck jo angesch es.

Doch wahrt nu so'ne ärme Jäck
Distanz, wie Abstand on Respäk',
entwickelt sisch, vröh ode' spät,
sujet wie Solidarität.

Kee Mensch vejitt sisch jät debej,
bliev me kulant - on dennoch vrej.
Loss' och ene ärme Jäck, wie dü̈e,
en Düre lävve, aan de Rur!

Jönn jedem, dä zo ons jehüet,
dat Plätzje, wat 'em he jehüet!
on jedes Mädsche, jede Jong,
widd sielisch dann op seng Fassong.

Zevredde he en Düre widd,
wä lävv — on jede lävve litt.
Os Städtsche he: op jede Vall,
os Düre, dat jehüet os all.

Om litt os Stadt em Sonnescheng,
dann es die Lüet jo jät wie Weng
on wölb sisch, wat och komme maach,
azüeblau övve jedem Daach.

Dat werek op os, wie Meskalin,
wie Sellerie on Medizin.
Ja, Löck, nu saaht, wo vengk me dat,
wänn net bej ons he, em os Stadt?

On wädde me och aalt on jrau,
weeß jede Mann on jede Vrau:
Es gab ja auch für uns, juchhei!
so manche schöne Nacht im Mai.

Doch doot jetz bloß net su va möäh,
als ob üsch dat jetz peinlisch wöä!
On jrinzt on heuschelt jetz och net,
weil ihr doch zo doreschschaue sed!

Me moss och at ens ihrlisch sen.-
Ach, jo, me vällt do jrad noch en:
Seeht doch do Heem ens noh (em Bad),
ob ihr nu och'ene Nabel hatt!

Wänn ene dat em stelle määht,
me 'Nabelprobe' dovü' sääht.
On der, däm dann dä Nabal fählt,
zum Land- und Wasseradel zählt.

Dasselbe jilt auch allerdings,
trägt jemand seinen Blinddarm links:
Sind Herkunft, Sippe, Stall, Geschlecht,
nebst Ursprung ganz besonders echt,

wird jedes Scheibchen Fischfilet
ein Leckerbissen für'n Gourmet.
Ruradel prägen an der Rur
derer vom Salamander nur.

Seht noh do Heem, wohär ihr stammp!
on joht dann no'm Jesundheitsamp,
mäht ühr Charakteristikum
tatsäschlisch üsch zo'm Unikum.

Do zeesch me dann de Nabel vüe;
der Blinddarm wird ertastet hier,
sofern er denn, geflügellahm,
nicht früher schon abhanden kam.

Die stelle dir, zom jode Schluss,
ne Pass op dengem Name' us -
do steht dann jät va Weddesenn
on jät von deng Ve'fassung dren;

zom Beispiel, ob de onge de Wäs'
nu och ene Rhesusfaktor häs;
ob du aljerisch reajiers,
wenn du ens de Fassong ve'liers;

ob dr Naturjesetzen trotz'
on wats'te vrüher alles hotts.
Die pröve och, zo jode Lätz',
deng Rass' no'm Artenschutzjesetz.

Zom Beispiel täste die jenau,
ob dr, á la Forelle blau,
Veschore, ruggediekabäss,
on he on do och Schuppe häs.

Wat dr do sare moss, es schlisch
noch schlemmere wie jede Bisch;
doch en de Nabel-Adelsstand
küs'te, als Aqua anerkannt,

wenn du als maritime Typ
bahl sujet bes, wie ne Polyp.
On met däm Pass köm jede Loresch
sujaa en Karelsruhe doresch;

steischst dann vermittels Billischkauf
bis zu den höchsten Ämtern auf -
on ohne dat me sisch jät boresch,
hät me vü emme usjesoresch.

Do sitt me wedde, wat drus widd,
wenn eene sisch net hangelitt,
sälevs wenn'e onger'em Barätt
Veschore ode' Schuppe hät.

Nü es et domet net jedoon,
de Pubertät moss vürajoohn;
sons säht dä Darwin: „Leve Flönz,
et wo doch alles ömesöns."

Doch se'me noch net janz ve'ratz,
noch es net alles vü de Katz -
weil jo Jesocks he, Vrau wie Mann,
doch och ve'edelt wädde kann.

Dröm informier" disch zeckelis,
beviè de eenem jät ve'sprischs!
Ve'brausselt es doch jede Rass',
steht 'Rollmops' em Jesundheitspass.

Der ävve, däm de Nabel fählt,
per se zum alten Adel zählt,
och wenn'e dann vom Blinddarm jät
statt lenks noch riats am Schwäre hät.

Ja, dorop wollt' zom jode Schluss
isch ejentlisch noch ens 'erus:
dänn och bej mir es alle'dengs
'ne Blinddarm wede' riats moch lenks.

Hät me em Ongeliev nex dren,
moss me at formvollendet sen;
isch ävve jlänz als Supermann
weil isch de Nabel henge han.

Sprisch dat sisch eines Taachs 'eröm,
dann jelt dä wöste Zömelöm
bestemmp als hujeaachte Här,
quasi als extraordinär.

Dann ben isch kene Labbes mieh,
dann simkt man vor mir im die Knie,
dann schlagen Mädchen noch zuhauf
vor unsrem Haus de Zelte auf.

Vorgeblich kommen sie zur Kur,
nur – um zu baden in der Rur;
doch geht's dem meisten, Alt wie Jung,
doch nur um die Veredelung.

Wer fährt da noch nach Benidorm!
denn nirgends kurt man so enorm
wie hier bei uns mit aller Lust – –
und dessen seid euch voll bewusst!

Denn wir sind hier im Paradies,
das ist das Jejenteil vom 'fies'.
Zieht eurem Hut vor dieser Stadt -
on kallt en Düre: röisch Platt!

On litt deng Stadt em Sonnejlanz,
dann es dat kene Ferlefanz,
dann es die Rur net virtuell,
dann es he alles janz rejell.

An so'nem Daach em Sonnescheng
hock bloß net wie en Möisch em Deng!
Jank vü de Düe ens, marjajo,
denn du jehües doch och dozo!

Hier bist du Mensch, hier darfst du sein;
sei aller Bürger Sonnenschein!
und rufe mit mir aus, noch heut':
„Es lebe Düren!" [52] – allezeit.

--

Möge uns ein wenig bleiben
aus vergangnen Tagen!
Darum gilt es, aufzuschreiben,
was wir in uns tragen.

Darum gilt es, festzuhalten,
was so leicht vergänglich;
bleibt auch das, was wir gestalten,
ewig unzulänglich.

ENDE

Roman

von

Herbert Henseler:

...alles nur geträumt

Die wichtigsten Personen des Romans

Thomas Nagel, Sohn der Eheleute Andreas und Maria Nagel

Andreas Nagel, Thomas' Vater

Maria Nagel, Thomas' Mutter

Wilhelm Schwarz, Thomas' Großvater

Hans Schwarz, Thomas' Onkel

Irmgard Schwarz, Thomas' Tante

Hedwig Stein, Thomas' Großtante

Peter Lüssem, Thomas' Onkel

Marga Lüssem, Thomas' Tante

Martin, Thomas' Jugendfreund

Wolfgang Faust, ein RAD-Kamerad

Richard Nonnemann, ein RAD-Kamerad

Herr Schulze, Thomas' Lehrherr

Larissa, eine Ostarbeiterin

Iwan, ein sowjetischer Kriegsgefangener

Marion Müller, Evakuierte aus Berlin

Ursula Müller, Evakuierte aus Berlin

Herbert Müller, der Vater aus Berlin

Feiertage

I

Feierlich läuteten die Glocken, als die kleine Schar in Bewegung kam. Sie hatte sich im Pfarrheim versammelt und war nun auf dem Wege von der Pastorengasse zur Kirche.

Vorneweg schritt der Küster in schwarzweißem Gewand. Er trug der kleinen Prozession das Vortragekreuz voran, gefolgt von zwei Meßdienern, den beiden Kaplänen und dem Pfarrer. Viele Schaulustige bildeten Spalier.

Langsam näherte der Zug sich dem Gotteshaus. Rechts und links säumten Fahnen mit den Farben der Kirche den Weg. Fast mit jedem Schritt berührten die Gewänder der Geist=lichen die Erde. Einer der beiden Meßdiener schwenkte das Weihrauchfaß, der andere trug das mit Weihwasser gefüllte Aspergill.

Am Hauptportal wartete, unruhiger als sonst, der Kirchen=schweizer in roter Robe, mit schwarz-rotem Barett und eisgrauem Schnauzbart. In seiner Rechten hielt er den seinem Amt und seiner Würde gemäßen Zeremonienstab, dessen Spitze eine fast ellenlange Petrus-Figur krönte.-

Über viele Jahrzehnte hinweg war es nicht anders gewesen, wie an jenem Weißen Sonntag des Jahres 1938, an dem die Erstkommunikanten des Jahrgangs 1929 von der Geistlich=keit zur Kirche geführt wurden. Zuerst folgten ihr die Jungen in schwarzen Anzügen, dahinter die Mädchen in

weißen Kleidchen und mit Kränzchen im Haar. In ihren kleinen Händen hielten die Kinder dicke weiße Kerzen, Kommunionkerzen genannt, welche nur mit einem weißen Taschentuch angefaßt werden durften.

Als der kleine Zug das Gewölbe des Hauptportals erreichte, setzte schlagartig das Orgelspiel ein. Kaum eine andere Gemeinde weit und breit besaß eine derart prächtige Orgel, wie die von St. Peter. Wie es hieß, soll ein reicher Unternehmer, ein Fabrikant sie der Pfarrei einst gestiftet haben, doch kannte niemand mehr seinen Namen.

Wochenlang hatten die Kinder sich auf ihren großen Tag vorbereitet, hatten etwas über die Bedeutung der Beichte erfahren und viele fromme Lieder einstudiert. Außer ihnen durfte an jenem Tage denn auch sonst niemand in den vorderen Reihen der Kirchenbänke Platz nehmen, dort, wo sie nun paarweise einrückten. Ein jedes kannte seinen ihm zugewiesenen Platz. Die mitgeführten Kerzen wurden in eine eigens für diesen Zweck montierte Halterung gesteckt, um im Verlauf der Messe eingesammlt zu werden.

Erst jetzt hatten die Kinder Gelegenheit, einen ersten langen Blick auf den Altar zu werfen, der heute mit brennenden Kerzen und blau-weiß leuchtenden Hortensien überreich geschmückt war. Hinter ihnen füllte sich das Kirchenschiff innerhalb weniger Minuten.

Die Geistlichkeit hatte sich zunächst noch einmal in die Sakristei begeben. Selbst der sonst stets anwesende

Schweizer war nicht mehr zu sehn, doch wußte jedes Kommunionkind, daß es heute mehr als üblich beob= achtet wurde.

"Blamier' uns nur nicht", hatte so manche Mutter und so mancher Vater gemahnt, "du weißt, was heute für ein Tag ist!"

So bemühte sich denn auch der kleine Thomas, jede überflüssige Bewegung zu unterlassen. Im Vorbereitungs= unterricht hatte der Kaplan darauf hingewiesen, daß schon das Drehen des Kopfes nach rechts oder links einen schlechten Eindruck mache, vor allem auf jene, die unmittelbar hinter den Erstkommunikanten Platz nehmen würden.

Das Glockengeläut war inzwischen verstummt. Das Orgel= spiel erklang nur noch gedämpft. Hin und wieder war noch ein unterdrücktes Husten zu hören. Als die Orgel vollends schwieg, wußte jeder, daß es bis zum Beginn der Messe nur noch Augenblicke dauern konnte.

In die Stille des Gotteshauses hinein erklang schließ= lich das Glockenzeichen der beginnenden Messe. Gleich darauf erklang erneut das Orgelspiel: Großer Gott, wir loben dich - und während die versammelte Gemeinde sang, begann der Pfarrer am Altar das Stufengebet: "In nomine Patris et Filii et Spiritus Sancti. Amen. Introibo ad altare Dei..."

In deutscher Sprache beteten die Kinder nach dem ersten Lied mit, vermochten den Herrn Pastor jedoch nicht mehr

einzuholen.

"Confiteor Deo omnipotenti, beate Mariae semper Virgini" betete der Geistliche, und bald darauf "Mesiriatur vestri omnipotens Deus, et dimissis peccatis vestris perducat vos ad vitam aeternam". Offenbar dachte der Pfarrer daran, daß es in dieser Jahreszeit noch recht kalt in der unbe= heizten Kirche war. Rasch folgten das 'Kyrie, eleison', das 'Gloria' und die Epistel. Als Zwischengesang erklang das Lied "Fest soll mein Taufbund immer stehn".

Nach dem 'Alleluja' und dem Evangelium folgte eine kurze Predigt - und schon vernahmen die Gläubigen erneut die Stimme des Pastors: "Credo in unum Deum..." Dann - die Fürbitten: "Mit Gott vereint durch den Glauben, tragen wir die Bitten vor - Dominus vobiscum. Et cum spiritu tuo. Oremus..." Bald danach werden die Opfergaben dargebracht: Brot und Wein. Wer in den vorderen Reihen der Kirchenbänke weilt, hört gelegentlich die Stimme des betenden Pfarrers: "Suscipiat Dominus sacrificium de manibus tuis ad laudem et gloriam nominis sui..." - und kurz nach der Praefation singen die Gläubigen "Heilig, heilig, heilig..." Etwas mehr Zeit vergeht bei der Vorbereitung auf die heilige Wandlung. Endlich aber ist es soweit: "Ecce Agnus Dei, ecce qui tollit peccata mundi" - und alle beten: "Herr, ich bin nicht würdig, daß du ein=

gehest unter mein Dach; aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund."

Kurz darauf schreiten die Kinder zum ersten Male in ihrem Leben zur Kommunionbank, während die Gemeinde die vielen Strophen des Liedes 'O heil'ge Seelenspeise' anstimmt. Da und dort zückt eine Mutter ihr Taschentuch.

Heute dauert die Austeilung der heiligen Kommunion länger als an anderen Sonntagen. Die ganze Gemeinde scheint zum Tisch des Herrn zu gehen, vor allem die Eltern der Erstkommunikanten, die Großeltern, Paten und Geschwister.

Dann aber ist wieder die Stimme des Vorbeters zu hören: "Nachdem wir die Speise der Unsterblichkeit empfangen haben, bitten wir dich, o Herr: da es unser Stolz ist, unter dem Banner des Königs Christus zu dienen, laß uns auch einst mit ihm auf himmlischem Throne ewig herrschen: der mit dir lebt und herrscht in der Einheit des Heiligen Geistes, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit."
"Amen."

Vom Altar her läßt der Priester sich noch einmal ver= nehmen:

"Dominus vobiscum.
Et cum spiritu tuo.
Ite, missa est.
Deo gratias."

Dann ergreift er das Aspergill, schreitet hinab zu den Gläubigen und erteilt ihnen den Segen. Nach rechts und

links ausholend versprüht er das Weihwasser über die Erstkommunikanten, danach über die übrige Gemeinde:

"Benedicat vos omnipotens
Deus, Pater et Filius et
Spiritus Sanctus."

Alsdann begibt sich die Geistlichkeit, gemeinsam mit den Meßdienern, in die Sakristei - und unter den Klängen des letzten Kirchenliedes führt der Schweizer die Kommunionkinder zum Ausgang. Der kleine Thomas hat einen Spritzer Weihwasser auf die Stirn bekommen. Dabei erinnert er sich an ein Wort seines Großvaters, welches dieser zuweilen beim Gießen der Blumen aussprach: Wasser ist etwas Heiliges.

II

Vor der Kirche trifft Thomas auf seine Eltern. Die übrigen Verwandten stehen etwas abseits: Tante Marga, die Schwester seiner Mutter, Onkel Peter, deren Ehemann, Onkel Hans, der Bruder seiner Mutter, Tante Hedwig, seine Großtante und sein Großvater mütterlicherseits. Die Großeltern väterlicherseits waren schon vor Jahren verstorben. Thomas hatte sie nicht mehr kennengelernt. Bis zu ihrem Tode hatten sie in Köln gelebt, wo sie auch begraben waren. Im Jahre 1927 hatten Thomas' Eltern in Köln geheiratet,

"in aller Stille", wie seine Mutter, Frau Nagel, gelegentlich äußerte, denn ihre Mutter war erst kurz zuvor gestorben. Ihre Schwiegereltern gaben damals ein Essen für die Jungvermählten, die jedoch noch am gleichen Abend die Heimreise angetreten hatten.
Der auf der Strecke Köln - Düren verkehrende Zug mußte zwischen Horrem und Grosskönigsdorf durch einen langen Tunnel hindurch, aber man sagte nicht 'der Tunnel' sondern 'das Tunell', genauso wie 'das Schrank', 'die Fenster' und 'der Auto'.-

"Heute nachmittag muß ich noch zur Andacht", sagte Thomas flüchtig, während er noch rasch einen Blick zu jenem Jungen hinüberwirft, mit dem er ein Kommunion= paar geblidet hatte.

"Dann denk' daran, daß du dich schön sauber hältst", entgegnete ihm die besorgte Mutter, während der Vater darauf drängt, in Anbetracht der kalten Witterung rasch nach Hause zu eilen.

Der Chef des Vaters, ein wohlhabender Kaufmann, hatte Thomas eingekleidet. Die Schuhe hatte allerdings die Großtante gestiftet, selbstverständlich Lackschuhe, die dem Kleinen jedoch zu eng waren. "Sie kneifen", meinte er auf dem Nachhauseweg. Am liebsten hätte er ein paar hohe Schuhe angezogen, so, wie sie damals modern waren. Auch die langen schwarzen Strümpfe, die mit Strumpfbändern an einem Leibchen befestigt wurden, mochte er nicht. Allein der Gedanke, daß ihn zu Hause wohl schöne Geschenke erwarteten, tröstete ihn über

diese Unannehmlichkeiten hinweg.

Unter dem letzten Glockenläuten hatten sich die Menschen vor der Kirche alsbald zerstreut. Zu Hause war überall heißer Kaffee aufgebrüht worden. Vor den Haustüren standen überall dort, wo ein Kommunionkind wohnte, von den Gärtnereien leihweise gelieferte Buchsbäumchen. Darüber hingen die Spruchtafeln: Den schönsten Tag in meinem Leben, hat mir der Heiland heut gegeben- und bis hin zum Straßenrand reichten die ausgestreuten Papierschnitzel, weiße und grüne.

Herr und Frau Nagel hatten ihren Thomas auf dem Heimweg in die Mitte genommen. Der Vater hielt seine rechte, die Mutter seine linke Hand. "Habt ihr schöne warme Hände", sagte Thomas und sah einmal die Mutter und einmal den Vater an. Wie elegant die beiden heute waren! Hatte er sie je zuvor so schick gesehen?

In der Kirche waren Thomas' Arme und Beine ausgesprochen steif geworden. Nun aber begann das Blut wieder zu zir= kulieren, und nach ein paar Dutzend Schritten hatte er wieder etwas Farbe im Gesicht. "Zu Hause ist es schön warm", sagte die Mutter, "du kannst dann auch sofort deine Schlüppchen anziehen".

Die kleine Gruppe bog um die erste Straßenecke, dort, wo der Tabakladen war. Dahinter begann die lange Mauer, welche den alten Park umgab, jenen Park, in dem Thomas tagsüber mit den Nachbarskindern spielte. Mächtige Kastanien spendeten in den Sommermonaten kühlen Schatten,

und in der kalten Jahreszeit zündeten die Kinder wärmende Feuer darunter an.

Die alten Bäume wirkten auf jeden Betrachter wie unerschütterliche Symbole der Festigkeit, der Beharrlichkeit und der Standhaftigkeit. In den Gründerjahren hatte ein Industrieller den Park anlegen lassen. Als er starb, verkam das Gelände. Für die Kinder aber, die hier jahraus, jahrein ihre Freizeit verbrachten, war es das Paradies.

Auf der Ostseite der Anlage standen noch ein paar alte Obstbäume, deren Früchte sie im Spätsommer mit Genuß verspeisten. Auch allerlei Beeren gab es zu pflücken, und unter den Sträuchern blühten im Frühling Tausende Veilchen. Freilich mußten die Buben tagtäglich auf die Bäume hinauf, von wo aus sie weit über die Dächer der umliegenden Häuser sehen konnten - und alle Schornsteine rauchten damals.

So waren denn Thomas' Gedanken auf dem Wege entlang der Parkanlage schon wieder bei den Freunden. Er übersah die aufgepinselte Aufschrift auf der Mauer: ROT FRONT- und er übersah auch das einige Meter weiter aufgetragene überdimensionale Hakenkreuz.

III

Als sie die Diele betraten, warf Thomas einen Blick in den Garderobenspiegel, nahm davor seine Samtmütze ab, setzte sie erneut auf und lachte. "Hinter dem Spiegel steckt der Teufel", scherzte die Mutter, "komm ins Wohnzimmer, das Frühstück ist fertig!"

Schon im Laufe des Vormittags wurden dutzendweise Blumen angeliefert, die Verwandte, Nachbarn und Bekannte durch den Gärtner schickten. Die meisten davon mußten im Treppenhaus untergebracht werden, da der Platz in der Wohnung nicht reichte.

Der darauffolgende Tag verlief im wesentlichen wie der voraufgegangene. Die Nachbarschaft kam heute zum Fest, aber auch das Personal der Firma Bauer, die Koleginnen und Kollegen Vater Nagels, angeführt von Chef und Chefin. Am frühen Abend nahm Herr Bauer seinen Mitarbeiter beiseite:

"Herr Nagel, sie bleiben morgen selbstverständlich noch zu Hause. Ich gebe ihnen dienstfrei, damit sie sich noch ein wenig erholen können. Ich könnte mir vorstellen, daß die beiden Festtage doch recht anstren= gend für sie waren. Wir sehen uns dann am Mittwoch in alter Frische wieder."

Herr Bauer besaß in der Stadtmitte Dürens ein großes Herren-Konfektionsgeschäft. Vor allem waren feinste Krawatten eine Spezialität des Hauses. Daneben wurden hauptsächlich noch Herrenhemden, Herrenschirme, Zylinder

und Taschentücher geführt.

Herr Nagel hatte schon bei der Geschäftseröffnung im Jahre 1932 zum Personal gehört. Neben der Wahrnehmung seiner eigentlichen Pflichten als Geschäftsführer hatte er sich damals nicht davor gescheut, gelegentlich auch einmal manuelle Arbeiten zu verrichten. Die Zeiten, in denen er jedoch die vor dem Kaufhaus abgeladenen Kohlen= berge in den Keller geschaufelt hatte, waren indes längst vorbei. Chef und Chefin hatten dies keineswegs vergessen, und im Laufe der Jahre war aus dem bloßen Beschäftigungs= verhältnis ein Vertrauensverhältnis - und aus dem Ver= trauensverhältnis mittlerweile gegenseitige Zuneigung entstanden.

"Ich danke ihnen, Herr Bauer", entgegnete Nagel, "nicht zuletzt danke ich ihnen aber auch für ihr Kommen und für ihr großzügiges Geschenk."

"Wissen sie, Herr Nagel, von Zeit zu Zeit erinnere ich mich an unsere gemeinsame Aufbauarbeit. Schwere Zeiten waren das damals. Es gab Millionen Arbeitslose. Wer konnte sich schon etwas Neues kaufen! Außerdem war das Geschäft noch nicht eingeführt; das dauert ja immer eine gewisse Zeit. Sie erinnern sich wohl selbst daran, daß ich an manchen Zahltagen die Löhne und Gehälter nicht aufzubringen vermochte. Die Restzahlungen mußten dann in der darauffolgenden Woche erfolgen, sonst hätten meine Frau und ich selbst manchmal nichts zu essen gehabt. Dennoch haben sie nie gemurrt, Herr Nagel. Gottlob liegen diese Zeiten hinter uns, und so kann ich mich denn auch

an solchen Tagen, wie dem heutigen, ihnen gegenüber einmal erkenntlich zeigen. Nicht sie haben mir, sondern ich ihnen zu danken."

Die Familie Nagel verfügte allerdings über drei ver= schiedene Einkommen. Das war auch Anfang der dreißiger Jahre schon so gewesen, denn der im gemeinsamen Haus= halt lebende Vater der Frau Nagel, Herr Schwarz, sowie die jüngere Schwester, Thomas' Tante Marga, waren beide berufstätig gewesen, so daß es keine finanziellen Sorgen gab. Außerdem zahlten die Großtante und Onkel Hans für ihre Wohnung im I. Stock eine kleine Miete. Eigentlich wollten die Eheleute Nagel auf diese Miete ganz verzichten, denn Tante Hedwig erhielt nur eine geringfügige Pension. Onkel Hans war seit Jahren arbeitslos. Er war Kommunist...

Die Familie Nagel hatte das Haus an der Rur, das weit außerhalb der Stadt lag, im Jahre 1932 zunächst gemietet und beim Tode des Eigentümers im Jahre 1935 von den Erben preisgünstig gekauft. Es war ein schönes, großes Haus mit insgesamt neun Räumen: fünf Schlafzimmer, ein Wohn= zimmer, zwei Küchen, ein Kinderzimmer sowie ein gemeinsam benutztes Badezimmer. Das Haus stand etwas von der Straße abgesetzt unter hohen Bäumen. Der Hof zog sich rund um das Gebäude herum. An seiner Südseite wurde er von der alten Parkmauer begrenzt, welche dort fast bis zum Gehsteig reichte, von wo aus sie in scharfem Winkel parallel zur Straße nach Süden hin abknickte.

Im unteren Teil des Hauses waren das Kinderzimmer, eine Küche, das Wohnzimmer und das Elternschlafzimmer. Im I. Stock befanden sich die Zimmer von Tante Hedwig und Onkel Hans sowie das Badezimmer. Ganz oben dann waren die beiden ausgebauten Mansarden, wo bis zu ihrer Heirat im Jahre 1936 Tante Marge geschlafen hatte und der Großvater nach wie vor schlief.

Das Haus lag etwa zweihundert Schritte von der strecken= weise von Brombeersträuchern umsäumten Rur entfernt, jenem kleinen, siebenunddreißigeinhalb Kilometer langen Fluß, der im Hohen Venn entspringt, sich dann durch die Eifel schlängelt, durch die Kreise Düren, Jülich und Heinsberg fließt und schließlich bei Roermond in die Maas mündet. Der Flußverlauf änderte sich soweit man sehen konnte ständig. Dies war vor allem bei Tauwetter der Fall, wenn in den Eifelbergen die Schneeschmelze einsetzte. Zu solchen Jahreszeiten grub der Fluß sich streckenweise ein ganz neues Bett. Riesige Kiesbänke verschwanden dann von der Bildfläche, um an anderer Stelle wieder aufzutauchen.

Verwundert hatte Thomas dieses Naturschauspiel so manches Jahr verfolgt. Vor allem dann, wenn der Fluß Hochwasser führte, saß er oft lange und schweigend am Ufer. Von einem Augenblick zum andern überkam ihn dann zumeist ein leises Grauen, und plötzlich sprang er auf und rannte, ohne noch einmal umzuschauen, geradewegs nach Hause.

Wenn dann die Mutter mahnte: "Du sollst nicht immer

dahin gehen", beruhigte der Großvater sie mit den Worten: "Wasser ist etwas Heiliges."

Am Nachmittag des zweiten Feiertages war auch Martin erschienen, jener Junge, mit dem Thomas sich zu einem Kommunionpaar verbunden hatte. "Dann mußt du dem Martin und dessen Eltern aber auch mal deine Reverenz erweisen", sagte Frau Nagel, "kannst gleich ja mal für ein Stündchen mit ihm rüber gehn, aber nur für ein Stündchen, hörst du!" Nachdem Thomas seinem Kameraden die erhaltenen Geschenke gezeigt hatte, machten die beiden sich auf den Weg.-

"Martins Eltern haben sich sehr gefreut", sagte er nach seiner Rückkehr, "ich soll euch schön grüßen."

Als das Abendessen eingenommen war, gab die Mutter zu bedenken, daß es schon spät sei. "Morgen mußt du wieder zur Schule, dann mußt du ausgeschlafen sein", sagte sie zu ihrem Sohn.

Kurz darauf lag Thomas in jenem Bett, in dem früher Tante Marga geschlafen hatte. Die Mutter hatte es frisch bezogen und zu den Gästen gesagt: "Dort oben ist es ruhiger als hier unten." Dann hatte sie Thomas zur Mansarde hinauf begleitet und das Bett aufgedeckt, so, wie am Vortag.

"Darf ich denn morgen auch mit meinem neuen Fußball spielen?" fragte Thomas beim Zudecken. Die Mutter hatte keine Einwände. Der Ball, der am Fußende des Bettes lag, hatte der Großvater seinem Enkel zur Kommunion geschenkt. "Von mir bekommst du etwas besonders Schönes zu deinem Ehrentag", hatte er seit Wochen angekündigt, ohne jedoch sein Geheimnis preiszugeben. Zwar hatte Thomas nicht gewagt, ihn danach zu fragen, insgeheim aber immer gehofft, daß es ein Lederball sein würde.

"Der Opa hat mir das Geschenk gekauft, das ich mir am meisten gewünscht habe", sagte er nun zu seiner Mutter.

"Nun vergiß mal für einen Augenblick den Fußball; wir wollen jetzt die Nachtgebete sprechen:
Müde bin ich, geh' zur Ruh' - schließe beide Äuglein zu..."
und anschließend:

"Die Eltern mein befehl' ich dir
behüte lieber Gott sie mir!
Vergelte, Herr, was ich nicht kann,
das Gute, was sie mir getan.
Amen."

"So, nun mußt du aber auch schön schlafen", sagte die Mutter und gab ihrem Sohn einen Kuß, "morgen früh ist die Nacht um."

Als Frau Nagel die Treppe hinunter eilte, lauschte Thomas auf ihre Schritte. Dann krabbelte er noch einmal ans Fußende und angelte sich seinen neuen Ball. Wie das Leder duftete! Wenn doch schon wieder Morgen wäre!

Links neben dem Fenster stand das meterhohe Spielzeug=karussell, das Kommunion-Geschenk von Onkel Peter und Tante Marga. In wochenlanger Arbeit hatte der Onkel es in seiner Freizeit selbst konstruiert. Es bestand über=wiegend aus Sperrholz, hatte fünf mit kleinen Bänken, Wippen und Pferden bestückte Etagen und war mit zahllosen Glanzbildern beklebt. Ein Mechanismus trieb es an. Vor dem Mittagessen des ersten Kommuniontages hatte man es hierher geschafft, weil der Boden des Kinderzimmers über und über mit Kuchen und Torten bedeckt war. Nach dem Fest

wollte man dann entweder im Kinderzimmer oder sonstwo einen Stammplatz bestimmen.

Andere Geschenke, darunter eine Mundharmonika, ein Märchenbuch und eine Wirbeltrommel, übernachteten auf der Kommode. Auf dem Nachttisch lag das goldverschnittene Gebetbuch mit eingraviertem Namen, und unter dem Stuhl standen seine ersten Rollschuhe, das Geschenk seiner Eltern.

Thomas' Blicke wanderten durch das Dämmerlicht des lauschigen Zimmers. Über dem Bett hing das Konstantin=kreuz aus schwarzem Holz mit dem Buchsbaumzweig vom letzten Palmsonntag. Auf der gegenüberliegenden Seite stand im Halbdunkel der alte, zweitürige Kleiderschrank der verstorbenen Großmutter. Der helle Fleck daneben war die von einer Wallfahrt mitgebrachte Madonna: Frau Nagel hatte, als Schwester Marga mit siebzehn Jahren lungenkrank geworden war, das Gelübde abgelegt, für den Fall der Genesung nach Kevelaer zu pilgern - und Tante Marga war wieder gesund geworden.-

Von unten hallten frohe Lieder herauf. Das war Onkel Hans, der dort Klavier spielte! Bevor Thomas einschlief, vernahm er noch die erste Strophe jenes Liedes, welches er und seine Schulkameraden erst kürzlich in der Schule gelernt hatten:

Wo fern am Waldessaume
die Rur ins Tal tritt aus,
liegt, wie in stillem Traume,
mein liebes Vaterhaus.
Hier lernt' zuerst ich halten
was treu und recht und wahr.
O mög' dich Gott erhalten,
mein Rurland, immerdar.

Im Gerippe des Dachstuhls aber schliefen die Spatzen.

Nachdem lange nach Mitternacht die letzten Gäste gegangen waren, schaute Frau Nagel noch einmal nach ihrem Sohn. Als sie seine tiefen Atemzüge hörte, kehrte sie beruhigt ins Erdgeschoß zurück. Die Lieder waren verklungen, die Gläser geleert. Bevor die Mutter sich zur Ruhe begab, warf sie noch einen letzten Blick auf die vielen Blumen.

Nie zuvor war in der Familie so ausgiebig gefeiert worden, wie bei diesem Fest. Nun aber schliefen alle - bis auf die Mutter. Tausend Gedanken gingen ihr noch durch den Sinn, als auch sie ermattet ihre Glieder ausstreckte. Es waren die Bilder froher Tage, welche sie in ständig wechselnden Szenen gedanklich noch einmal reflektierte. Diese fröhlichen Gesichter! Die frohen Gesänge! Und der Herr Pfarrer war auch gekommen! Nur gut, daß die Kinder nicht naß geworden sind! Die Torten und Kuchen kamen frisch aus der Konditorei! Mindestens einhundertfünfzig Glückwunschkarten wurden abgegeben! Die Köchin hat ihr Bestes getan! Und niemand hat zuviel getrunken!

Sie horchte auf das Rauschen der Bäume, in das sich das Gurgeln des Rurwassers mischte. Hoffentlich sind auch alle Fenster geschlossen! Die Lider wurden schwer. Leise tickte die Uhr. Ein hohler Glockenschlag vom Kirchturm her verkündete die dritte Stunde.

IV

Drüben in Düren lauschten die zum Teil noch spätmittelalterlichen Häuser entlang der Straßen und Gassen ebenso in die Nacht hinaus, wie in den teilweise schon in der Karolingerzeit entstandenen, von fruchtbaren Böden umgebenen Dörfern ringsum. In der Stadt gab es noch großbürgerliche, in klassizistischem Baustil errichtete Häuser aus der Gründerzeit, reich geschmückt mit Stuckornamenten unter den Fenstern und ausgestattet mit säulenverzierten Balkon-Brüstungen. Die Stadt Düren war erst im Jahre 748 bekannt geworden, als der Vater Karls des Großen, Pippinus, in Düren einen Hoftag, einen Reichstag abhielt. Als das fränkische Reich im zehnten Jahrhundert zerfiel, gerieten die einzelnen Grafschaften des Düren-Jülicher Landes zunehmend unter die Herrschaft der Grafen von Jülich, eine Herrschaft, die bis zum Einmarsch der Franzosen im Jahre 1794 gewährt hatte.

Südlich von Düren hatte Graf Wilhelm II. um 1200 am

Nordrande der Eifel die Burg Nideggen errichtet. Einer seiner Nachfolger, Graf Wilhelm V., ließ Anfang des XIV. Jahrhunderts den Rittersaal der Burg, den größten des Rheinlandes bauen, zu einer Zeit, in der Dante 'Die Göttliche Komödie' schrieb. Der Graf erhielt im Jahre 1336 den Titel 'Markgraf' und wurde im Jahre 1356 Herzog.

Als das Jülicher Haus im Jahre 1423 ausstarb, wurde das Herzogtum in Personalunion mit dem Herzogtum Berg verbunden, doch starb auch dieses Haus im Jahre 1609 aus. Mit dem Vertrag von Xanten fielen die Herzogtümer im Jahre 1614 an den Pfalzgrafen von Pfalz-Neuburg. Die Pfalzgrafen regierten die Herzogtümer Jülich und Berg von Mannheim und später von München aus. Ihre linksrheinischen Besitzungen wurden seither zunehmend zur Nebensache.

Die wirtschaftliche Entwicklung des Dürener Raumes nahm dagegen stetig zu. Land- und Forstwirtschaft, Sandstein, Erze, Schiefer, Ton sowie eine beachtliche Viehzucht bildeten die Erwerbsgrundlagen für die Bevölkerung. Zeitweise wurde südlich von Düren auch Wein angebaut. Die Schafzucht lieferte die zur Herstellung von Tuchen erforderliche Wolle. Es entstanden infolge des Bergbaus Hüttenbetriebe und metallverarbeitende Firmen. Die Stadt selbst aber wurde zum Mittelpunkt dieses Wirtschaftsraumes.

Im Jahre 1212 war mit dem Bau der Stadtmauer begonnen worden, so daß zu vermuten ist, daß zwischen 1220 und 1240 die Stadtrechte verliehen wurden, zumal Düren schon eine Stadt war, als Kaiser Friedrich II. sie am Jahre 1242 an den Grafen von Jülich verpfändete. Sie blieb in seinem Besitz, da das Pfand nie eingelöst wurde.

Am Ausgang des Mittelalters zählte die Stadt etwa dreitausend Seelen. Im Jahre 1501 gelangte eine bedeutende Reliquie nach Düren: das Haupt der Heiligen Mutter Anna. So wurde Düren zum Wallfahrtsort, den auch Albrecht Dürer - vermutlich im Spätsommer des Jahres 1520 - auf einer Pilgerreise besuchte.

Am 25. August 1543 geriet die Bevölkerung der Stadt jedoch in schreckliche Bedrängnis, als Düren einen Tag nach der Eroberung durch kaiserliche Truppen infolge einer verheerenden Feuersbrunst weitgehend zerstört wurde. Das Stadtarchiv verbrannte - und mit ihm die Aufzeichnungen und Urkunden aus der Vorgeschichte.

Im Jahre 1237 aber hatte noch eine andere Stadt das Stadtrecht erlangt: Berlin.-

Nach der Zerstörung begann unter den Händen seiner fleißigen Bürger der Wiederaufbau Dürens. Der in der Ebene betriebene Flachs- und Leinanbau ermöglichte einen zusätzlichen Gewerbezweig: die Papierherstellung. Wesentliche Voraussetzung hierfür war - wie bei der Tuchherstellung - das mineralarme Wasser der Rur, an

deren Ufern ab dem Jahre 1579 sogenannte Papiermühlen betrieben wurden. Um das Jahr 1600 wurde das neue Gewerbe, das zunächst nur handwerklich betrieben wurde, zu einem ständig an Bedeutung zunehmenden Faktor, denn im Laufe der Jahre entstanden insgesamt achtundfünfzig dieser Mühlen. Im Jahre 1710 begann in Düren die erste industrielle Papierherstellung.

Im Jahre 1794 zogen französische Truppen ins Land ein. Ihre Herrschaft endete, als sie die Stadt am 13. Januar 1814 verließen. Nach den Befreiungskriegen kam das Dürener Land zu Preußen - und am 1. Mai 1816 wurde der 'Kreis Düren' gebildet: Nun war Düren Kreisstadt und zählte etwa fünftausend Seelen.

Neue Industrien entstanden - und am 1. September 1841 wurde die Eisenbahnlinie Köln-Düren-Aachen eingeweiht. Wenige Jahre später folgten die Linien Düren-Euskirchen, Düren-Neuß und Düren-Jülich. Es begann jene Zeit, in der Guiseppe Verdi seine großen Opern schrieb, in der Peter Rosegger, Wilhelm Conrad Röntgen, Renoir und Königin Viktoria von England geboren wurden.

Der Anschluß an das Eisenbahnnetz aber zog weitere Industrien, die Industrie wiederum weitere Arbeitskräfte an. Die Bedeutsamkeit dieses Vorgangs zeigt die in den Jahren 1842 bis 1885 auf zwanzigtausend Bewohner ange= stiegene Einwohnerzahl. In der Folgezeit erlebte die Stadt eine geradezu stürmische Aufwärtsentwicklung. Die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 konnten diese Entwicklung nicht hemmen. Zu Beginn des XX. Jahrhunderts

stieg die Zahl der Stadtbewohner auf einundzwanzig=tausend und im Jahre 1910 auf zweiunddreißigtausend Bürger.

Was war das für eine Zeit damals? Die erste Hälfte des XIX. Jahrhunderts, das Zeitalter der Romantik und des Biedermeiers war schon vorüber. Inzwischen war Rainer Maria Rilke mit ersten bedeutenden Werken an die Öffentlichkeit getreten. Henry Ford stellte im Jahre 1896 sein selbstgebautes Automobil mit Benzinmotor vor, und der Norweger Fridtjof Nansen hatte sich als Polarforscher einen Namen gemacht. Der Erzähler Wilhelm Raabe war ein bekannter Mann, und der universelle Romanist Theodor Mommsen war in aller Munde. Adolf von Menzels 'Flötenkonzert in Sanssouci' existierte schon - und überall fanden die Erkenntnisse des Pfarrers und Naturarztes Sebastian Kneipps Bewunderung und Anerkennung. Im Jahre 1864 war der französische Maler Toulouse-Lautrec geboren worden. Es begann die glänzende Karriere eines Toscanini, die des Malers Auguste Renoir, der 1841 das Licht der Welt erblickt hatte - und Theodor Storms Bücher fanden zunehmende Verbreitung. Die Mütter sangen am Abend - gemeinsam mit ihren Kindern - 'Guten Abend, gute Nacht', von Johannes Brahms.

Demgegenüber brachte die Ausdehnung des technischen Fortschritts für die einen Arbeit und Brot, für die anderen jedoch großes Elend und bittere Not. Auf diesem Gebiet war eigentlich alles zu haben, so, wie die Erde

für den Menschen immer Leben und Tod zugleich bedeutet hat.

Der Weltkrieg 1914/18 aber brachte der Stadt Düren und ihren Bewohnern neues Leid, neue Belastungen und große Entbehrungen. Der furchtbare Zusammenbruch im November 1918 warf zusätzliche Probleme auf. Neben die militärische Niederlage trat die Erschütterung der moralisch-geistigen Grundlagen. Das Ethos war hinter die Vorherrschaft der rein rationalistischen und materialistischen Denk- und Lebensweise zurückgetreten - lange bevor der Krieg begann. Die Hungerjahre, Inflation, Weltwirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit machten auch vor den Toren Dürens nicht halt. Und dann kam das Jahr 1933.-

Schule

I

Das Fest war vorbei. Zusammengeweht lag das Konfetti am Straßenrand. Der Gärtner holte die Buchsbäumchen wieder ab, und die Fahnen wurden wieder eingezogen.

Auch die Osterferien waren vorbei. Montags hatte der Schulunterricht wieder begonnen. Nur die IV. Klasse hatte wegen der Erstkommunion schulfrei gehabt. Dienstags aber strömten alle Schulkinder wieder herbei.

Wegen der Lage des Elternhauses besuchte Thomas die Schule der Nachbargemeinde. Dies war auch der Grund dafür, daß er dort die Erstkommunion empfangen hatte, wie überhaupt die Familie Nagel mehr am dörflichen als am städtischen Leben teilnahm. Die Wege waren kürzer, vor allem der Weg zur Schule.

Es gab für Jungen und Mädchen je ein separates Schulgebäude. Beide Häuser standen in Sichtweite nebeneinander. Die Jungenschule war ~~in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts,~~ 1893, die Mädchenschule im Jahre 1910 erbaut worden. In den beiden achtklassigen Volksschulen ließen sich etwa 640 Kinder unterbringen. Außerdem stand eine geräumige Turnhalle zur Verfügung. Die Industriegemeinde zählte etwa fünftausend Seelen. Ein Dutzend Bauern bewirtschafteten die Ländereien ringsum.

Kurz vor acht ließ sich auf dem Schulhof das Armesünderglöckchen vernehmen, und die Kinder nahmen, nach Klassen getrennt, paarweise vor den Gebäudeeingängen Aufstellung, auf deren Stufen sich bei den Jungen die Lehrer, bei den Mädchen die Lehrerinnen eingefunden hatten.

Thoma hatte die Daumen unter die Trageriemen seines Schulranzens geklemmt, als der Schulleiter erschien. Schlagartig verstummte das Flüstern und Raunen der Angetretenen. Dann rief einer der Lehrer: "Stillgestanden!" und ein Junge aus der achten Klasse stieg die wenigen Stufen der Eingangstreppe empor. Dann machte er eine Kehrtwendung zu den versammelten Schülern hin, hob den rechten Arm zum Gruß und trug den obligaten Morgenspruch vor:

"Das Leben ist ein Kampf.
Wer leben will, der kämpfe also -
und wer nicht streiten will
in dieser Welt des ewigen Ringens,
verdient das Leben nicht."

Dann hob er noch einmal den rechten Arm und trat ins Glied zurück. Alsdann rückten die Kinder klassenweise ein. Zuletzt folgte die Lehrerschaft. -

Als Lehrer Meier in der Tür des Klassenzimmers erschien, rief der als Türschließer bestimmte Schüler sein lautes "Achtung!" Ruckartig sprangen die Schüler auf und hoben zum Gruß den rechten Arm. Von der Tür her kommend vernahmen sie die festen Schritte des zum Pult schreitenden Lehrers. "Heil Hitler!" rief Lehrer Meier aldann den Schülern zu - und "Heil Hitler!" klang es aus zweiundvierzig Kehlen zurück.

Dann faltete der Lehrer die Hände zum Gebet:

"Herr, schütze unser deutsches Land.
Dem Führer, den du uns gesandt,
gib Kraft zu seinem Werke.
Von uns'rem Volke nimm die Not,
gib Freiheit uns und täglich' Brot
und Einigkeit und Stärke!"

Während des Weltkrieges 14/18 war er Offizier, Ober=leutnant gewesen. Da er das Eiserne Kreuz I. Klasse trug, war er ein Kriegsheld. Auch galt er als prakti=zierender Katholik mit vorbildlichem Familienleben. Als Vorsitzender des Kriegervereins trug er gelegentlich eine dunkelblaue Uniform. Viel mehr wußten die Kinder nicht von ihm.

Im Geographie-Unterricht hatte er das Thema 'Das Rheinische Schiefergebirge' verlassen und zuletzt 'Die Norddeutsche Tiefebene' behandelt: Rügen, Usedom und Wollin - wobei er insbesondere die Stubbenkammer hervorhob. Im Religionsunterricht hatte er vor den Ferien das Gleichnis vom Sauerteig durchgenommen. Nach wie vor wurden die Grundrechnungsarten gepaukt, und im Rahmen des Deutschunterrichts war die Klasse bei dem Gedicht 'Und dreut der Winter noch so sehr...' angelangt. Schließlich war während des Gesangsunter=richts das Lied 'Aus grauer Städte Mauern' eingeübt worden.

Heute aber stand für die beiden ersten Stunden 'Geschichtsunterricht' auf dem Stundenplan. Die Kriege und Siege von 1864 und 1866 waren schon durchgesprochen. Nun kam der Lehrer zu den Jahren 1870/71, sprach über den Aufenthalt

des Königs von Preußen in Bad Ems, über Otto v. Bismarck, über die Generale Roon und v. Moltke, erwähnte die Er= stürmung des Spicherer Berges und gelangte schließlich über Metz, Toul, Belfort, Besancon, Saint-Privat, Gravelotte und Mars la Tour nach Versailles und somit zum 18. Januar 1871, dem Tag der Kaiserproklamation:

"...so erfüllte sich schließlich die Sehnsucht aller Deutschen, in einem geeinten Vaterland zu leben. 'Einigkeit und Recht und Freiheit' - so beginnt denn auch die dritte Strophe des Deutschlandliedes, unserer Nationalhymne. Die Zeit des Bruderhasses, ja, Bruder= mordes war nun vorbei. Überall im Reich umarmten sich die Menschen vor Freude. Die heimkehrenden Truppen wurden stürmisch begrüßt. Die Glocken läuteten im ganzen Land und Berlin war ein einziges Fahnenmeer.

Uns aber, den Heutigen, sollen die großen Opfer jener Kriege Mahnung und Verpflichtung sein, denn das Reich ist nicht aus Gleichgültigkeit, aus Passivität und Interesselosigkeit entstanden. Ohne Fleiß - kein Preis! Und so sollt ihr denn auch recht fleißig und strebsam sein, damit ihr dereinst, wenn wir, die Älteren, einmal nicht mehr sind, euch der Heldentaten unserer Soldaten würdig erweisen könnt."

Nach der Zehn-Uhr-Pause wurden gesungen. Der Lehrer meinte, man müsse endlich einmal etwas neues einstudieren und holte ein altes Liederbuch hervor. Nachdem er eine Weile darin geblättert hatte, forderte er den dünnen Erich auf, die Geige aus dem Schrank zu holen.

Dann setzte er sich mit dem Gesicht zur Klasse neben den blonden Rudi auf die erste Bank und begann die Saiten zu zupfen. Nachdem das Instrument einigermaßen gestimmt war, versuchte er ihm eine den Buben noch unbekannte Melodie zu entlocken. Dabei summte er zunächst einmal leise vor sich hin. Dann aber hob er lächelnd das Kinn, holte tief Luft und begann zu singen:

"Komm, lieber Mai, und mache
die Bäume wieder grün..."

"Jetzt versuchen wir es einmal gemeinsam!" rief der Lehrer aus, doch draußen klopfte jemand an die Klassentür.

Der Lehrer wurde herausgerufen, gab jedoch vorher noch Anweisung, den inzwischen von einem der Schüler an die Tafel geschriebenen Text abzuschreiben.

Die Schüler mochten die beiden ersten Strophen zu Papier gebracht haben, als der Lehrer zurückkam. Ohne ein Wort zu sagen packte er den in den hinteren Bänken sitzenden Gustav am Kragen, zerrte ihn aus der Bank und schob ihn vor sich her. Das Pult vor Gustavs Augen wurde immer größer, noch größer als die Augen selbst. Schon flog die Schublade heraus und der Stock kam zum Vorschein. Blitz= schnell senkten sich zwei "Himmelhohe" auf den Hosenboden des Delinquenten, doch waren die hieraus hervorquellenden Staubwolken für die verwöhnte Nase des Exekutors derart

unangenehm, daß er das Feuer einstellte.

"So, das war dafür, daß du am Samstagvormittag Steine auf die Straßenbahnschienen gelegt und die Bahn zum Entgleisen gebracht hast. Außerdem hast du von elf bis dreizehn Uhr Nachsitzen. Den Rest werden deine Eltern besorgen", kommentierte Lehrer Meier.

Die Lust am Gesang war dahin. Auf welcher Seite die Lustlosigkeit größer war, blieb ungeklärt. Kurze Zeit später schickte der Leher die Klasse nach Hause, da ohnehin um 11.00 Uhr Konferenz im Rektorenzimmer war. Während der Konferenz kehrte Lehrer Meier noch einmal in die Klasse zurück, um Gustavs Strafarbeit in Augenschein zu nehmen. Offenbar zufrieden schickte er dann auch ihn nach Hause. Unter Anspielung auf die Erste heilige Kommunion entließ er Gustav mit den Worten: "Hoffentlich hast du das am Samstagnachmittag auch gebeichtet!"

II

Im Konferenzzimmer ging es dagegen um ein ganz anderes Problem: Seit geraumer Zeit wurde in der Öffentlichkeit die Frage diskutiert, ob das Schulsystem in seiner bisherigen Form erhalten bleiben könne oder nicht. Um was handelte es sich bei der Volksschule denn eigentlich? War die Bezeichnung 'Katholische Volksschule' noch

zeitgemäß? Oder sollte man sie nicht besser in 'Deutsche Volksschule' umbenennen? Sagte das Reichs=konkordat hierüber etwas aus?

"Wir alle sind gute Katholiken", meinte der Rektor, ein Kettenraucher, "und unsere Bevölkerung ist streng religiös - was sagen denn die Bischöfe dazu?"

Selbstverständlich war den Lehrerinnen und Lehrern klar, daß es auch evangelische Bischöfe gab, doch konnte man zu dieser Stunde weder etwas über die Auffassung der einen noch der andern in Erfahrung bringen.

"Was nun, wenn wir zu einer Stellungnahme aufgefordert werden?" fragte Lehrer Wallraff.

"Vielleicht sollten wir die nächste Rektorenkonferenz beim Kreisschulrat abwarten und erst mal hören, was die anderen dazu sagen", entgegnete Lehrer Rees.

Der Schulleiter verwies auf die gute Zusammenarbeit zwischen Schule und Kirche während der letzten Jahre, wobei er auch auf die Mitgliedschaft des Kaplan Esser in der NSDAP, der Hitler-Partei hinwies.

III

Noch während das Lehrerkollegium diskutierte, spielte ein Teil der IV. Jungenklasse im nahen Park Fußball. Als die Mitschüler erfuhren, daß Thomas zur Erstkommunion

einen richtigen Lederball geschenkt bekommen hatte, hatten sie ihn nicht mehr in Ruhe gelassen: "Du wirst doch wohl nicht allein mit dem Ball spielen wollen?" Was hätte Thomas darauf noch entgegnen können? Lauter Jubel erscholl denn auch, als er kurze Zeit später mit dem neuen Ball unterm Arm erschien. Die Ranzen lagen, Fußballtore markierend, schon an Ort und Stelle. Der für ein kleines Fußballspiel verfüg= bare Platz im Park war allerdings derart begrenzt, daß man keine Ecken treten konnte. So entschloß man sich zu der Lösung: Drei Ecken - ein Elfmeter; und so geschah's.

Weiße Wolken mischten sich in das blasse Blau des Aprilhimmels, und das erste Grün des noch zögernd beginnenden Frühlings leuchtete in der Sonne, als es vom Park zum Konferenzzimmer herüberhallte: Tor! Tor!

Lokal-Patrioten

I

Am Abend des gleichen Tages empfing der Herr Pfarrer den Ortsgruppenleiter der NSDAP, der in Zivil war. Seine Uniform hatte der Parteigenosse nicht zuletzt deswegen im Schrank gelassen, weil sein jüngster Sohn ebenfalls Erstkommunikant gewesen war. Allerdings trug

er am Rockaufschlag das mit einem Hakenkreuz, dem hervorstechendsten Symbol der Nationalsozialisten, versehene Parteiabzeichen.

"Da sind sie ja, Herr Pohl, guten Abend", hatte der Pastor den Besucher begrüßt, und dieser hatte mit einem freundlichen "Grüß Gott, Herr Pfarrer" den Gruß erwidert. Bald saßen die beiden Herren bei einem Glas Wein und einer guten Zigarre wohlgemut beisammen. "Ich habe Besuch", hatte der Geistliche mit beredter Mine seine Haushälterin wissen lassen; sie hatte verstanden.

"Daß wir, insbesondere wir beide", begann der Pfarrer das Gespräch, "nicht nur ein gutes persönliches Ver= hältnis haben, brauche ich eigentlich nicht hervorzu= heben. Unsere gelegentlichen Zusammenkünfte zeitigen denn auch immer wieder gute Ergebnisse. Ich möchte auch in Zukunft nicht darauf verzichten. Beide Seiten können auf diese Weise sichtbarlich zum Wohle der Gemeinde wirken. Vor allem bin ich heilfroh darüber, daß wir einander vertrauen, daß der eine dem andern jederzeit in aller Offenheit seine Anliegen vortragen kann - und daß die gegenseitige Achtung, die Achtung auch vor der Meinung des andern obwaltet. Wissen Sie, auch ich war Offizier im Weltkrieg. Bei Langemarck war ich als damals noch junger Student dabei. Ich wußte also schon damals - und weiß es heute nicht minder - was ich dem Vaterland schuldig bin."

"Das habe ich noch gar nicht gewußt, Herr Pfarrer, ich

meine, daß sie Offizier waren."

"Aber es ist so, Herr Pohl."

"Ausgezeichnet, Herr Pfarrer, ganz ausgezeichnet!"

"Ja, ich weiß, was sie jetzt denken, Herr Pohl. Nicht wahr, sie denken an gewisse Geistliche in anderen Pfarreien, vor allem an jüngere."

"Nun ja, Herr Pfarrer, was soll ich dazu sagen?"

"Wenn sie meine Auffassung dazu hören wollen, so kann ich nur eines sagen: Wenn es uns gemeinsam gelingt, unsere jungen Hitzköpfe unter Kontrolle zu halten, könnte eigentlich nichts schiefgehen. Ich weiß, daß es auch in unserer Gemeinde Nationalsozialisten gibt, die unsere Mutter Kirche als eine internationale Institution betrachten und sie deshalb ablehnen. Andererseits aber hat die Kirche nun einmal den aposto= lischen Auftrag, auch die Seelen der Franzosen zu retten. Wenn wir demnach nicht nur hüben sondern auch drüben die Frohbotschaft verkünden, so tragen wir dazu bei, daß auch die potentiellen Feinde Deutschlands - und nicht nur wir Deutsche - den Frieden wahren. Voraussetzung dafür ist, daß wir, der Staat und die Kirche, jenen inneren Frieden sichern, der jeder Seite die friedliche Verfolgung ihrer Ziele gewährleistet. Mir kommt es also darauf an, daß die eine Seite die Interessen der andern nicht nur nicht verletzt, sondern daß darüber hinaus negative Folgen für die Allgemein= heit vermieden werden, die sich gegenteiligenfalls

- aus einem Hader zwischen dem nationalsozialistischen Staat einerseits und der Kirche andererseits - ergeben könnten."

"Das setzt aber zum Beispiel voraus, daß sie, Herr Pfarrer, auf Zusammenkünfte mit Sozialdemokraten und Kommunisten verzichten."

"Herr Pohl! Es ist doch so, daß man uns schon vorwirft, wir würden mit ihnen, mit den Nationalsotialisten paktieren, obwohl wir uns doch redlich bemühen, jede Einmischung in Staats- und Parteiangelegenheiten zu vermeiden - was ja auch in ihrem Sinne ist. Wenn ich mich selbst frage, wie ich denn als Person wie auch als Mann der Kirche zur jüngsten Entwicklung in Deutsch= land stehe, so lautet die Antwort darauf: Wenn die Kirche auch politische Entwicklungen kritisch beobachtet, so hat sie andererseits alles, aber auch alles zu unter= lassen, was ihre Unabhängigkeit in Frage stellen könnte. Solange diese Unabhängigkeit gewährleistet bleibt - land= läufig ausgedrückt: solange die Kirche im Dorf bleibt - so lange auch wird sie dem Staat gegenüber loyal bleiben, das heißt, sie wird diesen Staat bejahen."

"Sie meinen 'Gebt dem Kaiser, was des Kaisers, Gott aber, was Gottes ist."

"Genau, Herr Pohl, genau das."

"Ich weiß, Herr Pfarrer, daß es ihnen auch gleichgültig sein dürfte, w e r sie ins Konzentrationslager brächte, ob wir oder die Roten. Wäre es 1933 jedoch zu einer

roten Gewaltschaft gekommen - wer weiß, Herr Pfarrer, wo sie jetzt wären! Unser Vaterland wäre inzwischen vielleicht längst an Moskau ausgeliefert worden. Vergegenwärtigt man sich einmal, was in der Sowjet= union geschieht, dann können wir dem Führer auf bloßen Knien dafür danken, daß er uns, sie genauso wie mich, vor einem solchen Schicksal bewahrt hat. Wer jedoch für diese Henker eintritt, der darf sich doch nicht wundern, wenn er hinter Schloß und Riegel gebracht wird. Dies ist weder eine Anspielung noch eine Drohung, Herr Pfarrer - sie wissen, daß ich sie nicht gemeint habe - doch gibt es eben immer noch Unbelehrbare, die in den Feinden unseres Staates nach wie vor Freunde der Kirche sehen. Was für ein Irrtum! Und was ihre Pfarrei und meine Ortsgruppe betrifft: Wir bekommen unsere Anweisungen schließlich von oben, sie vom Bischof von Aachen und ich vom Gauleiter in Köln. Unser Ort ist von Aachen jedoch genausoweit weg, wie von Köln."

"Dann sorgen sie aber bitte auch dafür, daß der Fanfarenzug der Hitlerjugend in Zukunft an Sonntag= vormittagen nicht mehr zu trommeln beginnt, sobald er sich der Kirche nähert, da dies sicherlich nicht vom Gauleiter vorgeschrieben und schon gar nicht von ihm untersagt werden dürfte."

"Ich war vorvorigen Sonntag im Hochamt, Herr Pfarrer, entgegen meiner sonstigen Gewohnheit, die Elf-Uhr-Messe zu besuchen. Was glauben sie, wie unangenehm

mir das war, als die vor mir stehenden Kirchenbe=
sucher sich beim Einsetzen der Fanfaren nach mir um=
schauten und mir scheele Blicke zuwarfen. Ich verspreche
ihnen: Das wird nicht wieder vorkommen, dafür werde ich
sorgen."

"Das wäre sehr schön, Herr Pohl, wirklich sehr schön
wäre das. Zum Wohle, Herr Pohl!"
"Zum Wohle, Herr Pfarrer!"

II

Am selben Abend und zur selben Zeit fand an einem
andern Ort eine ebenso andere Besprechung statt,
allerdings auch in anderer Umgebung. Statt Zigarren
rauchte man dort gedrehte Zigaretten, und statt des
Weins trank man klaren Korn. In der Mitte des Raumes
stand ein schwerer Amboß, und um diesen herum saßen
dunkle Gestalten. Die jüngeren von ihnen trugen
blaue Arbeitsanzüge, die älteren schwarze Strickjacken
mit Stehbord und weißen Knöpfen. An der rechten Seite
stand eine verstaubte Werkbank mit aufmontiertem
Schraubstock. Weiter hinten lehnte ein reparaturbe=
dürftiges Fahrrad an der Wand. Davor stand eine ver=
beulte Oelkanne. An der Rückseite dämmerte ein
gespenstisches Regal dahin, vollgepackt mit alten
Kartons, Schmirgelpapier und allerlei Gerümpel. Links

davon verlief eine schwitzende Wasserleitung. Von der Decke baumelte eine Fünfundzwanzig-Watt-Birne herab, welche den Raum spärlich beleuchtete.

Die auf leeren Bierkästen hockenden Männer befanden sich im Keller des Altkommunisten Zencker, der von Beruf Kupferschmied war und hier eine kleine Privat= werkstatt betrieb. Die Kellerfenster waren verhängt.

Sobald jemand an die Tür klopfte, öffnete ein großer, dunkelhaariger Mann, der ein gestreiftes Hemd mit offenem Kragen trug, nicht ohne vorher das Licht aus= geschaltet zu haben - und jedesmal flogen die Blicke der Versammelten dorthin, wenn sie das vereinbarte Klopfzeichen vernahmen. Hatte der Neuankömmling den Raum betreten, dann wurde die Tür hinter ihm sofort wieder verriegelt. Zumeist erkannte man ihn erst dann, wenn das Licht wieder aufflammte, um ihn mit einer Geste der Erleichterung zu begrüßen.

An jenem Abend waren alle Teilnehmer erschienen - bis auf einen, so daß die Gruppe mit der Erörterung anstehen= der Probleme noch wartete. Endlich aber erschien auch er: Hans Schwarz, der Spiritus rector der Gruppe, der Bruder von Frau Nagel, Thomas' Onkel.

Den Namen 'Schwarz' hatte die Familie erst um 1830 angenommen. Damals hatte Hans Schwarz' Urgroßvater Jacob sich in der Jülicher Gegend niedergelassen und dort geheiratet. Zuvor war er unter dem Namen 'Noir' in Lüttich ansässig gewesen. Seine Vorfahren waren Hugenotten. Hans Schwarz selbst war 1896 geboren. Ein

Onkel von ihm war belgischer Konsul gewesen, eine Tante besaß in Moresnet einen Gutshof. Sein Großvater Karl hatte im Jahre 1874 eine kleine Erbschaft angetreten und sich von dem Geld ein hübsches kleines Haus gekauft; er verlor es in einer einzigen Nacht beim Kartenspiel. Seither war das Kartenspiel in der Familie Schwarz als Teufelsspiel verpönt - und nie wieder hatte jemand aus der Familie eine Spielkarte in die Hand genommen.

Hans war als junger Mann nach Belgien verzogen und dort einem katholischen Orden beigetreten. Seine ursprünglich protestantische Familie hatte angesichts der Verfolgungen der Hugenotten schon vor der Französischen Revolution ihren Frieden mit der Katholischen Kirche geschlossen. Nun lebte der in Deutschland ansässig gewordene Zweig mit anderen ehemaligen Hugenotten entlang der Rur zwischen Düren und Jülich. Verwandt oder verschwägert war man mit den Familien Leroir, Franzen und Franken, mit den Familien Jansen und Högenett, mit den Familien Leclair und Montjean sowie mit den Familien Dupont und Clermont.

Als Wehrpflichtiger war Hans Schwarz im Jahre 1914 gemustert, jedoch wegen seiner Körperschwäche als wehr= untauglich abgelehnt worden. Nach seinem Ausscheiden aus dem Orden wurde er zum Buchhalter ausgebildet und erwarb sich die für seine sonstige kaufmännische Ausbildung er= forderlichen Kenntnisse. Umfangreiche Privatstudien ver= mittelten ihm weitreichende Kenntnisse über

wirtschaftliche und soziale Zusammenhänge. Sein Haupt=interesse aber galt stets den Armen und Mittellosen. Mitte der zwanziger Jahre war er in die Kommunistische Partei eingetreten. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde er wegen seiner politischen Einstellung vom Arbeitgeber entlassen und fand in den darauffolgenden Jahren nirgendwo mehr eine Anstellung; er blieb arbeitslos.

Obgleich die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) seit dem Jahre 1933 verboten war, arbeiteten ihre ehe=maligen Mitglieder im Untergrund dennoch weiter. Allein auf lokaler Ebene waren die Ergebnisse geringfügig. Jede Art subversiver Tätigkeit wurde mit hohen Strafen bedroht. Viele ihrer Genossen wurden solcher Betätigung überführt und verhaftet. Die Führungskräfte waren ins benachbarte Ausland geflohen.

Angesichts dieser Situation schwankten die Antifaschisten seither permanent zwischen Hoffnung und Verzweiflung. Mut und Angst beherrschte denn auch stets die Männer um Hans Schwarz, der an jenem Abend im Keller des Kupfer=schmieds auf sich warten ließ. Sein Erscheinen aber bedeutete jedesmal einen Lichtblick für die Unentwegten, und auch heute empfing man ihn wieder einmal mit Hände=schütteln und Schulterklopfen, als er endlich eintraf. Vor Leo Köhnen aber blieb er mit ernster Miene stehn. Die übrigen Anwesenden verstummten. "Leo, du mußt weg", sagte Hans Schwarz ohne Umschweife. Dann breitete er auf dem Amboß eine zerknitterte Landkarte aus, mit deren

Hilfe er den Fluchtweg des Angesprochenen festlegte. Der erste Anlaufpunkt war ein Bauernhof in der Nähe von Schloß Harff bei Bedburg.

"Wer bringt ihn weg?" fragte Genosse Schwarz die Umstehenden. Sofort meldeten sich drei der Anwesenden, doch einer von ihnen genügte. "In Ordnung, Willi, dann mach' du das", sagte Schwarz zu einem der Gefährten, "aber seid vorsichtig!"

"Ich kenne den Weg ja schon", entgegnete dieser, "es wäre ja nicht das erste Mal."

"Was ist denn geschehen?" meldete sich ein anderer.

"Josef Blum war vorhin bei mir", antwortete Schwarz.

Jeder der Anwesenden wußte, wer dieser Josef Blum war. Die KPD hatte ihn lange vor der Übernahme der Regierungsgewalt in die NSDAP eingeschleust. Viele Jahre über war er schon bei der Finanzverwaltung tätig gewesen, ehe es zum Machtwechsel in Berlin gekommen war. Da er bei der Lohnsteuerstelle - und somit nicht an einem neuralgischen Punkt des Staates - tätig gewesen war, hatten die Nationalsozialisten keine Bedenken erhoben, als er eines Tages seine Aufnahme in die Hitler-Partei beantragt hatte. Da er Schreibmaschine schreiben konnte, holte man ihn immer wieder zur Aushilfe ins Parteibüro - und somit dorthin, wo unter anderem auch die sogenannten Schwarzen Listen geführt wurden. Leo Köhnens Name war darin zwar noch nicht vermerkt, doch wurde dies in einem Gespräch zwischen zwei höheren Parteifunktionären der NSDAP ernst=

haft erwogen - und dieses Gespräch hatte Josef Blum mitgehört. Wohl waren noch ein Dutzend andere Namen genannt worden, doch waren ihm diese nicht geläufig.

Köhnen hatte in der Nacht zu Weißensonntag Flugblätter verteilt. Irgend jemand mußte ihn dabei beobachtet und unmittelbar nach dem Fest angezeigt haben.

Hans Schwarz gab dem Betroffenen zu verstehen, daß höchste Gefahr im Verzug und somit Eile geboten sei. Die Männer, vor allem Leo Köhnen, hatten verstanden. Leo wohnte ganz in der Nähe, so daß er seiner Frau noch Bescheid sagen und sich von ihr verabschieden konnte. Kurze Zeit später fuhren zwei vermummte Gestalten auf Fahrrädern in nordöstliche Richtung durch die recht kalte Aprilnacht. Die Lampen blieben ausgeschaltet.

Die Zurückgebliebenen aber setzten ihre Tagung fort. Man erörterte die immer gleichen Fragen: Was kann man tun? Wie wollen wir's machen?- und ein jeder trug nach Kräften zur Diskussion bei, wenngleich doch keine Berge zu versetzen waren. Die Unterhaltung lief reihum:

"Er nennt seine Partei 'Arbeiterpartei', begann der erste unter Anspielung auf Adolf Hitler, "in Wirklich= keit hat er ein Bündnis mit dem Großkapital geschlossen. Was also soll noch sozialistisch sein an dieser soge= nannten Nationalsozialistischen Arbeiterpartei?"

"Kapital, Kirche, Kommiß und Kaiser bildeten einst die Grundlagen des Staates. Heute ist es nicht anders - bis

auf eins: Der Kaiser heißt heute 'Führer' ".

"Das Volk ist nichts anderes als Mittel zum Zweck. Es war machtlos, ist machtlos und wird so lange machtlos bleiben, wie dieses System existiert."

"Aber wie wollen wir das ändern? Die lassen uns doch nicht an die Futterkrippe! Denen gehört das Militär, denen gehört die Polizei und denen gehört der Rund= funk. Und was gehört uns?"

"Ja, wir sitzen so und so im Keller."

"Was der Sowjetunion nicht entgehen dürfte!"

"Natürlich wissen die, wie man uns tyrannisiert - übrigens auch die Engländer und Franzosen. Dem briti= schen Geheimdienst dürfte das doch nicht entgangen sein."

"Und du meinst, die würden uns eines Tages befreien?"

"Falls sie nicht eingreifen, werden die Nazis nach innen wie nach außen von Jahr zu Jahr stärker. Im Innern wird der Widerstand gleichsam immer geringer. Viele werden 'kalte Füße' bekommen und sich anpassen; die anderen wird man mit der Zeit alle verhaften, so daß das Ausland die deutsche Opposition abschreiben kann. Hinzu kommen die Auswirkungen der autarken Wirtschaftsführung bei gleichzeitig verstärkter Beein= flussung des Weltmarktes. Das aber wird zu Zusammen= brüchen innerhalb jener liberalen Wirtschaftsysteme führen, welche die Märkte offenhalten. Wirtschaftlicher Niedergang aber bedeutet dort - neben einer erhöhten

Streikgefahr - ein Absinken der Steueraufkommen, so daß die Rüstungsetats gekürzt werden müssen, während hierzulande ständig aufgerüstet wird. Eines Tages aber verfügt der Hitler über eine gewaltige Armee. Wer uns befreien wollte, der müßte gegen diese Armee dann antreten."

"Und selbst wenn Deutschland in die Knie gezwungen werden sollte: Ein zweiter Weltkrieg müßte doch zunächst entfesselt werden - und was dies zur Folge hätte, wissen die Nachbarstaaten genauso, wie wir. Größte Opfer hätten sie aufzubringen und unvorstell= bare Verwüstungen hinzunehmen, wobei nicht auszuschließen ist, daß Hitler den Krieg am Ende auch noch gewinnt. Meint ihr wirklich, daß man ein solches Risiko eingeht?"

"Wenn man nur wüßte, was die maßgebenden Staatsmänner in Ost und West zu dieser Entwicklung sagen! Es soll ja auch solche geben, die sich mit den Nationalsozialisten arrangieren möchten. Der Herzog von Windsor zum Beispiel."

"Fehlt nur noch, daß du sagst, Stalin würde mit Hitler einen Freundschaftsvertrag schließen."

"So habe ich das ja nicht gemeint - aber in England und Frankreich gibt es solche Leute. Sie haben Angst, sich zu Feinden Deutschlands zu machen."

"Engländer und Franzosen sind ja gar keine Feinde Deutschlands, sondern die Nationalsozialisten."

"Aber viele Engländer und Franzosen sind genauso Feinde der Nationalsozialisten, wie wir."

"Wer sich aber in der heutigen Zeit zum Feind der Nazis macht, der ist gleichzeitig ein Feind Deutschlands. Und wer ein Feind Deutschlands ist und somit also aktiv gegen Deutschland kämpft, der kann wegen Landesverrats verfolgt werden. Es nützt uns nichts, wenn wir uns als Freiheits= kämpfer betrachten. Würde auch nur eine unserer Aktionen von einer fremden Macht unterstützt oder gar inszeniert: Was glaubt ihr, was das für ein diplomatisches Nachspiel haben würde!"

"Das ist ja gerade der Grund, warum uns das Aus= land hängenläßt. Traurig, aber wahr. Uns sind in jeder Beziehung die Hände gebunden."-

Es war nicht anders, wie an allen anderen Tagen: fruchtlose Diskussionen! Nein, nein, im Düren-Jülicher Land wurde keine große Politik gemacht.

Der kleine Thomas schlief sorglos dem nächsten Tag entgegen. Still träumten die Ufer der Rur, und selig rollte das Flüßchen dahin, wie einst vor tausend Jahren.

Dann - es mochte kurz nach 22.30 Uhr sein - hörte man draußen eilige Schritte und verhaltenes Rufen. Schwarz schickte einen der Männer hinaus um nachzu= sehen, was los sei. Augenblicke später kam er zurück:

"Die haben den Block abgesperrt, die suchen den Leo!"

Im Nu waren alle draußen, doch nur der Kupferschmied ging über den Hof zur Straße. Da und dort öffnete sich eine Haustür. Andere Anwohner ließen dagegen die Rolläden herab. Irgend jemand hastete an Hubert Zencker vorbei.

"Was ist denn los?" fragte Zencker den Mann.

"Das ganze Viertel ist abgesperrt worden. Die sollen bei Leo Köhnen geklingelt haben: SA und Polizei!"

Nachdem Zencker der Gruppe berichtet hatte, löste diese sich auf und verschwand im Dunkel der Nacht. Zencker selbst ging jedoch langsam auf jenen Punkt zu, an dem er die Absperrkette vermutete. "Geh' lieber nach Hause!" rief jemand ihm zu, doch Zencker ließ sich nicht von seinem Weg abbringen. Schon bald hörte er die Stimmen der Uniformierten, die sich laut unterhielten. Wenige Minuten später wurde die Posten=kette jedoch wieder eingezogen. Wagentüren schlugen und Motore sprangen an. Dann vernahm man nur noch das allmählich leiser werdende Geräusch sich entfer=nender Wagen. Die Razzia war vorbei.

"Haben sie ihn erwischt?" rief jemand aus einem Fenster. "Nein!" scholl es dem Fragenden von der Straße herauf entgegen, "der war nicht zu Hause!"

"Konnte ja auch nicht", murmelte Zencker vor sich hin und trat den Heimweg an.

Wochen und Monate

I

An seinem dienstfreien Tag war Andreas Nagel vormittags per Rad zur Geschäftsstelle des Reichsluftschutzbundes gefahren. Ein Motorrad konnte er sich vorerst noch nicht leisten, einen Wagen erst recht nicht. Wer auch konnte das? Ein Bauunternehmer vielleicht oder ein Arzt mit gutbesuchter Praxis. Arbeiter, Beamte und Angestellte waren dagegen glücklich, ein Fahrrad zu besitzen. Man war schon froh, wenn man einen Fahrradbau geschenkt bekam, um dann die fehlenden Teile hinzu zu kaufen. Und so zogen denn auch tagtäglich lange Schlangen radelnder Arbeiter durch die Straßen, insbesondere in der Früh und nach Feierabend. Wurden die Tage kürzer, wogten die eingeschalteten Fahrradlampen Irrlichtern gleich hin und her, vor allem bei starkem Wind. Beobachtete man in der Dunkelheit ein Fabriktor, so glaubte man, hervorquellende Fackelzüge zu gewahren. Neben den dynamobetriebenen Fahrradlampen gab es noch Karbidlampen. Verbrauchtes Karbid landete nicht selten in der Gosse, wo es weiße Lachen bildend noch lange Zeit zur Freude der Kinder blubberte.

Der Ortsverbandsvorsitzende des Reichsluftschutzbundes war ein pensionierter Beamter. Schon vor Wochen hatte er Andreas Nagel wiederholt gebeten, einmal in seinem

Büro vorzusprechen. Nagel hatte dies zwar zugesagt, den Besuch jedoch immer wieder verschoben. An seinem freien Tag aber wollte er sein Versprechen einlösen. Gegen 10.00 Uhr betrat er das Büro und saß kurze Zeit später dem Vorsitzenden gegenüber.

"Wissen sie, Herr Nagel", begann der alte Herr das Gespräch, "der Luftschutz ist eine Einrichtung, die einen völlig defensiven Charakter hat. Es geht lediglich darum, vorbeugende Maßnahmen zu treffen, damit die Zivilbevölkerung im Falle eines Falles in der Lage ist, kleinere Brandherde erfolgreich zu bekämpfen. Schließlich gibt es ja auch das Rote Kreuz. Man kann ja nie wissen..."

Im weiteren Verlauf seiner Ausführungen sprach der Vorsitzende von Luftschutz-Handspritzen, Feuerpatschen, Sand- und Löschwasserbehältern, sowie über Methoden erfolgreicher Brandbekämpfung.

"Wie sie wissen, bedarf es vor allem einer guten Ausbildung unserer Mitglieder, die ihrerseits alsdann die Bürger in der Handhabung der Geräte unterweisen. Außerdem gilt es zu überprüfen, ob die Löschutensilien den Vorschriften entsprechend beschafft und bereitgestellt worden sind. Gäbe es diese Kontrolle nicht, dann würde sich mancher Hauseigentümer drücken. Gegenwärtig sind wir dabei, säumige Eigentümer nachdrücklich zu mahnen. Dies geschieht weiß Gott nicht, um jemanden zu schikanieren. Dies haben wir inzwischen mit entsprechenden Rundschreiben auch zu verstehen gegeben,

so daß es auch kaum noch Schwierigkeiten gibt. Daß wir geeignete Luftschutzwarte benötigen, Leute, die neben den erforderlichen Fachkenntnissen auch den richtigen Ton im Umgang mit der Bevölkerung finden, brauche ich ihnen gegenüber nicht besonders zu betonen. Sie werden sich denken können, daß ich dabei auch an sie gedacht habe. Hätten sie Interesse mitzumachen?"

Nagel druckste vor sich hin und überlegte. Welche Folgen könnte die Mitgliedschaft in einer von den Nationalsozialisten geschaffenen Organisationen einmal für ihn haben, wenn es mal anders käme? Andererseits handelte es sich ja um eine Einrichtung des Staates und nicht der Partei, deren Führer gleichzeitig Reichs= kanzler war. Verschloß er sich nicht nur der national= sozialistischen Bewegung sondern auch dem Staat, falls er hier wie anderswo ablehnte? Seine staatsbürgerlichen Pflichten erfüllen aber bedeutete gleichsam den National= sozialisten dienen...

Er lehnte sie ja nicht ab, im Gegenteil. Er bewunderte vor allem ihren jungen Führer Adolf Hitler, der nun schon seit fünf Jahren im Amt war. Einmal hatte er ihn gesehen. Begeistert hatte er hernach zu seiner Ehefrau gesagt: "Wenn du diesem Mann einmal in die Augen schaust, vergißt du die Welt", doch Frau Nagel hatte geantwortet: "Dann weißt du jetzt, wie mir ist, wenn ich dir in die Augen sehe." Und hier lag ein weiteres Problem: Nagel wollte schon, seine Maria jedoch nicht. Als sie heira= teten, hatte sie ihn zuerst einmal bei allen Vereinen

und Verbänden abgemeldet, mit einer Ausnahme: Im Gesangverein durfte er bleiben. Ihrem Mann aber hatte sie vorgerechnet, wieviele Reichsmark im Monat dadurch gespart wurden. Uns nun sollte er wieder irgendwo eintreten?

Der Vorsitzende faßte noch einmal nach: "Ich würde zu bedenken geben, daß die Mitgliedschaft im RLSB auch gewisse Vorteile für sie haben könnte. So könnten sie zum Beispiel ihre Mitgliedschaft bei unserem Verband vorschützen, wenn man einmal von anderer Seite an sie herantreten sollte. Bedenken sie aber auch, daß unsere aktiven Mitglieder im Ernstfall wohl zuletzt einberufen werden dürften, da die Heimatverteidigung einen entsprechenden Stellenwert hat. Sind sie Raucher?"

Die Argumente des Vorsitzenden blieben bei Nagel nicht ohne Wirkung, vor allem die freundlich darge= botene Zigarette, was dem alten Fuchs nicht entging:

"Irgendwo muß man in der heutigen Zeit doch mitmachen. Vor allem aber helfen wir ihnen auch dann, wenn sie einmal in Schwierigkeiten geraten sollten."

Der alte Herr hatte in den Augen des Besuchers nicht so ganz Unrecht, denn schließlich waren schon alle möglichen Funktionäre an ihn herangetreten, so der Vorsitzende der NS-Volkswohlfahrt (NSV), der Geschäftsführer der Nationalsozialistischen Kriegs= opferversorgung (NSKOV) aber auch führende Mit= glieder der Nationalsozialistischen Partei.

Und machte man sich nicht verdächtig, wenn man sich völlig abkapselte? Seiner Maria würde er das schon plausibel machen können.

Als Nagel das Büro verließ, war er Mitglied des Reichsluftschutzbundes - und irgendwie fühlte er sich erleichtert.

Auf dem Heimweg kam er am Kino vorbei. Die Voranzeige kündigte den 'Film des Jahres' an: Kautschuk.

II

Der Sommer des Jahres 1938 verlief in reger Geschäf=tigkeit. Die große Welt aber war weit weg. Wie eine schützende Hand vor dem Licht lagen wie eh und je die Berge der Eifel im Süden und Westen rund um die Stadt. An der Straßenecke stand der Schutzmann, unweit der Kirche der Eiswagen. Überall wurden die Schützenfeste gefeiert, und wenn ein Schornsteinfeger des Weges kam, sagten die Leute: "Der bringt Glück!"

Die kleinen Mädchen sprangen Hüpfhäuschen in den Quadraten eines auf den Boden gezeichneten Kreuzes, welches in sechs gleich große Felder eingeteilt war. Sprang eines von ihnen mit geschlossenen Augen in das nächste Viereck, so fragte es jedesmal die umstehenden Kinder: "Bin ich es?", denn es durfte keine der einge=

kratzten Linien berühren - und zum Reigen sangen sie "Machet auf das Tor, machet auf das Tor, da kommt ein goldner Wagen..."

An Sonntagen gab es nach althergebrachter Weise im Anschluß an die Rindfleischsuppe einen Schweinebraten mit Kartoffeln und Soße und dazu entweder dicke Bohnen oder Erbsen mit Möhren. Obst oder Pudding wurde als Nachtisch gereicht. Montags wärmte die Hausfrau die Reste von Sonntag auf. Dienstags kochte sie Sauerkraut und mittwochs Spinat. Donnerstags kredenzte sie Schwarzwurzeln, freitags Bratkartoffeln mit Fisch und samstags Erbsensuppe mit Speck. Thomas mochte alles, bis auf den Spinat, und wenn die Mutter Speck ausließ, stockte ihm der Atem.

Überall wurde eingeweckt, was die Gärten boten. Hausierer zogen mit großen Koffern von Haus zu Haus, und wenn man ihnen die Haustür öffnete, rasselten sie jedesmal in atemberaubender Eile ihr Angebot herunter: "Wichs, Schnürsenkel, Hosenträger, Reißbrettstifte, Gummiband, Nähgarn, Druckknöpfe, Bohnerwachs gefällig?"

Die Bahnspediteure fuhren das Expreßgut mit Pferd und Wagen aus; Sand, Kies und Steine kippten die Fuhrleute vor die neuen Baustellen; die Friseure ondolierten mit der Brennschere; samstags vormittags kam der Bauer aus Wollersheim mit frischer Landbutter, frischen Eiern und frischem Salat; schon am frühen Morgen fuhr der Feldhüter in die Gemarkung; der Schornsteinfeger kletterte von Dach zu Dach; Briefträger und Lumpen=

sammler gaben einander die Klinke in die Hand. Und überall roch und duftete es anders: in der Samenhand= lung, beim Metzger, in der Konditorei, in der Heiß= mangel, im Schreibwarengeschäft, in der Schmiede und in der Apotheke.

Montags war große Wäsche. Was an Buntwäsche anfiel, kam dienstags an die Reihe und mittwochs wurde ge= bügelt. Die Bügeleisen standen dann auf der heißen Herdplatte neben dem rauschenden Wasserkessel. An besonders heißen Tagen brachten die Hausfrauen alle leicht verderbliche Kost in den Keller, weil es dort kühl war, vor allem Butter, Wurst und Käse. Dann wurden schon in der Mittagszeit die Waschbütten auf den Hof getragen, mit mehreren Eimern Wasser gefüllt und in die Sonne gestellt. Fiel erst der Schatten darauf, durften die Kinder hinein. Gegen 16.00 Uhr wurde überall der Bohnenkaffee aufgebrüht und mindestens einmal in der Woche gab es abends Reibekuchen.

Auf den Armlehnen der Sofas lagen gestärkte Spitzen= deckchen. Auf den Wandbrettern standen die handbe= triebenen Kaffeemühlen und im Wandschrank Bohnerbesen und Mop. Hinter'm Bett aber stand die Weihwasserflasche.

Neben dem Waschbecken befand sich das Handtuchbrett mit weißem bestickten Vorhang, obenauf drei Dosen mit der Aufschrift 'Sand' - 'Seife' - 'Soda'. Auf der linken Waschbeckenkante lag ein Stück Seife, auf der rechten ein Stück Bimsstein. Darunter stand hinter

einem Vorhang die Sprudelwasser-Flasche. Hier waren auch die Putzmittel untergebracht. Im Schrank befanden sich die Zwiebelmuster-Tassen sowie die Teller mit Goldrand, Schüsseln, Terrinen und sonstiges Porzellan. Beim Besteck lag die unvermeidliche Muskatnuß, denn samstagsabends gab es Gehacktes.

Einmal vierteljährlich wurden Freunde und Bekannte zum Muschelessen eingeladen und Namenstag feierte man alle naslang.-

In den großen Ferien fuhr Thomas mit seinen Eltern in die Eifel, nach Abenden. Der Chef seines Vaters besaß dort ein kleines Wochenendhaus, welches er seinem Mitarbeiter kostenlos überließ, als dieser seinen Jahresurlaub antrat. Von dort aus unternahm man ausgedehnte Wanderungen durchs Gebirge, kam nach Heimbach und besuchte die im Juli eingeweihte Rur=talsperre Schwammenauel, deren Bau im März beendet worden war. Dabei durchquerten sie auch die Gemeinden Blens und Hasenfeld. Über dem Eingang des Blenser Schulgebäudes stand der Vers

'Im Jugend-Lenz,
ihr Kinder von Blens,
da heißt es fürs Leben
zu lernen, zu streben'

und über dem Portal der Hasenfelder Schule die Widmung

'Der kleinen Welt
von Hasenfeld'.

Von Zeit zu Zeit atmeten sie tief durch, denn hier war die Luft klar und rein. Am Wegesrand leuchtete Fingerhut in der Sonne und überall duftete es nach Harz und Tannen=nadeln. Waldbeerensammler unterhielten sich mit Holz=fällern, und dort, wo es Felsen gab, zeigten Bergsteiger ihr Können.

Am letzten Ferientag fing Vater Andreas ein leicht ver=letztes Wildkaninchen. In einem Korb brachten sie es freudestrahlend mit nach Hause. Als Opa Schwarz es in den Kaninchenstall sperren wollte, wäre es ihm um ein Haar wieder entwischt.

Der Großvater hatte, wie in jedem Jahr, im Frühling den Garten bestellt. "Pferdeäpfel eignen sich besonders gut für den Rhabarber", hatte er nach der Pferdemusterung auf den Rurwiesen gesagt und rasch ein paar Eimer davon eingesammelt. Gurken, Schnittlauch und Petersilie, Tomaten und Sellerie waren ebenfalls gut geraten. Dicke Bohnen, aber auch Strauch- und Stangenbohnen hatten hohe Erträge abgeworfen. Die Möhren waren dicker als je zuvor. Rotkohl und Wirsing waren geradezu prächtig gediehen.

Nachmittags aber saß der alte Herr hinter dem Haus auf einer selbstgezimmerten Bank im Schatten und rauchte seine Pfeife. Verlor die Sonne am späten Nachmittag ihre

Kraft, goß er die Pflanzen. Auch die Blumen wurden nicht vergessen. Je nach Jahreszeit waren es Tulpen und Nelken, Tausendschönchen, Dahlien, Löwenmäulchen und Astern. Das Wasser holte er eimerweise aus dem Keller, und jedesmal, wenn Thomas ihm zusah, meinte er: "Wasser ist etwas Heiliges!"

III

Als der Sommer sich seinem Ende entgegen neigte, wurden die Kartoffeln ausgebuddelt. Überall wurde Laub ver= brannt und auf den Feldern standen die Dreschmaschinen. Im Keller lag die Fuhre Lattenholz, welche der Groß= vater per Handwagen vom Sägewerk nach Hause gefahren hatte. In der Ecke stand das Regal mit Lagerobst, daneben die Anrichte mit den gefüllten Einkochgläsern. Den Küchen= herd hatte Opa Schwarz mit Blick auf den bevorstehenden Winter mit neuen Schamottesteinen versehen und den Stall zusätzlich mit Teerplatten abgedichtet, um die Kaninchen vor der Kälte zu schützen.

"Wenn die Anna-Kirmes vorbei ist, steht der Winter auf der Johannis-Brück", pflegte er dann mit entsprechend bedeutungsvoller Gebärde zu sagen. Bei dieser Gelegenheit erwähnte er dann auch die Separatisten, die dort im November 1918 die von der Westfront heimkehrenden Soldaten

entwaffnet hatten.

Opa Schwarz hatte noch die strengen Winter seiner Jugendzeit in Erinnerung, in denen man, wie er sagte, auf dem Weg zur Arbeit streckenweise bis zur Brust durch den Schnee waten mußte. An solchen Tagen hatte man noch um 04.00 Uhr in der Früh aufstehen müssen, um rechtzeitig am Arbeitsplatz zu sein. Zeitlebens hatte er eine weitläufige Obstplantage bewirtschaftet, die einem Fabrikant gehörte. Auch in der kalten Jahres= zeit gab es dort viel zu tun: Die Wege mußten instand= gesetzt, alte Bäume abgeholzt und zersägt werden. Die abgeschnittenen Äste und Zweige aber wurden zu Schanzen gebündelt zu einem Schuppen gebracht. Bis unters Dach wurden sie dort aufgeschichtet - bis sie als Brennholz in irgendwelche Öfen wanderten.

Diese naturverbundene Tätigkeit hatte Opa Schwarz zu einem vortrefflichen Wetterpropheten werden lassen: Wochenlang konnte die Sonne geschienen haben, doch plötzlich sagte er eines Tages: "Es wird Regen geben." Erstaunt sah man ihn dann zumeist an, zumal sich kein einziges Wölkchen am Himmel zeigte. Am Tage darauf aber regnete es.

Zog es ihn einmal in die Stadt, dann stand er schon in Allerherrgottsfrühe auf, kleidete sich sonntäglich an und machte sich zu Fuß auf den Weg. Unter dem Gehrock trug er dann stets eine Weste, versehen mit einer goldenen Uhrkette, an der eine silberne Uhr befestigt war, die in der Westentasche steckte.

"Wenn ich einmal sterbe, bekommt Thomas die Uhr; die Kette ist aus purem Gold", sagte der Großvater gelegentlich, und wenn er einmal besonders gutgelaunt war, holte er die Uhr hervor, öffnete mehrere Deckel und zeigte dem staunenden Thomas voller Ehrfurcht das Laufwerk.

Kam Opa Schwarz aus der Stadt nach Hause, dann brachte er seinem Enkelkind jedesmal ein paar Stangen Lakritze mit. "Die kannst du aber nicht essen, die ist zu stark", erklärte er dem Jungen dann jedesmal, "das ist echte, starke Lakritze, die muß man erst in Wasser auflösen." Anschließend holte er aus dem Keller eine leere Flasche, spülte sie, füllte sie mit Wasser und gab dann die Lakritze stückchenweise hinein.

"Nun mußt du die Flasche so lange schütteln, bis von der Lakritze nichts mehr zu sehen ist", instruierte er Thomas, der dann stundenlang mit zunehmend erlahmenden Armen in einer Ecke saß und so lange schüttelte, bis ihn die Kräfte verließen. Am Abend aber war es dann so weit: noch ein paar Teelöffel Zucker hinein - und das Gebräu war genießbar.

"Das ist gut für den Magen", sagte der Großvater aufklärend, und Thomas nuckelte bis zum Insbettgehen an der Flasche. Sagte er seinem Opa dann noch gute Nacht, dann forderte dieser ihn auf, ihm die Zunge zu zeigen. Thomas aber entgegnete darauf jedesmal verschmitzt: "Man darf niemandem die Zunge herausstrecken."
"In diesem Fall darfst du das ausnahmsweise mal",

schaltete die Mutter sich dann ein, und Thomas zeigte seine braungefärbte Zunge vor. Großvater und Enkel aber lachten dann beide wie Lausbuben.

IV

Der Sommer hatte über Nacht dem Herbst Platz gemacht. Die welken Blätter fielen von den Bäumen und bedeckten überall den Boden. Eines Tages zogen von Westen her dunkle Wolken herauf, und gegen Abend zuckten die ersten Blitze vom Himmel. Der Wind hatte schon seit dem frühen Nachmittag das Laub der Bäume durch die Straßen gewirbelt, doch nun steigerte er sich von Minute zu Minute zum Orkan.

Thomas saß am Fenster und beobachtete. Die alten Bäume ächzten. Regennasse Zweige peitschten die letzten Kastanien zu Boden. Irgendwo im Hause schlug eine Tür, doch der Großvater meinte: "Da ist irgendwo ein Fenster aufgesprungen, ich werde mal nachsehen."

"Wo unser Vater heute nur bleibt", äußerte die Mutter und fügte mit bangem Gesicht hinzu: "Na ja, bei diesem Wetter..." Dann aber war das Geräusch eines sich im Schloß der Haustür drehenden Schlüssels zu vernehmen.

"Da kommt er!" rief Thomas aus, hüpfte vom Stuhl und rannte zur Wohnzimmertür.

"Da bist du ja!" rief Frau Nagel aus, als sie ihren vor Nässe triefenden Mann im Korridor erblickte. "Bist du durch diesen Regen gefahren? Du bist ja ganz naß! Hoffentlich hast du dir keinen Schnupfen geholt. Nun komm aber schnell rein!"

"Ich bin noch aufgehalten worden", entgegnete Andreas Nagel. "Aufgehalten worden? von wem denn?" wollte sie wissen.

"Drüben in der Siedlung ist ein Kind aus dem Fenster gefallen; ich habe den Sturz beobachtet und bin gleich hingefahren."

"Und was hast du gemacht?"

"Was sollte ich machen? Ich habe es zum Krankenhaus getragen, es ist außer Lebensgefahr. Das Kind war allein zu Hause und muß sich vor dem Gewitter gefürchtet haben. Man will die Eltern verständigen, sobald sie wieder daheim sind. Als ich mein Fahrrad an der Unfall=stelle abholte, habe ich die Nachbarn verständigt."

"Wie alt war das Kind denn?"

"Meiner Schätzung nach war es etwa drei Jahre alt."

Am darauffolgenden Tag hatte der Sturm nachgelassen. Im ganzen Ort sprach sich das Glück im Unglück herum wie ein Lauffeuer. Schon am Vormittag suchten die Eltern des Kindes Frau Nagel auf. "Ist ihr Mann zu Hause?" fragte der Vater des geretteten Mädchens, "wir wollen uns bedanken." Am Abend kamen die beiden

noch einmal, als Andreas Nagel vom Dienst zurück war. "Ist schon in Ordnung", meinte er, "ist schon in Ordnung."

Das junge Ehepaar hatte, nachdem das Kind eingeschlafen war, einen kurzen Besuch bei Bekannten machen wollen, dort aber von dem Unwetter überrascht worden. Man bot Nagel Geld an. Er lehnte dankend ab. Allerheiligen trafen sich die Familien zufällig auf dem Friedhof. "Das ist der Onkel, der dich ins Krankenhaus gebracht hat", sagte der Vater zu seinem Töchterchen, "gib mal schön ein Händchen und bedank' dich!" und zu Frau Nagel gewandt "wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn ihr Mann sich ihrer nicht angenommen hätte." Das Mädchen hatte von dem Sturz keine sichtbaren Schäden zurückbe= halten. Thomas aber war auf seinen Vater stolz wie kein zweiter.

V

Die Tage vergingen; die Herbstferien, auch 'Kartoffel= ferien' genannt, waren längst vorbei - und mit dem November kam der Nebel. Die Singvögel waren gen Süden gezogen, die leeren Nester blieben zurück. Dagegen flogen täglich nicht enden wollende Krähenschwärme von Westen kommend in der Früh zu den weiter im Osten gelegenen

Fluren, um am späten Nachmittag von dort zurückzu=
kehren.

Im Gesangsunterricht lernten die Jungen der vierten Klasse wieder einmal ein neues Lied:

In München sind viele gefallen,
in München war'n viele dabei.
Es traf vor der Feldherrenhalle
sechzehn Helden das tödliche Blei.

Lehrer Meier bezog sich auf den 9. November 1918, auf das Kriegsende also, und behandelte die zur Been= digung der Kampfhandlungen geführten Ursachen. Er er= wähnte den Vierzehn-Punkte-Plan des damaligen USA-Präsidenten Thomas Woodrow Wilson, demzufolge mit Deutschland ein ehrenvoller Friedensvertrag geschlossen werden sollte. Dieser Köder sei dann von verantwortungs= losen deutschen Oppositionspolitikern aufgegriffen und dazu mißbraucht worden, den Kaiser zur Abdankung zu zwingen. Überall in Deutschland sei damals die Arbeit niedergelegt worden. Ein Munitionsstreik habe den auf= opferungsvoll kämpfenden Truppen die Weiterführung des Kampfes unmöglich gemacht. Hauptsächlich aber sei es den Reaktionären nicht um die Beendigung des Krieges, sondern um die Übernahme der Macht gegangen, für die sie die Schmach eines verlorenen Krieges bedenkenlos in Kauf genommen hätten. Der Schandvertrag von

Versailles aber sei die Folge gewesen.

"Diese Schande zu tilgen, unternahm der Führer am 9. November 1923 einen ersten Versuch, als er mit seinen Getreuen in die bayrische Landeshauptstadt München einzog, um die Regierungsgewalt über das Land der Bayern zu übernehmen. Als die Marschkolonnen sich der Feldherrenhalle näherten, eröffnete eine Sperrkette der Landespolizei auf sie das Feuer. Wie durch ein Wunder blieb der Führer am Leben und konnte seine Arbeit fortsetzen. Wir aber wollen am 9. November unserer gefal= lenen Helden gedenken. Vor ihrem Opfer wollen wir uns verneigen und geloben, allzeit bereit zu sein, wenn es um unser deutsches Vaterland, wenn es um Ehre und Würde, um Frieden und Freiheit unseres Volkes geht."-

Am 9. November 1938 traten alle Jungen und Mädchen auf dem Schulhof zur Flaggenparade an. Es war schon lausig kalt draußen, und die Kinder traten von einem Bein aufs andere. Der Rektor war noch nicht da. So warteten sie und froren. Als er schließlich kam, wurde die Hakenkreuzfahne gehißt und alle hoben den rechten Arm; dies war der Deutsche Gruß, auch 'Hitlergruß' genannt. Ein Junge aus der Oberklasse trat vor und rezitierte ein aus dem Lese= buch auswendig gelerntes Gedicht:

"Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn!
All das Weinen kann uns nichts mehr nützen,
denn wir gehn, das Vaterland zu schützen..."

Zum Schluß wurde die Nationalhymne angestimmt. Dann folgte das Horst-Wessel-Lied.

Lehrer Meier hatte den Kindern erzählt, daß Horst Wessel dieses Lied geschrieben hatte, und daß er im Jahre 1930 als Gefolgsmann Adolf Hitlers von einem Kommunisten ermordet worden war.

Als die kurze Feier vorbei war, rannten die Kinder im Eiltempo nach Hause, heim in die warmen Stuben.

VI

Am Vorabend des Martinstages, einem Donnerstag, bekamen die Kinder ab 10.00 Uhr schulfrei. Wie es hieß, wollten die Lehrer gemeinsam mit den Lehrerinnen noch einmal wegen des Martinszuges konferieren.

"Wer hat noch keine Fackel?" hatte Lehrer Meier lautstark seiner aufbrechenden Klasse zugerufen, doch niemand hatte sich gemeldet.

Auf dem Nachhauseweg begegnete Thomas seiner Mutter, die sich vor einem Elektrowaren-Geschäft mit der Gemeindeschwester unterhielt.

Im Schaufenster hing ein Reklameschild mit der Aufschrift:

> Mit Strom geht's leicht und angenehm
> und billig ist es außerdem.

"Komm, laßt uns gehn, mir ist kalt", sagte Thomas ein wenig ungehalten. "Ich muß eben noch in dieses Geschäft", entgegnete die Mutter beschwichtigend, und Augenblicke später betraten die beiden den angenehm beheizten Verkaufsraum.

"Ich bin an einem Radio interessiert, an einem Volksempfänger", ließ Frau Nagel den Verkäufer wissen. "Allerdings möchte ich ihn heute noch nicht mitnehmen. Es soll ein Weihnachtsgeschenk für meinen Mann sein. Er soll davon noch nichts wissen, es soll ja eine Überraschung für ihn sein, verstehen sie! Wohl möchte ich das Gerät schon anzahlen. Den Rest würde ich dann beim Abholen begleichen. Das geht doch, oder?"

Gleich nach Betreten des Ladens hatte Thomas sich in den hinteren Teil des Geschäftslokals begeben, wo es allerlei zu sehen gab, und so entging ihm auch, was die Mutter dem Verkäufer vortrug. Mittlerweile hatte sich auch die Geschäftsinhaberin eingefunden und mit Frau Nagel eine Unterhaltung begonnen. Davon nahm Thomas jedoch nur Bruchstücke wahr, hörte hin und wieder das Wort 'Juden', das Wort 'Schaufenster' und den Halbsatz 'Synagoge abgebrannt sein'.

"Komm Thomas, wir wollen los!", rief Frau Nagel, als sie sich zum Gehen anschickte. Zweimal bimmelte die Ladenklingel; dann waren sie darußen. Thomas bemerkte, daß die Mutter einen bekümmerten Eindruck machte und fragte daher nach wenigen Schritten:

"Ist was passiert?"

"Ach, nichts."

"Was sagte denn die Verkäuferin von einer - Synagoge? Was ist das denn überhaupt?"

"Die Synagoge ist abgebrannt, frag' nicht so viel!"

"Und die Juden?"

"Denen gehörte die Synagoge."

"Die haben doch den lieben Heiland ans Kreuz geschlagen, aber Ostern ist er wieder auferstanden und Pfingsten in den Himmel aufgefahren. Was hast du denn in dem Geschäft überhaupt gewollt? Hast du was gekauft?"

"Ja, ein Weihnachtsgeschenk für Papa, aber der darf davon noch nichts wissen, und du darfst ihm auch nichts verraten, hörst du!"

"Was hast du denn gekauft? Du hast doch gar nichts mit= genommen."

"Das brauchst du auch noch gar nicht zu wissen, du er= fährst es noch früh genug, du Naseweis."

Im Laufe des Tages hörte Thomas da und dort die Leute sagen: "Die armen Juden", doch der Gedanke an den Martinszug gewann zunehmend die Oberhand.

VII

Am Vorabend des Martinstages zogen die Schulklassen vom Schulhof aus geschlossen zu den Rurwiesen. Voran ritt der Sankt Martin mit Helm und Schwert. Seinen Mantel zierte ein großes silbernes Kreuz. Zwei Knappen in bunten Landsknechtsuniformen flankierten den Reiter, der nach rechts und links winkend die an den Straßenrändern stehenden Zuschauer grüßte.

Es folgte zunächst die Blaskapelle, dahinter schritten ein paar Feuerwehrmänner mit Pechfackeln, denen sich die Kinder anschlossen, beaufsichtigt von der Lehrer= schaft. Auf der linken Seite des Zuges latschte mit großen Schritten der Schutzmann einher. Einer glühen= den Riesenschlange gleich wand sich der Fackelzug durch die Straßen, und die Kinder sangen frohen Herzens mit, sobald sie die von der Kapelle intonierte Melodie erkannten: Laterne, Laterne / Sankt Martin, Sankt Martin / Laßt uns froh und munter sein.

Thomas befand sich etwa in der Mitte des Zuges; er trug einen großen Mond vor sich her und seine Wangen glühten. Die Spitzengruppe war inzwischen weit vorge= rückt und hatte jene Stelle des Wiesenrandes erreicht, an dem vorsichtshalber die Feuerwehr in Bereitschaft gegangen war. In diesem Augenblick warf einer der Feuerwehrleute eine brennende Pechfackel in den eigens für das Martinsfeuer errichteten Holzstapel, der fast so breit und so hoch war, wie das Transformatorenhaus

neben der Teichbrücke.

Die Spitze des Zuges hatte unweit des Feuers Halt gemacht. Nun bildeten die Kinder einen großen Kreis rings um den Scheiterhaufen, dessen Flammen immer höher schlugen. Die Musiker schienen angesichts der lodernden Flammen mit noch größerer Begeisterung zu spielen. Taghell leuchtete das Feuer weit über die Versammelten hinaus in die Dunkelheit. Eine angenehme Wärme breitete sich aus und glühende Funken stoben himmelwärts. Und immer noch klag es aus vielen hundert Kehlen über den weiten Platz: Sankt Martin, Sankt Martin.

Inzwischen war die Geistlichkeit eingetroffen, begleitet vom alten Bürgermeister. Ebenso wie die Musik, verstummte nun auch der Gesang der Kinder, und man hörte nur noch das Knistern des Feuerholzes. Die Lehrerinnen und Lehrer schauten von Zeit zu Zeit über die Köpfe ihrer Schütz= linge hinweg, als der Herr Pfarrer zu reden begann:

"Sehr geehrter Herr Bürgermeister, meine Damen und Herren, liebe Eltern, meine lieben Kinder!

Wie in jedem Jahr, so sind wir auch heute wieder beim Martinsfeuer versammelt. Wie ihr alle wißt, war der heilige Martin ein Mann, dessen Herz vor allem für die Armen und Schwachen schlug. Wir wissen zwar nicht genau, ob er tatsächlich ein Ritter war. Eines aber ist gewiß: daß er ritterlich war, wie kaum ein anderer. Und aus diesem Grunde ist er denn auch immer als Ritter abge= bildet worden.

Die Quelle seiner Ritterlichkeit aber war der Glaube. Als gottesfürchtiger Mann betrachtete er den Nächsten allzeit als seinen Bruder, auch dann, wenn dieser alt, krank und gebrechlich war, nach dem Motto 'Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst'. So wollen denn auch wir am heutigen Tage daran denken, daß jedes Menschenkind, ob alt oder jung, ein Kind Gottes ist. Dies wollen wir aber auch morgen und übermorgen beherzigen - bis an das Ende unserer Tage."

Dann trat der Herr Bürgermeister vor. Auch er begrüßte zunächst alle Anwesenden und wandte sich dann an die Kinder:

"Da ich weiß, daß ihr im Anschluß an diese schöne Feier noch eure Weckmänner abholen müßt, will ich mich kurz fassen! Wie in jedem Jahr, so hat auch diesmal die Gemeinde wieder einen Beitrag zur Bescherung geleistet. Unsere Bäckereien haben, wie ich hörte, fleißig gear= beitet, so daß keiner von euch leer ausgeht.

Ich möchte euch aber daran erinnern, daß es Zeiten gegeben hat, in denen die Menschen große Not litten, Zeiten, in denen so manche Mutter am Abend noch nicht wußte, was sie ihren Kindern am nächsten Tage zu Essen geben sollte. Sicherlich erinnen sich die hier anwesenden Eltern noch an die Kriegs- und Nachkriegszeit, an die Inflation und an die bösen Jahre der Arbeitslosigkeit.

Wenn wir heute vor diesem wahrhaft majestätischen Feuer verweilen, so möge es uns auch als ein Zeichen der Hoffnung erscheinen. Die Zukunft unseres Volkes aber

seid ihr. Euch auf die Gestaltung dieser Zukunft vor= zubereiten, ist ehrenvolle Aufgabe eurer Lehrerinnen und Lehrer, denen wir am heutigen Martins-Abendtag einmal ein Wort des Dankes sagen wollen.

Und nun wünsche ich euch noch recht viel Spaß beim Empfang der Weckmänner!"

Noch einmal spielte die Kapelle auf. Langsam sank das Feuer in sich zusammen. Die Honoratioren ent= fernten sich und der Reitersmann dirigierte sein Roß in Richtung Pferdestall. Die Laternenkarawane setzte sich nun in entgegengesetzer Richtung in Bewegung, und die Feuerwehrleute richteten ihren ersten Wasser= strahl in die letzte Glut des sterbenden Feuers. Noch einmal warf Thomas einen Blick zurück. Dann sah er unvermittelt in das Gesicht des am Wiesenrand auf ihn wartenden Großvaters. Als es drüben noch einmal zischte, sah der alte Herr ihn an und sagte:

"Wasser ist etwas Heiliges!"

VIII

Der Martinstag, der 11. November, war gleichsam auch der Elfte im Elften - und somit der Beginn der neuen Karnevalssession. Überall im Rheinland fanden, wie in jedem Jahr, auch an diesem Abend karnevalistische

Veranstaltungen unterschiedlichster Art statt. Tagsüber war in der Öffentlichkeit davon kaum etwas zu bemerken gewesen. Am Abend jedoch begegnete man vereinzelt Leuten, die zu den Tanzsälen und Ballhäusern strebten. Die Herren trugen Pappnasen im Gesicht, die Damen hatten bunte Hüte aufgesetzt.

Auch die Eheleute Nagel hatten sich auf den Weg gemacht. Kurz vor Beginn der Veranstaltung hatten sie die Schützenhalle betreten, wo eine Kappensitzung stattfand. Pünktlich um acht marschierte unter den Klängen einer Kapelle der Elferrat ein. Es war die gleiche Kapelle, die dem Martinszug voranmarschiert war.

Der Saal war festlich geschmückt. Die Kellner eilten von Tisch zu Tisch, und der Kassierer machte eine zufriedene Miene.

Nach der kurzen aber mitreißenden Sitzung begann gegen 23.00 Uhr der Tanz, und bald tanzten und schunkelten die Gäste zu den Liedern von Willi Ostermann: Kornblumenblau ist der Himmel am herrlichen Rheine... Vor Buß- und Bettag und vor der veranstaltungsfreien Adventszeit amüsierte man sich noch einmal.

Zur selben Zeit saßen sechs Männer an einem runden Tisch und diskutierten. Der Bürgermeister, Herr Altmann, in dessen Privatwohnung das Treffen stattfand, hatte zu einem ungezwungenen Beisammensein eingeladen.

Die Herren - der Ziegeleibesitzer Kamm, der praktische Arzt Dr. Wolf, der Prokurist Sieberts, der Leiter des Postamtes Schroeder und Apotheker Leisten - waren seit Jahren Ratsmitglieder und kannten einander recht gut. Obgleich sie nur beratende Funktion hatten, war ihre Mitwirkung bei gemeindlichen Angelegenheiten sehr geschätzt.

Schon am frühen Abend waren die Gäste eingetroffen. Sie hatten sich ins Herrenzimmer begeben und dort in behag= lichen Sesseln Platz genommen. Der Gastgeber bot Wein und Zigarren an. Bürgermeister Altmann selbst rauchte jedoch Pfeife. Die zugezogenen Brokatvorhänge reichten an beiden Fenstern bis zum Fußboden herab. Dazwischen hing ein großes Führerbild an der Wand.

Im Mittelpunkt der Unterhaltung standen die politischen Ereignisse der jüngsten Vergangenheit. Nachdem die Herren den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich sowie die Rückkehr des Sudetenlandes abgehandelt hatten, stellte der Bürgermeister politisch-philosophische Betrachtungen an:

"Wir müssen meiner Auffassung nach vor allem unserer Geschichte, unserer großen Vergangenheit verbunden bleiben. Es gilt, die alten Werte zu erhalten und neue Werte zu schaffen. Die glückliche Synthese, welche zwischen dem II. und dem III. Reich zustande gekommen ist, könnte richtungweisend sein für alle Zukunft, doch gibt es leider immer noch Leute, die da anderer Meinung sind. Ich bin jedoch der Ansicht: Wenn eine derart gewaltige

Bewegung wie die nationalsozialistische erst einmal ins Rollen gekommen ist, dann sollten unsere politischen Gegner dies hinnehmen; wir haben sie ja auch ertragen müssen."

" 'Alles Neue ist ein Irrtum', rufen die einen nun, 'alles Alte war ein Irrtum' die anderen", fügte der Apotheker hinzu.

"Und auf diese Weise stahl man bislang noch jeder älteren Generation die Jugendzeit", ergänzte der Ziegeleibesitzer.

"Sehr richtig!" rief Dr. Wolf aus, "nach dem Kriege wollte man uns einreden, daß alles, was zuvor gewesen war, schlecht, verwerflich, ja, unmoralisch gewesen sei. Alles, was uns heilig war - Vaterlandsliebe, Treue und Pflichterfüllung - wurde verhöhnt. Nur - dieselben Herren appellieten nach 1918 sogleich wieder an unseren Idealismus, an unsere Tugenden, vornehmlich die Linken, um diese dann in den Dienst ihrer eigenen Weltanschauung zu stellen. Übrigens: Die sind nicht nur gegen Hitler, sondern für die äußeren Feinde Deutschlands und somit gegen ihr eigenes Volk. Ob die wirklich annehmen, daß beispielsweise die Franzosen - meinetwegen die französischen Sozialisten - mit ihrem über alle Maßen ausgeprägten Nationalstolz bereit wären, einem supranationalen Gebilde eigene Interessen zu opfern? oder etwa die Belgier, die so stolz auf ihre Tradition sind?"

"Die Tradition ist aber gewissen Leuten ein Dorn im Auge, vor allem die deutsche. Sie wähnen deshalb, es gebe anscheinend kaum etwas, das unausrottbarer sei. Säßen sie jedoch selbst im Sattel, so hätten sie uns mit Sicherheit längst eine neue Tradition offeriert: ihre eigene!" bemerkte der Postamtsleiter.

"Denen kommt es doch gar nicht auf Deutschland an", warf Prokurist Sieberts ein, "nicht einmal auf ein sozialistisches, denen kommt es nur auf die Ver= wirklichung des sozialistischen Internationalismus an, ja, die Nationen stehen ihnen dabei geradezu im Wege. Ich bin sicher, daß unser Volk zu bestehen auf= hören würde, wenn diese Herrschaften erst einmal in Amt und Würden wären. Darum lehnen sie auch die Volksgemeinschaft strikt ab. 'Die Internationale erkämpft das Menschenrecht' singen sie."

"Daß jedoch immer noch unbedarfte Bürger solchen Unfug glauben, eben daß in einer solchen Gesellschaft tatsächlich das Proletariat herrschen würde, das ist allerdings nur noch als 'tragisch' zu bezeichnen. Als ob jemals der Arbeiter regieren würde!" gab der Bürger= meister zu bedenken.

"Nur gut, daß das Volk in seiner Gesamtheit dieser Irrlehre abgeschworen hat. Inzwischen dürfte die über= wältigende Mehrheit denn auch erkannt haben, daß der Himmel auch in Zukunft blau und das Gras grün bleiben wird, so sehr jene Unbelehrbaren auch hoffen mögen, daß eines Tages sogar die Luft rot und das Wasser sozialistisch werde", äußerte der Arzt.

"Und wem haben wir jene Irrlehre zu verdanken? Dem Juden Karl Marx! Ich bin sicher: Wenn dieser Mann wüßte, wieviel Leid er über die Menschheit gebracht hat und wahrscheinlich noch bringt, er würde sich im Grabe herumdrehen. Wenn wir uns jedoch gegen diese

Ideologie zur Wehr setzen, dann hemmen wir nach Auffassung der Roten den Lauf der Geschichte, dann wird Konservativismus als 'Rückschritt' hingestellt und dann sind wir 'Feinde der Demokratie'. Dabei ist die demokratische Staatsform für sie selbst doch nur jener Topf, in dem sie ihr marxistisches Süppchen kochen möchten. Und wehe uns, wenn diese Herrschaften unter dem Deckmantel der Demokratie Oberhand bekämen! Sie beklagen zwar lauthals, Dr. Goebbels habe sich 1933 des Rundfunks bemächtigt, aber glauben sie nur nicht, daß sie uns noch an die Mikrophone gelassen hätten, wenn es anders gekommen wäre. Demokratie, wenn die am Ruder wären? Daß ich nicht lache! Die haben ihre Lehre zum Dogma, zum Axiom, zum unumstößlichen Prinzip erhoben. Einem solchen Anspruch kann eben nur mit aller Konsequenz begegnet werden - und das hat auch für die Sozialdemokraten zu gelten, die das gleiche Ziel verfolgen, wie die Kommunisten - wenn auch mit subtileren Methoden, sozusagen mit Glacéhandschuhen. Aber sie haben dieselben Stammväter: Marx und Engels", tat der Bürgermeister kund.

"Käme es einmal anders - ich bin sicher, daß sie einen gigantischen Rachefeldzug gegen uns entfesseln würden. Den Fackelzug vom 30. Januar 1933 werden die doch nie verwinden. Aber wir wissen ja, mit wem wir es zu tun haben! Mit Scheibeneinschmeißen gäben die sich jedenfalls nicht zufrieden", fügte der Apotheker hinzu.

"Was das Scheibeneinschmeißen betrifft: Heute zer=reißt sich die internationale Presse wegen der Vorgänge vom 9. November das Maul. Daß die Haupt=schlagzeile des Daily Express vom 24. März 1933 jedoch JUDEA DECLARES WAR ON GERMANY lautete, wird geflissentlich verschwiegen. Man erwähnt weder den Mord an Wilhelm Gustloff vor zwei Jahren, noch den an Ernst vom Rath in der vergangenen Woche. Beide Täter waren schließlich Juden, der Frankenberger und der Grynszpan", vervollständigte der Post=meister.-

Vor dem Hauptportal des Rathauses hing der Bekannt=machungskasten mit den jüngsten Aufgeboten. Zwei weißgetünchte Fahnenmasten reckten sich, Wachtposten gleich, auf dem Vorplatz des Verwaltungsgebäudes in den dunklen Nachthimmel. Lautlos huschte eine schwarze Katze über die Begrenzungsmauer seitlich des Hauses.

Als die Eheleute Nagel lange nach Mitternacht am Rathaus vorbeikamen, deutete Frau Nagel auf die immer noch hell erleuchteten Fenster der Bürgermeister-Wohnung:

"Schau mal! Beim Bürgermeister brennt noch Licht."

"Vielleicht hat der auch den Elften im Elfen gefeiert."

"Das glaubst aber auch nur du" - und lachend setzten die beiden ihren Heimweg fort. Das an der nächsten Kreuzung im matten Licht der Straßenbeleuchtung auf=tauchende Plakat übersahen sie. Es trug die Aufschrift 'Deutschland - deine Kolonien'.

Als die beiden zu Hause eintrafen, hörten sie ein gedämpftes Singen, welches von der ersten Etage herunterhallte. Kichernd stiegen sie daher die Treppe hinauf, um den Sänger ausfindig zu machen. "Das ist Hans", flüsterte Frau Nagel ihrem Ehemann zu, "der ist wohl auch eben erst nach Hause gekommen. Komm, wir wollen ihn nicht stören. Der macht sich vor dem Zubettgehen wohl noch einen Strammen Max - und während die beiden auf Zehenspitzen wieder hinunter=gingen, klang es von oben herab: Im Prater blühn wieder die Bäume...

IX

Die Bäume des Jahres 1938 blühten jedoch schon lange nicht mehr. Dennoch ging das Leben weiter.

Wie in jedem Jahr breitete sich in Düren der von der Zuckerfabrik herüberziehende süßliche Geruch verar=beiteter Zuckerrüben aus. "Es ist Kampagne", sagten die Leute, "es riecht nach Sehm, nach Rübenkraut". Nach der Rübenernte hatten die Bauern täglich große Mengen "Knollen" in die Stadt gebracht, wo ihre Fuhr=werke immer lange Schlangen bildeten.

In den Dorfgemeinden war das Friseurgeschäft der bedeutendste Umschlagplatz für politische Meinungen, in der Stadt kamen die Cafés noch hinzu. Da wie dort

traf man sich und diskutierte. Wußte man nicht genau, wen man vor sich hatte, so schwieg man. Jedermann wußte allerdings auch, wo man unter seinesgleichen war. Wenn es jedoch galt, dann vertrat jeder seine Auffassung. Die einen meinten "Schon die Aufrüstung ist ein Verbrechen", während die anderen sagten "Jeder Verzicht auf Rüstung ist eine Einladung an unsere Feinde".

Die Arbeiter waren in den Kneipen weitestgehend unter sich. Selbständige Handwerker und Gewerbetreibende suchten dagegen die feineren Restaurants auf, wo auch Beamte und Lehrer verkehrten - und die Reichen begegneten sich entweder in den Hotels oder gelegentlich privater Zusammenkünfte in ihren Villen.

In der Öffentlichkeit sah man nie ein Mädchen oder eine Frau in langer Hose. Nur Damen durften sich schminken, allerdings auch nur äußerst dezent. Hatte eine einfache Frau Lippenrot und Nagellack aufgetragen, so hatte sie die 'Maul- und Klauenseuche' - und hatte eine junge Dame sich geschminkt, so war sie ein 'Flittchen', ja, und eine Frau, die gar auf der Straße rauchte, war etwas noch viel Schlimmeres.

Weder Männlein noch Weiblein hätten sich je erlaubt, auf der Straße ein Speiseeis zu verzehren - es sei denn am Eiswagen -, und ein Mann, der einen Regenschirm trug, wurde ausgelacht, vom Kinderwagenschieben ganz zu schweigen. Die kleinen Mädchen trugen 'Teufelsmützen' unter denen zu beiden Seiten die geflochtenen

Zöpfe hervorschauten, die Jungen knielange Hosen und kurz geschnittenes Haar - manch einer 'Glatze mit Balkon'. Von vierzig Schulkindern besaßen höchstens zwei ein Fahrrad, doch gingen diese dann auch schon in die fünfte oder sechste Klasse. Frauen über fünfzig waren, von wenigen Ausnahmen abgesehen, dunkel gekleidet, und die Männer waren nur selten ohne Kopfbedeckung zu sehen. Allerdings setzte ein Arbeiter nur an Sonntagen einen Hut auf, dann, wenn er zur Kirche ging oder zu einem Fest. An Werktagen trug er eine flache Kappe, deren Ober= teil mit dem Mützenschirm durch Druckknopf verbun= den war. Uniformierte schlugen beim Betreten eines öffentlichen Lokals oder einer Behörde die Hacken zusammen und legten die Hand an die Kopfbedeckung, es sei denn, man gehörte einer NS-Organisation an, deren Mitglieder mit ausgestrecktem Arm grüßten und dazu ihr "Heil Hitler" sagten. Die Pferde scheuten noch, wenn sie unter eine Hochspannungsleitung hindurchgetrieben wurden, und die Hunde rannten noch wutentbrannt vorbeikommenden Fahrzeugen hinterher.

X

Kurz vor Weihnachten durfte Thomas seinen Wunsch=zettel anfertigen, doch hatte die Mutter ihn gemahnt, nicht allzu anspruchsvoll zu sein. Zwar hatte er am 21. Dezember Namenstag, doch mußte er angesichts des bevorstehenden Weihnachtsfestes auf Geschenke ver=zichten.

"Morgen nachmittag gehe ich mit Tante Hedwig das Christkind bestellen", sagte Frau Nagel eines Tages zu Thomas - und fügte hinzu:

"Ich erwarte von dir, daß du in der Zwischenzeit keine Dummheiten machst, sonst bestelle ich übermorgen alles wieder ab. Du bist schließlich kein Garibaldi!"

Unweit der Straßenbahn-Haltestelle hatten Gemeinde=arbeiter schon den Weihnachtsbaum errichtet. Die Schaufenster waren der Jahreszeit entsprechend dekoriert, und die Kohlenhändler hatten Hochkonjunktur.-

Obgleich Thomas angestrengt darüber nachgedacht hatte, was er sich nun zu Weihnachten wünschen sollte, war ihm nichts Rechtes eingefallen. Zwar wünschte er sich tausend Dinge, doch "so reich ist das Christkind nun auch wieder nicht", hatte er sich gesagt. Daher war sein Wunschzettel denn auch eher bescheiden ausge=fallen, so sehr er auch im stillen hoffte, daß die Mutter noch zusätzliche Eintragungen vornehmen werde.

An Heiligabend holte der Großvater kurze Zeit nach dem Mittagessen den Christbaumständer vom Speicher. Den Weihnachtsbaum hatten er und Thomas schon vor Tagen gemeinsam beschafft. In der Wohnzimmerecke wurde der Gabentisch zurechtgerückt und aus dem Elternschlafzimmer holte die Mutter die Weihnachts=teller.

Am Nachmittag ging die ganze Familie zur Beichte. Draußen begann es ein wenig zu schneien. Das unbe=heizte Gotteshaus trieb Geistliche wie Gläubige zur Eile. Sobald die Absolution erteilt und das Bußgebet gesprochen war, eilte jeder auf schnellstem Wege nach Hause.

Die Geschäfte hatten schon um die Mittagszeit ihre Pforten geschlossen. Danach war es draußen schlag=artig stiller geworden. Hier und da hastete noch jemand durch die Straße.

Im Laufe des Nachmittags war das Schneetreiben stetig dichter geworden. Schon gegen 16.00 Uhr begann es zu dämmern.

Als Thomas von der Beichte nach Hause eilte, blieb er trotz seiner kalten Füße mitten auf einer Straßen=spinne stehn und sah sich um. Ringsumher rührte sich nichts mehr. Auch war kein Geräusch zu hören. Während er sich langsam um die eigene Achse zu drehen begann, sah er in die Runde und dachte:

'Markt und Straßen stehn verlassen,
still erleuchtet jedes Haus.'

Dann aber rannte er los, so schnell er konnte, nur noch auf jene innere Stimme horchend, die in seinem Kinderherzen überlaut erschallte: Weihnachten! Weih=nachten!

Als er zu Hause eintraf, fing die Mutter ihn an der Haustür ab: "So, mein Junge, du gehst jetzt nach oben zu Tante Hedwig. Sobald Bescherung ist, rufen wir dich!"

Die Großtante hatte noch in der Küche zu tun, so daß sie sich nicht sonderlich um Thomas kümmern konnte. So kniete er denn gelangweilt auf dem Stuhl vor dem Wohnzimmerfenster und schaute auf den Park hinaus. Ob die Spiel- und Schulkameraden jetzt auch warteten? Ob er auch das zu Weihnachten bekommen würde, was er sich gewünscht hatte? Ob... ob...

"Schau mal in den Schubladen nach, ob du darin etwas findest, womit du dir die Zeit vertreiben kannst", rief die Tante aus der Küche. Thomas rutschte vom Stuhl herunter und ging zum Wohnzimmerschrank. Die erste Schublade war angefüllt mit allerlei Schreib=kram. In der zweiten aber fand er etwas: einen großen Haufen Papiergeld. Verwundert nahm er das Bündel heraus, betrachtete es kurz und rief dann die Tante an:

"Was ist denn das für Geld, Tante Hedwig?"

Die Großtante erschien lächelnd in der Tür: "Das ist Inflationsgeld, Thomas."

"Inflationsgeld? was ist das denn? Kann man dafür nichts mehr kaufen?"

"Nein, dafür bekommt man nichts mehr, das ist wertlos."

"Wieso ist das denn wertlos?"

"Weil es schon so alt ist."

"Warum habt ihr denn damals nichts dafür gekauft, als es noch gültig war?"-

Es klingelte. Thomas hörte Schritte auf der Treppe. Kurz darauf klopfte es an der Wohnungstür und Tante Marga kam herein, begleitet von Onkel Peter.

"Wir möchten doch auch mit euch feiern", sagte Tante Marga, während man sich begrüßte. "Wo ist denn Onkel Hans?"

"Der hilft unten bei den Vorbereitungen", entgegnete die Großtante, worauf Tante Marga mit hochgezogenen Augenbrauen zu Thomas gewandt sagte:

"Da bin ich aber mal gespannt, was es gleich geben wird. Bist du denn auch brav gewesen?"

Noch ehe die beiden Neuankömmlinge Platz nehmen konnten, hörte man erneut eilige Schritte auf der Treppe. Dann kam Frau Nagel herein:

"Darf ich euch nach unten bitten? Das Christkind ist gekommen! Thomas, komm! schnell!"

Von unten klang Musik herauf, als Thomas und die anderen das Treppenhaus betraten. Allen voran stürmte Thomas nach unten und stand Augenblicke später vor der weit geöffneten Wohnzimmertür der elterlichen Wohnung.

Was er sah, vermochte er auf den ersten Blick überhaupt nicht zu erfassen: Auf dem Gabentisch stand der Weihnachtsbaum im Licht sprühender Wunder=kerzen. Onkel Hans hatte am Klavier Platz genommen und spielte das Lied 'Stille Nacht, heilige Nacht', auf der Geige begleitet von Vater Nagel. Mit rosigem Gesicht stand Opa Schwarz pfeiferauchend neben dem glühenden Wohnzimmerofen. Unter dem Weihnachtsbaum aber lagen die Geschenke.

Im ersten Augenblick war Thomas wie gelähmt. Erst als das Weihnachtslied verklungen war, drehte er sich um und rief mit lauter Stimme: "Frohe Weihnachten!" und alle sahen ihn an: "Frohe Weihnachten, Thomas! Frohe Weihnachten!"

Während Thomas auf den Gabentisch zuging, reichten die Familienmitglieder einander die Hände und wünsch=ten sich ein Frohes Fest. Was war das, dort unter dem Tisch? Was leuchtete denn da so mild im Halbdunkel? Thomas mußte noch näher herantreten, um das flimmernde Gebilde zu erkennen. Dann aber breitete er voller Freude die Arme aus und rief aus voller Kehle:

"Eine Burg! eine Riesenburg hab' ich bekommen!"

Ein Vetter von Frau Nagel hatte das Kunstwerk erbaut.

"Seht nur, die vielen Bleisoldaten!" rief Thomas. Der Erbauer hatte nahezu einhundertfünfzig Fenster=chen in Türmen und Gebäuden eingelassen, hatte sie von innen mit buntem Transparentpapier ausgeschlagen und mit Hilfe einiger elektrischer Weihnachtskerzen zum Erleuchten gebracht.

"Seht nur: Auch ein Brunnen steht da!"

Die Bleisoldaten hatte der Konstrukteur gemeinsam mit Frau Nagel gegossen.

"Sechs Türme hat die Burg!"

Das Fundament aus zusammengezimmerten Brettern war hohl, so daß man es für alle Fälle auch als Aufbe=wahrungskasten für Kleinkram und Zubehör verwenden konnte.

"Schaut nur, die Fahnen und die Zugbrücke und...!"

"Du mußt aber auch mal schauen, was du sonst noch bekommen hast", unterbrach Tante Marga ihn.

"Wo denn?"

"Dann mach' das mal auf!"

Eine Art Schuhkarton stand - wie die übrigen Sachen in Weihnachtspapier verpackt - auf dem anderen Tisch. Rasch war die bunte Schleife gelöst, der Deckel ab=genommen.

Ein Paar Schuhe hatte Thomas vermutet, doch dann über=kam ihn erneut die Begeisterung:

"Ein Paar Schlittschuhe!" rief er aus, "ach, sind die

herrlich!"

"Die schenkt Opa dir zu Weihnachten", erklärte Tante Marga dem Kleinen, "Onkel Peter und ich haben dir aber auch etwas mitgebracht, schau her!" Und sie nahm ihn an die Hand und zog ihn mit sich fort. In der Eßecke gewahrte er einen Roller, den man dort= hin gestellt hatte, weil Thomas ihn nicht gleich entdecken sollte.

War das eine Freude! Sofort mußte der Roller auspro= biert werden - und alle hatten nur Augen für Thomas, der außerdem von Tante Hedwig noch ein Paar Haus= schuhe, von Onkel Hans ein Bilderbuch und von Tante Marga und Onkel Peter einen Trainingsanzug geschenkt bekam. Alsdann beschenkten sich die Erwachsenen.

Als Vater Nagel einen großen Karton zu öffnen begann, wurde er jedoch zum Mittelpunkt der Gesellschaft. Die andern wußten natürlich, was das Paket enthielt und waren gespannt, wie er reagieren würde. Dann kam das Radio zum Vorschein, jener Volksempfänger, den Frau Nagel am 10. November gekauft hatte.

"Ich bin sprachlos", lautete sein kurzer Kommentar, "einfach sprachlos" - und zu seiner Ehefrau gewandt ergänzte er: "Wie konntest du nur so viel Geld für mich ausgeben!"

In diesem Augenblick trat seine Schwägerin Marga vor und überreichte ihm ihr und ihres Ehemannes Weih= nachtsgeschenk mit den Worten:

"Und hier hast du etwas, wo du's draufstellen kannst."

Der Karton enthielt ein Wandbrett, ein 'Radiobrettchen', wie die Leute es zu bezeichnen pflegten, denn es war üblich, Radios "aufzuhängen".

Frau Nagel bekam von ihrem Ehemann eine goldene Armbanduhr, Tante Marga und Onkel Peter überreichte sie ein Paket mit Bettwäsche, Tante Hedwig erhielt einen Perlmutt-Rosenkranz, Onkel Hans eine Krawatte und Zigaretten und der Großvater einen wunderschönen, mit losen Kissen ausgestatteten Korbsessel, den die anderen gemeinsam finanziert hatten - und alle bedankten sich bei allen.

Nach dem Abendessen wurde das Radio provisorisch angeschlossen. Während Herr Nagel von Onkel Peter attestiert nach einem Weg für die zu ziehende Hoch- und Erdantenne suchte, stimmten die anderen noch ein Weihnachtslied an, auf dem Klavier abermals begleitet von Onkel Hans. Und so, wie im Hause Nagel, wurde überall im Lande gefeiert. Nah und fern wurden die alten Weihnachtslieder gesungen: 'Es ist ein' Ros' entsprungen' - 'O selige Nacht' - 'Süßer die Glocken nie klingen' - und sie sangen alle: Nationalsozialisten und Kommunisten, Sozialdemokraten wie Liberale - "Christ ist erschienen, uns zu versühnen..."

Vater Nagel schaltete das Radio ein. "Ja, es brummt!" rief der Großvater aus - und dann hörten sie die Glocken des Kölner Doms. Anschließend erklangen auch im Rundfunk Weihnachtslieder, die begeistert mitgesungen wurden.
'Horchet, lauschet, heilige Engel!'
"Morgen und übermorgen ist auch noch Weihnachten", sagte Frau Nagel zu Thomas, "dann ist Papa auch noch zu Hause."

Heiligabend 1938 fiel auf einen Samstag.

Um 21.00 Uhr hielt der Stellvertreter des Führers, Rudolf Heß, seine von allen deutschen Sendern übertragene traditionelle Weihnachtsansprache an die Deutschen in aller Welt.

Im Hause Nagel waren es vornehmlich die Männer, die dem Redner **zuhörten**:

Meine lieben deutschen Volksgenossinnen und Volksgenossen im Ausland und in der Heimat!

Es ist nun zum sechsten Male Weihnacht in Deutschland eingezogen, seitdem Adolf Hitler das Deutsche Reich und das deutsche Volk führt. Und es ist zugleich das sechstemal, daß die gesamte deutsche Nation, die Heimat und das Auslandsdeutschtum gemeinsam, in einer kurzen halben Stunde vereint sind am Abend des gemütstiefsten aller deutschen Feste.

Eine deutsche Stimme trägt das Gedenken der Heimat zu euch Deutschen draußen in aller Welt. Und sie bringt uns in die Heimat zugleich das Bekenntnis eurer Sehnsucht nach unser aller einzigen und geliebten Heimstatt, nach Deutschland.

An unseren Tannenbäumen sind die Kerzen schon ein wenig heruntergebrannt. Ein stiller, frostkalter Winterabend hüllt deutsches Land in tiefe Nacht ein. In die Häuser der Städte, in die Gehöfte unserer Dörfer ist glücklicher Friede eingezogen. Im engen, behaglichen Kreis der Familien gibt sich ein dankbares Volk der tiefen Freude

eines glücklichen Festes hin.

Ihr Deutschen draußen in Übersee: Ihr habt unter dem Kreislauf der ewigen Gestirne jetzt vielleicht Morgen oder Mittag, oder auch Abend und Nacht; wo immer ihr auf den Schiffen unserer Kriegsmarine und unserer Handelsflotte über die Ozeane fahrt oder in fremden Häfen vor Anker liegt, wo ihr auf euren Farmen oder in Arbeitsbaracken zusammensitzt - Ihr seid jetzt wie wir um die Tannenbäume geschart, oder ihr habt euch einen schwachen Ersatz für diese liebevoll hergerichtet. Und wir alle sind geeint in der Gemeinsamkeit des Erlebens der geweihten Nacht, der Nacht, die wir feiern, nachdem die Sonne sich wandte zu neuem Lauf...

Für das Geschenk eines an großen und wunderbaren Erlebnissen übervollen Daseins haben wir der Allmacht zu danken versucht in den Freuden, die wir unseren Kindern machten, die wir unseren Brüdern und Schwestern, unseren Eltern und Freunden darbrachten und die wir vor allem darbrachten denen im Lande, die der Hilfe bedürfen.

Gerade in dieser Weihnacht haben wir besonderen Anlaß, unserem Herrgott zutiefst dankbar zu sein, daß er den Weg, den Adolf Hitler durch den Nationalsozialismus mit dem deutschen Volke einschlug, so sichtbar gesegnet hat, daß er ihn so sichtbar gesegnet hat in den Taten, die der Führer mit der deutschen Nation besonders im letzten Jahre vollbringen konnte.

Die Größe **dieser** gewaltigen Ereignisse - sie wird uns erst dann so recht klar, wenn wir bedenken, daß es gerade

erst zwanzig Jahre her sind seit jener Weihnacht, die wohl die unglücklichste gewesen ist, die das deutsche Volk überhaupt erlebte. Welchen Tiefstand hatte das deutsche Volk zur Weihnacht 1918 erreicht! Gedemütigt, erniedrigt, verhöhnt lag es am Boden. Und das Schlimmste: Es war innerlich zerrissen wie noch nie! Deutsche zer= fleischten Deutsche. Gerade in den damaligen Weihnachts= tagen erschütterten die Hauptstadt des Reiches schwere Kämpfe, dröhnten die Einschläge der Artillerie und der Minenwerfer. Politischer Terror und Mord herrschte auf der Straße. In den großen Städten war nicht einmal das Leben der Frauen und Kinder sicher. Scham und Hoffnungs= losigkeit nahmen selbst dem Stärksten und Besten die Lebensfreude.

Wieviele verloren damals jede Hoffnung darauf, daß sie wirklich noch einmal eine glückliche deutsche Weihnacht erleben würden! Und heute, gerade nach zwanzig Jahren, erlebt die Nation eine Weihnacht, so innerlich glück= lich und froh wie kaum je zuvor! Es mögen in früheren Zeiten die materiellen Reichtümer einzelner größer gewesen sein, niemals aber hatte die Gemeinschaft des Volkes insgesamt mehr Anrecht, stolz zu sein im nationalen Glück. Diesen Aufstieg aus tiefstem seelischem, materi= ellem und politischem Elend zu einem Volke, das nie größer und nie geschlossener und damit stärker war als heute, das nie zuvor das Glück innerer Einheit und gemein= samer volklicher Festesfreude so erlebte wie heute, das ist das deutsche Wunder - das deutsche Wunder, vor dem wir immer wieder überwältigt und dankbar stehen ..."

"Was hat er denn gesagt?" wollte Frau Nagel nach der Übertragung wissen.

"Na ja, von der Rückgewinnung des Memellandes, des Sudetenlandes und Österreichs hat er gesprochen und die Stärke unserer Wehrmacht hervorgehoben, ja, und daß Adolf Hitler ein Ehrenkreuz für deutsche Mütter gestiftet hat, Mütter mit mehr als vier Kindern. Und dann hat er noch gesagt, daß der 3000. Kilometer der Autobahn fertig gestellt worden ist. Dann hat er Mussolini noch den Dank des deutschen Volkes ausgesprochen, weil dieser rückhaltlos an der Seite Deutschlandes gestanden habe", entgegnete Andreas Nagel ihr.

"Nun, dann wollen wir jetzt aber noch ein paar Weihnachtslieder singen", bat Frau Nagel ihre Angehörigen - und noch einmal setzte Onkel Hans sich ans Klavier.

War das ein Weihnachtsfest! Alles war echt, wahr, wirklich. Was auch hätte verhindern sollen, nahe, ganz nahe an der Realität zu sein? weit mehr: Realität zu begründen, zu etablieren, zu verkörpern! Nichts schien provisorisch, flüchtig, vorläufig, und jeder hatte seinen Platz. Da gab es keinen Gegensatz zwischen gestern, heute und morgen. Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft bildeten einen unauflöslichen Zusammenhang, ein einziges Kontinuum, das weder einer Definition noch einer Interpretation oder Erklärung bedurfte. Selbst Onkel Hans schien die Rede von Rudolf Heß nicht sonderlich gestört zu haben, denn er sang, ein neues Lied anstimmend, noch lauter als alle andern: Auf, gläubige Seelen, singet Jubellieder!

Thomas war mit seiner neuen Burg beschäftigt, als die Mutter sich am zweiten Weihnachtstag zu ihm gesellte: "Nun kommt die stille Zeit, die Zeit zwischen den Jahren", sagte sie zu ihrem Sohn.

"Wie schön, daß ich noch Weihnachtsferien habe", entgegnete Thomas, "dann kann ich noch viele Male mit meiner Burg spielen".

"Um draußen zu spielen, ist es ja auch viel zu kalt. Als Kind habe ich auch immer so gefroren. Auch heute noch ziehe ich den heißesten Sommer dem schönsten Winter vor - aber an Neujahr ist die kalte Jahreszeit schon halb um."

"Aber im Januar und Februar werde ich doch noch Schlittschuhlaufen können?"

"Sicher, denn auch in diesen Monaten kann es noch strengen Frost geben."

"Dann gehe ich zu den Rurwiesen aufs Eis."

Wenn die Rur im Herbst über ihre Ufer trat, sammelte sich das Wasser außerhalb des Flußbetts rings in ausgedehnten Mulden, Gruben und Geländefalten, die auch während der Sommermonate nie ganz austrockneten. Hier war das Reich der Frösche, der Libellen und Mücken. An den Ufern der Teiche wuchs Weidengebüsch, Schilf und wilder Rhabarber, und viele Vogelarten hatten dann hier ihr Domizil. Wer Glück hatte, konnte dann auch einmal einen fischenden Reiher, einen 'Fischreiher', wie die Kinder jenen Storchenvogel nannten, beobachten. Im Winter aber

tummelten sich hier die Kinder, die in einem glitzernden, zuweilen bizarr anmutenden Gefild auf zugefrorenen Tümpeln ihr Vergnügen fanden.

Einen Tag vor Silvester sagte der Großvater zu Thomas: "Morgen kommt der Mann mit den vielen Nasen; der hat so viele Nasen, wie noch Tage im Jahr sind" - und die Mutter meinte: "Ich muß noch die Wäsche abnehmen; über Silvester Wäsche hängen lassen bedeutet Unglück."

Den Jahreswechsel verschlief Thomas jedoch. Als er erwachte, zählte man den 1. Januar 1939.

Das neue Jahr

I

"Er ist eingebrochen", sagten die Kinder, als sie Thomas eines Tages klitschnaß nach Hause brachten. "Bis zur Brust war er schon eingesunken, da hat der Martin ihn herausgezogen."

Die Mutter riß ihrem Sohn die steifgefrorenen Kleider buchstäblich vom Leibe, frottierte ihn ab und schlug ihn in eine Decke ein. Dabei sprach sie kaum ein Wort. Anschließend brachte sie ihn ins Bett. Als er zu fie= bern begann, holte man den Arzt.

"Er muß ins Hospital", erklärte Dr. Wolf, "ich schreibe noch eben die Einweisung."

"Müssen wir den Krankenwagen kommen lassen?" fragte Herr Nagel. "Nein, ich nehme ihn in meinem Wagen mit", antwortete der Arzt. Die Eltern begleiteten ihn.

Im Krankenhaus erledigte Nagel die Aufnahme-Formalitäten. "Heute ist der...", sagte die Angestellte im Pflege= kosten-Büro, "wer ist der Kostenträger?"

Der Stationsarzt beruhigte sowohl den kleinen Patienten als auch die Eltern. "Bei uns ist er jedenfalls gut aufgehoben."

Am nächsten Tag, dem 27. Februar, stand die Diagnose fest: Lungenentzündung. "Das braucht natürlich seine Zeit", meinte der Arzt, als die Eltern sich erkundigten.

"Der Junge ist für sein Alter konstitutionell nicht sonderlich stabil. Außerdem hat er einen Schock er= litten. War er früher schon einmal krank? Wir müssen vor allem etwas für seinen Kreislauf tun."

Es vergingen bange Wochen.

II

Ende März hatte Thomas sich einigermaßen erholt und durfte nach Hause. "Wie schön, daß du deinen Geburts= tag nun daheim feiern kannst", sagte die Mutter. Der Geburtstag fiel auf einen Sonntag. "Am zweiten April wird Thomas zehn Jahre alt", hatte Frau Nagel zu Martin, seinem Lebensretter gesagt, "du kommst doch?" Als Geburtstagsgeschenk erhielt Thomas eine Hitler-Jugend-Uniform: ein Braunhemd, ein Halstuch mit Leder= knoten, ein Koppel, einen Schulterriemen und ein Fahrtenmesser. Martin schenkte ihm einen Zirkelkasten.

Am fünfundzwanzigsten März waren zwei Durchführungs= verordnungen zum Gesetz über die Hitler-Jugend vom ersten Dezember 1936 erlassen worden, denen zufolge alle Jugendlichen vom zehnten bis zum achtzehnten Lebensjahr HJ-Dienst zu leisten verpflichtet waren. Die Mädchen wurden in den 'Bund Deutscher Mädchen', kurz 'BDM' genannt, aufgenommen. Die noch schulpflich=

tigen Jungen gehörten bis zum dreizehnten Lebens=jahr einschließlich dem 'Jungvolk' an und bildeten ein 'Fähnlein'; die Buben über vierzehn Jahre eine 'Gefolgschaft'.

Für den 20. April, zu Führers Geburtstag, war die feierliche Aufnahme des Jahrgangs 1929 vorgesehen. Wer hätte schon ohne Uniform dorthin gehen mögen! "Mein Mann ist zwar alter Sozialdemokrat", hatte Martins Mutter Frau Nagel gegenüber geäußert, "doch warum soll der Junge darunter Leiden?!"

Thomas hatte schon befürchtet, in Zivil hingehen zu müssen, da Frau Nagel wegen seiner Erkrankung zunächst keinerlei Anstalten gemacht hatte, Uniformteile anzu=schaffen. Umso überraschter war Thomas nun, als ihm die Uniform zum Geburtstag geschenkt wurde. "Ich wäre wohl der einzige in Räuberzivil gewesen", meinte er lachend.

Während des Geburtstagskaffees verschlangen die beiden Schulkameraden bergeweise Streuselkuchen. Um keine Lange=weile aufkommen zu lassen, holte Thomas anschließend ein Album hervor.

Auf dem Einbanddeckel stand in großen Buchstaben 'Die Reichswehr'. Herr Nagel hatte die aus Zigarettenschachteln stammenden Bilder über längere Zeit gesammelt und einge=klebt. Es gab Vierer-, Sechser-, Zehner- und Zwölfer-Packungen Zigaretten zu kaufen. Eine Viererpackung kostete zehn, eine Sechserpackung zwanzig, eine Zehnerpackung fünfundzwanzig und eine Zwölferpackung mit Zigaretten höherer Qualität vierzig Pfennige im Schnitt.

Während Thomas und Martin das Album durchblätterten, stießen sie auch auf jene Fotos, welche Reichswehr-Soldaten bei der Schwimmausbildung zeigten. Augenblicklich erinnerte Thomas sich an Martins Rettungstat: "Du sollst die Rettungsmedaille bekommen, habe ich gehört", sagte er zu Martin - und Martin errötete bis hinter die Ohren. "Ich konnte dich doch nicht ersaufen lassen", erwiderte er in seiner gewohnt knappen Art, bedeutsame Vorgänge als selbstverständlich hinzustellen.

"Was habt ihr denn zuletzt in der Schule durchgenommen?"

"Am Freitag haben wir über den 'Tag der nationalen Arbeit', den 1. Mai gesprochen."

"Wir sollen jetzt den Rektor als Klassenlehrer haben? wie ist der denn so?"

"Ganz nett - aber er raucht zuviel."

"Das war ja schon immer seine schwache Seite."

"Er will irgendwann einmal einen Schulausflug mit uns machen. Ob das allerdings in diesem Jahr noch etwas wird,.."

"Hat er denn schon etwas über das Ausflugsziel geäußert?"

"Möglicherweise sollen wir in die Eifel fahren, nach Nideggen. Der Rektor hat uns etwas vom Hindenburg-Tor erzählt und von der Teufelsschlucht."

"Mann, das wäre ja toll."

Als die beiden Jungen noch in der zweiten Schulklasse waren, hatte Martin dem Thomas versehentlich einmal ein

Loch in dem Kopf geworfen. Der Stein war ihm aus der Hand gerutscht. Martin war ein viel zu gutmütiger Junge, als daß er vorsätzlich jemandem etwas zuleide getan hätte. Dennoch hatte ihm die Sache immer auf der Seele gelegen, so daß er sich durch seine Rettungs= tat nun einigermaßen rehabilitiert fühlte.-

Am späten Nachmittag klingelte es. Als Frau Nagel öffnete, stand Martins Mutter vor der Tür: "Ich wollte meinen Sohn abholen", sagte sie - und fügte hastig hinzu: "Stellen sie sich vor, Frau Nagel, mein Mann muß am Donnerstag zu einer Reserveübung - für sechs Wochen! Er war ja schon 14/18 dabei, wissen sie. Hoffentlich gibt es keinen Krieg! Die Altgedienten holt man ja immer zuerst. Was für ein Jahrgang ist ihr Mann eigentlich?"

"Er ist Jahrgang 1904. Am 4. Mai wird er fünfunddreißig."

"Ist er denn schon gemustert worden?"

"Bislang noch nicht, aber rechnen muß man ja damit."

III

An Führers Geburtstag versammelten sich die Kinder zu einer Feierstunde in der Turnhalle. Tags zuvor war die Bestuhlung der Halle vorgenommen worden.

Eingerahmt von zwei großen Hakenkreuzfahnen prangte die Tribüne im Blumenschmuck. An ihrer Rückwand glänzte ein goldener Reichsadler im Scheinwerferlicht. Auf der linken Seite hatte ein flaggenbespanntes Rednerpult Platz gefunden, auf der rechten stand ein Marmorsockel mit der Büste Adolf Hitlers.

Wie üblich waren die Plätze in der ersten Reihe für die Lehrerschaft reserviert. Dahinter durften die Jungen und Mädchen des Jahrgangs 1929 Platz nehmen, weil sie noch am gleichen Tage in die Hitler-Jugend aufgenommen werden sollten. Zuvor aber mußten sie vor dem Hauptportal eine ganze Weile warten, bis die Schülerinnen und Schüler der anderen Klassen ihre Plätze eingenommen hatten. Als es soweit war, führte Lehrer Meier sie herein - und in dem Augenblick, als sie den Saaleingang erreichten, setzten die Trommeln und Fanfaren des vor die Bühne plazierten Musikzuges ein. Fast gleichzeitig hatte jemand "Achtung" gerufen - und alle hatten sich von ihren Sitzen erhoben. Dieses "Achtung" galt jedoch weniger dem einmarschierenden Jahrgang 1929, als dem nunmehr auch erscheinenden Schulleiter, der, nachdem der Marsch verklungen war, vom aufgestellten Rednerpult her eine Ansprache hielt. Seine Worte klangen abstrakt, unverständlich, vor allem für die jüngeren. So wußten sie nur, daß der Rektor von der Regierung sprach, an deren Spitze jener Mann stand, der heute seinen fünfzigsten Geburtstag beging und dessen Bild in allen Schulklassen hing.

Thomas empfand die Feier als fad. Daran mochten auch die bunten Fahnen und die bunten Blumen nichts ändern. Viel zu laut schmetterten die Fanfaren, viel zu wuchtig erklang der dumpfe Trommelschlag, viel zu nah waren die Autoritäten - und viel zu still mußte er gleich den anderen verharren. Dennoch war ihm die ganze Sache anstelle des Schulunterrichts willkommen. Außerdem mußte der Führer wohl geehrt werden, zumal er so viel für Deutschland getan hatte, wie die Lehrer immer wieder hervorhoben. 'Andererseits aber weiß er doch gar nichts von uns und von dieser Feier hier', dachte Thomas, 'so sehr ihm auch bekannt sein mag, daß heute überall im Reich derartige Veranstaltungen stattfinden'. Ohne den Kopf zu bewegen wanderten seine Blicke umher. Erzählte die Stufen der zur Tribüne aufsteigenden Treppe, die Federn des goldglänzenden Adlers, sowie die Nelken des vor der Hitler-Büste angelehnten Buketts. Dann dachte er an die Schülerinnen und Schüler im hinteren Teil der Festhalle und wünschte sich, schon so groß zu sein. 'Wie lange das wohl noch dauert, ehe ich einmal die Oberklasse erreicht haben werde?' fragte er sich. Schließlich tröstete ihn der Gedanke, daß anschließend schulfrei war.

Gegen Ende seiner Ausführungen bezog der Schulleiter sich wie an der Vortagen noch einmal auf die Aufnahme des Jahrgangs 1929 in die Hitler-Jugend: "Wer hat noch keine Uniform?" fragte er zuletzt. Lediglich der Sohn des Kupferschmieds hob den rechten Arm.-

IV

Am Nachmittag war es dann soweit. Kurz vor 15.00 Uhr versammelten sich die Jungen und Mädchen des Jahrgangs 1929 erneut vor der Turnhalle, in deren oberen Räumen die Aufnahme stattfinden sollte. Zuvor aber beschnup=perten die zum ersten Male in Uniform gekleideten Jungen einander und musterten die in weißen Blusen und schwarzen Röcken erschienenen Mädchen. Tags zuvor hatte eine Art Generalprobe stattgefunden, so daß jeder in etwa den Ablauf der Zeremonie kannte. Wie es hieß, sollte der Jungbannführer erscheinen, doch munkelten einige der Aufzunehmenden auch vom Kommen des Stamm=führers. Wie die wohl aussehen mögen? Wie alt die wohl sind?

Endlich erschien der Fähnleinführer und winkte die Wartenden herein. Unverzüglich begaben sich alle über eine breite Treppe zum I. Stock, wo sie sich in Dreier=reihe zu formieren hatten. Als sie in die kleine Aula einrückten, erklang erneut der ohrenbetäubende Lärm des Fanfarenzuges, der an der Stirnseite des Raumes vor den Fenstern Aufstellung genommen hatte. 'Warum die nicht ein wenig leiser trommeln und blasen?' fragte Thomas in Gedanken. Am liebsten hätte er sich die Ohren zuge=halten. Ohne es sich mit Worten klarzumachen empfand er die Klänge der Fanfaren geradezu als niederschmetternd, das Dröhnen der Trommeln als drohend. Die Musik des Fanfarenzuges war weit mehr als durchdringend; sie war gedankenraubend.

Als der Marsch verklungen war, ertönten die Kommandos:

"Hitler-Jungen! Stillgestanden!"

"Richt euch!"

"Augen geradeaus!"

"Zur Meldung - die Augen links!"

Die Mädchen waren erst später an der Reihe; sie standen nach wie vor im Treppenhaus und warteten. Augenblicke später erschienen zwei höhere HJ-Führer in der Eingangs=tür, um sich mit forschen Schritten dem meldenden Fähn=leinführer zu nähern. Einer der beiden nahm die Meldung in strammer Haltung entgegen, dankte, wandte sich an die angetretenen Jungen und rief mit erhobenem Arm "Heil Hitler!" und die Pimpfe taten es ihm nach.

"Mein Name ist Jungbannführer Möller - und dies hier ist euer Stammführer Brück", stellte der Jugendführer sich und seinen Begleiter vor. "Euren künftigen Fähnleinführer kennt ihr sicher schon - und dies hier ist euer Jungzug=führer Oepen, den ihr ja auch schon gesehen haben dürftet."

Alsdann kam der Jungbannführer auf den Zweck der Veran=staltung zu sprechen:

"Wir sind heute hier versammelt, um euch in die Reihen der Hitler-Jugend aufzunehmen. Wie ihr alle wißt, stehen schon seit vielen Jahren Hunderttausende Hitler-Jungen Seite an Seite mit uns in den Reihen unserer Gemeinschaft. Heute aber ist der Tag gekommen, an dem auch ihr in jene Organisation aufgenommen werdet, welcher der Führer

seinen Namen gegeben hat. Dies aber soll euch hohe Verpflichtung sein, allzeit für Führer, Volk und Vaterland einzutreten. Wie ihr wißt, haben viele Hitler-Jungen im Kampf um die Freiheit des Deutschen Reiches ihr Leben hingegeben. Drüben hängt das Bild des am 24. Januar 1932 von Kommunisten erstochenen Berliner Hitler-Jungen Herbert Norkus, hüben das des am 23. Januar 1931 ermordeten Hitler-Jungen Paul Thewellis aus Düren. Diese Jungen aber sollen euch für die Zeit eurer Mitgliedschaft in der Hitler-Jugend und darüber hinaus Vorbild, Mahnung und Ansporn sein, auf daß ihr dereinst mit Stolz darauf verweisen könnt, am großen Werk des Führers mitgewirkt zu haben.. ."

Nach weiteren Ausführungen des Jungbannführers erfolgte der eigentliche Aufnahme-Ritus. Anschließend schritten die HJ-Führer durch die Reihen der Angetretenen und gratulierten ihnen mit Handschlag. Noch einmal spielte der Fanfarenzug auf, dann wurden die Pimpfe mit einem dreifachen 'Sieg Heil' verabschiedet. Auf dem Flur warteten immer noch die Mädchen, zu deren Aufnahme eine Jungmädel-Gauführerin erschienen war. Als erneut die Klänge des Fanfarenzuges ertönten, stoben die Jungen bereits vor dem Haupteingang auseinander, so, als hätten sie eine verlorene Freiheit wiedergewonnen.

Eine Viertelstunde später war Thomas im nahen Park bei den Spielkameraden. "Ach, da kommt ja auch der Thomas", rief einer aus, und auf seine an ihn gerichtete Frage "Was wollen wir denn spielen", antwortete Thomas: "Räuber und Gendarm."

V

Am darauffolgenden Samstag fand wie alle Jahre die große Maiversteigerung statt. Einem alten rheinischen Brauch zufolge wurden am Abend im Gasthof 'Zum Schänzchen' die Dorfschönen"verkauft". Dieser "Verkauf" erfolgt im Rahmen einer Versteigerung, deren Erlös in die Kasse der veranstaltenden Maigesellschaft fließt. Der Höchstbietende wird 'Maikönig', seine Maibraut 'Maikönigin'. Gleichzeitig werden die "Feld-, Wald- und Wiesen-Rämmel" bestimmt, die darauf zu achten haben, daß im Monat Mai kein anderer Bursche dem "Maimann" ins Gehege kommt: Nur der Ersteigerer hat das Recht, sich mit seiner Maibraut in der Öffentlichkeit sehen zu lassen. Sofern ein anderer mit ihr gesehen wird, zahlt dieser dem Rämmel eine "Geldbuße", es sei denn, er kann das Einverständnis des Maimannes nachweisen. Das Platt= deutsche Wort "Rämmel" ist von "Rammel" abgeleitet, wie im früheren Zeiten die "Ramme" bezeichnet wurde. In manchen Dörfern des Rheinlandes aber sagt man auch dann "Rämmel", wenn ein Schlagstock, das Symbol des "Feld-, Wald- und Wiesenrämmels" der Maigesellschaft, angesprochen wird. Geldbußen werden demnach mit der Ramme eingezogen, mit dem Schlagstock, dem Knüppel, mit dem "Rämmel" also. Irgendwann einmal ging die Bezeichnung vom Knüppel auf den Träger über - und seither gilt auch der Aufpasser selbst als "Rämmel". Allein seine Macht ist begrenzt: Wer kein Geld hat oder wer sich zu zahlen weigert, bekommt dennoch keine Hiebe, weder mit

aufgekrempelten Hemdärmeln noch mit dem Stock. Wer zahlt, zahlt freiwillig. Das Ganze ist nur ein Spaß. Auch ein "Dorf-Rämmel" wird bestellt, gewissermaßen als "Oberrämmel", denn er erzielt die höchsten Einnahmen.-

Am späten Abend des 30. April versammelten sich die "Maimänner" vor dem Vereinslokal, um in Begleitung einer Musikkapelle durch die Straßen zu ziehen. Bei diesem Umzug steckten die Burschen ihren Mei= bräuten die mitgeführten Birkenkronen in die Dach= rinnen, während die Musikanten den Angebeteten ein Ständchen spielten, und überall wurde ihnen vor den Haustüren Branntwein ausgeschenkt.

Maria und Andreas Nagel waren während eines Abend-Spaziergangs den umherziehenden Burschen begegnet. "Weißt du noch", sagte sie plötzlich zu ihrem Mann, "damals, im Mai 1925 haben wir uns auf dem Maiball kennengelernt?!"

Als vor einem der nächsten Häuser erneut eine Melodie erklang, sah sie in Gedanken noch einmal jenen fest= lich geschmückten Saal, in dem sie vor vierzehn Jahren zum ersten Mal von ihrem Andreas zum Tanz aufgefordert worden war. "Das blaue Taftseidene hatte ich damals an, erinnerst du dich überhaupt noch daran?" Und in ihren Träumen drehte sie sich noch einmal im Walzertakt im Arm ihres Andreas vor dem Hintergrund verschwommener Konturen, als es von gegenüber herüberklang: Nur einmal blüht im Jahr der Mai, nur einmal im Leben die Liebe...

VI

Als Thomas am Morgen des 1. Mai nicht aufwachen wollte, ging Mutter Nagel gegen neun Uhr ins Kinderzimmer und weckte ihn. "Thomas, steh auf! es ist Frühling!" rief sie beim Hochziehen der Rollade aus. Gleißendes Sonnen=licht fiel ins Zimmer, als der Sohn im von der Mutter selbstgenähten Schlafanzug aus dem Bett krabbelte. "Wir wollen doch heute nachmittag fort; ich muß mich heute besonders beeilen und die Betten müssen doch noch etwas lüften, bevor ich sie mache", fügte die Mutter hinzu.

Kurz nach dem Mittagessen fuhr Thomas mit seinen Eltern per Straßenbahn nach Düren um den Festzug zu sehen. Die Fahrt dauerte nur ein paar Minuten. Überall wehten wegen des'Tags der nationalen Arbeit' Hakenkreuzfahnen, sogar auf den Straßenbahnwagen. Dort, wo eine Maibraut wohnte, leuchteten die buntgeschmückten Maibäume in der Sonne. Obgleich erst früher Nachmittag war, strebten schon viele Bürger dem Stadtzentrum entgegen.

Herr Bauer hatte die Familie Nagel eingeladen, den Fest=zug vom Fenster seines Hauses aus anzuschauen. Etwa fünfundzwanzig Minuten vor Beginn des Umzuges trafen die Eingeladenen dort ein und wurden freundlich begrüßt. Dann - kurz nach 15.00 Uhr - hörten alle die Musik der den Zug anführenden Kapelle. Thomas erreichte als erster das Fenster, die anderen gruppierten sich um ihn herum: die kleineren vorn, die größeren hinten. Ein zweites

Fenster bot den anderen Gästen -zum Teil weitere Angestellte der Firma, zum Teil nahe Verwandte - ausreichend Platz um bequem Ausschau halten zu können - und dann kam der Zug.

Abordnungen aller Berufszweige marschierten mit. Da waren die Schuster, die Weber, die Friseure, aber auch die Metzger, die Kellner und die Schneider. Spielmann=züge und weitere Musikkapellen folgten, Knechte und Mägde in Bauerntracht ergänzten das bunte Bild und die Landwirte kutschierten ihre Leiterwagen - mit allerlei Reisig und Garben geschmückt - durch die von Zuschauern umsäumten Straßen. Am lustigsten waren die Bäcker in ihren weißen Anzügen und die Schornstein=feger in gewohntem Schwarz anzuschauen, und alle trugen Symbole ihres jeweiligen Berufsstandes vor sich her.

Als der Zug vorbei war, gab es bei Bauers noch Kaffee und Kuchen. Dann trug Frau Bauer eine Maibowle auf, die mit großem Beifall bedacht wurde. Während Thomas von einer Nichte der Hausherrin im nahen, zwischen Kuhgasse und Schenkelstraße gelegenen Stadtgarten herumgeführt wurde, drehten sich die Gespräche im Hause Bauer um Themen aller Art. Die Herren hatten sich ins Rauchzimmer begeben und stellten Untersuchungen über die künftige Wirtschaftsentwicklung an, während die Damen im Wohn=zimmer von ihren Kindern, von ihren Wehwehchen und von ihren Handarbeiten zu berichten wußten.

"Jede Ordnung", begann Herr Bauer die Unterhaltung,

"führt auf die Dauer zu Stagnation, sofern sie nicht ständig fortgeschrieben wird. Sehen sie sich doch die Kulturen der Alten an! Irgendwann einmal brachen sie zusammen, weil sie erstarrt waren. Sicherlich ist es immer ein Risiko, Neuland zu betreten und sich von alten Gewohnheiten zu trennen. Zwar berücksichtige ich, daß es das Bleibende im Wechsel gibt und geben muß. Das Festhalten an alten Strukturen aber ist dann von übel, wenn dies auf Kosten von Veränderungen geht. Denken sie nur an die Weltwirtschaftskrise! Krawatten tragen wir alle, meine Herren, aber wer wollte denn noch die Krawatte von 1923 tragen? Ich könnte meinen Laden schließen, sofern es keine Varianten gäbe."

"Man muß mit der Zeit gehen", ergänzte sein Schwager die Aussage.

"Und Zeit ist Geld", meinte einanderer.

Im Wohnzimmer ging es dagegen um Thomas:
"Zu schade, daß er nun wegen seiner schweren Krankheit nicht die höhere Schule besuchen kann", bedauerte Frau Bauer, "was soll er denn später einmal werden?"

"Ich weiß es wirklich nicht, Frau Bauer, aber wir haben ja noch Zeit."

"Hat er denn ein besonderes Interesse - oder hat er sich bislang noch nicht geäußert?" fragte die Ehefrau eines Kollegen.

"Nein, eigentlich nicht", entgegnete Frau Nagel, "aber er ist ja auch erst zehn..."

Zur gleichen Zeit starrte Thomas von der Holzbrücke des künstlich angelegten Stadtgartenteichs auf die im Wasser schwimmenden Goldfische herab. "So schöne Fische müßte es auch in der Rur geben", sagte er nach einer Weile zu seiner Begleiterin, die ihn daraufhin wissen ließ, zwei Goldfische in einem Aquarium zu halten.

"Sind deine Eltern fromme Leute?" wollte die junge Dame wissen.

"Sie gehen jeden Sonntag in die Kirche", antwortete Thomas.

"Und du? bist du auch fromm?"

"Keinesfalls würde ich freitags Fleisch essen - und sie?"
"Wir essen zu Hause auch Fisch an Freitagen."
"Der Fisch ist ein altes christliches Symbol. 'Ichthys' sagen die Griechen. Die Buchstaben dieses Wortes gelten als Anfangsbuchstaben von Iesus Christos Theu Hvios Soter, was 'Jesus Christus, Gottes Sohn, Erlöser' bedeutet. Wir haben das im Religionsunterricht gelernt. Der Herr Pfarrer sagte, die Jünger Jesu seien zum Teil Fischer gewesen und erzählte uns die Geschichte vom reichen Fischfang am See Gennesaret. Zuvor hatte Jesus vom Boot des Simon aus zu dem am Ufer versammelten Volk gesprochen. Nach seiner Ansprache hatte er Simon geheißen, aufs Wasser hinauszufahren und die Netze auszuwerfen. Obgleich die Männer die ganze Nacht über nichts gefangen hatten, kamen sie der Weisung nach und fingen eine so große Menge Fische, daß das Netz zu

zerreißen drohte. Als Simon Petrus das sah, fürchtete er sich, doch Jesus sagte zu ihm: "Fürchte dich nicht! Von jetzt an sollst du ein Menschenfischer sein."

"Weißt du denn auch, wie Jesus das gemeint hat?"

"Der Herr Pfarrer sagte, er taufe die Menschen, um sie vor der ewigen Verdammnis zu retten, so, wie es schon die Apostel getan hätten - und mein Großvater sagt immer: "Wasser ist etwas Heiliges."

VII

Am 4. Mai wurde Andreas Nagels Musterungsbescheid zuge=
stellt. Gesprächsweise hatte er vormittags schon vom
der Musterung gehört. Wie üblich fuhr er auch an diesem
Tage mit der Straßenbahn nach Hause, als Feierabend war.
Als er vor seinem Hause von seiner Ehefrau in Empfang
genommen wurde, sah er ihr mit großen Augen ins Gesicht.
"Du brauchst mir schon gar nichts mehr zu sagen", äußerte
er bitter. Auf dem Wohnzimmertisch lag die Benachrichtigung.
Als er den Wortlaut gelesen hatte, sagte er bedrückt:
"Das ist ja ein schönes Geburtstagsgeschenk."

"Ich habe aber auch eins für dich", entgegnete Frau Nagel
und überreichte ihm ein goldenes Zigarettenetui.

VIII

Am 15. Mai mußte Vater Nagel zur Musterung. Ein Mili=
tärarzt nahm die Untersuchungen in einer Dürener
Kaserne vor. Hinterher traten die Männer an, um in
größeren Gruppen geschlossen nach Hause zu ziehen.
Bunte Federsträuße im Revers und alte Soldatenlieder
singend freuten sie sich über den arbeitsfreien Tag.
Sie kehrten in die am Wege liegenden Gaststätten ein,
wo fröhlich gefeiert wurde, und kein Lokal wurde aus=
gelassen. Man bestellte sich ein Bier und einen Klaren

und überlegte, wieviele Restaurants nun noch folgen würden. Von einem Ausschank zum andern verbesserte sich die Stimmung. Am späten Nachmittag erreichte der Zug jenen Stadtteil oder jene Gemeinde, in der man zu Hause war - und so manche Ehefrau stürzte erbarmungslos auf die Straße hinaus, sobald sie ihren schwankenden Gespons ausgemacht hatte. "Der wäre noch weiter mitgezogen", rief manch eine mit entsprechender Von-wegen-Gebärde aus. Die anderen aber zogen singend weiter: Es ist so schön Soldat zu sein...

Frau Nagel hatte mit ihrem Ehemann ausgemacht, daß er sie von einer Gaststätte aus anrufen soll, sie wolle dann den Thomas hinschicken um ihn abzuholen. "Thomas möchte doch gern mal die Gemusterten sehen", hatte sie zur Begründung geäußert. Kurze Zeit nachdem der Anruf gekommen war, betrat Thomas das besagte Lokal. Vater Nagel spendierte ihm ein dunkles Bier. Als die selbsternannten Anführer zum Weitermarschieren aufriefen, verdrückten die beiden sich. Als sie von der Toilette zurückkamen, waren die andern fort - bis auf jene drei, die sich an der Theke festhalten mußten.

Fröhlich kamen Vater und Sohn kurze Zeit später nach Hause. "Schwankst du etwa?" fragte Frau Nagel vorwurfsvoll-besorgt ihren Andreas, der dies jedoch weit von sich wies. Er setzte sich ins Wohnzimmer, wo er wenige Minuten später einnickte. Seine Maria wollte ihn zum nachträglichen Mittagessen nicht einmal mehr wecken. "Laß ihn nur", sagte Thomas, "die Musterung und der

anschließende Fußmarsch... das hat ihn wohl..."

"Du vergißt das Bier", entgegnete die Mutter.

"Macht Bier denn müde?"

"Und ob!"

Kirmes

I

Einmal in der Woche gingen die Nagels ins Kino. Seit Jahresbeginn hatte es eine Reihe Uraufführungen gegeben, so den Veit-Harlan-Film 'Das unsterbliche Herz' mit Heinrich George, Kristina Söderbaum und Paul Wegener am 31. Januar. Am 9. Februar war 'Der Schritt vom Wege' unter der Regie von Gustav Gründgens - mit Marianne Hoppe und Karl Ludwig Diehl - gefolgt. Am 31. März hatte die Uraufführung des Film 'Drei Unteroffiziere' stattgefunden und am 15. April war der Filmbericht 'Deutsches Land in Afrika' in die Kinos gelangt. Die Filmmelodien aber pfiffen die Bäckerjungen hernach in allen Straßen.-

Mit zunehmender Aufmerksamkeit wurden aber auch die politischen Ereignisse wahrgenommen. Schon im März des Vorjahres war der Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich erfolgt. Die Arbeiten am Westwall wurden forciert. Im Oktober 1938 war auf Grund des Münchener Abkommens das Sudetenland zurückgekehrt. Im März 1939 hatten deutsche Truppen Böhmen und Mähren besetzt. Im gleichen Monat erfolgte der Einmarsch in das Memelgebiet auf Grund eines Abkommens mit Litauen. Auf nationaler wie auf internationaler Ebene vollziehen sich stetig Veränderungen: Am 28. März ziehen nationalspanische Truppen in Madrid ein, womit der Bürgerkrieg in Spanien ein Ende findet. Am 22. Mai schließen Deutschland und Italien

ein Militärbündnis. Am 19. August erfolgt der Abschluß eines Handels- und Kreditabkommens zwischen Deutschland und der Sowjetunion. Am 23. August unterzeichnet der deutsche Reichsaußenminister von Ribbentrop in Moskau den deutsch-sowjetischen Nichtangriffspakt. Überall spricht man in jenen Tagen vom polnischen Korridor und von Danzig. Diskutierend stehen die Menschen an den langen Spätsommerabenden vor den Haustüren. "Es stinkt", sagten sie, "ja, es stinkt".

Dennoch geht jeder seinen täglichen Verrichtungen nach. "Was kommen soll, das kommt doch, und wenn wir noch so sehr dagegen angehen wollten", sagen die Leute, "wir ändern ja doch nichts daran." Und der Pfarrer rezitierte: "Des Menschen Tage sind dem Grase gleich; er blühet, wie des Feldes Blume. Streicht der Wind darüber, ist sie ohne Halt und wird verweht von ihrer Stätte."

War dies Ignoranz? Beruhte das auf Erfahrung? Hier gab es den linden Frühlingswind, dort die rauhen Herbst= stürme! Wurde ein Defaitist jedoch allzu lästig, wies man ihn ab: "Kriege hat es immer gegeben - und das wird auch wohl so bleiben." Und - waren die dunklen Wolken bislang nicht jedes Mal vorbeigezogen? War der Friede nicht gewahrt worden? Daß er täglich neu zu festigen ist, stellt doch niemand in Abrede. Zu Spannungen kommt es halt immer. Wo Menschen sind, da wird auch gestritten. Entscheidend ist, daß man sich am Ende wieder versöhnt. Es hat doch jeder sein Päckchen zu tragen, und außerdem möchten die Franzosen genauso in Frieden leben, wie wir.

Man kann einen Krieg auch herbei reden. Im übrigen wer=den wir ja doch nicht gefragt.-

Dennoch entgeht dem so Zurückgewiesenen nicht, wie sehr selbst der größte Optimist von Zweifeln geplagt ist, und derjenige, der sich den Schwarzmaler vom Leibe halten möchte, weiß um seine eigene Skepsis. Doch weder der eine noch der andere vermag einen Weg aufzuzeigen, der aus dem wirren Auf und Ab herausführen könnte. Sie reden alle und sind doch stumm wie die Fische. Sie sind letztlich zum Schweigen verurteilt und wissen, daß es für Fische kein rettendes Ufer gibt, wenn sich das Netz über sie ausbreitet - und doch hoffen sie, dem Verderben zu entgehen. Und so reden sie immer weiter, wenn sie an langen Spätsommertagen vor der Haustür stehen.

II

Thomas und seinen Spielkameraden aber konnten die allabendlichen Unterhaltungen der Älteren nur recht sein, weil sie dann ein wenig länger draußen bleiben durften. Im Park brannten sie riesige Feuer ab, so daß die gegenüberliegende Kirche taghell erleuchtet wurde. Aus alten Konservendosen bastelten sie sogenannte Weihrauchfässer, gefüllt mit brennendem Holz und qualmender Teerpappe. Zuweilen brachten Angehörige des Fanfarenzuges ihre Pauken mit und trommelten beim Schein des Feuers was das Zeug hielt. Flamme empor! Flamme empor!

Rückte der Zeiger der Kirchturmuhr jedoch immer mehr auf die Zehn zu, machte sich einer nach dem andern aus dem Staube.

Die Woche vom 27. August bis zum 2. September aber weckte in den Kindern ein besonderes Interesse: Auf den Rurwiesen fuhren die Kirmeswagen auf, denn am 3. September begann die Herbstkirmes. Die Raupenbahn und das Kettenkarussell waren schon am Wochenanfang eingetroffen. Mitte der Woche kamen weitere Unternehmen hinzu. Überall wurde vermessen, abgeladen, gehämmert und aufgebaut. Die Räder der Wohnwagen wurden mit Hemmschuhen versehen, vor dem Wagentüren kleine Holz= treppen befestigt. Da und dort lag Holzwolle auf dem Rasen und zwischen den Wagen flatterten die Wäsche= stücke an den Leinen. In der Nähe des Schießplatzes hatte man die Bestandteile des Kirmeszeltes abgeladen. Kaum waren die Transportarbeiter verschwunden, da wurden auch schon die Holzstapel von den Kindern erstürmt. Das alles war ein Riesenspaß - und jedesmal, wenn am Rande des Platzes ein neuer Kirmeswagen auftauchte, wurde er mit lautem Jubel begrüßt. Mit dem Gedanken an die Kirmes schliefen die Kinder am Abend ein und wachten morgens damit auf. Am Freitagmorgen aber gab es ein böses Erwachen.

"Steh auf, Thomas!" rief die Mutter, doch Thomas brauchte eine Weile Zeit, um sich den Schlaf aus den Augen zu reiben, darum sagte die Mutter noch einmal: "Steh auf, Thomas, es ist Krieg."

"Krieg? Mit wem denn?"

"Eben wurde es in den Nachrichten durchgegeben: Unsere Soldaten sind heute früh in Polen einmarschiert."

"Fällt die Kirmes jetzt aus?"

"Das bleibt abzuwarten."

"Muß Papa auch zu den Soldaten?"

"Wenn er einberufen wird, ja."

Schon an den Vortagen waren viele Reservisten einbe= rufen worden. Nun aber wurden die Gestellungsbefehle zu Hunderten ausgetragen - und überall bangten vor allem die Ehefrauen und Mütter den Boten entgegen.

"Mein Mann ist bei der Bahn", sagte die eine. "Die Firma meines Sohnes ist ein kriegswichtiger Betrieb", sagte die andere. Frau Nagels Strohhalm war der Reichs= luftschutzbund.

"Haben sie auch was für uns?" fragte sie den Zusteller freitagsmorgens.

"Nein, Frau Nagel, für sie ist leider nichts dabei.

"Leider? Gott sei Dank!"

"Sie sind nicht die erste, die heute 'Gott sei Dank' gesagt hat, Frau Nagel."

"Wer ist denn aus unserer Straße heute dabei, wenn ich fragen darf?"

"Herr Klaßen, Herr Melzer und auch Herr Huppertz, aber - von mir wissen sie das nicht!"

"Ich verstehe."

III

Auf dem Bahnhof war Hochbetrieb. In Stadt und Land herrschte unruhige Betriebsamkeit. Lebensmittelkarten und Volksgasmasken mußten abgeholt und Verdunkelungs=papier eingekauft werden. Privatfahrzeuge wurden beschlagnahmt und Sonderdienststellen eingerichtet.

"Hoffentlich bleibt mein Mann wenigstens noch während der Kirmestage hier", hörte man sagen, und "vielleicht geht es so schnell, wie in der Tschechoslowakei." Andere wiederum fragten nach dem Verhalten Englands, Frankreichs und der Sowjetunion. "Die Italiener stehen ja auf unserer Seite", sagten die einen, während die anderen meinten "die haben uns 14/18 auch im Stich gelassen." Die Buben aber wollten wissen, ob die Lehrer denn auch zum Militär einberufen würden.

Als Frau Nagel samstagsvormittags den Einberufungsbe=scheid an ihren Mann erhielt, wurde ihre Befürchtung zur Gewißheit. Sie rief ihn im Geschäft an. Er durfte sofort nach Hause. Am Sonntag, dem 3. September, hatte er sich bis 16.00 Uhr in der Kaserne einzufinden.

Nach dem Mittagessen sagte Frau Nagel zu ihm: "Du mußt mit dem Kleinen aber noch einmal über den Kirmesplatz gehen bevor du fährst." Kurz nach 14.00 Uhr nahm der Vater den Sohn an die Hand. Als sie auf dem Kirmesplatz beim 'Billigen Jakob' ankamen, kaufte der Vater dem Sohn eine Windmühle. Da noch früher Nachmittag war, hatten die meisten Geschäfte noch geschlossen. Der Besitzer des Kettenkarussells war auch eingerückt,

so daß sein Fahrgeschäft überhaupt nicht mehr in Betrieb genommen wurde. Zum soundsovielten Male legte der Schießbudenbesitzer die Platte 'In München steht ein Hofbräuhaus' auf, und an der Schiffschaukel baumelte die Messingglocke verschlafen in der Sonne. Unweit des Festzeltes stand vereinsamt der Eiswagen, in dem die Verkäuferin zu Stricken begonnen hatte. Als der Vater bemerkte, daß Thomas dorthin schielte, ging er mit ihm zum weißgestrichenen Eiswagen und kaufte ein Eis zu zehn. Dann setzte er Thomas noch einmal auf das Kinderkarussell, um anschließend mit ihm den Heimweg anzutreten.

Der Zeiger der Uhr rückte allmählich auf die Drei zu, als Andreas Nagel seine Aktentasche in die Hand nahm. "Begleitest du mich noch bis zur Straßenbahn-Halte=stelle?" fragte er Thomas. Dann war es so weit. Die ganze Familie war erschienen, um dem Scheidenden "Lebewohl" zu sagen. Frau Nagel begab sich ins Schlaf=zimmer, als Vater und Sohn das Haus verließen.

Die Haltestelle der Straßenbahn war vor dem Kino. Als die beiden dort eintrafen, reichte die Zeit noch für eine Zigarette. Dann, um 15.15 Uhr, stieg Andreas Nagel ein. Er blieb, wie es seine Gewohnheit war, auf dem Perron stehen und sah zu seinem Sohn hinaus. Thomas war zur anderen Straßenseite herübergelaufen und sah zum Vater hin. Dann setzte sich die Straßenbahn in Bewegung. In diesem Augenblick begann Thomas neben der Bahn herzulaufen. Da sie recht langsam fuhr, konnte er

das Tempo einigermaßen mithalten. 'An der Post hält sie noch mal', dachte Thomas, 'dort kann ich den Vater noch einmal aus nächster Nähe sehn'. Und so rannte er denn mit großen Schritten die lange Mauer entlang, den Blick immerzu auf den Vater gerichtet. An der nächsten Haltestelle winkten die beiden sich noch einmal zu. Als das Gefährt wieder in Bewegung kam, versuchte Thomas erneut auf gleicher Höhe zu bleiben, doch mit zunehmender Geschwindigkeit er= lahmten seine Kräfte. Da ihm eine nochmalige Annäherung als aussichtlos erschien, blieb er schließlich stehn. Schwer atmend sah er dem Wagen so lange nach, bis dieser hinter einer Straßenbiegung verschwand.

Erst jetzt fielen dem kleinen Mann jene vorbeigehenden Straßenpassanten auf, die er zuvor kaum bemerkt hatte. Warum sahen sie ihn so an? Ach ja! Die Straßenbahn! Sie glaubten, er habe sie verpaßt. Eine andere Erklärung kam nicht in Betracht; sie wußten Bescheid.

Auf der Stelle trat Thomas den Heimweg an. Er dachte nur noch an die tröstenden Worte seines Vaters: "Ich komm' ja bald wieder; der Krieg kann ja nicht ewig dauern; laß den Kopf nicht hängen!"

IV

Die Kasernen lagen auf einer Geländeterrasse südöstlich der Stadt. Wer dort hinein wollte, der mußte sich aus= weisen. Andreas Nagel zeigte seinen Einberufungsbescheid vor und wurde einem Einweiser überstellt. Kurze Zeit später betrat er die Unterkunft.

Um einen Tisch herum saßen drei Männer seines Alters. Er ging auf sie zu und grüßte kurz. "Diese Betten da und die Spinde dort sind noch frei, Kamerad, du hast die große Auswahl", sagte einer der Anwesenden. Nagel stellte seine Aktentasche ab und setzte sich zu den anderen. "Ihr müßt mich erst einmal instruieren", bat er die Männer, "ich bin noch fremd hier". Dabei wanderte sein Blick etwas hilflos durch den nüchternen Raum.

"Draußen hängt ein Anschlag am schwarzen Brett", ent= gegnete ein kleiner Mann mit rötlichem Haar, "aber viel steht da nicht drauf. Wir dürfen die Unterkunft nicht verlassen. Um 18.00 Uhr gibt es Abendbrot - und um zehn müssen wir in den Betten liegen. Die Waschanlage ist gleich gegenüber. Nebenan sind die Toiletten."

Als Nagel zehn Minuten später auf den Flur hinaustrat, heftete ein Gefreiter den Dienstplan für den nächsten Tag an die Bekanntmachungstafel: 06.00 Uhr - Wecken, 07.00 Uhr - Frühstück, 08.00 Uhr - Befehlsausgabe, 08.15 Uhr - Kompaniebelehrung...

Als die Sonne unterging, stand Nagel an einem der weit geöffneten Fenster im ersten Stock und schaute nach Westen.

Sein Blick fiel auf die stille Stadt zu seinen Füßen. Angestrengt versuchte er Einzelheiten zu erkennen. Drüben lag die Anna-Kirche, deren hoher Turm in den Himmel ragte. Dort hinten irgendwo war die Firma Bauer, und weiter im Nordwesten lag das Haus an der Rur. 'Nur nicht sentimental werden', dachte er und ging zur Stube zurück. Bis zum Zapfenstreich vertrieb man sich die Zeit beim Kartenspiel. Dann wurde das Licht gelöscht. Nagel lag noch lange wach. 'Ein gutes Pferd schläft nicht in fremdem Stall', dachte er, doch dann übermannte ihn die Müdigkeit.

V

Gleich Millionen anderer Frauen weinte Frau Nagel am Abend in die Kissen. Vom nahen Kirmesplatz her klang immer noch Musik herüber: Du kannst nicht treu sein... 'Und ob ich ihm treu sein werde', dachte sie, 'keinen Blick werde ich einem anderen schenken - und wenn es Jahre dauern sollte'. Und doch: War das nicht blanker Hohn?

Gegen halb zwölf verstummte die Musik. Dennoch fand sie keine Ruhe. Sie wälzte sich von der einen Seite auf die andere, und jedesmal, wenn die Kirchturmuhr schlug, dachte sie 'da ist schon wieder eine halbe Stunde um und ich schlafe immer noch nicht'. Je stiller es draußen wurde, desto lauter wurden die quälenden Gedanken:

Wo ist sein Blick, sein Lachen? Dahin sind die glück=lichen Jahre, dahin die frohen Stunden! Wenn ich wenigstens wüßte, wo er sich im Augenblick befindet! Hoffentlich hat er Bekannte getroffen! Ob ich ihn telefonisch erreichen werde? Wann er wohl das erste Mal schreiben wird? Ich werde ihm sofort antworten. Jeden Tag will ich ihm schreiben, jeden Tag! Er war doch noch nie von zu Hause fort. Ob es nicht besser wäre, für ihn zu beten? Aber was denn, lieber Gott, ich kann mich doch unmöglich konzentrieren. Behüte und beschütze ihn! Laß ihn gesund bleiben, so sehr ich andererseits gegen einen Heimatschuß keine Ein=wände hätte. Ach Unsinn! Unverletzt soll er bleiben, unversehrt nach Hause kommen; er muß doch seinen Mann stehen, wenn er wieder arbeitet. Sicher hat er einen guten Schutzengel...

VI

An Kirmesmontag stürzte Frau Nagel sich auf die große Wäsche. "Wenn Andreas in Urlaub kommt, sollen seine Sachen doch wieder parat liegen", hatte sie zu ihrem Vater gesagt. Gegen Mittag schaute ihre Schwester Marga herein. "Ich habe schon alles trocken", sagte Frau Nagel zu ihr.

Während die beiden Frauen am frühen Nachmittag gemeinsam

bügelten, bummelte Thomas lustlos über den Rummelplatz. Da und dort hatten Schausteller bereits mit dem Abbruch ihrer Stände begonnen, weil ihnen inzwischen ebenfalls die Gestellungsbefehle zugegangen waren. Der festliche Eindruck war infolgedessen dahin.

Ein paar Kinder, die einen auf der Ostseite des Platzes gelegenen Stand umringten, erregten jedoch Thomas' Aufmerksamkeit. Als er sich zu ihnen gesellte, beobachtete er einen alten Mann, der sich im Innern der kleinen Halle tief über den Tresen beugte. Als Thomas sich ein wenig vorbeugte, sah er, daß der Budenbesitzer eine unbedruckte Postkarte beschriftete. Dazu benutzte er eine Rundschriftfeder, die er von Zeit zu Zeit in eine helle klebrige Flüssigkeit tauchte. "Eine so schöne Schrift möchtet ihr wohl auch haben?" fragte seine neben ihm stehende Frau die staunenden Kinder, doch wurde die Schrift erst in dem Augenblick sichtbar, als der Herr eine Prise Goldstaub darüber streute. Dann zeigte er stolz sein Produkt vor: Auf der Karte war nunmehr ein Name zu lesen.

"Was kostet das?" fragte Thomas den alten Herrn.
"Zehn Pfennig", lautete die Antwort.
"Und was kostet es, wenn mehrere Wörter aufgetragen werden?"

"Dann kostet es zwanzig Pfennig".
"Ich möchte aber selbst schreiben, wenn sie nichts dagegen haben".
"Hast du denn eine schöne Schrift?"

"Ostern hatte ich eine Eins im Zeugnis".

"Ja, dann - aber du darfst nicht zu stark aufdrücken, sonst leidet die Feder".

"In Ordnung!" - und Thomas schrieb auf die Karte:

Meinem lieben Papa ANDREAS zur Erinnerung an seinen Sohn Thomas - Herbst-Kirmes 1939.

Fünfundzwanzig Pfennige besaß er noch. Zwanzig davon erhielt der Budenbesitzer, der ob der schönen Schrift des Jungen des Lobes voll war. Für das restliche Geld kaufte Thomas sich anschließend ein Eis zu fünf. Dann war das Kirmesgeld alle.

VII

"Er ist in Hollerath", sagte Frau Nagel zu Opa Schwarz, als sie die erste Post von ihrem Mann erhielt.

"Was schreibt er denn?"

"Er schreibt, er gehöre einem Baubataillon an."

"Dann ist er erst mal aus der Schußlinie."

"Meinst Du?"

"An die Front kann man ihn doch sowieso nicht schicken, er hat ja noch nie ein Gewehr in der Hand gehabt. Zuerst muß man die Leute doch ausbilden."

"Da magst du recht haben."

"Baubataillone haben die Aufgabe, im Rücken der Front Straßen instandzusetzen und Brücken zu reparieren. Solange er in dem kleinen Eifeldorf ist, können wir völlig beruhigt sein. Das ist ja auch gar nicht so weit von hier. Sicher kommt er nach Ablauf der ersten sechs Wochen schon auf Sonntagsurlaub."

"Erst nach sechs Wochen?"

"Nun ja, zuerst müssen die Rekruten doch mal richtig Grüßen lernen. Vielleicht kannst du ihn dort auch mal besuchen. An Sonntagnachmittagen dürfen die Soldaten ganz bestimmt ins Dorf gehen."

"Er schreibt, Herr Huppertz sei auch in Hollerath stationiert. Vielleicht fährt Frau Huppertz mal mit mir dorthin."

"Du kannst sie ja mal fragen."

"Wenn aber nun die Franzosen angreifen?"

"Ich glaube nicht, daß sie es tun. Wer will schon wegen Danzig sterben!"

"Aber die Franzosen haben uns wegen des Polenfeldzugs inzwischen den Krieg erklärt - und die Engländer auch."

"Sicher, möglich ist alles. Wir können nur hoffen und beten."

Bei jeder sich bietenden Gelegenheit saßen die Menschen vor den Rundfunkgeräten und hörten die Nachrichten. Aus den Lautsprechern klang fortgesetzt Marschmusik, die von Sondermeldungen über die militärischen Operati=

onen hin und wieder unterbrochen wurde. Von Ostpreußen aus war die 3. Armee in Richtung Bromberg und Bialystok vorgestoßen. Die 4. Armee hatte nördlich von Schneidemühl ihren Angriff begonnen. Die 8. Armee unter General Blaskowitz griff aus Richtung Breslau kommend an, die 10. unter General Reichenau aus dem Raum Kreuzberg/ Beuthen, und die 14. unter General List hatte südlich von Mährisch-Ostrau die deutsch-polnische Grenze über= schritten.

Mitte September trafen die ersten polnischen Kriegs= gefangenen im Düren-Jülicher Raum ein; sie trugen eckige Schirmmützen und umgehängte Provianttaschen. Man schickte sie auf die Bauernhöfe und in die Gärtnereien, wo sie gute Arbeit verrichteten. Schon nach kurzer Zeit durften sie sich frei bewegen. Sonntags gingen sie, gemeinsam mit ihren Arbeitgebern, in die Kirche, und bald kannte man überall ihre Namen: Wladislaus und Stanislaus, Kasimir und Wenzeslaus.

Sie machten sich mit deutschen Sitten und Gebräuchen vertraut und lernten vor allem die deutsche Sprache. Dies alles war sicher nicht leicht für sie, wenn es in Polen auch ähnlich zugegangen sein mochte. So war es in Deutschland Sitte, daß man auf der Straße leise mitein= ander sprach, um andere Passanten nicht zu belästigen. Lautes Rufen galt als pöbelhaft und lautes Lachen als störend. Wer sich ins Fenster legte, erregte Unmut, und ausspucken durfte nur der Fuhrmann. Keinesfalls zeigte man im Beisein anderer Gefühle, schon gar nicht

in der Öffentlichkeit. Niemand hätte Wange an Wange getanzt, niemand Papier auf die Straße geschmissen und niemand die Hände in die Hosentaschen gesteckt. Tagediebe und Taugenichtse steckte man ins Spritzen=häuschen oder ins Kaschott - und wer gar offiziell bestraft worden war, der saß im Tippo.-

Die Polen hatten auf den Beistand der Sowjetunion gehofft, doch hatte der sowjetische Außenminister Molotow am 31. August vor dem Obersten Sowjet bezüg=lich der Engländer erklärt:

"Wenn diese Herren den unwiderstehlichen Wunsch haben, in den Krieg zu ziehen, nun denn, dann sollen sie selbst gehen, aber ohne die Sowjetunion. Wir werden sehen, was für eine Sorte von Kriegern das geben wird." Anfang Mai hatte er seinen Vorgänger Litwinow abgelöst und kurze Zeit später in seiner ersten Rede unter anderem gesagt:

"Wir müssen uns sorgfältig an Stalins Warnung erinnern, daß wir uns nicht dazu hergeben dürfen, die Kastanien anderer Leute aus dem Feuer zu holen."

Und hatte die Sowjetunion beim Einmarsch der Deutschen in die Tschechoslowakei nicht äußerste Zurückhaltung gewahrt? Hatte sie nicht auch am 23. August mit Deutsch=land einen Nichtangriffspakt abgeschlossen?

Und die Engländer? Was war aus dem britisch-polnischen Beistandspakt vom 25. August geworden? Und Frankreich? Waren die Franzosen nicht in ihrer Maginot-Linie hocken=geblieben?

Nachdem die Rote Armee zehn Tage vorher von Osten her ebenfalls in Polen einmarschiert war, erfolgte am 27. September die Kapitulation Warschaus. Auf Befehl Hitlers wurde daraufhin ein siebentägiges Glockengeläut angeordnet, das täglich von zwölf bis dreizehn Uhr und im ganzen Reichsgebiet erklang. Schon am 18. September waren deutsche und sowjetische Truppen bei Brest-Litowsk einander begegnet, wo sie eine gemeinsame Truppenparade veranstaltet hatten. Polen war geschlagen.

Warschau war der Überzeugung gewesen, die deutsche Regierung sei dem Volk so sehr verhaßt, daß bei Ausbruch eines Krieges eine Revolution ausbrechen, daß die polnische Armee binnen weniger Tage oder Wochen Berlin einnehmen werde und daß man alsdann Ostpreußen eingemeinden könne. Nun aber erklärte Molotow:

"Der polnische Staat ist zerfallen. Er existiert nicht mehr. Ein schneller Schlag gegen Polen zuerst von der deutschen Wehrmacht und dann von der Roten Armee - und nichts bleibt übrig von diesem scheußlichen Gebilde des Versailler Vertrages."

Die Namen der größeren polnischen Städte waren in jenen Tagen jedem deutschen Schulkind geläufig: Lodz, Kattowitz, Graudenz, Krakau, Bromberg, Lemberg, Bialystok, nicht zuletzt Warschau und viele andere mehr. In der Tucheler Heide hatten polnische Kavallerie-Einheiten deutsche Panzer attakiert und in Bromberg hatten die Polen am Sonntag, dem 3. September, Tausende volksdeutsche Mit-

bürger erschlagen, somit an jenem Sonntag, als Andreas Nagel eingerückt war. Dennoch hegte die Bevölkerung im Düren-Jülicher Land gegenüber den polnischen Kriegsgefangenen keinerlei Haßgefühle. "Die mußten ja auch", sagten die Leute.

Bei Herzogenbusch

I

Wieder einmal war es Herbst geworden. Bei starkem West=wind wehte die Herdasche aus den zu Mülleimern gewordenen ausgedienten Wasser- und Marmeladeneimern heraus auf die Bürgersteige. Die Gärtner richteten die Gräber wieder her, denn es ging auf Allerheiligen zu. Durch den Kreis Düren dampften die Lokomotiven der Eisenbahngesellschaften, und wieder einmal wurden die abgefallenen Blätter zusammenge=harkt.

Die deutschen Armeen wurden von der Ostfront abgezogen und an die Westgrenze verlegt. Die vom Einsatz zurück=gekehrten Soldaten fuhren in den Heimaturlaub. An vielen Schaufenstern klebten Hinweiszettel mit der Aufschrift 'Wegen Einberufung geschlossen'.

Anfang November kam Andreas Nagel übers Wochenende nach Hause: Sonntagsurlaub! Er trug eine braune Arbeitsdienst=Uniform. Am linken Rockärmel war eine Armbinde mit der Aufschrift 'Deutsche Wehrmacht' aufgenäht: es mangelte zunächst an feldgrauen Uniformen.

Noch befand Nagel sich in der Grundausbildung. Am West=wall beschränkte sich die Kriegführung auf Spähtrupp=tätigkeit. Von dem, was man unter Krieg verstand, konnte nicht die Rede sein, allein von Frieden auch nicht, denn England und Frankreich hatten das Angebot, Frieden zu schließen und eine westeuropäische Friedenskonferenz

einzuberufen, gegenüber der Reichsregierung abgelehnt; man war nicht einmal zu Vorverhandlungen bereit.

Am Montag mußte Nagel wieder bei seiner Einheit er= scheinen. Hier wie überall lief die militärische Aus- und Weiterbildung auf Hochtouren. Neue Waffen, insbe= sondere moderne Panzer und Flugzeuge erforderten gründliche Kenntnisse. Die Grenzbefestigungen wurden weiter verstärkt. Auch Thomas' Onkel Peter war eingerückt.

Die Buben aber spielten 'Krieg'. Sie schnitzten sich Gewehre und Säbel aus Holz und hefteten sich Papier= orden an die Brust, und Thomas tat es den anderen nach. Im Park wurden sogenannte Bunker gebaut und Schützen= gräben ausgehoben. Auf den Bäumen errichteten sie Beobachtungsstände und am Boden alle möglichen Sperren. Posten wurden aufgestellt und kleine Marschkolonnen formiert. Nach wie vor brannten die Lagerfeuer, doch wenn einmal ein Polizist auftauchte, dem der aufsteigende Rauch allzu arg war, dann rief einer der Posten aus Leibeskräften: "Alarm!"

So verging der Monat Oktober und so auch der November mit all seinen traurig stimmenden Gedenktagen, doch täglich fütterte Thomas die ewig hungrigen Spatzen. An langen Herbstabenden aber erzählte Opa Schwarz seinem Enkelkind spannende Geschichten aus alter Zeit, von Krieg und Hungersnot, von Pöbel, Pest und Pocken, aber auch vom Räuberhauptmann Vendt, der noch Anfang des Jahrhunderts im Düren-Jülicher Land sein Unwesen getrieben haben soll. In seinen Schilderungen über=

schritten dann fremde Heere noch einmal die Rur und schlugen die Schlacht bei Birkesdorf. Noch bis ins vorige Jahrhundert hinein soll es in dieser Gegend noch Wölfe, Marder und Luchse gegeben haben. Die Leute aber seien damals ebenso abergläubisch wie gläubig gewesen. So hätten seine Eltern nie mehr bei Gewitter die gesegnete Kerze anzuzünden vergessen, nachdem einmal ein Schwefelgeruch verbreitender Kugel= blitz durch das offenstehende Oberlicht in die Stube hineingeschwebt, die Tapete versengend rings um die Wände herum gewandert und wieder durchs Fenster ins Freie getreten sei.

"Ihr hättet alle tot sein können", sagte Thomas.

"Nicht tot, Thomas, aber wir hätten alle sterben können."

"Ist das denn nicht dasselbe?"

"Nein Thomas. Man lebt zwar nicht ewig, aber das Leben selbst ist unvergänglich. Darum spricht der Herr Pfarrer ja auch vom ewigen Leben."

"Aber du hast selbst doch einmal gesagt, daß wir nicht ewig leben können."

"Das ist wahr, aber es heißt auch: Wer an Gott glaubt, wird leben, wenn er auch gestorben ist."

"Aber das widerspricht sich doch!"

"Keineswegs Thomas!- Schau, der Mensch bedarf, wie du weißt, der Ruhe; er kann nicht immer in Bewegung sein. Nicht anders ist es mit dem Leben; es entspringt der

Stille - und dorthin kehrt es von Zeit zu Zeit zurück. Deshalb muß es die ewige Ruhe genauso geben, wie das ewige Leben. Wenn jemand dich am Morgen fragt:'Wo warst du heute nacht?' so antwortest du:'Ich war im Bett', nicht wahr!-Für das Leben ist die Ruhe das Bett. Aber genauso wenig, wie du in deinem Bett vergehst, vergeht das ewige Leben in seinem. Schau dich nur um - und du erlebst die Auferstehung überall! Nicht erst am jüngsten Tag wird es die Wiedererweckung der Toten geben: die Auferstehung hat längst begonnen!"

"Komme ich denn auch aus der ewigen Ruhe? Ich meine - bin ich denn auch auferstanden?"

"Ja, du auch, Thomas.- Aber hat es dich vor deiner Geburt je bedrückt, in jenem stillen, harmonischen Geisterreich zu wohnen?"

"Nein, da hast du schon recht, aber - ich möchte auch nicht wieder dorthin zurück, denn dann würde ich mich wieder selbst vergessen - und euch auch. Und selbst wenn ich eines Tages wieder auferstehen sollte, so würde ich euch am Ende nicht mehr antreffen oder nicht mehr wiedererkennen."

"Aber dann hast du wieder neue Eltern und Verwandte und wirst nichts vermissen."

"Aber ich will keine fremden Eltern haben. Ich will immer nur Mama und Papa - und dich und die anderen."

"Na, dann wollen wir das auch vorläufig so lassen. Wichtig ist, daß du ein guter Mensch wirst, jemand,

der seines Wesens wegen geliebt wird, der zu den sammelnden und nicht zu den zerstreuenden Kräften gezählt werden kann, und der dennoch kein Aufhebens von sich macht, jemand, der bescheiden im Schatten seiner Leistung bleibt. Du mußt so weit kommen, daß du nicht einmal mehr durch deine Unauffälligkeit auffällst."

"Dann werde ich eben Filmschauspieler, dann sehen die Leute mich nur noch im Kino."-

Als der 1. Dezember gekommen war, begann man an Weihnachten zu denken. Es sollte die erste Kriegs= weihnacht werden.

"Im Weltkrieg griffen die Engländer an Weihnachten immer an", sagte Opa Schwarz.

"Warum denn gerade an Weihnachten?" fragte Thomas.

"Weil sie wußten, daß die deutschen Soldaten in ihren Unterständen unter dem Weihnachtsbaum saßen, ein wenig feierten und an zu Hause dachten."

"Ob die denn auch in diesem Jahr irgend etwas unter= nehmen?"

"Die Engländer bestimmt nicht; die sind zu weit weg."

"Was sind denn das eigentlich für Leute, die Engländer?"

"Ja, was sind das für Leute?!- Du kannst dich doch an die Geschichte vom Erzengel Lucifer erinnern! Dieser Erzengel hatte sich doch eines Tages gegen Gott erhoben, ohne Erfolg, wie du weißt. Und du weißt ferner, daß

Gott ihn und seine Gefolgschaft alsdann aus dem Himmelreich vertrieben hat. Er hat sie hinabgestürzt, ja, und seitdem nennt man das Land, in dem die bösen Engel wohnen 'Engelland' - England."

Als der Großvater geendet hatte, schaute er seinen Enkel mit schräg gestellten Augen an, um seine Reaktion festzustellen. Thomas aber rief aus: "Du hast geflunkert, Opa! Ich kann es deinem Gesicht ansehen!"

In diesem Augenblick konnte Opa Schwarz sein Lachen nicht mehr unterdrücken, obwohl er es hinter der ausgebreiteten Zeitung zu verbergen trachtete.

II

Andreas Nagel hatte am Freitag, dem 22. Dezember, seinen Weihnachtsurlaub angetreten und war am frühen Abend zu Hause eingetroffen. Heiligabend 1939 fiel auf einen Sonntag.

"Wollen wir hoffen, daß Peter auch Urlaub bekommt, damit wir an Weihnachten vollzählich sind", sagte Schwägerin Marga, als sie den Urlauber begrüßte.
"Er hat zwar geschrieben, daß die Urlaubsliste noch nicht endgültig erstellt sei", fügte sie hinzu, "vielleicht hat er bloß keine Gelegenheit mehr gehabt, mich nochmals zu benachrichtigen."
"Dann lassen wir uns überraschen", erwiderte Nagel artig.

Marga und Peter bewohnten ein kleines Haus in der Pastorengasse. Sie hatten es einer verwitweten Bäuerin abgekauft und anschließend renoviert. Da Marga sich seit der Rekrutierung ihres Peter ein wenig einsam in dem Haus fühlte, war sie tagsüber zumeist im Hause Nagel. Sie hatte ihrem Mann geschrieben, daß er dorthin kommen solle, sofern er einmal überraschend in Urlaub käme und sie nicht zu Hause sei.

Als am Nachmittag des darauffolgenden Tages jemand bei Nagels Sturm läutete, lachte Marga. "Das ist er!" rief sie strahlend aus und rannte zur Haustür. Als sie öffnete, stand ihr Peter bepackt wie der Weihnachtsmann mit schwerem Tornister und umgehängtem Karabiner vornüber= gebeugt auf der Schwelle. An den Trageriemen baumelten lauter in Weihnachtspapier eingewickelte Päckchen, und in der linken Hand hielt er einen Blumenstrauß. Es war das erste Mal, daß er in Urlaub kam, denn er war in Münster in Westfalen stationiert und somit nicht in der Lage, mal eben kurz nach Hause zu fahren. "Da bist du ja!" rief sie aus, doch war eine Umarmung angesichts der vielen Päckchen kaum möglich. Auch die anderen Familienmitglieder waren zur Tür geeilt um den Urlauber zu empfangen. Es gab ein frohes Wiedersehn.-

Während der Feiertage war die Kirche bei jeder Messe überfüllt. Allein das gewohnte Bild des Vorjahres war verschwunden. Matrosen in ihren blauen Uniformen standen neben den feldgrauen Soldaten des Heeres, Panzersoldaten in schwarzen Uniformen neben blau-grau uniformierten

Männern der Luftwaffe - und da und dort tauchte die braune Uniform eines polnischen Kriegsgefangenen auf. Angehörige solcher Soldaten, die keinen Weihnachts= urlaub erhalten hatten, saßen traurig zwischen den anderen. Die Geistlichkeit aber hatte gerade an sie gedacht, fand tröstende Worte für die Alleingebliebenen und hob hervor, daß bislang noch kein Soldat der Pfarrei gefallen sei. In ihren Weihnachtsansprachen wiesen die Geistlichen darauf hin, daß die ledigen Soldaten über Silvester und Neujahr nach Hause kommen dürften und somit jedem Gerechtigkeit zuteil werde.

Am ersten Feiertag besuchte die Familie Nagel die Elf-Uhr-Messe, die der Herr Pfarrer persönlich las. Nach einer kurzen Festpredigt forderte er die Gläubigen auf, niederzuknien und mit ihm gemeinsam für den Frieden zu beten:

"Herrgott, wir bitten dich, erhöre unser Gebet und laß unser Rufen zu dir kommen. Blicke gnädig auf uns herab, die wir um deinen Altar versammelt sind. Wir flehen dich an, du mögest dich in deiner unendlichen Liebe und Güte deiner Diener erbarmen und den Geist der Ver= söhnung in die Welt senden, denn du allein bist der Herr, du allein bist der Höchste, und dein ist das Reich und die Macht und die Herrlichkeit in Ewigkeit. Ehre sei Gott in der Höhe - und Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind. Amen."

Dann stand er auf, sah die Gläubigen an und sagte:

"Ich wünsche meiner Pfarrgemeinde - auch im Namen der anderen Priester - ein friedvolles und gnadenreiches Weihnachtsfest."

III

An Silvester waren die unverheirateten Soldaten zu Hause. Die verheirateten aber waren wieder in ihren Standorten, viele von ihnen an der Westgrenze, in Bunkern und Unterständen. Die letzten Stunden des alten Jahres verrannen. Punkt Mitternacht aber entlud sich entlang des gesamten Westwalls ein riesiges Feuerwerk. Kompanieführer und Unteroffiziere hatten für ihre Männer so manches Fläschchen organisiert und überall knallten die Sektkorken. Auch auf der anderen Seite gingen die Feuerwerkskörper hoch - und hüben wie drüben wußte man: dort wird auch gefeiert.

Andreas Nagels Zug hatte Alarmbereitschaft. Die Männer waren auf zwei Baracken mit je drei geräumigen Stuben verteilt. Als sie draußen Musik und Paukenschläge hörten, stürzten sie zu den Ausgängen: Mit einer dicken Trommel und einer Ziehharmonika ließ der Spieß von zwei ihn begleitenden Soldaten dem Bereitschaftszug ein Silvester-Ständchen bringen. Dann aber ging man wegen der Kälte wieder hinein, um noch ein wenig zu feiern. Auch der Spieß hatte etwas Wärmendes mitgebracht,

doch durfte wegen des angeordneten Alkoholverbots nur ein einziges Gläschen von jedem verzehrt werden. Erneut stimmte der Kamerad mit der Handharmonika ein Lied an - und alle sangen fröhlich mit:

Auf Posten in einsamer Nacht,
da steht ein Soldat und hält Wacht,
träumt von Hanne und dem Glück,
das zu Hause blieb zurück.
Und ist dann der Krieg einmal aus,
dann kehren die Landser nach Haus;
und beim Schützen wie beim Leutenant,
da ist die Parole bekannt:
Es geht alles vorüber,
es geht alles vorbei.
Nach jedem Dezember
folgt wieder ein Mai...

In Deutschland wurde noch viel gesungen.-

Wochen vergingen. Die Nachrichtensprecher des Rundfunks berichteten zur Lage an der Westgrenze lediglich über örtliche Aufklärungstätigkeit. Die Einheiten bekamen Feldpostnummern, und der Krieg schneite zu. So vergingen die Wintermonate Anfang 1940 ohne nennenswerte Kampfhandlungen.

Als am 17. März der Heldengedenktag begangen wurde, zeigten sich die ersten Weidenkätzchen, die Vorboten des Frühlings. In der Schule lernte Thomas ein neues Gedicht:

Und dreut der Winter noch so sehr
mit trotzigen Gebärden -
und streut er Eis und Schnee umher:
es muß doch Frühling werden...

Am 2. April hatte Thomas wieder einmal Geburtstag; er wurde elf Jahre alt. Sein größtes Geburtstagsgeschenk war eine Eisenbahn. "Ich hoffe, daß du sie in Ehren hältst", mahnte die Mutter ihn, "es war nicht leicht, sie noch aufzutreiben in dieser Zeit."-

Nur zähflüssig vergeht die Zeit während der Tage und Wochen des Monats April. Stunde um Stunde sitzen die Kinder in den schmucklosen Klassenräumen der Schule und heucheln Interesse. Die jüngeren Lehrer sind zum Militär einberufen worden, so daß einige Klassen in Gemeinschaftsunterricht unterwiesen werden müssen. Die Lustlosigkeit der Kinder überträgt sich zuletzt auf die Lehrer, die in gelegentlichen Beratungen über= legen, mit welchen Mitteln etwas geändert werden könnte. Schließlich telefoniert der Schulleiter mit der Kreis-Bildstelle, woraufhin ein paar lustige Filme in die Schule gelangen. Der Streifen 'Von einem, der auszog, das Gruseln zu lernen' findet den meisten Anklang. Häufiger als sonst wird gemalt. Sport und Spiele bringen weitere Abwechslung. Einmal wöchentlich werden in Thomas' Klasse Kapitel aus dem Buch 'Der hölzerne Bengele' vor= gelesen - und wenn einmal gar nichts mehr hilft, wird gesungen. Und wieder einmal pflanzt der Herr Rektor

die Hoffnung auf, als er Ende April seinen Schülern ein neues Lied vorträgt:

Der Winter ist vergangen,
ich seh des Maien Schein;
ich seh die Blümlein prangen,
des ist mein Herz erfreut.

Inzwischen hatten deutsche Truppen mit der Besetzung Dänemarks und Norwegens begonnen. Damit war die Reichsregierung einer für den 8. April vorgesehenen Landung britischer Truppen zuvorgekommen. Schon Mitte September 1939 waren der deutschen Regierung die Absichten der Engländer bekannt geworden. Am 16. Januar hatten die Briten mit der Vorbereitung ihrer Invasion begonnen, die ohne Rücksicht auf die Neutralität der beiden skandinavischen Staaten erfolgen sollte: Man wollte Deutschland von der Erzzufuhr abschneiden und damit jene Erztransporte unterbinden, die Deutschland aus den reichen skandinavischen Erzgruben belieferten. Dessenungeachtet begannen die deutschen Truppen am 10. Mai den Frankreichfeldzug und stießen zunächst von der Nordsee bis Luxemburg nach Westen vor. Erneut hielt die Welt den Atem an.

IV

Der 10. Mai 1940 war ein Freitag. Schon seit Tagen waren lange Truppentransporte von Osten her über die Kölner Landstraße kommend durch Düren gerollt. Nun aber floß eine schier endlos scheinende Militär=kolonne durch die Stadt und strebte der nördlich gelegenen Autobahnauffahrt zu. Mal waren es Fuß=truppen, mal Pferdefuhrwerke, gefolgt oder überholt von motorisierten Verbänden, Artillerie-Einheiten und Flak-Batterien. Auch bei Nacht riß dieser gigan=tische Strom nicht ab, und kam der Morgen, dann setzte schon kurz nach acht der Flugverkehr der Sturzkampfflugzeuge, der 'Stukas' ein. Den ganzen Tag über flog Welle auf Welle in niedriger Höhe in Richtung Westgrenze. Die zurückfliegenden Formati=onen überflogen die nach Westen strebenden Verbände in angemessener Höhe, um irgendwo zwischen Düren und Köln auf ihren Feldflughäfen zu landen - und diese Geschwader sah man so weit das Auge in alle Himmelsrichtungen reichte.

Thomas aber saß nach Beendigung des Schulunterrichts täglich stundenlang auf der langen Mauer, die ein Stück entlang der Heerstraße verlief. Wenn dann von einem der vorbeifahrenden Fahrzeuge lautes Rufen zu ihnen herüber hallte, dann waren die Buben hellwach. Sie warfen die Arme hoch und rissen die Augen auf: "Das sind welche von hier! Habt ihr gesehen, der Vater von Ulrich war auch dabei und der Bruder von

Doris und der Briefträger Hüffelmann!"

Der eine oder andere Soldat warf noch rasch einen Brief vom Fahrzeug herunter, und die am Straßenrand stehenden Zuschauer stürzten zwischen die Fahrzeuge, sobald es einmal eine Lücke gab, bemüht, dem Absender aufzuzeigen, daß der Brief geborgen werden konnte.

Am 12. Mai aber stand die Familie Nagel am Straßen= rand. Andreas Nagel hatte aus Hellenthal angerufen und mitgeteilt, daß auch seine Einheit höchstwahr= scheinlich um die Mittagszeit über Düren zur Autobahn fahren werde. Frau Nagel war noch rasch zu Frau Huppertz gerannt, um auch sie zu verständigen.

"Papa hat mir gesagt, daß er sein Fahrzeug über dem Führerhaus mit einer kleinen Birke versehen habe, sozusagen als Erkennungszeichen. Danach müssen wir Ausschau halten, damit wir ihn nicht verfehlen", sagte Frau Nagel zu Thomas.

Als die Fahrzeugkolonne aus Hellenthal unweit der Kirche angelangt war, geriet sie für kurze Zeit ins Stocken. Da und dort liefen Zivilisten auf die Fahr= zeuge zu und streckten ihre Arme nach oben. "Da hinten ist der Wagen mit der Birke!" rief Thomas plötzlich aus - und Hals über Kopf rannten alle in die gleiche Richtung. Sekunden später hatten sie den Lkw erreicht. Andreas Nagel stand hoch aufgerichtet unmittelbar hinter dem Führerhaus und winkte ihnen zu. Er trug nunmehr eine feldgraue Uniform mit grün-weiß gestreif= ten Schwalbennestern an den Schultern. An der linken

Hüfte hatte er seinen Stahlhelm befestigt, unter dem das Seitengewehr hervorschaute. Rechts und links des Koppelschlosses saßen die Patronentaschen und auf der Brust trug er eine Gasplane. Demgegenüber waren an der rechten Hüfte Brotbeutel, Feldflasche und Gasmaske angebracht - und als Hornist besaß er ein Signalhorn, dessen ebenfalls grün-weiße Schnur er um den Hals gelegt hatte. Aus Platzgründen hatten die Männer ihre Tornister sowie Waffen, Munition, Proviant und anderes mitgeführtes Gerät separat verladen, so daß die Mann= schaftswagen lediglich Soldaten aufgenommen hatten.

Maria Nagel reichte ihrem Mann saure Bonbons und Zigaretten herauf, während Thomas den Wagen erkletterte. "Hier ist dein Zigarettenetui", sagte Thomas zu seinem Vater, "du hattest es bei deinem letzten Urlaub ver= gessen."

"Willst du ein Stück mitfahren?" fragte ein Soldat den Kleinen.

"Wie komme ich denn wieder nach Hause?" fragte Thomas zurück.

"Wir werden sicher noch mehrere Male halten, dann kannst du ja wieder absteigen."

"Aber nicht zu weit!" rief die Mutter den Soldaten zu.

"Nein, nein! nur ein Stück!" rief einer der Männer - und schon setzten die Fahrzeuge sich wieder in Bewegung. "Wo fahrt ihr denn hin?" rief noch jemand, doch statt zu antworten waren die Soldaten nur noch bemüht,

festen Halt zu finden. Noch einmal gab es eine kurze Verzögerung, dann aber fuhren die Wagen ruckartig an, wodurch jenes Birkenbäumchen aus der Verankerung geriet und auf die Fahrbahn fiel. Die folgenden Fahrzeuge brausten darüber hinweg.

Gegen 16.00 Uhr war Thomas wieder zu Hause. "Wie weit bist du denn noch mitgefahren?" fragte ihn die Mutter.

"Bis hinter Birkesdorf", antwortete Thomas.

"Mein Gott! so weit!" rief die Mutter aus.

"Ja, bis zum Mühlenteich, dort bin ich dann abgestiegen.

"Und bis hierher gelaufen?"

"Nicht ganz. Ein Kradmelder hat mich noch ein Stück mitgenommen."

"Hat Papa noch etwas gesagt?"

"Nein.- Doch! Er hat gesagt, ich soll nochmal schön von ihm grüßen, und wir sollen nicht besorgt sein, wenn in den nächsten Tagen keine Post von ihm käme."

Am Abend blätterte Thomas wieder einmal in seinem Reichswehr-Album. Als die Mutter einmal einen Blick ins Kinderzimmer warf, sagte Thomas zu ihr:

"Du, Mutti, weißt du auch, was bei den Soldaten auf dem Koppelschloß steht?"

"Nein, was denn?"

"Gott mit uns".

Am 15. Mai kapitulierten die Holländer. Am 13. Mai hatten deutsche Truppen bei Dinant und Sedan die Maas überschritten, nachdem bereits zuvor das Zentrum des belgischen Verteidigungssystems bei Lüttich zusammengebrochen war. Am 16. Mai wurde Laon genommen, am 20. Mai Amiens und am gleichen Tage Abbeville an der Somme-Mündung. Damit standen die deutschen Truppen am Atlantik. Am 28. Mai kapituliert Belgien.

In den Kinos werden die Frontberichte der 'Wochenschau' mit gesteigertem Interesse verfolgt. Wie gebannt sitzen die Theaterbesucher vor der Leinwand und verschlingen die Bilder der von PK-Männern gedrehten Aufnahmen. Der letzte Satz des Kommentators aber lautet jedesmal: "Der Kampf geht weiter".

Am 4. Juni beginnt die deutsche Heeresgruppe B mit der 4., 6. und 9. Armee sowie mit der Panzergruppe Kleist ihren Angriff auf die Weygand-Linie entlang der Somme und der unteren Aisne. Am 5. Juni wird diese Verteidigungslinie durchbrochen. Am 14. Juni durchstoßen deutsche Verbände südlich von Saarbrücken die Maginot-Linie, die als stärkste Befestigungsanlage der Welt galt. Deutsche Panzer dringen binnen weniger Tage über Verdun nach Süden bis zur Schweizer Grenze vor. Am gleichen Tage besetzen deutsche Truppen Paris, nachdem drei Tage zuvor die Kampfhandlungen in Norwegen mit einem Sieg der Deutschen Wehrmacht geendet hatten. Nunmehr wird die Maginot-Linie von Westen und Südwesten her von deutschen Verbänden aufgerollt und fällt fast

kampflos in ihre Hände.

Am 21. Juni beginnen die deutsch-französischen Waffen= stillstandsverhandlungen im Wald von Compiègne, die am 22. Juni abgeschlossen werden. Am 25. Juni, um 01.35 Uhr, tritt in Frankreich Waffenruhe ein. 1,9 Millionen französische Soldaten geraten in deutsche Kriegsgefangenschaft.-

Um die Franzosen nicht zu demütigen, wird das Land zunächst auf einer Linie westlich und nördlich von Genf - Dôle - Tours - Mont de Marsan - spanische Grenze von deutschen Truppen besetzt. Die schon am 17. Juni unter Marschall Pétain neu gebildete französische Regierung mit Sitz in Vichy bricht am 4. Juli die diplomatischen Beziehungen zu England ab. Das briti= sche Expeditionscorps aber war bereits zwischen dem 27. Mai und dem 4. Juni von Dünkirchen aus nach England geflohen.

V

In der Heimat war der Vormarsch der Wehrmacht mit größter Spannung verfolgt worden. Vor allem waren es die älteren Männer, die während des Krieges 14/18 im Westen eingesetzt gewesen waren. Städtenamen wie Arras, Maubeuge, Reims, Lille und Ypern - Landschafts= bezeichnungen wie Vogesen und Argonnen - und Flußnamen

wie Marne und Somme weckten alte Erinnerungen - und wenn sie an langen Abenden beisammen saßen, sprachen sie vom Trommelfeuer, von Douaumont, von Vaux, Les Eparge, Vouquois, von den Höhen 295 und 304 und von der Dicken Berta, bis einer von ihnen dann zu später Stunde ein altes Soldatenlied anstimmte, das alle mitsangen: Steh ich in finst'rer Mitternacht...

So sehr die Kinobesucher auch gute Filme zu sehen hofften, waren sie doch vornehmlich wegen der Wochen=schauen in die Filmtheater geströmt. In den Schulen aber waren die Landkarten ausgerollt worden, um die Besetzung Frankreichs zu rekonstruieren. Und wieder einmal hatten die Kinder ein neues Lied eingeübt:

Kamerad, wir marschieren im Westen,
mit den Bombengeschwadern vereint.
Und fallen auch viele der Besten:
Wir schlagen zu Boden den Feind...

Nun aber war der Feind besiegt. Überall wehten die Fahnen und überall wurden Siegesfeiern veranstaltet. Auf der Straße aber tanzten die kleinen Mädchen Ringel=reihen: Blau, blau, blau sind alle meine Kleider...

Aus Frankreich schickten die Soldaten Liebesgaben-Pakete mit französischem Kognak, mit Schuhen und Schokolade. Beigelegte Fotos zeigten sie vor historischen Stätten, auf Bahnhöfen und Sammelplätzen.

Andreas Nagel schrieb zuerst aus Verviers, dann aus Maubeuge. Als seine Frau ihm mitteilte, andere Soldaten

hätten schon zum wiederholten Male Souveniers nach Hause geschickt, antwortete er, daß er nicht zu jenen gehöre, die sich auf unkorrekte Weise solche Souveniers beschaffen und führte zusätzlich aus:

"Es gibt immer und überall Männer, die nur allzu rasch drei gerade sein lassen. Das sind jene, die auch auf anderem Gebiet keine Hemmungen haben. Dies ist nicht meine Art. Mag manches auch nicht einfach sein, doch wenn man an die Heimat denkt, dann beißt man halt die Zähne zusammen und bleibt treu und ehrlich".

Um den 20. Juni kam ein Brief, in dem er sie Rück= verlegung seiner Einheit nach Deutschland ankündigte. Genaueres wisse er zwar noch nicht, doch spreche alles dafür, daß dies noch bis zum Monatsende der Fall sein werde. Dem Vernehmen nach soll die Kompanie in Osnabrück Quartier beziehen. Anschließend soll jeder vierzehn Tage Urlaub erhalten, es bliebe ab= zuwarten, ob er beim ersten Schub oder beim zweiten dabei sei.

In einem an Thomas gerichteten Zusatz führte er aus: "Nun, Thomas, freust du dich? Bald kommt Papa für ganz lange".

Am 27. und 28. Juli wurde die Einheit auf einer kleinen Bahnstation in Frankreich verladen. Am 29. Juli setzte sich der mit Birkenreisig geschmückte Zug in Bewegung. Die Männer waren guten Mutes, bald hallten

frohe Lieder durch den Zug und hier und da machte ein Fläschchen die Runde. Am frühen Nachmittag war die belgische Grenze erreicht und der Zug nahm Kurs auf Mons. Nun wußte man: Wir fahren über Brüssel!

Als die belgische Hauptstadt erreicht war, holte Nagel Füllfederhalter und Schreibpapier aus seinem Gepäck. Der Zug war zum Stehen gekommen, so daß er seine Mit=teilungen ungehindert zu Papier bringen konnte.

"Na, Andreas", fragte sein Nachbar, "schon wieder Liebe schreiben?"

"Ich will nur kurz mitteilen, daß wir unterwegs nach Deutschland sind. Eine solche Nachricht hebt daheim die Stimmung."

Kurze Zeit später sprang Andreas Nagel mit dem inzwischen fertig geschriebenen Brief aus dem Zug und gab ihn vor der Weiterfahrt noch rasch auf. Dann ging die Fahrt weiter über Antwerpen nach Roosendaal in Holland. In Breda hatte der Zug einen längeren Aufenthalt. Am späten Abend aber konnte die Fahrt erneut fortgesetzt werden und bald war Tilburg in Sicht. Sämtliche Bahnhöfe waren von deutschem Militär besetzt und an den Sperren standen Angehörige der Feldgendarmerie.

Gegen 23.00 Uhr kam Kamerad Huppertz ins Abteil, um mit Andreas eine Zigarette zu rauchen. Zehn Minuten später verabschiedete er sich und kehrte auf seinen Platz zurück. "Die nächste Station ist Herzogenbusch", sagte er, als er sich erhob, "ich vermute, daß wir in zwei

bis drei Stunden hinter Oldenzaal über die deutsch-holländische Grenze fahren."

Ratternd fuhr der Zug durch die Nacht. An den Fenster=scheiben waren die Rollos herabgezogen. Spärliches Licht warf einen matten Schein auf die Gesicher der Männer. Es war etwas stiller geworden, doch niemand vermochte zu schlafen.

Plötzlich ging ein gewaltiger Schlag durch den Zug. Die Wagen sprangen aus den Gleisen, bäumten sich auf, wirbelten durch die Luft und schlugen berstend auf. Alles dauerte nur Sekunden, dann war's vorbei - doch durch die Stille der Nacht gellten die Schreie der Verletzten.

Ein jeder versuchte, so schnell wie möglich ins Freie zu gelangen. Draußen blitzten die ersten Taschenlampen auf. Aus dem Wrack des Zuges rissen die unverletzt Ge=bliebenen zertrümmerte Bänke heraus und setzten sie der besseren Sicht halber in Brand, während andere in den Trümmern nach Verletzten suchten. Kommandos hallten durch die Nacht und Sanitäter hasteten von einer Stelle zur andern.

Jemand fand Andreas Nagel zwischen den Trümmern eines Wagens, dessen Fahrgestell sich unter den vorderen Waggon geschoben hatte, in welchem der Verletzte gesessen hatte. Sein Wagen war von rückwärts angehoben worden und saß auf dem Vorderwagen schräg auf. Nagel war bei vollem Bewußtsein und vernahm das Geschrei der sich bemühenden Kameraden: "Hierher mit der Trage! Hierher!"

Aus einem Gewirr von Stangen und Spänen zog man ihn schließlich heraus. Als er auf der Trage lag, sah er unversehens in das Gesicht des sich über ihn beugenden Kameraden Huppertz.

"Was ist los Andreas?" fragte der Kamerad.

"Laß ihn nur", meinte einanderer, "er muß erst einmal verschnaufen".

In diesem Augenblick legte Nagel seinen Kopf zur Seite und erbrach. Dann atmete er tief durch, sah die Kameraden an und sagte lächelnd:

"So, jetzt krieg ich wieder Luft, dann komme ich auch wieder nach Hause."

"Bleib' nur still liegen", beruhigte Huppertz ihn, "es wird wohl nicht mehr lange dauern, bis der Krankenwagen kommt. Aus dem Haus da drüben hat der Chef schon das nächste Krankenhaus angerufen."

"Aber sag' nichts meiner Frau, sonst regt sie sich wieder unnötig auf. Wenn ich in Urlaub fahre, erfährt sie es noch früh genug. Sie hatte sich in letzter Zeit ohnehin so großen Kummer meinetwegen gemacht. Wenn sie erfährt, daß ich verletzt bin, ist es ganz aus."

"Ist schon in Ordnung, Andreas, ich werde sie nicht beunruhigen - hast du Schmerzen?"

"Nein, aber ich glaube, mit meinen Beinen stimmt etwas nicht, die sind bestimmt gebrochen."

"Das läßt sich wieder reparieren, dann dürftest du noch

zusätzlichen Urlaub, Genesungsurlaub bekommen. Ich glaube, dort kommt schon der Sanka."

Die Trage wurde vorsichtig in den Wagen geschoben. Kamerad Huppertz faßte mit an. Als der Wagen losfuhr, betrachtete er seine Hände; sie waren rot. Zu einem anderen gewandt sagte er: "Ich fürchte, es hat ihm das Herzblut abgedrückt, er hat Blut gebrochen".

Bis zum nächsten Krankenhaus war es nicht weit, doch als man den Verletzten aus dem Wagen holte, lebte er nicht mehr; er war während der Überführung gestorben. Andreas Nagel war tot. Er starb am 30. Juli 1940.

VI

Am nächsten Morgen versammelten sich die Buben der fünften Klasse um 07.00 Uhr auf dem Schulhof. Sie führten Tragetaschen und Rucksäcke mit, die voller Proviant waren: Stullen und Getränke für einen Tages=ausflug. Der Rektor, der zugleich der Klassenlehrer war, hatte seine Ankündigung, einmal mit der Klasse in die Eifel zu fahren, nach mehrmaligem Verschieben wahrgemacht.

"Ich erwarte von euch äußerste Disziplin. Tanzt einer aus der Reihe, knöpfe ich ihn mir vor.- Wir marschieren jetzt bis zur Straßenbahnhaltestelle am Kino. Ich habe

veranlaßt, daß wir eine separate Straßenbahn für uns allein haben. Wir fahren bis zum Dürener Bahnhof und besteigen dort den Zug nach Heimbach. In Obermaubach steigen wir aus und wandern dann den Felsenrundgang hoch zur Burg Nideggen. Auf dem Marsch zur Straßen= bahnhaltestelle möchte ich ein fröhliches Lied von euch hören. Was möchtet ihr singen?"

"Aus grauer Städte Mauern!" riefen die einen, "Im Frühtau zu Berge" die anderen. "Na schön", entgegnete der Lehrer, "dann singen wir eben beide Lieder - aber erst dann, wenn wir den Schulhof verlassen haben."

Die Jungen hatten eine Zweierreihe gebildet und strebten auf ein Zeichen des Rektors dem großen eisernen Tor, dem Ausgang des Schulhofs zu. Viele von ihnen waren noch nie in der Eifel gewesen und kannten Nideggen nur von Bildern und von den Schilderungen des Lehrers her, und einige sogar waren noch nie mit einem Zug gereist: Arme Leute gab es immer.

Der Dürener Bahnhof, auf einer kleinen Anhöhe gelegen, hockte, gleich einer Klucke über die Küken, über der Stadt. Über dem Eingang prangte ein meterhohes Haken= kreuz, das für die Buben etwas Selbstverständliches war. Pünktlich fuhr der Zug, im Volksmund 'Bendenklepper' genannt, nach Fahrplan ab - und alle Schüler schauten voller Abenteuerlust Coupé um Coupé zum Fenster hinaus. Zunächst verlief die Fahrt durch den Nordwesten der Stadt in Richtung Stadtpark, von dort die Rur entlang weiter in Richtung Niederau - Kreuzau.

"Seht mal, was da drüben viele Kappesblätter wachsen!" rief Josef Eschweiler aus - und Hermann Stein erläuterte: "Das ist der Hermann-Göring-Damm".

"Ich bin hier schon einmal vorbeigefahren", erwähnte Leo Breuer.

"Dann weißt du ja auch, wann wir in Obermaubach ankommen?" fragte Karl Baumann.

"Ja, in etwa zwanzig Minuten!"

Die Sonne strahlte von einem wolkenlosen Himmel. Das schöne Wetter schien für diesen Tag wie geschaffen. Die Schule war weit weg und fröhliches Lachen verriet eine blendende Stimmung. Als der Zug Obermaubach erreicht hatte, starrten viele erstaunt auf den See vor der Sperrmauer. So viel Wasser auf einmal! Dann ging es hinauf in die Berge, hinauf zu den Felsen. Und tatsächlich: Die Teufelsschlucht und das Hindenburg-Tor gab es wirklich.

Am frühen Nachmittag erreichten sie die Burg Nideggen und waren außerordentlich beeindruckt. Sie erkletterten den Burgfried, von wo aus sie einen über viele Kilometer weiten Ausblick in die Umgebung genossen.

"Drüben liegt Düren!"

"Da hinten liegt Aachen!"

"Dort liegt Heimbach!"

rief einer nach dem andern aus - und manchem Jungen wurde ob der Höhe schwindlig. Der Rektor erklärte ihnen dies und jenes, sprach über die Errichtung der Burg im Mittelalter und erwähnte die zu überwinden gewesenen Schwierigkeiten.

Anschließend wurden im Schatten der Burg die Stullen ausgepackt, Getränke eingegossen und Bonbons verteilt.

'Heute gibt es nur fröhliche Gesichter', dachte Thomas bei sich, 'sogar diejenigen sind lustig, die ansonsten ewig muffig sind'.

Am späten Nachmittag kehrten alle auf gleichem Wege wieder heim. Thomas und Martin waren bis zuletzt zusammen geblieben. Vom Dürener Bahnhof aus marschierten sie nebeneinander einher und sahen bald von weitem die Häuser an der Rur.

In der Zwischenzeit aber war zu Hause die Schreckens= nachricht eingetroffen. In Windeseile hatte sich das Unglück überall herumgesprochen.

"Und ausgerechnet heute macht Thomas mit der Klasse einen Ausflug", hatte Tante Marga einer Nachbarin mit= geteilt. Auch Frau Huppertz hatte von dem Unglück er= fahren und fragte Marga Lützen nach dem Zeitpunkt der Rückkehr.

"So gegen 17.30 Uhr sollen die Kinder wieder zu Hause sein", tuschelten die Anwohner. Und so standen denn ab dem späten Nachmittag ungezählte Frauen hinter den Gardinen oder vor den Haustüren, um Thomas' Rückkehr zu beobachten. Als sie ihn von weitem kommen sahen, brachen sie in Tränen aus und gingen in ihre Häuser zurück. Thomas und Martin aber kamen singend um die Straßenecke:

...Wir sind hinausgegangen,
den Sonnenschein zu fangen -
kommt mit!
und versucht es doch selbst einmal!

Als die beiden sich dem Hause Nagel genähert hatten, sahen sie die verweinten Augen der Angehörigen. Opa Schwarz ging auf sie zu, sah Thomas mit ernsten Augen an und sagte:

"Thomas, du mußt jetzt einmal ganz tapfer sein. Papa ist tot."

Zunächst standen die beiden Jungen fassungslos da, ohne ein Wort zu sagen. Dann rannte Martin in Tränen aus= brechend auf seine Mutter zu, die unweit des Hauses Nagel auf ihn gewartet hatte; er dachte an seinen Vater. "Komm rein, Martin, komm!" sagte sie und nahm ihn bei der Hand.

Opa Schwarz legte seinen Arm um Thomas und führte ihn ins Haus. Vor dem Wohnzimmertisch saß die weinende Mutter. Thomas ging ein paar Schritte auf sie zu und sah ihr in die Augen. Und dann weinte Thomas - zuerst ganz leise. Dann ballte er die Fäuste und beugte sich vornüber, so, wie wenn jemand sich vor Magenschmerzen krümmt. Dann richtete er sich ruckartig auf, warf die Arme hoch und schrie aus voller Kehle ein langgezogenes, markerschütterndes "Nein!" Er begann sich zu schütteln, fiel auf die Knie und rief: "Ich habe keinen Vater mehr, keinen Vater mehr!"

Die Mutter war von ihrem Platz aufgesprungen und versuchte ihn aufzurichten. Sie zog ihn zu sich hoch und umarmte ihn. Thomas aber riß sich los, rannte auf den Hof und lief zum Kaninchenstall. Er öffnete eine Käfigtür und streichelte jenes Häschen, welches der Vater seinerzeit in der Eifel gefangen hatte.

Etwa zehn Minuten später sagte Frau Nagel zu ihrem Vater:

"Schau doch mal nach was er macht!"

Der Großvater ging hinaus und machte sich auf dem Hof zu schaffen. Als Thomas ihn bemerkte, ging er ins Haus hinein, suchte sein Zimmer auf und warf sich aufs Bett. Nach wenigen Minuten sprang er auf, lief ins Eltern= schlafzimmer, öffnete den Kleiderschrank, holte die Geige seines Vaters hervor und zupfte fast liebevoll die Saiten. Als Frau Nagel die Laute vernahm, betrat sie ebenfalls das Schlafzimmer, wo sie ihren Sohn tränenüberströmt auf dem Fußboden hockend vorfand.

"Du mußt aber nicht immer weinen, Thomas, du hast schon ganz rote Augen", sagte sie liebevoll.
Da drehte Thomas sich um und antwortete mit erstickender Stimme:

"Wer nicht will, daß ich weine, der möchte wohl, daß ich am Ende noch lache, heiter bin und fröhlich"- und erneut in Tränen ausbrechend rief er aus:

"Wir mußten für den Religionsunterricht das Gleichnis vom verlorenen Sohn auswendig lernen. Nun bin ich der verlorene Sohn, der nicht mehr weiß, wo er seinen Vater findet!"

"Der Vater ist im Himmel, Thomas."

"Und ich bin auf der Erde!"

"Da bin ich auch, Thomas."

"Ja, du auch, aber du bist schon erwachsen und ich bin noch klein - und wenn du mal nicht mehr bist und Opa und die anderen, dann bin ich ganz allein!"

"Sicher Thomas, aber sterben müssen wir ja alle mal, das weißt du."

"Aber warum mußte er denn jetzt schon sterben? Er war doch noch so jung!"

"Aber - wer an Gott glaubt, wird leben in Ewigkeit - so wird es uns gelehrt."

Für Thomas aber war der Tod des Vaters etwas so - Endgültiges, Totales, Unwiderrufliches. Krampfhaft überlegte die Mutter, wie sie ihn beruhigen könnte. Da fiel ihr ein, daß Thomas hin und wieder gefragt hatte, ob er jenen bunten Strauß haben dürfe, den der Vater am Tage der Musterung getragen hatte. Sie öffnete eine Schublade und zog den Federbusch heraus.

"Der gehört jetzt dir, Thomas", sagte sie - und Thomas streckte die Hand aus. Dabei kamen ihm wieder die Tränen - und er sagte:

"Siehst du, du weinst ja auch" - und er schluchzte unaufhörlich. Selbst bei Nacht liefen ihm noch die Tränen im Halbschlaf über die Wangen - und kam der Morgen, dann war der Vater sein erster Gedanke.

Zu tief war er getroffen, zu tief seine Seele ver=
wundet und zu sehr hatte es sein Herz durchschnitten.

VII

Soldaten hatten die sterblichen Überreste nach Deutsch=
land gebracht, obwohl dies eigentlich unstatthaft war.
Sechzehn Männer waren bei dem Unglück ums Leben ge=
kommen. Der Zug war mit einem Gegenzug zusammengestoßen,
der mit schwerer Artillerie beladen worden war.

Drei Tage später fand die Beerdigung statt. Als der
Sarg vor dem Hause aufgebahrt war, trat Frau Nagel mit
Thomas an der Hand vor die Haustür, gefolgt von den
übrigen Anverwandten. Als sie den Sarg erblickte, blieb
sie wie versteinert stehen. Dann rief sie mit lauter
Stimme: "Andreas! Warum läßt du uns allein!"

Augenblicke später erschien der Pfarrer um den Sarg ein=
zusegnen. Soldaten des in Düren stationierten Lehr-
Regiments Brandenburg z.b.V. 800 hoben ihn anschließend
auf den mit vier Rappen bespannten Leichenwagen, den
sie anschließend eskortierten. Unmittelbar hinter dem
Wagen schritten Frau Nagel und Thomas, dahinter kamen
die anderen Angehörigen. Es folgte ein Ehrenzug Soldaten
aus der Dürener Garnison. Dahinter formierten sich
die Jungen und Mädchen aus der fünften Klasse, ange=
führt von ihren Lehrpersonen. Diesen schlossen sich

der Gesangverein und die übrige Trauergemeinde an. Unmittelbar vor dem Leichenwagen schritt eine Militär=kapelle, die Trauermärsche spielte. Davor wiederum marschierten Hitler-Jugend und BDM, eine Abordnung der NSDAP, eine Abteilung des Kriegervereins, ein Ehrenzug der Feuerwehr, des Luftschutzes und der Schützengesellschaft. An der Spitze des Zuges aber schritt der Küster mit dem Vortragekreuz, dahinter zwei Meßdiener und der Pfarrer, der von einem Kaplan begleitet wurde.

Und so zogen sie denn an der langen Mauer entlang, auf der immer noch ROT FRONT stand und auf der nach wie vor das große Hakenkreuz zu sehen war. Auf der Hauptstraße stockte der Verkehr. Da und dort verließen schwarz gekleidete Frauen ihre Häuser und schlossen sich dem Trauerzug an. Vorbeikommende Männer blieben stehn und nahmen ihre Kopfbedeckung ab, polnische Kriegsgefangene rissen die Hacken zusammen und salu=tierten. Thomas aber schaute unentwegt nach dem Sarg, der mit der Reichskriegsflagge bedeckt war.

Vor dem Friedhof hielt der Leichenwagen an. Die Ange=hörigen der Eskorte hoben den Sarg herunter und trugen ihn zum Heldenfriedhof, dorthin, wo schon so viele Soldaten des Weltkrieges 14/18 ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten.

Das Grab war mit frischem Tannengrün ausgeschlagen. Die Träger stellten den Sarg auf die Bühne und die Fahnenträger bildeten rund um die Gruft einen Halbkreis.

Alsdann segnete der Pfarrer das Grab ein, wobei er mit lauter Stimme die Worte sprach:

"In nomine Patris - et Filii - et Spiritus Sancti".

Anschließend sprach er die bei Beerdigungen üblichen Gebete, um schließlich einen Nekrolog zu beginnen:

"Wenn wir heute am Grabe unseres teuren Toten ver= weilen, dann sollten wir uns an das Leiden und Sterben unseres Herrn Jesus Christus erinnern. Auch er ließ sein Leben in der Blüte seiner Jahre. Auch er gab es hin für die Seinen, so wie du, mein Bruder. Zwar ver= neigen wir uns vor deinem Opfer in tiefer Trauer, doch Gott wird deine Seele zu sich nehmen in sein ewiges Reich, denn er allein ist der Herr über Leben und Tod, er allein ist unsere höchste Hoffnung, er allein ist die Auferstehung und das Leben. Und wer an ihn glaubt, der wird leben, wenn er auch gestorben ist.

Vor offenen Gräbern fragen wir immer wieder nach dem Sinn des Lebens und des Todes. Wir schauen uns um - und finden nur Lebendiges, doch nicht das Leben selbst. Wir halten Ausschau nach dem Tod - und finden doch nur Totes. Hier hat sich Unstoffliches mit Stofflichem vermischt und bildet ein Ganzes; dort aber begegnen wir wiederum der Trennung von Leib und Seele, dem Zerfall der Einheit.

Und wir fragen nach der Freiheit, behaupten, der Mensch sei in seinem Innersten frei. Und doch finden wir den inneren Menschen an den äußeren gebunden. Einerseits

erscheint uns diese Bindung als Einschränkung der Freiheit, andererseits aber fürchten wir die Be= freiung aus der Gefangenschaft des Leibes durch den Tod.

Diese Widersprüche aber vermögen wir nur dann auf= zulösen, wenn wir aufhören, irdisches Leben und Sterben zu verabsolutieren. Wir wissen zwar, daß unsere Leiber im Grunde unzuverlässig sind, weil sie altern und schließlich zerfallen. Wer jedoch sagt, die Schöpfung sei ein Irrtum, der könnte am Ende das Leben selbst gar in Frage stellen.

Wir alle schreiten dereinst durch jenes große Sternentor, das jene, welche uns voraufgegangen sind, ohne Ausnahme schon durchschritten haben. Wir kehren zurück zu jener reinigenden Quelle, welcher wir entsprungen sind. Es ist die Quelle des ewigen Lebens, die Quelle aller Seelen. Die Seele des Menschen aber gleicht einer Tafel, die Gott erschaffen hat, die das irdische Dasein be= schriftet - und die der Tod lediglich auswischt, ohne sie selbst zu zerbrechen.

Unser Glaube aber möge uns Kraft geben in dieser schweren Zeit. Die Trösterin der Betrübten, die Gottesmutter, die Mutter der Schmerzen aber möge in dieser Stunde auf uns herabschauen und die Tränen der trauernden Hinterbliebenen trocknen.

Wenn unser teurer Toter auch von uns geschieden ist, so wird der Herr ihn am jüngsten Tage aufer=

wecken, wie er vor Zeiten den Lazarus auferweckte mit den Worten: Lazarus, komm heraus!"

Anschließend wurden Kränze niedergelegt, während der Gesangverein das Lieblingslied des Vorstorbenen anstimmte: In einem kühlen Grunde...

...Hör ich das Mühlrad gehen:
ich weiß nicht, was ich will-
ich möcht am liebsten sterben,
da wärs auf einmal still.

Und als die Militärkapelle das Lied vom guten Kame=raden zu spielen begann, senkten sich die Fahnen und drei Ehrensalven hallten über das Grab. Dann kondo=lierten die Geistlichen und traten danach zur Seite. Als Frau Nagel mit Thomas an die Gruft herantrat, griff Thomas in die linke Rocktasche und holte ein Kuvert hervor. Dann öffnete er es und zog eine Karte heraus. Es war jene Karte, die er an Herbst-Kirmes 1939 beschriftet hatte. Bevor er sie ins Grab warf, las er noch einmal den Wortlaut: Meinem lieben Papa ANDREAS zur Erinnerung an seinen Sohn Thomas...

Nach der Beerdigung kam die Familie wieder an der langen Mauer vorbei; sie war an einer Stelle einge=fallen.

Zwischen den Kondolenzschreiben fand Frau Nagel jenen Brief, den ihr Andreas während des Rücktransports nach Deutschland geschrieben und in Brüssel aufgegeben hatte.

VIII

Am Tage nach der Beerdigung brachte ein Oberleutnant die persönlichen Sachen des Verstorbenen. Der Trage= tasche, welche der Offizier Frau Nagel als Andenken überließ, entnahm sie unter anderem jenes goldene Zigarettenetui, welches sie ihrem Mann am 4. Mai des Vorjahres zum Geburtstag geschenkt hatte. Es war leer.

Tagelang saß Thomas zu Hause und sah auf den Park hinaus. Eines Tages aber nahm Tante Marga ihn an die Hand und sagte: "So, jetzt gehst du mit. Wir gehen ins Kino, damit du mal auf andere Gedanken kommst". Auf dem Programm stand der Film 'Robert Koch' mit Emil Jannings in der Titelrolle.

Wie immer, so lief auch an diesem Tage vor dem Haupt= film die Wochenschau. Diese zeigte unter anderem auch Bilder über die Normalisierung der Verhältnisse im besetzten Frankreich. Plötzlich sah Thomas auf der Leinwand seinen Vater, der zusammen mit seinen Kameraden eine beschädigte Holzbrücke reparierte. Obwohl der Vater zunächst nur von der Seite zu sehen war, erkannte Thomas ihn sofort. Er sprang auf und rief mit lauter Stimme: "Papa!"

Die übrigen Kinobesucher drehten sich verwundert nach ihm um, während er unablässig auf die Leinwand starrte. Er sah, wie sein Vater sich aufrichtete, um sich der Wochenschaukamera zuzuwenden. Nun erkannten ihn auch andere Kinobesucher und ein sich steigerndes Raunen ging durch den Saal, in den Andreas Nagel anscheinend hineinsah.

Die Zuschauer beobachteten, wie der inzwischen Verstor= bene mit einer Geste der Hilflosigkeit seine Unterarme ein wenig anwinkelte und seine Handflächen vorzeigte, so, als wolle er die Unausweichlichkeit seines Schicksals zum Ausdruck bringen. In diesem Augenblick brach Thomas ächzend zusammen. Als daraufhin die Platzanweiserin per Klingelzeichen dem Filmvorführer ein Signal gab, riß die Vorführung ab und das Licht flammte auf. Ein paar Männer trugen Thomas hinaus und brachten ihn in die Wohnung des Theaterbesitzers. Ein eilig herbeigerufener Arzt ordnete die sofortige Einweisung in die Nervenklinik an. Diagnose: Nervenzusammenbruch.

Thomas genaß nur langsam. Immer wieder fragten seine Schul- und Spielkameraden nach seinem Befinden. Als er endlich wieder zu Hause war, erschien die ganze Rasselbande schon am nächsten Tag. "Mensch, Thomas, komm' raus!" riefen sie draußen vor dem Fenster des Kinderzimmers. Als er ihrem Drängen endlich nachgab, waren sie erleich= tert: "Prima, daß du wieder da bist!" Im Februar 1941 aber schickte ihn das Staatliche Gesundheitsamt für acht Wochen zur Erholung in das am Rande der Eifel gelegene Kinderheim Bürvenich. Am Tage vor seinem zwölften Geburts= tag kehrte er gestärkt nach Hause zurück.

Das Ende der Gegenwart

I

Der Winter ging und ein neuer Frühling kam. Zwar mehrten sich die Meldungen über nächtliche Bombardierungen deutscher Städte, doch über das Düren-Jülicher Land flogen die Maschinen der Alliierten fast ausnahmslos hinweg, um ihre todbringenden Ladungen weiter östlich abzuwerfen.

Am 11. Mai aber gab es eine Überraschung: Tags zuvor war Rudolf Hess, der Stellvertreter Adolf Hitlers, mit einer umgebauten Me 110 von Augsburg aus nach England geflogen und über dem Landsitz des Herzogs von Hamilton in Schottland mit dem Fallschrim abgesprungen.

Am 4. Juni stirbt der letzte deutsche Kaiser in seinem Exil in Holland, und am 21. Juni erhält der deutsche Jagdflieger Oberstleutnant Galland das Eichenlaub mit Schwertern zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Am Tage darauf beginnt der deutsche Angriff auf die UdSSR zwischen der Ostsee und den Karpaten. Am 10. Juli meldet der Wehrmachtsbericht den siegreichen Abschluß der Doppelschlacht von Bialystok und Minsk, sowie die Gefangennahme von 323 898 sowjetischen Soldaten. Am 22. Juli wird der Film 'Frau Luna' uraufgeführt.

Am 24. Juli gerät der Sohn Stalins, Jakob Dschugaschwili, an der Ostfront im Raum Ljosno in deutsche Kriegsgefangenschaft. Am 6. August fällt nach hartnäckigem Widerstand der Russen die Stadt Smolensk, und in der Zeit vom 1. Juli bis zum 31. August versenken deutsche U-Boote im Atlantik

29 alliierte Handelsschiffe mit insgesamt 129 109 BRT.

Ab dem 1. September lernen die Schulkinder die Deutsche Normalschrift und ab dem 5. September müssen alle Juden den Judenstern tragen. Überall in Deutschland beteiligen sich die Schulen an der Altmaterialsammlung. Gefragt ist vor allem Silberpapier und Stanniol.

Am 19. September erobern deutsche Truppen Kiew, die Haupt= stadt der Ukraine. Am 21. September versenkt Oberleutnant Rudel mit einer 1000-Kg-Bombe das sowjetische Schlacht= schiff Marat. In der Doppelschlacht von Wjasma und Brjansk macht die Deutsche Wehrmacht in der Zeit vom 2. bis 20. Oktober 673 000 Gefangene und erbeutet 1242 Panzer sowie 5412 Geschütze.

Am 31. Oktober werfen 76 britische Flugzeuge 93 t Bomben auf Hamburg und am 9. November ist die Uraufführung des Ufa-Films 'Annelie'. In der Nähe von Breslau stürzt am 22. November der Inspekteur der deutschen Jagdflieger, Oberst Werner Mölders, tödlich ab.-

Am 1. Dezember hat Opa Schwarz Geburtstag; er wird an diesem Tage 72 Jahre alt. Am 8. Dezember erklärt Deutsch= land den USA den Krieg. Ab dem 16. Dezember kommt der Film 'Quax der Bruchpilot' in die Kinos - und an Heilig= abend denkt Thomas an Weihnachten 1939 zurück.

Im Januar 1942 wird Tante Hedwig plötzlich krank und stirbt am 3. Februar an den Folgen eines Schlaganfalls. Onkel Hans, der inzwischen eine Anstellung bei einer Rölsdorfer Firma als Buchhalter gefunden hat, verläßt die Wohnung im Hause Nagel und zieht am 30. März zu

seiner Verlobten nach Gürzenich bei Düren. An diesem sowie am darauffolgenden Tag fliegen 1000 feindliche Bomber gegen Köln. Als Onkel Hans und seine Verlobte im Juni heiraten, vermietet Frau Nagel die Zimmer im I. Stock an ein kinderloses Ehepaar.

II

Das Jahr 1942 bringt für die Deutsche Wehrmacht weitere spektakuläre Siege - aber auch erste nennenswerte Niederlagen.

In den Kinos laufen die Filme 'Der große König' mit Otto Gebühr in der Rolle des Alten Fritz, 'Die große Liebe' mit Zarah Leander und Viktor Staal, 'G.P.U.' mit Marina von Ditmar und Will Quadflieg in den Hauptrollen und 'Andreas Schlüter' mit Herbert Hübner, Olga Tschechowa, Paul Dahlke und Heinrich George.

Am 10. Januar 1943 aber beginnen sowjetische Truppen die Offensive zur Rückeroberung von Stalingrad.

III

Ostern 1943 ist für Thomas Schulentlassung. Er ist während der letzten Jahre tüchtig gewachsen. Ein alter Freund der

Familie macht Frau Nagel den Vorschlag, den Jungen zu sich in der Lehre zu geben. Der alte Herr ist Waffen=händler, allerdings auf lokaler Ebene. Da er Junggeselle ist, sieht er in Thomas seinen möglichen Nachfolger. Frau Nagel sagt zu - und Thomas beginnt am 1. April seine kaufmännische Lehre. Mit seinem Entlassungszeug=nis ist der Lehrherr sehr zufrieden, wenn auch unter 'Bemerkungen' das Wort 'Nichtschwimmer' eingetragen ist.

Die Firma des Waffenhändlers Schulze ist ein gut einge=führtes Geschäft. An der Straßenseite erblickt man hinter zwei großen Schaufenstern Degen, Hirschfänger, Luftgewehre, Stander, Orden und Pistolen, aber auch Pokale und Ferngläser. Der Verkaufsraum hat eine Größe von etwa 30 qm. Auf einer Theke aus Nußbaum steht eine uralte Ladenkasse der Firma 'National Cash Registers' und entlang der Wände befinden sich bis zur Decke hinauf reichende Regale mit unzähligen Schubladen und Fächern. Hinter dem Laden liegt das sogenannte Magazin, ein Raum, in dem neben Jagdausrüstungen auch Uniformteile, Fähnen- und Militärtuche deponiert sind. Diesem Raum schließt sich das Büro an, von wo aus man in die kleine, an den Hof grenzen=de Werkstatt gelangt.

Seit der letzte Verkäufer zum Wehrdienst einberufen wurde, ist Herr Schulze weitestgehend auf sich selbst gestellt. Zeitweise hatte eine Nachbarin im Laden ausgeholfen, und eine Reinemachefrau sorgt für die notwendige Sauberkeit.

Thomas hatte früher schon des öfteren das Geschäft aufge=sucht und Herrn Schulze bei der Arbeit beobachtet.

Vor allem interessierte ihn die Werkstatt, wo es aller= lei zu sehen gab. Hier wurden die Waffen der Krieger= vereine und Schützengesellschaften gewartet, beschädigte Teile wurden repariert oder ausgewechselt, neue Teile ein= gesetzt und Visiereinrichtungen justiert. Hin und wieder erschien auch ein Polizeibeamter, um seine Pistole rei= nigen zu lassen. Jäger, Förster sowie Angehörige von Wachmannschaften ließen von Zeit zu Zeit ihre Gewehre nachsehen, und Offiziere der Wehrmacht brachten ihre Dienstpistolen.

Hinter dem Gebäude gab es einen kleinen Schießstand, auf dem gelegentlich die Schußqualität zu testender Waffen geprüft wurde. In einem Schuppen lagen die Schießmatten, die Zielscheiben sowie die Treffer-Anzeige-Tafeln. Dagegen wurden im Magazin auch Patronen unter= schiedlichsten Kalibers aufbewahrt, in Ölpapier einge= wickelte Revolver und Teschings gelagert und Sprengkapseln aufgehoben. Feuerwerkskörper aller Art füllten die Schub= laden, aber auch Zündschnüre, Kartuschen und Schießpulver - und selbst im Verkaufsraum roch es noch nach Terpentin und Waffenöl.

In diesem fast martialisch anmutenden Milieu lernte Thomas nun sein Handwerk. Am ersten Tag weihte Herr Schulze ihn in die Geheimnisse seines Unternehmens ein und wies auf die mit der Branche verbundenen Gefahren hin. "Wenn du dir das alles auch nicht gleich am ersten Tage einprägen kannst, so wirst du doch mit der Zeit über alles Bescheid wissen", sagte der alte Herr. "Und wenn

du etwas nicht weißt, dann frag' ruhig - besser eine dumme Frage, als gar keine!"

Am darauffolgenden Tage nahm 'Meister Schulze', wie ihn die Leute nannten, einen Karabiner zur Hand, zerlegte ihn vor Thomas' Augen und benannte die Einzelteile.

"Das Gewehr hat vier Hauptteile: Lauf, Verschluß, Schaft und Visiereinrichtung. Es ist eine weittragende Hand= feuerwaffe und wird, je nach Charakteristik und Ver= wendungszweck als Langgewehr, Karabiner, Büchse oder Flinte bezeichnet. Die erste Büchse soll im Jahre 1364 in der mittelitalienischen Stadt Perugia erschienen sein."

Dann erklärte er die Begriffe 'Züge' und 'Felder', den Vorgang in der Waffe beim Schuß, sprach über die Durch= schlagskraft der Geschosse und mahnte Thomas, den Lauf einer Waffe nie auf Personen zu richten, auch dann nicht, wenn die Waffe ungeladen sei.

IV

Die ersten Wochen und Monate vergingen im Geschäft des Waffenhändlers wie im Fluge. Eines Tages fand Thomas in der Schreibtischschublade eine dicke Kladde, die etwa 15 cm lang und 11 cm breit war. Sofort erkannte er die Handschrift seines Lehrherrn, als er darin zu blättern begann. Und er las mit großer Verwunderung:

Das Ur-Eins zerspliß:
das war die erste Bewegung,
das war das zweite Verhältnis,
das war der Anfang der längsten Kette,
das war das Ende der Einheit,
das war der Beginn der Bedingungen,
das war der erste Tag.

Kopfschüttelnd blätterte er Seite um Seite um und fand achtzig Eintragungen solcher Art.

Ein Blitz mahnt mich,
ein Sturm ängstigt mich,
ein Wind wirft mich um.
Ein Hauch vertreibt mich,
ein Wort quält mich,
ein Gedanke tötet mich.

Was der alte Herr wohl meint? Ob er das schon vor langer Zeit geschrieben hat? Ob ich ihn fragen soll? Am Ende denkt er noch, ich schnüffle! Ich werde ihn besser bei einer günstigen Gelegenheit einmal fragen, vielleicht, wenn ich einmal neben ihm stehe und er zieht die Schub=lade heraus.

Rasch legte er die Kladde wieder in die Schublade zurück, doch kurz darauf holte er sie erneut hervor. 'Der Chef wird in absehbarer Zeit doch nicht zurückkehren', dachte er, 'und sollte er doch kommen, so höre ich ja die Laden=

tür gehen'. Und schon schlug er die nächste Seite auf:

Der Kämpfer ist nie Sinnbild der Liebe,
nie Wegbereiter des Friedens,
nie Bote des Himmels,
nie Künder des Guten,
nie Spender des Segens,
nie Lehrer und Bilder,
nie Förderer stillen Gedeihens,
nie Träger der Harmonie.
Üblem kann man nicht
mit Üblem begegnen.

Aber stellt der alte Herr nicht alles bereit, was man zum Kampfe braucht? Muß man sich nicht wehren, nicht verteidigen, wenn man angegriffen wird? Oder glaubt der Chef vielleicht, daß es besser sei, einem Angreifer den Wind aus den Segeln zu nehmen? Aber wie, wenn man ganz plötzlich überfallen wird? Soll man dann feige kuschen und den Räuber gewähren lassen? Was geschähe, wenn dies allgemein zur Regel würde?

Als Thomas ein Drittel der Aphorismen gelesen hatte, legte er sie verwirrt zurück in die Lade und schaute auf den Kalender. 'Ach', dachte er, 'es ist wohl besser, wenn ich nicht weiterlese, zumal wir heute den dreizehnten haben'. Es war der 13. Mai, jener Tag, an dem der letzte deutsch-italienische Widerstand in Nordafrika erlosch.

V

Thomas lernte rasch. Traf er einen seiner früheren Klassenkameraden, dann erzählte er über seine Tätig= keit bei Herrn Schulze alles, was damit zusammenhing. "Das ist wirklich interessant", staunten dann die Jungen, "das hätten wir auch gerne gemacht."

Die kaufmännische Seite der Sache wurde indes nicht vernachlässigt. Vor allem an ruhigen Nachmittagen erklärte der Meister die Behandlung von Belegen, das Ausstellen von Rechnungen und die Überwachung der Zahlungseingänge. Dann wiederum unterrichtete er ihn über die Lagerhaltung, über das Aufgeben von Bestellun= gen sowie über die Aktenführung. Zuweilen aber durfte Thomas auch auf der Schreibmaschine klappern, was ihm besonders Spaß machte. War der Lehrherr außer Haus, dann bediente er die Kundschaft. "Was ich dir erkläre, soll reichen", pflegte Meister Schulze gelegentlich zu sagen, "alles andere lernt ihr ja in der Berufsschule".

Die Kaufmännische Berufsschule stand in Düren in der Holzstraße. Grundsätzlich sollte einmal wöchentlich Unterricht stattfinden, was jedoch infolge des auch hier vorherrschenden Lehrermangels fast unmöglich war. Der Unterricht fand mittwochsnachmittags statt. Samstags= nachmittags aber war Thomas auf Rollschuhen unterwegs. Das geeignetste Pflaster hierfür gab es rund um die Anna-Kirche in Düren - und war der Weg von zu Hause dorthin auch weit, so mochte Thomas nichts davon ab= halten, diese Gegend immer wieder aufzusuchen, denn

hier lernte man sich kennen - und rudelweise ging es dann stets über die Oberstraße hinweg zur Waisenhaus= straße, herüber zur Kämergasse und hinüber zur Pletzer= gasse. War man durstig geworden, so trank man am Aus= schank gegenüber der Kirche ein 'Zitsch'. Die Kellnerin hieß Gerda; in Düren aber hieß sie 'Jerta'.

Sofern sie jedoch an einem Eissalon vorbei wollten, gewahrten sie schon von weitem kopftuchgeschmückte Frauen, schlangestehend mit leeren Milchflaschen in den Händen: Russinnen, die nach Speiseeis anstanden. Kurze Zeit nach Beginn des Rußlandfeldzuges waren sie nach Deutschland gekommen, wo sie zumeist in Fabriken arbeiteten. An Blusen- und Kleideraufschlägen trugen sie kleine blau-weiße Stoffabzeichen mit der Aufschrift 'Ost'. An langen Sommerabenden aber saßen sie auf den Teerdächern der Werkshallen und sangen, und wer in der Nachbarschaft eines solchen Fabrikgebäudes wohnte, konnte dann die durch die Stille der beginnenden Nacht klingenden, zumeist schwermütigen Lieder ihrer Heimat hören. So vernahmen die Lauschenden denn auch immer wieder das Lied vom einsamen Grab am Wegesrand:

Po dibrovi viter vije,
Guljaje po polju,
Kraj dorogy gne topolju
Do samogo dolu.

Stan vysokyj, lyst šyrokyj
Marno zelenije,
Kruhom pole, jak te more
Šyroke, synije.

Čumak ide, podyvyt'sja
Ta j holuvu schylyt',
Čaban rano z sopilkoju
Sjade na mohyli.

Podyvyšsja - serce nyje,
Kruhom ni bylyny!
Odna, odna, jak bylyna,
Na čužyni hyne.

Auf dem Wirteltorplatz aber sahen die Buben tagtäglich einen Mann mit grauem Umhang und Bauchladen. Er verkaufte Lotterielose und wurde wegen seiner silbergrauen Haare 'Graf von Sussex' genannt. Fragte jemand im Vorbeigehen ihn "Wie geht's?", so lautete die Antwort jedesmal "Man lebt!"

Die Leute kauften noch "beim Tietz" und im "Rubbedidupp" - und weiterhin geht man wöchentlich einmal ins Kino. Gezeigt werden der Terra-Film 'Sophienlund', der Farbfilm 'Münchhausen' mit Hand Albers, Brigitte Horney und Ilse Werner, 'Germanin' mit Lotte Koch, Luis Trenker und Peter Petersen, sowie 'Das Bad auf der Tenne' - und am 17. Dezember wird der besonders beachtete Film 'Immensee' mit Kristina Söderbaum in der Hauptrolle uraufgeführt. In den Pausen erklingen die Schlager 'Regentropfen, die an mein Fenster klopfen', 'Ich steh' im Regen und warte auf dich' sowie 'Komm' zurück'.

Thomas und seine Freunde aber durften nur dann ins Kino, wenn der Film 'jugendfrei' war. Vor allem aber fühlen Jungen wie Mädchen sich zum Jugendkino an der Ecke Holzstraße - Goethestraße hingezogen, wo 'Robert und Bertram' und die Filme mit Pat und Patachon zu sehen sind, jene dänischen Filmkomiker, welche von den Kindern in Dänemark unter den Künstlernamen 'Leuchtturm und Beiwagen' bejubelt werden, und im unweit der Marienkirche gelegenen Stadttheater sehen sie 'Das tapfere Schneiderlein', den 'Hans im Glück' und das 'Dornröschen'.

Frau Nagel hatte ihrem Sohn einen neuen Anzug gekauft, seinen ersten Anzug mit langer Hose, den er jedoch nur an Sonn- und Feiertagen tragen durfte. Schließlich hatte Martin ja auch einen solchen Anzug, da durfte Thomas doch nicht nachstehen! Spazierten die beiden an Sonntag= nachmittagen durch die Stadt, dann waren sie mächtig stolz. Unter dem Anzugsrock trugen sie dann silbergraue Halstücher, deren Kanten beiderseits der Revers hervor= schauten. An Werktagen aber trugen sie weiterhin kurze Hosen und Skimützen. Ein "richtiger" Junge aber hatte stets seinen Schlagring in der Hosentasche und einen Hirschfänger am Gürtel. Komplett ausstaffiert war jedoch nur derjenige, der am linken Ringfinger einen Totenkopf-Ring trug.

Auch Thomas besaß einen solchen Ring. Ein kriegsgefan= gener Russe, der unweit des Hauses Nagel an einem Neu= bau eingesetzt war, hatte ihn Thomas geschenkt. Der Mann sprach recht gut deutsch - und weil er immer Hunger hatte, brachte Thomas ihm an Werktagen regelmäßig belegte Brote. An Sonn- und Feiertagen aber war Iwan im Gefangenenlager, wo er und seine Kameraden allerlei Miniaturen aus Holz oder Metall anfertigten. Auch jene Totenkopfringe ent= standen dort, die bei den Deutschen gegen Brot und sonstige Lebensmittel eingetauscht wurden, denn von der mageren Lagerkost allein wurden sie nicht satt. Dünne Gemüsesuppen hielten nicht lange vor, und ständig mußten die Männer das stille Örtchen aufsuchen.

Iwan hatte am Rande des Parks hinter dichtem Gebüsch eine

Fäkaliengrube ausgehoben. Wenn er sie benutzen wollte, mußte er sich bei dem deutschen Polier zuvor abmelden. Auf dem Wege dorthin aber hielt er nach Thomas Ausschau, obwohl es verboten war, mit Deutschen Kontakt aufzunehmen. War die Baustelle einmal ohne Aufsicht, dann konnten die beiden sich etwas länger unterhalten. Iwan drehte sich dann aus Zeitungspapier eine Zigarette und zeigte lachend seine weißen Zähne, wenn Thomas darüber den Kopf schüttelte. Mit der Zeit wurden die beiden "dicke Freunde".

Eines Tages, es war ein Montag, suchte Frau Nagel den Polier auf und fragte ihn, ob er nach Feierabend ihr Wohnzimmer tapezieren könne. Der Polier sagte zu und erschien drei Tage später mit dem notwendigen Werkzeug. In seiner Begleitung war Iwan, der ihm beim Tapezieren helfen sollte. Bei der Begrüßung sagte der Polier zu Thomas:

"Ihr beiden kennt euch ja schon", wobei er auf Iwan deutete.

"Ja, wir kennen uns", entgegnete Thomas, "Iwan hat mir von seiner Heimat erzählt und von der Universität, die er besucht hat."

"Ja, der Iwan ist in Ordnung, der weiß immer, wo es lang geht, der würde auch immer und überall durchkommen. Wer intelligent ist, der hat von vorne herein bessere Chancen als andere."

Am nächsten Tage wurde die erst tags zuvor begonnene Arbeit abgeschlossen. Das Wohnzimmer war wieder frisch

und ansehnlich. Nun sollten die Arbeiter ihren Lohn bekommen, doch äußerte der Polier, daß Iwan mit Geld doch nichts anfangen könne, da er keine Gelegenheit zum Einkaufen habe. "Wenn man ihm Essen gibt, ist er zufrieden", meinte er. Daraufhin zahlte Frau Nagel den Polier aus, wickelte dem Russen einen ganzen Berg belegter Brote in Papier ein und steckte jedem der Männer noch eine Schachtel Zigaretten zu.

Seit Thomas seine Lehre begonnen hatte, fand er tags= über kaum noch Gelegenheit, Iwan das Frühstück zu bringen. Aus diesem Grunde hatte Frau Nagel diese Aufgabe übernommen. Jeden Morgen legte sie kurz nach 10.00 Uhr ein Paket mit Stullen am Ende des Gartens in einen teilweise ausgehölten Baumstamm. Dort holte Iwan es ab und bedankte sich jedesmal von weitem durch Handzeichen. Diese Verfahrensweise war für beide Seiten risikoloser.

VI

Eines Tages wurde bekannt, daß deutsche Familien Ost= arbeiterinnen zu sich in die Wohnung einladen durften. Eine Freundin von Tante Marga war Büroangestellte einer Firma, die Russinnen beschäftigte.

"Da gibt es zwei Schwestern, sehr nette Mädchen, die man samstags oder sonntags einmal abholen könnte. Die eine

heißt Nadja, die andere Larissa. Nadja ist die ältere von beiden; sie ist neunzehn. Larissa ist erst siebzehn Jahre alt", sagte die Freundin.

"Du kannst sie ja mal fragen", entgegnete Marga - und so kam es, daß die beiden Eingeladenen am darauffolgenden Sonntag im Hause Nagel erschienen. Man machte sich bekannt und saß eine Weile beisammen. Da es jedoch unüberwindliche Verständigungsschwierigkeiten gab, schlug Marga nach einer Weile einen gemeinsamen Spaziergang vor, allein der Spaziergang entlang der Ruhr brachte nicht viel für die Russinnen, was Marga und ihre Freundin denn auch bemerkten.

"Wenn man die beiden westeuropäisch kleiden würde, könnten wir sie auch einmal mit ins Kaffee nehmen", äußerte Marga ein paar Tage später gegenüber der Freundin. Zwar war den Ostarbeiterinnen der Besuch öffentlicher Lokale verboten, doch wenn sie in Begleitung deutscher Staatsangehöriger waren und ihr Äußeres sie nicht verriet, gab es keine Probleme. Da Margas Freundin mit dem Vorschlag einverstanden war, stöberten die beiden schließlich ihre Kleiderschränke durch und fanden auch die passenden Sachen.

Am darauffolgenden Sonntag erschienen die jungen Damen aus Rußland zum Anprobieren, woran alle großen Spaß fanden. Auch passende Schuhe standen bereit, neue Unterwäsche war besorgt worden und jede bekam ein Halskettchen, einen Ring und ein Armband. Nun hatten die Russinnen noch nie dünne Damenstrümpfe getragen, so daß sie auch keine Strumpfhalter besaßen - aber auch daran war gedacht worden.

Eine andere gemeinsame Freundin war Friseuse. Bereitwillig übernahm diese das Frisieren der Mädchen aus der Ukraine. Endlich war es geschafft. Als die beiden anschließend vor den Kleiderschrankspiegel traten, machten sie große Augen. Etwas unbeholfen balancierten sie zum ersten Male auf Schuhen mit hohen Absätzen, freuten sich sichtlich über die schönen Sachen und bedankten sich wiederholt.

Zuletzt wurden sie noch mit Handtaschen bedacht, die Parfum und Taschentüchlein enthielten. Nun konnte der Stadtbummel beginnen. Die Friseuse schloß sich an - und als sie losstiefelten, sah man keinen Unterschied mehr zwischen den einen und den anderen: Sie trugen allesamt die "Stuka"-Frisur.

VII

Thomas hatte im Laufe des Jahres 1943 manches gelernt. Herr Schulze war überaus zufrieden mit ihm und seinen Leistungen. Kam er einmal von einer Geschäftsreise zurück, brachte er Thomas immer ein kleines Geschenk mit. Mal war es ein Kaleidoskop, mal ein Trommelrevolver - ein "Walzer", wie die jungen Burschen sagten -, mal ein Buch über Waffen=technik und mal eine Taschenlampe. Vor allem über die Taschenlampe hatte Thomas sich gefreut, denn die Straßen und Wege waren nach Anbruch der Dunkelheit stockfinster. Alle Straßenecken waren mit aufgepinseltem Leucht=

phosphor markiert, und die Fußgänger trugen Leucht= phosphor-Plaketten auf der Brust, um Zusammenstöße mit anderen Straßenpassanten zu vermeiden. Wie Schlitzaugen wirkten die teilweise abgedunkelten Fahrrad- und Auto= lampen, die nur spärliches Licht auf die Fahrbahn warfen.

"Wenn er so weitermacht, dann wird etwas aus ihm", sagte Meister Schulze eines Tages zu Frau Nagel, "am 31. März ist das erste Lehrjahr schon um - dann gibt es auch etwas mehr Geld, Frau Nagel, das hat er aber auch verdient".

"Wenn wir nur nicht jede Nacht in den Luftschutzkeller müßten! Morgens ist er nie ausgeschlafen".

"Nun ja, das geht uns allen ja so, das berücksichtige ich schon, Frau Nagel".-

Eines Tages rief Meister Schulze seinen Lehrbub an den Schreibtisch, um ihm verschiedene Instruktionen zu geben. Bei dieser Gelegenheit zog er die Schreibtischschublade her= aus, um nach Heftmaschinen-Klammern zu suchen. Als Thomas' Blick in die Schublade fiel, kam die Kladde mit den Sinnsprüchen zum Vorschein. Diese Möglichkeit aber wollte er beim Schopfe fassen, und er fragte mit unbe= kümmertem Gesicht unverweilt:

"Was ist denn das für eine Kladde, Herr Schulze?"

"Darin habe ich meine Ansichten über Himmel und Erde aufgezeichnet."

"Über Himmel und Erde?"

"Ja, über Gott und die Welt, über die Menschen, die Gegebenheiten, Umstände und Dinge."

"Und wie sind sie dazu gekommen?"

"Ich habe die alten Chinesen gelesen."

VIII

Eines Nachts öffnet ein britisches Flugzeug über Düren die Bombenschächte. Augenblicke später ist die Berufs= schule in der Holzstraße nur noch ein Trümmerhaufen. Der Unterricht fällt nun ganz aus und Thomas freut sich darüber. Im Kreise Düren aber kursiert das Gerücht, feindliche Flugzeuge hätten Flugblätter über der Stadt abgeworfen, mit der aufgedruckten Drohung: Düren im Loch, wir finden dich doch!

Wenige Tage später bringt ein Polizeibeamter drei Pisto= len zum Reinigen in die Waffenhandlung des Herrn Schulze.

"Wenn du sie mir bis morgen mittag zurückbringst, kriegst du fünfzig Pfennig extra", sagte er zu Thomas - und Thomas versprachs. Am darauffolgenden Vormittag machte Thomas sich auf den Weg zur Polizeiwache. Die gereinigten Pistolen trug er in einer Aktentasche. Als er sich der Wache näherte, hörte er plötzlich aus entgegengesetzter Richtung lautes Rufen und Schreien. Er sah von weitem, wie zwei Frauen eine dritte mitschleiften. Als die Gruppe näherkam, sah Thomas, daß es Ostarbeiterinnen waren. Sie strebten

ebenfalls der Polizeiwache zu, doch streubte die Mit=geschleifte sich mit aller Kraft dagegen, ließ sich zu Boden fallen, wurde hochgezerrt, fiel wieder hin, wurde über den Bürgersteig geschleift und erneut auf=gerichtet. Dabei schrie und weinte sie - doch alles Streuben war vergebens.

Plötzlich blieb Thomas wie angewurzelt stehen; er hatte die Weinende erkannt: es war Larissa, die Schwester der Nadja. Was war geschehn? Thomas wartete, bis die Frauen den Eingang des Wachlokals erreicht hatten. Dann betrat auch er das Gebäude. Eine russi=sche Dolmetscherin redete temperamentvoll auf Larissa ein, die ihrerseits ebenso temperamentvoll erwiderte. Dann brachten zwei Polizeibeamte Larissa in den Keller, wo es eine Arrestzelle gab. Zuvor aber warf das Mädchen Thomas noch einen flüchtigen Blick zu. Dann betrat Thomas das Wachlokal.

"Da kommt der Thomas mit unseren Pistolen", rief einer der diensttuenden Beamten aus, "hier sind die ver=sprochenen fünfzig Pfennig - und vielen Dank fürs Bringen!"

Thomas kannte sich in den Kellerräumen gut aus. Bei Fliegeralarm hatte er dort schon verschiedene Male den Schutzraum aufgesucht und bei solchen Gelegenheiten hin und wieder einen Blick in den Heizungskeller ge=worfen. Der Heizer, ein älterer Mann um die sechzig, stocherte ab und zu mit einer langen Eisenstange im glühenden Koks herum und sah mitunter auf das Thermometer.

Auf dem Rückweg zum Geschäft faßte Thomas einen Entschluß. Aus Gesprächen der Polizeibeamten hatte er erfahren, daß die Nachtwache nur von einem einzigen Polizeibeamten wahrgenommen wurde. Dieser Beamte hielt sich jedoch in einem Raum auf, der auf der entgegen= gesetzten Seite der Arrestzelle lag. In diesem Raum stand eine Pritsche, welche dem Schutzmann als Schlaf= stelle diente. Spätestens um 22.30 Uhr legte er sich hin. Punkt Mitternacht aber rappelte der Wecker. Dann erhob der Wachhabende sich und unternahm weisungsgemäß einen Kontrollgang bis weit hinter die Kirche, um nach einer guten halben Stunde wieder zurückzukehren und seinen unterbrochenen Schlaf fortzusetzen. Die Eingangs= tür des Gebäudes blieb bis etwa 22.00 Uhr offen. Wer danach noch Einlaß begehrte, mußte klingeln.

Kurz vor 22.00 Uhr des gleichen Abends huschte Thomas unbeobachtet durch den noch offenen Haupteingang der Polizeiwache. Auf Zehenspitzen schlich er die Keller= treppe hinunter. Im Vorraum der Arrestzelle brannte eine Deckenlampe, die spärliches Licht verbreitete. Nur wenige Schritte waren es bis zu jener Tür, die zum Heizungskeller führte.

Thomas ging auf die Zelle zu und klopfte kaum hörbar an die Eisentür. Sekunden später erschienen hinter einem vertikal eingelassenen Sehschlitz die dunklen Augen der Gefangenen. In diesem Augenblick legte Thomas seinen rechten Zeigefinger auf die gespitzten Lippen, zeigte mit der anderen Hand zuerst auf sich

und dann auf den Heizungskeller. Dann zeigte er erneut auf sich und anschließend auf die Gefangene, um ihr mit einer entsprechenden Bewegung des Zeigefingers zu bedeuten, daß er sie befreien wolle. Zum Schluß zeigte er auf seine Armbanduhr, spreizte zunächst alle zehn und dann nochmal zwei Finger aus, was insgesamt zwölf ergab und somit 'Mitternacht' bedeutete. Die Gefangene verstand und nickte. Bevor er in den Heizungskeller verschwand, verabschiedete er sich durch Erheben der rechten Hand. Dann öffnete er leise die Tür, die sich ebenso lautlos hinter ihm schloß. Thomas versteckte sich hinter einem hohen Kokshaufen. Von Zeit zu Zeit schaute er auf die Leuchtziffern seiner Armbanduhr.

Kurz nach Mitternacht verläßt er sein Versteck unter Mitnahme jener Eisenstange, welche dem Heizer als Zerkleinerungsinstrument diente. Sekunden später bricht er damit die Zellentür auf und läßt die Gefangene in den Vorraum treten. Noch einmal legt er den Zeigefinger auf die Lippen, nimmt Larissa an die Hand und zieht sie hinter sich her die Kellertreppe hoch. Oben angekommen verharren die beiden kurz und lauschen. Alles ist still.

Im Erdgeschoß liegt ein Fenster zur Gartenseite hin. Thomas öffnet es und hockt sich auf die Fensterbank, von wo aus er der Befreiten einen Wink gibt, ihm zu folgen. Nacheinander springen beide ins Freie und laufen anschließend den Gartenpfad entlang bis zur jenseitigen Gartenmauer. Hinter der Mauer liegt eine

dunkle Straße. Thomas erklettert als erster die Mauer um nachzusehen, ob jemand zu sehen ist. Angestrengt schaut und lauscht er in die Dunkelheit hinaus, doch draußen bleibt alles ruhig. Dann springt er wieder in den Garten hinunter, um dem Mädchen beim Hinaufsteigen behilflich zu sein. Dann hört er, wie sie auf der anderen Seite landet. Blitzartig geht ihm der Text eines bekannten Liedes durch den Sinn: Hinter einer Gartenmauer - steht ein Mädchen auf der Lauer - und erwartet den Soldat...

Dann ist auch er drüben. Im Schatten der Mauer müssen die beiden erst einmal verschnaufen. Als ihre Herzen wieder ruhiger schlagen, nimmt Thomas das kleine Fräulein wieder an die Hand und sagt zu ihr: "Komm!" Dann laufen sie im Sauseschritt auf das offene Rurgelände zu, hinweg über Hecken und Zäune. Ringsumher ist es mäuschenstill. Hin und wieder halten sie ein um auszuruhen. Da sie sich inzwischen noch mehr als zuvor an die Dunkelheit gewöhnt haben, kommen sie noch zügiger voran. Dennoch unterbrechen sie immer wieder, um die Umgebung, vor allem die nächste Etappe in Augenschein zu nehmen, so sehr der Gesichtskreis auch eingeschränkt bleibt. Sie erschrecken jedesmal, wenn ein morscher Ast unter ihren Sohlen knackt und verweilen, wenn sie eine Bewegung bemerkt zu haben glauben, doch nichts rührt sich.

Nach etwa zwanzig Minuten treffen sie erschöpft vor dem Hause Nagel ein. Thomas öffnet leise die Haustür,

schiebt Larissa hindurch, schaut noch einmal nach rechts und links und huscht dann ebenfalls ins Haus. Niemand hat sie gesehen und im Hause bleibt es ebenfalls still. Thomas schaltet in der Diele für einen Augenblick das Licht ein, um Larissa nochmals mit den örtlichen Verhältnissen vertraut zu machen. Dann begeben sie sich nach oben. Tante Marga schläft seit geraumer Zeit wieder in ihrer Wohnung in der Pastorengasse, so daß Larissa in ihrem Zimmer untergebracht werden kann. Behutsam öffnet er die Schlafzimmertür und winkt seine Begleiterin herein. Im Zimmer ist es ein wenig heller als im Treppenhaus, so daß die Orientierung leichter ist. Als die beiden sich ein wenig an das Halbdunkel gewöhnt haben, umarmt Larissa ihren Befreier und weint. Thomas aber zeigt auf das Bett und gibt ihr zu verstehen, daß sie dort schlafen kann. Dann geht er hinaus. Es ist geschafft.

IX

Am nächsten Morgen unterrichtet Thomas seine Mutter. Sie ist zunächst sprachlos und zeigt ihrem Sohn die Folgen auf, die sich für ihn und die ganze Familie ergeben könnten. Thomas versucht sie mit dem Hinweis zu beruhigen, daß Larissa unter Umständen zu Grunde gegangen wäre, sofern sie nicht befreit worden wäre.

"Sie ist doch noch so jung, nicht einmal halb so alt, wie unser Vater war als er starb, und sie kann sich doch nicht wehren, zumal sie unsere Sprache nicht spricht. Du wirst sehen: Niemand wird darauf kommen, daß sie bei uns ist." Nach kurzem Hin und Her läßt die Mutter es dabei bewenden, zumal nun einmal vollendete Tatsachen geschaffen worden sind - und welche Mutter bringt schon ihren eigenen Sohn an den Galgen!

Nachdem Frau Nagel ihre Schwester Marga unterrichtet hat, sucht diese ihre bei ihrer und Larissas Firma beschäf= tigte Freundin auf, welche die Nachricht über die gelungene Flucht Larissas Schwester Nadja mitteilt. Nadja weint vor Freude und sagt leise: "Danke!"

X

Am Tage nach der Befreiung Larissas ist auf der Polizei= wache der Teufel los. Wer hat die Tür entriegelt, wer das Schloß erbrochen? Kommen etwa Russen in Frage oder Ostarbeiterinnen? Aber diese sind doch selbst in Gewahr= sam - oder sollte etwa ein Aufseher... jemand von der Wachmannschaft...?

Am Morgen hatte ein Polizeibeamter den Ausbruch fest= gestellt, als er die Gefangene zum Waschraum führen wollte. Bei der Spurensicherung stießen die Beamten bald auf das an der Gartenseite gelegene Flurfenster, das leicht angelehnt war. War der Befreier hier ein=

gestiegen? oder waren es gar mehrere gewesen? Die Spur verlor sich hinter der Gartenmauer.

Der Wachmann des Werkschutzes hat in der Nacht nichts Verdächtiges bemerkt und erklärt bei seiner Vernehmung, daß alle Ostarbeiterinnen allabendlich eingeschlossen werden und daß die Fenster der Schlafsäle vergittert seien. Angesichts dessen wird auf Nadjas Einvernahme verzichtet.

Der Vorfall wird der Hauptwache gemeldet. Der Dienst=stellenleiter mißt der Angelegenheit jedoch keine be=sondere Bedeutung bei. "Die kommt nicht weit", lautet seine knappe Erklärung, "wo soll die schon hin! Spätestens nach drei Tagen bekommt sie Hunger, dann wird sie schon irgendwo auftauchen - und Rußland ist weit!" Damit ist die Sache für ihn zunächst erledigt. Nur nicht zuviel Staub aufwirbeln - und keine Zeitungsnotiz! Am Ende fiele der Vorfall noch auf die örtliche Polizeibehörde zurück. "Wenn sie unseren Beamten in die Arme läuft, ist es noch früh genug für eine aufsehenerregende Publikation. Warum soll man das jetzt breittreten? Statt dessen sollten wir die Angelegenheit bis auf weiteres lokalisieren. Wenn wir sie fassen, haben wir auch den Bundesgenossen".

"Was soll die denn gemacht haben?" fragen die Leute im Ort - und jeder hat eine andere Version. Der eine sagt "Sabotage", der andere "Spionageverdacht".

Als vierzehn Tage verstrichen waren, sprach niemand mehr davon. Andere Neuigkeiten lieferten neuen Diskussions=

stoff. Zwar steht Larissa nun auf der Fahndungsliste, doch werden die Nachforschungen an Ort und Stelle eingestellt.

XI

Das Problem aber waren die beiden alten Herrschaften im ersten Stock, jenes kinderloese Ehepaar, dem Frau Nagel die Zimmer von Tante Hedwig und Onkel Hans vermietet hatte. Irgendwann würden sie die Geräusche über ihrer Wohnung hören und neugierig werden. Außerdem mußte Larissa doch auch einmal baden und die Toilette benutzen. Essen müßte man nach oben schaffen, Getränke hinaufbringen, heißes Wasser und Toilettenartikel. Auf die Dauer konnte Larissas Anwesenheit nicht geheim gehalten werden.

Würde man die Leute jedoch unterrichten, so würden sie zu Mitwissern und liefen Gefahr, bei Bekanntwerden ebenfalls verhaftet zu werden. Und wer konnte schon wissen, ob sie selbst Anzeige erstatten würden? Zwar waren die beiden völlig unpolitisch, waren schon über siebzig und gingen jeden Morgen in die Kirche, aber...

Frau Nagel rief ihren Bruder bei der Firma an und bat ihn, möglichst umgehend einmal zu ihr zu kommen. Hans Schwarz erschien noch am selben Abend und fragte besorgt, ob irgend etwas nicht in Ordnung sei. Als er die Neuigkeit erfuhr, kam ihm eine Idee:

"In Gürzenich wohnt doch eine Tochter der alten Leute. Und wären sie nicht lieber gleich in ihre Nähe gezogen, als hierher?! Wenn ich nun einen Wohnungstausch und die Übernahme der Umzugskosten anböte? Meine Irmgard wäre angesichts der äußerst prekären Lage damit einverstanden."

Schon am nächsten Tag rief Hans an und teilte mit, daß sowohl seine Frau als auch der Hauseigentümer zugestimmt habe. Daraufhin sprach Frau Nagel mit ihren Mietern - und schon am Ende der darauffolgenden Woche fanden die Umzüge statt. Das Problem war gelöst - und Nagels atmeten erleichtert auf.

XII

Inzwischen hatte Thomas seinen russischen Freund ins Bild gesetzt, als dieser beim Hereinschaffen einer Fuhre Brennmaterial half. Der Polier hatte Frau Nagel Unterstützung durch den Kriegsgefangenen angeboten, falls einmal Not am Mann sei.

Als Iwan die große Neuigkeit erfuhr, machte er große Augen. Thomas brachte ihn nach getaner Arbeit zu dem in Obhut genommenen Schützling - und wieder einmal war Larissa erschrocken, als sie die Schritte auf der Treppe vernahm, doch löste sich ihre Spannung, als sie von ihrem Landsmann begrüßt wurde.

"Du mußt ihr sagen, daß der Krieg nicht mehr lange dauern wird, daß sie so lange hierbleiben muß und ihr Zimmer nicht verlassen darf", sagte Thomas bekümmert zu Iwan, "wenn sie gesehen wird, könnten wir alle verhaftet werden, verstehst du!"

"Ja, alles verstanden", entgegnete Iwan.

Dann führen die beiden ein kurzes Gespräch. Larissa bittet den Dolmetscher, er möge der Familie Nagel, vor allem aber Thomas ihren Dank mitteilen.

"Iwan, du mußt ihr sagen, daß sie unbedingt unsere Sprache erlernen muß; ich will versuchen, ein entsprechendes Lehrbuch zu besorgen. Frag' sie, ob sie damit einverstanden ist!"

Als Iwan übersetzt, lacht Larissa Thomas an:

"Da, Thomas, da da!"

"Sie sagt: "Ja, Thomas, ja ja!" übersetzte Iwan.

"Dann sag' ihr, daß "da" bei uns "ja" heißt, dann hat sie schon etwas gelernt!"

Frau Nagel aber läßt Iwan wissen, daß Larissa ihrer jüngsten Schwester, die im jugendlichen Alter von 16 Jahren verstorben sei, aufs Haar gleiche.

"Ich habe hier noch einen alten Ausweis von ihr, schau, hier auf dem Paßfoto, so hat sie ausgesehen."

"Ja, das ist interessant, sehr interessant, wirklich ähnlich."

Iwan erhält zum Schluß für seine Mithilfe eine kräftige

Mahlzeit. Als er sich verabschiedet, zeigt er auf das mit einem Trauerflor versehene Foto von Andreas Nagel und sagt: "Ich habe das nicht gewollt!"

Thomas aber sinnt fortan darüber nach, wie er Larissa die deutsche Sprache beibringen kann.

XIII

Das Jahr 1944 bringt mannigfaltige Veränderungen. Die deutschen Armeen geraten an allen Fronten zunehmend in die Defensive, die Lebensmittel werden knapp und die Siegeszuversicht schwindet. Am 5. Juni aber beginnt in der Normandie die Invasion, das 'Unternehmen Overlord'.-

Eines Nachmittags tritt Meister Schulze an Thomas heran: "Ich habe so das Gefühl, mein Junge, daß dich etwas bedrückt. Du setzt dich jetzt einmal an den Schreibtisch und schreibst mir alles auf, was dir auf der Seele liegt."

Verwundert sieht Thomas seinen Dienstherrn an, doch holt dieser schon ein paar Bogen Schreibpapier hervor und legt diese zum Beschriften bereit. "Ich muß mir verschiedene Lebensmittel besorgen", läßt Meister Schulze den Jungen wissen, "in der Zwischenzeit kannst du in aller Ruhe zu Papier bringen, was Dich betrübt - und sage nicht, daß ich mich irre!"

Als Meister Schulze fort war, saß Thomas zunächst einmal

eine Weile da und kaute auf seinem Bleistift herum, doch dann begann er zu schreiben:

I. Es bedrückt mich, daß meine Mutter Witwe ist.

II. Ich möchte nur allzu gern wissen, ob mein Vater in den Himmel gekommen ist.

III. Wenn ich nur Russisch sprechen könnte, aber ich besitze kein Lehrbuch.

"So mein Junge, da bin ich wieder", meldete Meister Schulze sich nach etwa zwanzig Minuten zurück, um schräg vor dem Schreibtisch innehaltend einen ersten Blick auf Thomas' Aufzeichnungen zu werfen. "Na, hast du denn etwas von dir gegeben?" und indem er die zuvor ausgelegten Briefbogen an sich nahm, bemerkte er: "Also, viel ist das ja nicht geworden - laß mich mal sehn!"

"Aber sie dürfen mich nicht auslachen, Herr Schulze!" rief Thomas geniert aus.

Behäbig ließ Meister Schulze sich auf dem ewig quietschenden Stuhlsessel nieder, stützte die Ellbogen auf und begann unter den ängstlichen Augen seines Lehrlings zu lesen. Schon nach wenigen Augenblicken wandelte sich sein zuvor heiteres Gesicht in eine ernste Miene. Als er den Wortlaut zur Kenntnis genommen hatte, legte er das Blatt still vor sich hin und sagte, ohne den Blick zu erheben, kaum hörbar: "Nein, mein Junge, ich werde dich nicht auslachen." Dann erhob er sich und trat ans Fenster, während Thomas immer noch auf eine ausführliche Stellungnahme wartete. Nach einer Weile war wieder die

dunkle Stimme des grauhaarigen Lehrherrn zu hören, der nach wie vor aus dem Fenster schaute: "Daß du nicht nur darunter leidest, keinen Vater mehr zu haben, sondern auch das Leid deiner Mutter verspürst und somit doppelt leidest, das ist wahrlich ein schweres Los, doch sollen der Heiligen Schrift zufolge die Trauernden ja getröstet werden - und zum zweiten Punkt: 'Es kann niemand eine größere Liebe haben als die, daß er sein Leben hingibt für die Seinen', stand auf dem Totenzettel deines Vaters. Nun, die Liebe des himmlischen Vaters soll ja grenzenlos sein, so daß du getrost überzeugt sein kannst, daß dein Vater den himmlischen Frieden gefunden hat.
Was nun den dritten Punkt betrifft: da kann ich dir helfen. Von 1916 bis 1918 war ich in russischer Gefangenschaft. Eines Tages wurde von einem Stift, einem Altenheim ein Kalfaktor angefordert. Ich wurde zur Kommandantura befohlen, wo man mir befahl, mich unverzüglich bei der Heimleitung in Shitomir zu melden. Da unser Gefangenenlager weit außerhalb der Stadt in einer ländlichen Gegend lag, wurde ich mit einem Panjewagen hinkutschiert. Als ich an der Pforte überstellt wurde, war ich froh, dem Lager fürs erste entronnen zu sein.
Eine Altenpflegerin in grauer Schwesterntracht führte mich anschließend ins Hauptbüro. Als ich mit gemischten Gefühlen den Raum betrat, gewahrte ich hinter einem aktenbeladenen Schreibtisch eine schlanke, fast zierliche junge Dame mit schwarzem Haar und großen, dunklen Augen. Augenblicklich erhob sie sich, kam auf mich zu, streckte den rechten Arm aus und sagte in gutem Deutsch: "Guten Tag!"

Ein wenig verwirrt erwiderte ich den höflichen Gruß, gab ihr die Hand und nannte meinen Namen. Als die mich begleitende Pflegerin verschwunden war, nahmen wir an einem kleinen runden Tisch in der Nähe des Fensters Platz. Dann erklärte die freundliche Dame mir, daß sie die Heimleiterin sei und nahm meine Personalien auf. Danach instruierte sie mich hinsicht= loch meiner Aufgaben, zeigte mir anschließend das Haus und wies mich in mein Zimmer ein. Als ich das Bett betrachtete, lachte die Heimleiterin verständnisvoll, meinte, ich solle mich erst einmal kultivieren und ausschlafen, um am nächsten Tag meine Arbeit aufzu= nehmen und kündigte an, mir neue Wäsche und Kleidungs= stücke zu besorgen. Kurze Zeit später brachte ein Haus= mädchen mir die versprochenen Sachen - und nach einem heißen Bad fühlte ich mich wie neugeboren. Als ich aufs Zimmer zurückkam, fand ich eine gute und reich= liche Mahlzeit vor. Nach dem Essen aber legte ich mich hin und schlief wie in Abrahams Schoß bis zum nächsten Morgen. Fortan aber pflegte ich den Rasen, den kleinen Park und vor allem die Blumenbeete, reparierte den Zaun, besserte das Dach aus, kurz: ich war Mädchen für alles.

Ja - und dann, eines Tages, brachte die Heimleiterin mir ein Wörterbuch auf dessen Einbanddeckel die Worte 'DEUTSCH - RUSSISCH / RUSSISCH - DEUSCH' standen. In meiner Freizeit lernte ich an Hand dieses Buches die russische Sprache, und einmal in der Woche hörte die

Heimleiterin mich ab. So wurden wir mit der Zeit gute Freunde, auch privat.

Nach dem Friedensvertrag von Brest-Litowsk im März des Jahres 1918 kehrte ich nach Deutschland zurück und wurde von der Armee nach Hause entlassen. Andert= halb Jahre war ich in Gefangenschaft gewesen, vierzehn Monate davon verbrachte ich in jenem Heim, ja - und beim Abschied in Shitomir gab es soger ein paar Tränen. Das Wörterbuch aber nahm ich mit nach Hause. Es steht hier im Schrank - schau her!"

Der alte Herr hatte seine Lesebrille aufgesetzt und lugte hinter die zuvor von ihm geöffneten Flügel des Schrankes. Dann zog er das gesuchte Objekt hervor, betrachtete es einen Augenblick, pustete mit einem kurzen Atemstoß den Staub herunter, machte ein hohles Kreuz und streckte Thomas das Buch entgegen.

"Mit jeder Seite verbinden mich unauslöschliche Erinne= rungen, mein Junge, so daß ich dich bitten muß, diesen Dictionnaire pfleglich zu behandeln. Ich leihe ihn dir gern, aber du mußt ihn mir wiedergeben."

Mit diesen Worten überreichte er das wertvolle Stück seinem Lehrling, der es fast ehrfürchtig entgegennahm und den Einbanddeckel aufschlug. Auf der Innenseite gewahrte er sogleich ein kleines Foto, das eine hübsche junge Dame zeigte. "Das ist sie!" rief Meister Schulze aus, "das ist die Heimleiterin. Sie war im Jahre 1918 etwa zwanzig Jahre alt. Ihr Großvater mütterlicherseits stammte aus München. Er war als junger Mann nach Rußland

gegangen, hatte dort als Ingenieur gearbeitet, schließ=lich geheiratet und war für immer geblieben. Eines Tages kam eine Tochter zur Welt. Als sie erwachsen war, heiratete sie einen Mann aus Kiew und bekam ein Kind - und dieses Kind ist jene junge Dame, die du hier auf dem Foto siehst. Die deutsche Sprache hat sie von ihrer Mutter gelernt. Das Wörterbuch aber hat sie mir beim Abschied zur Erinnerung geschenkt und, wie du siehst, eine Widmung unter das Bild gesetzt."

Als Thomas nach Feierabend zu Hause eintrifft, rennt er sofort zu Larissa, um ihr das Wörterbuch zu zeigen. Wie immer sitzt sie hinter vorgezogener Gardine und schaut auf den Park hinaus, als die Tür aufgeht.

"Larissa!" ruft Thomas aus und hält freudestrahlend das Buch in die Höhe. Dann legt er es ihr, mit einer die Bedeutung unterstreichenden Handbewegung, auf den Tisch. Als sie jedoch das hinter dem Einbanddeckel eingeklebte Foto sieht, schreit sie laut auf: "Mojá matý!" Dann küßt sie das Bild, umarmt das Buch und sprudelt unter Tränen einen geradezu beängstigenden Schwall unverständlicher Worte hervor. Konsterniert und gleich=sam besorgt verfolgt Thomas das leidenschaftliche Gebaren der Schutzbefohlenen ebenso schweigend wie betroffen. Erst als sie sich ein wenig beruhigt, tritt er an sie heran und legt seine rechte Hand auf ihre Schulter. Im gleichen Augenblick nimmt sie Papier und Bleistift zur Hand, greift nach dem Wörterbuch und schreibt, nachdem sie darin eine Weile geblättert hat die Worte 'Meine

Mutter' nieder. Als Thomas das Blatt betrachtet, wiederholt sie mehrere Male den zu Papier gebrachten Text, zupft an Thomas' Rockärmel und sagt: "Meine Muttrr, meine Muttrr!"

"Sei still, Larissa, beruhige dich", sagte Thomas mit beschwichtigender Gebärde, "ich muß noch einmal fort, aber ich komme gleich wieder". Dann rannte er die Treppe hinunter und lief zum Geschäft zurück. Als er dort ankam, pochte er heftig an die Eingangs= tür, denn es war schon Ladenschluß und Meister Schulze hatte inzwischen abgeschlossen.

"Nanu, Thomas, du bist schon wieder da? es ist doch Feierabend", empfing ihn der Lehrherr.

"Sie müssen mich noch einmal hereinlassen, Herr Schulze, es ist sehr wichtig", entgegnete Thomas ungeduldig. Dann berichtete er über das zuvor gehabte Erlebnis, schilderte die Befreiung Larissas aus polizeilichem Gewahrsam und ihre Aufnahme in sein Elternhaus.

In Thomas' Begleitung betrat Meister Schulze etwa zwanzig Minuten später Larissas Zimmer. Als er sie sah, blieb er zunächst wie angewurzelt stehen, doch dann ging er auf sie zu, legte einen Arm um ihre Schulter und bemühte sich mit nahezu väterlicher Besorgtheit, ihr Vertrauen zu er= werben, sagte ihr, wer er sei, daß er das Buch von ihrer Mutter bekommen habe, der sie sehr ähnlich sehe, und daß er völlig ahnungslos gewesen sei, als er Thomas das Buch lieh. Obwohl Thomas kein Wort verstand, wußte er, worüber

die beiden sprachen. Alsdann wandte Meister Schulze sich an Thomas: "Nun, mein Junge, was hältst du davon, wenn ich der jungen Dame demnächst Deutschunterricht erteile?"

XIV

Im Hochsommer erhielt Thomas eines Tages eine Einberufung zum Schanzlager. Die Hitler-Jugend wurde zur Verstärkung der Grenzbefestigungen im Raume Aachen herangezogen.

"Ich muß sie leider verlassen, Herr Schulze", sagte Thomas am nächsten Tage zu seinem Chef, "hier, lesen sie mal!" - und er legte dem alten Herrn das Einberufungsschreiben vor.

"Das läßt sich ja wohl nicht ändern, Thomas, aber bleib mir nicht allzu lange fort, sonst komm ich dich holen", entgegnete der Lehrherr.

Am darauffolgenden Tage hatte Thomas sich auf einem Partei=büro zu melden, wo ihm für die Bahnfahrt zum Westwall eine Bescheinigung ausgestellt wurde. Gegen Mittag bestieg er, gemeinsam mit vielen anderen Jungen, den Zug nach Aachen.

HJ-Führer unterschiedlichster Dienstgrade brachten sie nach Herzogenrath, Merkstein und Hofstadt. Die von ihnen ausgegebene Parole lautete: Hau ruck - der Westwall steht! Thomas gehörte dem für Hofstadt vorgesehenen Trupp an. Dort wie anderwärts erfolgte die Unterbringung in einer Schule.

Ebenfalls einberufene BDM-Mädchen bereiteten die Mahl=zeiten zu und sorgten für Sauberkeit. In der Freizeit spielte man 'Siebzehnundvier' und unternahm Ausflüge in die nähere Umgebung. Unweit des Schulgebäudes stießen sie dabei auf das Flüßchen 'Wurm', das hier die Landes=grenze markierte. Während des Dienstes aber wurde ein kilometerlanger Panzer-Sperrgraben ausgehoben, hinter dem sich die Bunker des Westwalls erhoben.

Ende August fuhr Thomas übers Wochenende zum ersten Mal nach Hause. Gleich nach der Ankunft teilte seine Mutter ihm mit, daß Onkel Hans verhaftet worden sei.

"Warum denn?" fragte Thomas entsetzt.

"Wir wissen auch nichts Genaues, doch soll er sich abfällig über die Nationalsozialisten geäußert haben."

"Und wer hat ihn angezeigt?"

"Es sollen Arbeiter aus seiner Firma gewesen sein - ausgerechnet Arbeiter! - wo er sich doch immer für die Sache der Arbeiterklasse eingesetzt hat!"

"Wo hat man ihn denn hingebracht?"

"Zum Volksgerichtshof nach Berlin."

"Ob er denn eine schwere Strafe zu erwarten hat?"

"Ja, Thomas, wahrscheinlich. Der Staatsanwalt soll zweimal die Todesstrafe beantragt haben. Tante Irmgard hat jedoch ein Gnadengesuch eingereicht. Wir erwarten täglich das Urteil."

"Und wo ist Larissa?"

"Keine Angst! sie ist oben in ihrem Zimmer."
Thomas eilte, gefolgt von seiner Mutter, mit Riesen=schritten die Treppe hinauf. Als Larissa ihn erblickte, sprang sie freudig vom Stuhl auf und stürzte ihm ent=gegen.

"Thomas! Schön du bist gekommen", sagte sie, "ich dich haben vermißt, so lange fort."

"Hör nur, wie gut sie Deutsch spricht!" sagte Frau Nagel, "während der letzten Wochen hat sie täglich geübt. Herr Schulze hat sich allerdings auch viel mit ihr befaßt."

"Ganz prima!" rief Thomas aus, "wie schön, daß wir uns jetzt einigermaßen unterhalten können."

"Schau Thomas, ich haben etwas für dich", ließ Larissa verlauten. Dann ging sie zum Schrank und holte ein Paket hervor, das mit dickem braunen Packpapier umwickelt war. Als Thomas das Papier entfernte, kam ein aus Weiden=ruten geflochtener Handkoffer zum Vorschein.

"Hat Larissa selbst gemacht, Thomas, hier oben in Zimmer", sagte das kleine Fräulein und genoß sichtlich die gelun=gene Überraschung. Frau Nagel erklärte dazu, daß Opa Schwarz die Zweige am Ufer der Rur auf Wunsch Larissas geschnitten und nach Hause gebracht habe. "Sie hat sich mit Flechten ein wenig die Langeweile vertrieben, die Arme", erläuterte sie ergänzend.

"Da freue ich mich aber", sagte Thomas, "das hast du sehr schön gemacht - vielen Dank!"

"Ist schon gut, Thomas, haben ich gern getan für dich!"

"Und was sagst du zu Onkel Hans' Verhaftung?"

"Schlimm, sehr schlimm. Kannst du nix holen heraus, Thomas, nix holen wie mich, zu weit!"
"Ich glaube, jetzt brauche ich eine Zigarette", sagte Thomas zu seiner Mutter.

"Was, du rauchst?"

"Ab und zu, Mutter, die anderen im Lager rauchen auch alle."

"Hast du denn noch Zigaretten?"

"Nein, aber du hast doch noch welche, ich meine die Packungen, die du damals für Papa gekauft hattest, die liegen doch noch immer im Wohnzimmerschrank, oder?"

"Ja, Thomas, wenn es mir auch schwer fällt, sie wegzu= geben, aber dem Polier und dem Iwan mußte ich ja auch welche geben, dann kannst du auch die restlichen bekommen. Was mir nach der Raucherkarte zusteht, bekommt ja der Opa. Die Männer kommen mit ihren Zuteilungen doch nie aus." Kommt, wir gehen runter, dann gebe ich dir die Zigaretten."

"Und Larissa?"

"Die kann heute mal mitkommen. Sollte es klingeln, dann kann sie ja schnell in dein Zimmer gehen."
Gegen Abend klingelte das Telefon. "Es ist der Anwalt von Onkel Hans", sagte Frau Nagel, "er will Tante Irmgard sprechen."

Thomas lief hastig ins Treppenhaus und rief seine Tante herunter. Gespannt sahen die anderen zu, als sie sich meldete: "Ja, hier Frau Schwarz. Guten Tag Herr Rechts=

anwalt. Ja; wie bitte? ist recht, Herr Anwalt; ja, ich habe alles verstanden. Auf wiederhören, Herr Rechtsanwalt!"

Als sie die Gabel aufgelegt hatte, schaute sie die andern an und sagte: "Er ist zu sieben Jahren Freiheitsstrafe verurteilt worden. Meinem Gnadengesuch wurde entsprochen. Es kann aber sein, daß er wegen guter Führung früher entlassen wird, meinte der Anwalt."

Als erster meldete sich Opa Schwarz zu Wort: "Weißt du denn auch schon das Neuste?"

"Was denn?" fragte Irmgard Schwarz zurück.

"Die Engländer stehen schon vor Brüssel..."

Gertrudistag

I

Sonntagsnachmittags fuhr Thomas wieder zur Grenze zurück. Am nächsten Morgen stand er erneut im Panzer= graben. Die Luft war klar, so daß die alliierten Flugzeuge gute Sicht hatten.

Gegen Mittag erschienen die Essenträger mit der obligaten Erbsensuppe. Die körperliche Arbeit in der frischen Luft hatte die Jungen hungrig gemacht. Nun standen sie in langen Reihen an den Ausgabestellen und klapperten mit den Kochgeschirren. Das duftet heut ja wieder! Was gibt es denn? Einer der Essenträger aber brachte auch die neuste Meldung von der Westfront mit. "Habt ihr es schon gehört? Gestern ist Brüssel gefallen!"

Wie ein Lauffeuer sprach sich die Nachricht herum. "Was hältst du davon?" fragte ein Kamerad an Thomas gewandt, um nach einer Weile anzufügen: "Die Engländer und Amerikaner werden jetzt in Richtung Aachen vor= stoßen; paß auf, was ich dir sage!"

"Vielleicht haben die jetzt auch mehr Zeit für uns", entgegnete Thomas als sie wieder im Graben standen - und noch ehe die Jungen den nächsten Spatenstich ansetzten, vernahmen sie schon die Motorengeräusche sich annähernder Flugzeuge. "In die Bunker!" rief einer der HJ-Führer, und alle sprangen unter Zurück= lassen ihrer Spaten in Windeseile aus dem Graben heraus. Kaum hatten sie die Bunker erreicht, als es zu rattern und zu pfeifen begann: Britische Jagd=

bomber, 'Jabos' genannt, beharkten die Gegend mit Maschinengewehrfeuer und Bomben. Thomas hatte soeben den Eingang eines Bunkers erreicht, als eine abgeworfene Bombe in nächster Nähe einschlug. Er wurde in den Bunker hineingeschleudert, blieb jedoch unverletzt.

"Mensch, Thomas!" riefen die anderen aus, "da hast du aber nochmal Glück gehabt!" Dann rannten alle ins Freie, um die Bombentrichter in Augenschein zu nehmen. "Paßt auf! die kommen vielleicht noch einmal zurück!" rief einer der HJ-Führer aus.

"Aber der da nicht mehr!" hallte es ihm entgegen - und wie gebannt schauten alle in die Richtung, in die der Junge blickte. Eines der Flugzeuge hatte sich auf den Kopf gestellt und raste im Sturzflug zu Boden.

"Seht nur, der brennt!" rief jemand.

"Das Schwein haben sie erwischt!" rief ein anderer.

"Den hat die Flak heruntergeholt!" rief ein dritter.

Plötzlich öffnete sich ein Fallschirm, doch blieben die Stricke an der Tragfläche des Flugzeugs hängen. Ganz deutlich beobachteten die Jungen den hilflosen Fliegersoldaten, der mit der abstürzenden Maschine in die Tiefe gerissen wurde. Als die Explosion des auf=geschlagenen Flugzeugs verhallt war, setzten sie sich neben den Bunker und zogen ihre Zigarettenschachteln aus den Hosentaschen heraus. 'Ob das wohl der war, der eben noch seine Bomben über uns abgeworfen hat', dachte Thomas.

II

Während der nächsten Tage müssen die Jungen immer häufiger den Graben verlassen. Am 8. Oktober wird bekannt, daß amerikanische Einheiten mit der Einschließung Aachens begonnen haben. Immer deutlicher ist der Donner der Geschütze zu hören und rund um Aachen beginnt die Evakuierung der Zivilbevölkerung. Am Tage darauf werden die Schanzlager aufgelöst. Im Eiltempo marschieren die Jungen in kleinen Gruppen nach Osten, um irgendwo zwischen Alsdorf und Stolberg einen Zug in Richtung Düren zu besteigen.

Am nächsten Morgen ist Thomas wieder zu Hause. Da er infolge der nächtlichen Reise sehr müde ist, legt er sich nach einem warmen Bad noch ein wenig hin. Gegen Mittag wacht er gestärkt auf, ißt ein wenig und geht dann zu Larissa. Seine Mutter ist ebenfalls bei ihr und beide plaudern miteinander.

"Wenn die Amerikaner näherkommen, werden wir wohl auch evakuiert", meint Frau Nagel.

"Ich glaube nicht, daß das so schnell gehen wird", entgegnet Thomas, "die müssen zuerst einmal durch den Westwall hindurch - falls sie überhaupt durchkommen."

"Übrigens, Thomas, das weißt du ja noch gar nicht: Tante Marga ist seit heute bei Tietz beschäftigt, als Verkäuferin, stell dir vor! Nun ja, ihr war das einfach zu langweilig zu Hause. Onkel Peter ist immer noch in Rußland. Vor vierzehn Tagen hat sie zuletzt Post von ihm bekommen. Wenn wir hier einmal wegmüssen, weiß der

nicht einmal mehr, wohin er schreiben könnte. Der Himmel weiß, was das noch geben soll!"

III

Am nächsten Morgen ist Thomas wieder im Geschäft und Meister Schulze freut sich. "Du bist wieder so still heute", stellt Schulze gegen Mittag fest, "ist irgend etwas wieder nicht in Ordnung?"

"Ach, wissen sie, Herr Schulze", antwortet Thomas, "es ist wohl der Krieg", um nach einer Weile anzu= fügen "manchmal, Herr Schulze, manchmal komme ich mir vor - wie ein Pfosten, den man in die Erde gerammt, wie ein Pfahl, den man eingeschlagen hat, der nicht mehr entweichen, nicht mehr entkommen kann - und der gleichwohl so sehr gelockert ist, daß er wackelt."

"Nun mal Kopf hoch, mein Junge, noch ist Polen nicht verloren!"

"Schon, aber in der vergangenen Nacht sind wieder Bomben auf Köln gefallen. Und was ist, wenn das Gerücht "Düren im Loch - wir finden dich doch" stimmt?"

"Wer glaubt denn schon an solche Gerüchte! das sind doch nur Parolen, sonst nichts. In Düren gibt es keine Soldaten, von wenigen abgesehen, die da noch in der Kaserne sind. Ja, wäre dort ein Heerlager oder der= gleichen, dann wäre das etwas anderes, aber so..."

"Sicher, aber die kriegswichtigen Betriebe..."

"Die gibt es doch überall, Thomas. Ich meine, wir sollten den Teufel nicht an die Wand malen."

IV

In der darauffolgenden Nacht aber schlägt es irgendwo in der näheren Umgebung donnernd ein. Opa Schwarz meint: "Das ist wohl ein Notwurf gewesen, der ist bestimmt drüben in die Felder gegangen". Gegen 03.00 Uhr geben die Sirenen Entwarnung.

Am nächsten Morgen schickt Meister Schulze seinen Lehrling nach Hause, denn im Geschäft gibt es kaum noch etwas zu tun. Stoffe und Uniformen sind schon seit geraumer Zeit ausverkauft, Hirschfänger und Ferngläser gibt es schon seit Jahr und Tag nicht mehr.

"Es kauft doch niemand mehr etwas bei uns - und sofern mal jemand etwas kaufen möchte, ist nichts mehr vorrätig. Angesichts dessen sollten wir beide uns mal einen freien Tag gönnen. Morgen früh sehen wir uns dann in alter Frische wieder", begründet Meister Schulze seine Entscheidung.

Postwendend marschiert Thomas wieder nach Hause. Gegenüber seiner Mutter erklärt er den Entschluß seines Chefs.

"Du, dann könntest du doch mal eben zum Friedhof gehen und Tante Hedwig ein paar Blumen aufs Grab stellen.

Unser Opa hat vorhin die letzten Astern gepflückt", schlägt Frau Nagel vor.

"Ja, dann gehe ich auch gleich", antwortet Thomas - und schon befindet er sich auf dem Weg zum Friedhof. Als er sich jedoch dem Grab seiner verstorbenen Groß=tante nähert, stockt sein Schritt: Dort, wo das Grab war, gähnt ihm ein riesiger Bombentrichter entgegen. Langsam geht er auf den Kraterrand zu und schaut in die Tiefe, doch außer den Lehmwänden des Trichters ist nichts mehr zu sehen. Thomas schaut sich um, doch niemand ist zu sehen. Die anderen Gräber ringsum sind infolge des Bombeneinschlags ebenfalls verwüstet, und von den Bäumen hängen die von Bombensplittern zerfetzten Rinden herab. Jenseits der Friedhofeinfriedung sind weitere Bombentrichter zu sehen. Nun weiß Thomas, wohin in der vergangenen Nacht die Bomben gefallen sind, als der Großvater von einem Notabwurf sprach. Nach langer Zeit verspürt er wieder einmal jenen Kloß in der Kehle, den man nicht herunterschlucken kann. Seine Augen füllen sich mit Tränen. Dann reißt er die Arme hoch, sieht zu den Wolken empor und ruft mit heiserer Stimme so laut er kann: "Tante Hedwig!"

Dann senkt er wieder die Arme und öffnet die rechte Hand. Die Astern rollen an der Wand des Bombentrichters herab. Thomas aber rennt außer sich vor Scham und Schmerz nach Hause.

Daheim angekommen sucht er nach der Mutter. "Sie ist im Wohnzimmer", sagt der Großvater zu ihm, "Tante

Irmgard ist bei ihr.

"Guten Morgen, Tante Irmgard!"

"Guten Morgen, Thomas!"

"Was Neues von Onkel Hans?"

"Ja, er ist im Konzentrationslager Vaihingen-Enz."

"Hast du Post von ihm bekommen?"

"Ja, vorhin."

"Was schreibt er denn?"

"Hier, lies!"

Liebe Irmgard!

Leider habe ich nur dieses eine Blatt. Jede freie Zeile ist also kostbar. Ich grüße dich! Mir geht es gut. Ich bin also zu sieben Jahren Freiheitsstrafe begnadigt worden. Dein Gnadengesuch hat mir das Leben gerettet. Ich danke dir. Ich werde es nie vergessen, niemals. Bezüglich meiner Mitteilungen an dich, habe ich bestimmte Auflagen zu beachten - du verstehst was ich meine! Und vergiß nicht, alle Verwandten und Bekannten von mir zu grüßen. Niemand soll sich meinetwegen Sorgen machen. Ich bitte dich, mir von dem eingeweckten Obst etwas aufzuheben! Daß ich auf baldige Antwort warte, wirst du verstehen. Sei guten Mutes! Es wird schon werden. In Gedanken bin ich stets bei dir. Nur räumlich sind wir voneinander getrennt. Ich hoffe sehr, vorzeitig entlassen zu werden. Es geht alles vorüber...

In Liebe - dein Hans.

"Er hofft, vom eingeweckten Obst noch mitessen zu können. Weißt du, was er damit sagen will?"

"Ja, Tante Irmgard!"

Erst als die Tante in ihre Wohnung zurückgekehrt ist, berichtet Thomas der Mutter sein Erlebnis auf dem Friedhof. Drei Tage später erhält er einen erneuten Einberufungsbefehl fürs Schanzlager. Diesmal muß er nach Düren-Rölsdorf, wo im Saal Gohr ein neues Quartier eingerichtet worden ist. Tagsüber heben die Hitler-Jungen in den westlich von Rölsdorf gelegenen Feldern Schützengräben aus. Damit wird morgens zwischen 08.30 Uhr und 09.00 Uhr begonnen. Am frühen Nachmittag gibt es in der Werkskantine der Firma Zimmermann & Jansen eine warme Mahlzeit. Am Abend aber sitzen die Jungen zumeist in der Unterkunft beisammen und singen zum Klang mitgebrachter Gitarren das Lied von der schwarzen Natascha: Sonnenuntergang an der weißen Wolga... Die Gitarrenspieler stammen aus dem 'Vrings-Veedel' in Köln - lauter lustige Burschen.

Am 21. Oktober erobern Truppen der 9. US-Armee Aachen - und eines Nachts explodieren in Düren-Rölsdorf die ersten amerikanischen Granaten. Aus diesem Grunde wird das Schanzlager kurze Zeit später nach Lüxheim im Kreise Düren verlegt. Die Jungen des Rölsdorfer Lagers schultern ihre Spaten und marschieren über die Rurbrücke an der Aachener Straße auf das Stadtzentrum von Düren zu. Als sie die Weiherstraße erreichen, beobachten sie auch hier die Folgen amerikanischen

Störfeuers. Die amerikanische Artillerie soll aus dem Raum Schevenhütte herüberschießen.

Vor dem Rathaus ist ein Straßenbahn-Knotenpunkt. Von dort aus beginnt am späten Nachmittag die Fahrt nach Lüxheim. Das neue Quartier ist die dortige Volksschule. Wenige Tage später wird das Lager jedoch aus organisatorischen Gründen aufgelöst und Thomas kehrt wieder einmal nach Hause zurück.

Am nächsten Morgen steht er vor dem Geschäft seines Lehrherrn, doch der Eingang ist verschlossen. Herr Schulze hat sich bereits evakuieren lassen. Sein Wörterbuch hatte er zuvor im Hause Nagel abgeholt und seine Absicht bekundet, in Kürze abzureisen. Er hinterließ vorsorglich eine Bescheinigung über das Lehrverhältnis und richtete an Thomas einen Abschiedsgruß aus.

V

Von nun an schlagen bei Tag und Nacht in und rund um Düren die Granaten ein. Am 16. November aber sterben die Städte Düren und Jülich im Bombenhagel alliierter Flugzeuge.

Etwa 1200 viermotorige Bomber nähern sich am frühen Nachmittag von der Westgrenze her der wehrlosen Stadt. Sogenannte Pfadfinder-Flugzeuge fliegen den Bomberpulks voraus und werfen zur Markierung des Angriffsziels

Rauchbomben, im Volksmund 'Christbäume' genannt, über Düren ab. Schon im März 1942 hatten die Briten ihre Taktik, Einzelziele anzugreifen, geändert und waren zur Bekämpfung von Flächenzielen übergegangen.

Noch ehe die Fahnen abgeworfener Leuchtzeichen zerflattert sind, überfliegen die ersten Bombenflugzeuge die Rur. Sechsunddreißig Minuten lang folgt Welle auf Welle. Viertausend Sprengbomben und Luftminen sowie etwa sechzigtausend Brandbomben regnen herab. Gigantische Erdfontänen schießen in einem Gemisch von Feuer und Rauch gen Himmel. Straßenweise bersten die Häuserreihen auseinander; zerschmetterte Dachstühle wirbeln durch die Luft; Straßenbahnschinen werden aus ihren Verankerungen gerissen und fortgeschleudert; an mehreren Stellen schlagen die Flammen aus dem Turm der Anna-Kirche, der sich im Bombenhagel allmählich zur Seite neigt um schließlich einzustürzen. Schuttmassen bedecken die Kellerausgänge und schließen die Menschen ein. In die Luftschutzräume sickert Wasser ein, so daß unzählige Verschüttete ertrinken. In dieses Inferno aber fallen die Bomben der nachfolgenden Flugzeugverbände. Fünfzigtausend Menschen ducken sich unter den Kellergewölben, zittern, schreien, stürzen übereinander, werden gegen die Grundmauern geschleudert, zerquetscht, zerrissen, zermalmt, verbrannt, erstickt. Und immer noch öffnen sich die Bombenschächte der Maschinen, deren Motorenlärm noch zusätzlich die Luft erfüllt.

Wer die Wohnung nicht rechtzeitig verlassen kann, wird

entweder dort oder auf dem Weg zum Luftschutzkeller im Treppenhaus erschlagen. Wer auf der Straße ist, hat von vorne herein keine Überlebenschance. Und wie ein Lauf= feuer verbreitet sich die Schreckensnachricht im ganzen Land: Düren brennt! Düren brennt!

Düren brennt zum zweiten Male in seiner Geschichte - und Jülich brannte nicht minder.
Bei Anbruch der Dunkelheit macht Thomas sich auf den Weg in die Innenstadt. Um zum Wirteltorplatz zu gelangen, muß er weite Umwege in Kauf nehmen. Dann aber steht er dort, wo immer der Lotterielos-Verkäufer mit seinem Bauchladen gestanden hatte. Das Wirteltor-Cafe ist nur noch ein Trümmerhaufen. Die Wirtelstraße steht in hellen Flammen. Zum ersten Mal in seinem Leben begegnet Thomas dem Rauschen eines Feuersturms - und er hat nur einen Gedanken: 'Wo ist Tante Marga?'

Er wendet sich nach Norden und gelangt bis an die Straßenkreuzung Kuhgasse - Arnoldsweilerstraße. Das Park-Hotel steht ebenfalls in hellen Flammen. Mitten auf der Kreuzung ist ein riesiger Bombentrichter ent= standen. Rettungsmannschaften suchen nach Überlebenden und Verletzten an der Südwestseite des Park-Hotels. Laute Hilferufe und Schreie hallen zu Thomas herüber. Die Hitze ist so groß, daß er wieder zum Wirteltorplatz zurückkehren muß. Noch einmal wirft er einen Blick auf die bizarren Gesteinsbrocken, die den Platz in eine Mondlandschaft verwandelt haben. Von dem Kiosk in der Mitte des Platzes ist nicht einmal mehr eine Spur zurückgeblieben, obwohl das kleine Gebäude unterkellert

war. Ringsumher liegen Eisenträger, Stromkabel und Wagenräder, zerstückelte Dachziegel, Fahnenstangen und Lichtmasten, aber auch Einrichtungsgegenstände, Hausrat, zerrissene Bettwäsche.

Thomas entschließt sich, von Westen her in die Stadt zu gelangen. Schließlich möchte er wissen, was aus seinen Freunden rund um die Anna-Kirche geworden ist, aus Matthias, Leo und Franz, aus Helmuth, Willi und Hubert, aber auch aus Resi und Hiltrud, aus Maria und Agnes, aus Klärchen und Christel, aus Rosemarie, Karin und Erika.

Aus diesem Grunde geht er zunächst in die Schenkelstraße hinein, wo er ausgelaufene Feuerwehrschläuche in großen Wasserlachen liegen sieht. Als er den Eingang zum Stadt= garten erreicht, wirft er einen kurzen Blick in die Grünanlage. War dort hinten nicht die Holzbrücke gewesen, von wo aus er so gern die im Teich schwimmenden Gold= fische beobachtet hatte? Er wandte sich um und ging in Richtung Kriegerdenkmal weiter, marschierte von dort aus nach Süden und erreichte kurz darauf das Amtsgericht. Das Stadttheater liegt in Schutt und Asche, das Museum weist starke Beschädigungen auf. Er gelangt an den Eingang zur Weierstraße, doch auch an dieser Stelle ist ein Durchkommen Richtung Stadtmitte unmöglich. Als er schließlich die Stürtzstraße erreicht, rät ein älterer Herr ihm ab, den Weg in Richtung Oberstraße fortzusetzen. Daraufhin kehrt er auf gleichem Wege zum Wirteltorplatz zurück. Vereinzelt stehen dort

Männer und Frauen und starren in die Flammen. 'Ob die auch nach Angehörigen suchen', fragt Thomas sich. Dann trabt er an der Schützenstraße vorbei auf die Bismarck=straße zu, die jedoch von einer Bombenkette getroffen worden ist. Auf der Nordseite grenzt die Bismarckstraße an einen Park. Die Kronen der Parkbäume sind von den explodierenden Bomben abgerissen und in die Trichter der Straße geschleudert worden.

Thomas läßt sich in den ersten Trichter hineingleiten und wühlt sich durch das meterhohe Gestrüpp. Dabei gerät er immer tiefer in den Trichter hinein. Unten angekommen muß er an der gegenüberliegenden Wand des Trichters den Weg nach oben antreten, wo ihn Äste und Zweige nun am Aufstieg hindern. Endlich hat er es geschafft, doch als er sich am Rande des soeben durchquerten Kraters auf=richtet, steht er vor dem nächsten Trichter. So geht es von einem Trichter zum andern - und jedesmal, wenn er oben ankommt, hält er Ausschau und fragt sich, wie lange diese zeitraubende Kraxelei wohl noch dauern wird. Das dichte Gestrüpp und das hier herrschende Dämmerlicht lassen jedoch nur die nähere Umgebung erkennen.

Nach einer guten Viertelstunde erreicht Thomas das Bismarck-Denkmal vor dem zerstörten Landratsamt. Das Denkmal steht zwar noch, doch schaut Fürst Bismarck nicht mehr nach Westen. Das Landratsamt oder das, was davon noch übrig geblieben ist, brennt noch an einigen Ecken.

Thomas geht nun den "Bismarck-Berg" an. Auch hier zeigen sich überall die Spuren des furchtbaren Bombardements.

Dennoch kommt er nun besser voran und steht nach wenigen Minuten auf der "Bismarck-Höh". Er überquert die Schoellerstraße und ist kurz darauf am Städtischen Krankenhaus. Die Uhr über dem Haupteingang ist stehengeblieben. Leichtverletzte mit dicken Verbänden verlassen das Haus, als Thomas seinen Weg fortsetzt. Er umgeht das Krankenhausgelände im Osten und erreicht kurze Zeit später die Kölner Landstraße. Nun führt sein Weg ihn nach Westen in Richtung Wasserturm.

Auf dem Kölnplatz angekommen fällt sein Blick auf die brennende Stadt. Er betritt ein menschenleeres, beschädigtes Gebäude und begibt sich in die zweite Etage. Von hier aus hat er einen ungehinderten Ausblick und hat erst jetzt das gesamte Ausmaß der Katastrophe vor Augen. Von Zeit zu Zeit vernimmt er schwere Explosionen im Innern der Stadt, die in einem Inferno von Feuer und Rauch untergeht.

Gegen 15.00 Uhr hatte der Luftangriff begonnen. Die Frauen waren zum Teil beim Einkauf, junge Mütter fuhren mit Kinderwagen durch die Straßen und die alten Leute gingen spazieren. Die Kinder spielten draußen wie eh und je und die Straßenbahnschaffner kutschierten ihre Tramwagen von Haltestelle zu Haltestelle.

Der 16. November war ein klarer Tag gewesen. Wochenlang hatte die Sonne geschienen, wenn auch jahreszeitlich bedingt mit verminderter Intensität. Die Männer waren an der Front und die Daheimgebliebenen besuchten regelmäßig die Gottesdienste: Nein, die Bürger dieser Stadt

waren nicht mit Mars oder Ares im Bunde. Hier gab es keine Weltveränderer, und die kleinen Nazis waren genauso unbedeutend, wie die kleinen Oppositionellen bedeutungslos geblieben waren. Die Bomben aber fielen auf Kommunisten, Sozialdemokraten, Liberale, Christen, Frankophile und Anglophile genauso, wie auf National= sozialisten.-

Thomas hatte lange am Fenster der Ruine gestanden und auf die zu seinen Füßen brennende Stadt geschaut. In die heraufgezogenen Wolken mischte sich nun der Rauch der Großbrände, die ihren apokalyptischen Schein gegen den nächtlichen Himmel warfen. War alles, was die Menschen seit jeher mit ihrer Vaterstadt verbunden hatte, nun nicht mehr wahr? War all das, was sich zutiefst mit alledem verknüpfte ein Trugbild gewesen? Wer aber mochte sich diese Untat ausgedacht haben?

Als Thomas sich auf den Heimweg machte, gingen ihm tausend Gedanken durch den Sinn. 'Wer Häuser verbrennt, verbrennt auch Menschen - und wer Menschen verbrennt, verbrennt auch Seelen', dachte er, 'ja, der Führer hat recht, wenn er sagt, es gehe in diesem Krieg um Sein oder Nichtsein'.

Auf zahllosen Umwegen gelangte er nach Hause. Fünf Stunden lang war er unterwegs gewesen und Mutter Nagel tadelte ihn bei seiner Ankunft deswegen: "Wo warst du denn so lange? Ich habe mir schon Sorgen gemacht. Tante Marga ist auch noch nicht zu Hause. Ist es denn so schlimm in der Stadt, wie die Leute sagen?"

Die Worte der Mutter aber setzten nun all das frei, was sich in seiner Brust aufgestaut hatte:

"Was ich gesehen habe, ist unvorstellbar! Das kann man nicht beschreiben. Die ganze Stadt ist ein einziges Flammenmeer. Die armen Menschen! Es ist zum Verzweifeln" - und während er sprach, drängten sich wieder einmal die Tränen in seine Augen.

"Da redet man immer von Gottes Güte und Barmherzigkeit! Heute ist Gertrudistag! Wo aber waren denn die Schutz= patrone, die Schutzengel all derer, die zerfleischt und verbrannt wurden? Hast du nicht immer gesagt 'Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten'? Was ist denn aus dem Neuen Bund geworden? Ist das Band zwischen Gott und den Menschen am Ende zerrissen?"

"So darfst du nicht reden, Thomas!"

"Ach! hör' doch auf! Du hast das Elend ja nicht gesehen! Seit Jahren haben wir den Himmel angefleht und 'Maria, breit' den Mantel aus' gesungen! Wo aber war die heilige Jungfrau heute nachmittag, wo war der heilige Erzengel Michael und wo waren die Vierzehn Nothelfer als die Bomben fielen? Oder ist dies etwa schon ein Kapitel des Jüngsten Gerichts?"

"Gott läßt seiner nicht spotten, Thomas!"

In Braunlage

I

Auch an den folgenden Tagen gab es kein Lebenszeichen von Tante **Marga**. Allmählich kam man im Hause Nagel zu der Überzeugung, daß sie umgekommen sein mußte. Am dritten Tag nach dem Bombenangriff zündete Frau Nagel vor dem Bild ihrer Schwester eine Kerze an. Die Nacht verbrachten Nagels im Luftschutzkeller des eigenen Hauses.

"Es ist wohl besser, wenn wir von nun an auch tags= über im Keller bleiben", meinte Frau Nagel angesichts des sich verstärkenden Artilleriefeuers. Opa Schwarz aber gab zu verstehen, daß man wohl nicht mehr lange bleiben könne, da die Versorgung der Bevölkerung nicht mehr gewährleistet sei. "Viele Geschäftsleute haben ihre Häuser schon verlassen. Außerdem fehlt es an den erforderlichen Transportmitteln. Der Stromausfall dürfte auch nicht mehr zu beheben sein", fügte er ergänzend hinzu.

An die Haustür hatte Frau Nagel einen Hinweiszettel für etwaige Besucher geheftet: Wir sind im Keller - bitte den Hintereingang benutzen! Am nächsten Morgen trugen die Briefträger Rundschreiben an die Bevölkerung aus, in denen die Zwangsevakuierung der Zivilbevölkerung angeordnet war. Als einer der Postboten das Haus der Familie Nagel betrat, um auch dort eine solche Benach=

richtigung abzugeben, sagte er zu Frau Nagel: "Ich habe da noch einen Brief für ihre Schwester; wollen sie ihn annehmen?" Frau Nagel streckte den Arm aus und nahm das Schreiben in Empfang. Als sie den Inhalt gelesen hatte, sah sie zur Erde - und wieder einmal fragte Thomas: "Ist was, Mutter?"

"Onkel Peter ist vermißt."

"Woher kommt der Brief?"

"Von seinem Kompaniechef."

"Sollte Tante Marga tatsächlich nicht mehr am Leben sein, so hat das Schicksal sie vor dieser Hiobsbotschaft bewahrt."

"Es bleibt uns aber auch nichts erspart."

"Ja, Mutter."

II

Thomas wollte drei Tage später noch einmal zur Stadt gehen, um nach Tante Marga zu suchen, aber Frau Nagel ließ ihn nicht gehn. Es sei zu gefährlich, meinte sie, da immer noch Blindgänger explodierten. Sonntagsnachmittags aber durfte Thomas noch einmal nach draußen, da das Artilleriefeuer nachgelassen hatte. Er lief noch einmal zur Rur, wo Soldaten der deutschen Wehrmacht eine Auffangstellung besetzten.

"Geh nach Haus, Junge", sagte ein älterer Unteroffizier zu ihm, "hier kann jeden Augenblick etwas passieren; die Luft ist ohnehin eisenhaltig genug."

Als Thomas nach Hause kam, traf er im Treppenhaus auf den Großvater. Sofort erkannte er, was die Familie vor= hatte, da Opa Schwarz einen Koffer in der Hand trug.

"Wollen wir weg?"

"Ja, Thomas, morgen früh; wir können nicht länger bleiben, es ist zu gefährlich. Außerdem ist die Eva= kuierung befohlen worden..."

"Und Larissa?"

"Die nehmen wir mit."

Am Montag, dem 20. November, ging Frau Nagel zur Behörde um die Evakuierungspapiere abzuholen. Die Ausgabestelle befand sich in der Volksschule. Als sie an der Reihe war, legte sie die Personalausweise vor, darunter auch den ihrer verstorbenen Schwester Klara.

"Die steht aber nicht auf der Karteikarte", sagte der sie bedienende Angestellte.

"Das kann auch nicht der Fall sein, denn sie war hier nicht gemeldet", entgegnete Frau Nagel.

"Dann muß sie dorthin gehen, wo sie bislang gemeldet war."

"Die dortige Kartei ist aber beim Luftangriff vernichtet worden."

"Das spielt keine Rolle, Frau Nagel; wir dürfen hier

nur für gemeldete Personen Scheine ausgeben."

"Können sie denn da keine Ausnahme machen? meine Schwester ist doch taubstumm."

"Warten sie mal einen Augenblick!"

Mit dem Ausweis in der Hand begab der Angestellte sich zu seinem Vorgesetzten. Kurz darauf kam er in Begleitung des anderen Beamten zum Ausgabeschalter zurück.

"Sie sind die Schwester, Frau Nagel?"

"Ja, meine Schwester lebt seit dem Bombenangriff bei uns. Sie werden verstehen, daß wir zusammenbleiben möchten."

"Dann muß sie aber selbst einmal herkommen."

"Aber sie ist doch taubstumm, wie ich ihrem Kollegen schon erklärt habe."

"Na ja, das ist etwas anderes"- und zu seinem Untergebenen gewandt:

"Tragen sie die Schwester von Frau Nagel in die Familienkarteikarte ein, dann gilt sie ab heute als hier gemeldet. Eine formgerechte Ummeldung ist doch gar nicht mehr möglich."

"Vielen Dank auch!" sagte Frau Nagel.

"Bitteschön, Frau Nagel - und gute Reise!"

Als Frau Nagel kurze Zeit später das Schulgebäude verließ, atmete sie erleichtert auf. Unweit des Schulgebäudes begegnete ihr die Gemeindeschwester. Von ihr erfuhr sie, daß Lehrer Meier ebenfalls beim Bombenangriff auf Düren ums Leben gekommen war.

III

Bevor sie gingen, suchte Thomas noch einmal sein Zimmer auf und betrachtete seine einstigen Spiel=sachen. In der Ecke stand immer noch das Karussell, unter dem Regal schauten die Rollschuhe hervor und an der Wand hing die Trommel.'Ob ich davon noch etwas wiederfinde, wenn wir eines Tages zurückkommen?' Zuletzt fiel sein Blick auf die Mundharmonika. Er steckte sie in die rechte Hosentasche.

Um die Mittagszeit verließen Wilhelm Schwarz, seine Tochter Maria, sein Enkel Thomas und Larissa gemeinsam und unbeobachtet das Haus an der Rur. Jeder trug ein Gepäckstück mit sich. Thomas trug den von Larissa geflochtenen Koffer aus Weidenruten. Als sie an der langen Mauer entlangzogen, schauten sie sich noch einmal um. Thomas warf hin und wieder einen Blick auf den Park, dessen Bäume entblättert im November=dunst standen.

Dann wandte die kleine Gruppe sich nach Osten, um irgendwo im Landesinnern eine neue Bleibe zu suchen. Auf den Straßen liefen freigelassene Schweine umher, aber auch Hunde und Hühner, Kaninchen und sonstige Haustiere, ein Zeichen dafür, daß der überwiegende Teil der Bevölkerung schon fortgezogen war.

Am Ostrand der Gemeinde trafen sie auf einen Wehrmachts-Lkw. Der Fahrer bot ihnen an, mitzufahren. Rasch waren die Koffer aufgeladen und wenige Augenblicke später begann die Fahrt. "Ich muß nach Merzenich", hatte der

Fahrer gesagt, "bis da kann ich sie mitnehmen". Auf einer Straßenspinne hinter Merzenich setzte der Soldat die Flüchtenden ab. An dieser Stelle führte eine Straße nach Westen in Richtung Arnoldsweiler, eine andere nach Merzenich und eine weitere nach Morschenich. "Sie müssen jetzt in dieser Richtung weiter", sagte der Fahrer, "nach etwa zwanzig Minuten werden sie dann den Ortsrand von Morschenich erreichen." Frau Nagel bedankte sich bei dem Freundlichen Landser mit einer Schachtel Zigaretten: "Wer weiß, wie lange wir gelaufen wären, sofern wir sie nicht getroffen hätten!"

Dann aber ging es zu Fuß weiter. Die Straße stieg zunächst ein wenig an, so daß sie die vor sich liegende Strecke nicht einsehen konnten. Als sie jedoch den höchsten Punkt erreicht hatten, sahen sie vor und hinter sich viele Gruppen flüchtender Menschen, die alle dem ostwärts von Düren gelegenen Buirer Bahnhof zustrebten. "Von dort gehen die Evakuierungstransporte ab", sagten die Leute.

Von allen Seiten strömten die Menschen herbei, so daß sich der Flüchtlingsstrom zunehmend verdichtete. Als die Gruppe Nagel etwa die Hälfte der bis zu einem Waldrand reichenden Strecke zurückgelegt hatte, brausten unvermittelt zwei britische Jagdflugzeuge im Tiefflug über die kahlen Felder rechts und links der Straße hinweg. Die Überraschung war vollständig und Deckung war nicht im mindesten vorhanden. Die Piloten

legten ihre Maschinen auf die Seite und schauten zur Straße herab. Ihre Gesichter waren deutlich zu er= kennen - doch nichts geschah. Offenbar hatten die Flieger erkannt, daß dort unten keine Militäreinheiten, sondern Flüchtlinge unterwegs waren. Sekunden später waren die Maschinen in nördliche Richtung verschwunden. Verwundert schauten die Flüchtenden einander an. Sollte es tatsächlich noch Ritterlichkeit geben?-

In Morschenich wohnte Frau Nagels Vetter Robert mit seiner Familie. Als sie dort vorbeikamen, klingelten sie kurz an, um sich zu verabschieden. Der Vetter aber holte sie herein und bot ihnen die Aufnahme in sein Haus an. "Aber ihr werdet doch auch fort müssen, wenn die Front näher kommt, dann könnten wir alle nicht mehr hierbleiben", sagte Frau Nagel daraufhin. Der Vetter zog nachdenklich die Schultern hoch. Nach eingehenden Beratungen rangen Nagels sich doch dazu durch, von Buir aus per Bahn weiter nach Osten zu reisen. Die Nacht über blieben sie noch im Hause der Verwandten, doch zogen sie am nächsten Tag weiter. Vetter Robert holte einen Handwagen aus dem Schuppen, lud das Gepäck auf und schickte seinen ältesten Sohn mit zum Bahnhof, den sie am 24. November um die Mittagszeit erreichten.

"Das geht hier nach Nummern", sagte jemand zu Frau Nagel, "man kann nicht einfach in den nächsten Zug einsteigen und abfahren. Außerdem fahren tagsüber keine Züge ab, weil dies wegen der Flugzeuge zu gefährlich ist. Erst bei Anbruch der Dunkelheit kommen die Züge

aus Richtung Köln hierher, um Flüchtlinge aufzunehmen."

Den Nachmittag über saßen Nagels auf ihren Koffern am Rande des Bahnsteigs. Die Anzahl der Fliehenden stieg von Stunde zu Stunde. Dann - es mochte kurz nach 17.00 Uhr sein, dampfte von Osten her eine Lokomotive heran, in ihrem Gefolge etwa vierzehn Personenwagen. Als der Zug den Bahnhof erreichte, entstand unter den Wartenden erhebliche Unruhe. Über Lautsprecher wurde mitgeteilt, daß niemand die Wagen ohne Erlaubnis betreten dürfe. Im gleichen Augenblick trat eine Gruppe von Bahnbeamten auf den Bahnsteig hinaus, wo nun wieder ein wenig Ruhe eintrat. Dann meldete sich wieder die Stimme aus dem Lautsprecher:

"Achtung! Achtung! Der soeben eingefahrene Zug fährt voraussichtlich gegen 19.30 Uhr ab. Ein weiterer Zug wird voraussichtlich um 22.00 Uhr abfahren. Die Wagen sind alle numeriert. Personen mit den auf den Evakuierungsausweisen eingetragenen Endziffern 003 bis 009 werden vom Begleitpersonal in die Abteile eingewiesen. Bitte, leisten sie den Anordnungen des Zugpersonals Folge. Personen mit den soeben aufgerufenen Endziffern können jetzt einsteigen. Bitte, orientieren sie sich nach den Wagennummern!"

Mit einer halben Stunde Verspätung setzte sich der Zug um 20.00 Uhr in Bewegung. Die Abteile waren vollgepfropft bis obenhin, doch hatten alle einen Sitzplatz gefunden. Zunächst ging die Fahrt in Richtung Köln. Der Zug hielt auf keinem westlich von Köln gelegenen

Bahnhof. Lediglich vor der Einfahrt in den Kölner Hauptbahnhof gab es noch eine kurze Verzögerung. "Schau, Thomas, dort steht der Kölner Dom", sagte Frau Nagel zu Thomas, "wenn wir den Bahnhof passiert haben, kannst du ihn noch besser sehen."

"Fahren wir dann über den Rhein?"

"Höchstwahrscheinlich! Geh nur auf den Gang hinaus, dann kannst du vielleicht etwas mehr sehen!"

Ohne Aufenthalt donnerte der Zug durch den verdunkelten Bahnhof. Noch einmal tauchten für Augenblicke die Um= risse des Kölner Doms auf, um dann jedoch rasch im Dunkel der beginnenden Novembernacht zurückzubleiben. Als es über die Rheinbrücke ging, schaute Thomas ange= strengt nach unten, dorthin, wo der Strom unter der Brücke hervortrat und nach Norden floß, aber er sah nichts weiter, als ein großes schwarzes Loch, denn auch am Rhein waren die Lichter ausgegangen.

Niemand wußte, wohin die Fahrt ging. Die blaugefärbten Glühbirnen in Coupés und Gängen blieben von der Strom= zufuhr abgeschnitten. Gottlob waren die Heizungen intakt! Von Zeit zu Zeit erkundigte sich das Begleit= personal nach dem Befinden der Fahrgäcte, doch konnten oder durften die Beamten keine Auskunft über das Reise= ziel geben.

Kurz nach Mitternacht wurden die beiden mittleren Wagen des Zuges unter Quarantäne gestellt: Die Ruhr war ausgebrochen - und niemand durfte mehr zur Toilette. Wer sein Geschäftchen machen wollte, mußte sich mit

irgendeinem Gefäß, einer Flasche oder Dose behelfen.

"Es besteht Ansteckungsgefahr", erläuterte der Zug=führer. "Sollten sich irgendwelche Beschwerden zeigen, müssen sie dies sofort melden!"

Die Erkrankten wurden von Zeit zu Zeit ans Fenster gehoben, um ihren Dickdamm nach draußen zu entleeren, während sie im Innern des Abteils von Mitreisenden festgehalten wurden. Hielt der Zug einmal auf freier Strecke, stürzten die Menschen hinaus um sich zu er=leichtern.

Stunde um Stunde verging im monotonen Rattern des Zuges. Einmal sagte jemand: "Wir fahren durch Thüringen." Niemand widersprach - und niemand bestätigte dies. Hier und da flammte ein Streichholz auf, wenn jemand eine Zigarette anzündete, und jeder wünschte sich, daß die Fahrt bald zu Ende sein würde.

Thomas war neben seiner Mutter eingeschlafen. Als er Stunden später aufwachte, fuhr der Zug nur noch mit verminderter Geschwindigkeit.

"Wo sind wir denn jetzt?" fragte er seine Mutter. Draußen zogen hohe Schatten vorbei, als Thomas sich zum Fenster vorbeugte.

"Das ist der Harz, Thomas", antwortete die Mutter, "wir haben vorhin in Nordhausen gehalten."

Nun aber fuhr der Zug in weitem Bogen nach Südosten über Sangerhausen, Eisleben, Hettstedt um den Unterharz herum nach Aschersleben und erreichte noch vor Anbruch

der Morgendämmerung über Halberstadt fahrend die Stadt Blankenburg.

Es war ein naßkalter Morgen, als der Zug auf dem Bahnhof hielt. Über Lautsprecher wurden die Flüchtlinge zum Verlassen des Zuges aufgefordert. Das Gepäck blieb zurück. Nach einem kurzen Fußmarsch erreichten sie das Gymnasium. Die Klassenzimmer waren ausgeräumt, die Fußböden mit Stroh bedeckt. Lehrerinnen und Oberschülerinnen verteilten belegte Brote und Getränke. Anschließend wurden Decken verteilt - und bald sanken die übermüdeten Evakuierten in die Streu. Die wohlige Wärme der angenehm beheizten Räme trug dazu bei, daß sie alsbald einschliefen.

Gegen Mittag wurde es wieder lebendig in den Klassenzimmern. Einer nach dem andern erhob sich und suchte die Waschräume auf. Draußen auf dem Flur wurde Erbsensuppe ausgegeben. Der Regen hatte aufgehört und die feucht gewordenen Kleider waren wieder trocken. Nach dem Essen vertrat man sich auf dem Schulhof ein wenig die Füße.

Am Abend lagen sie wieder in Decken eingerollt im Stroh. Um 22.00 Uhr wurde das Licht ausgeschaltet. Die glühenden Öfen warfen einen matten Schein in die Räume. Thomas holte seine Mundharmonika hervor und spielte jenes Lied, welches fast alle irgendwann einmal in der Schule oder im Elternhaus gelernt hatten:

Wo fern am Waldessaume
die Rur ins Tal tritt aus,
liegt, wie in stillem Traume,
mein liebes Vaterhaus...

Und sie sangen alle mit, erst einer, dann zwei - und schließlich auch die anderen, Kinder ebenso wie Erwachsene.- und viele sangen mit erstickender Kehle.

IV

Am Wochenende aber ging es weiter. Als sie das Schul= gebäude verließen, warf der Hausmeister das Stroh zum Fenster hinaus. Gymnsiastinnen gaben ihnen das Geleit zum Bahnhof. Der Zug stand schon bereit. Da der Zug noch einige Zeit im Bahnhof stehenblieb, trat Thomas in die noch offene Tür des Personenwagens. Ein paar Oberschülerinnen blieben vor ihm auf dem Bahnsteig stehen, um noch ein letztes Gespräch mit Thomas zu führen. Eines der Mädchen zeigte auf Thomas' Mundhar= monika, die ein wenig aus der Hosentasche hervorschaute. "Spielst du uns zum Abschied noch ein Lied?" Thomas willigte ein und zog das kleine Instrument heraus. Dann erklang auf dem Bahnhof von Blankenburg die 'Träumerei' von Robert Schumann. Noch ehe er die Melodie zu Ende gespielt hatte, begannen sich die Räder des Zuges zu drehen. Die Mädchen liefen noch ein paar Schritte neben dem Zug einher, blieben dann stehen und winkten Thomas nach, der schließlich die Tür zuzog und sich ins Abteil begab. Larissa lächelte ihn an, doch blieb sie wie bisher "taubstumm", um sich nicht zu verraten.

Nach kurzer Fahrt erreichte der Zug die Talstation der Zahnradbahn. Nach dem Umsteigen ging es steil hinauf und in den Harz hinein. Oben angekommen stiegen alle in die Hochbahn um. Niemand kannte die Route. Die Fahrt ging nach Norden.

Auf dem Bahnhof in Tanne war für einen Teil der Evaku=ierten die Reise zu Ende. "Nun werden auch wir bald aus=steigen", sagte der Großvater, als es draußen zu dämmern begann. Schnaufend wie ein Pferd setzte der Zug sich erneut in Bewegung, als die ausgestiegenen Flüchtlinge samt Gepäck hinter der Sperre verschwanden, doch kam er streckenweise nur noch langsam voran, dort, wo es bergauf ging. Daß es hier oben erheblich kälter sein müßte, als in Blankenburg, verrieten die reifüberkrusteten Bäume des sich immer dichter an den Zug heranschiebenden Waldes. Zwar wußten die Reisenden, daß nur dort ein Zug zu fahren vermochte, wo es einen Schienenstrang gab, und doch fühlten sie sich angesichts des immer näherkommenden Waldrandes so sehr bedrängt, daß sie wie gebannt hinaus schauten. Das Gefühl, sich festzufahren, eingekeilt zu werden und unent=rinnbar in eine Falle zu geraten, beschlich sie zunehmend mit jeder Umdrehung der Räder. Niemand von ihnen hätte sich gewundert, wenn plötzlich der Erlkönig persönlich erschienen wäre.

Hinter Sorge aber lichtete sich der Wald allmählich und bald dehnte sich rechts der Strecke ein größeres Weidege=lände aus. Wenige Minuten später hielt der Zug auf dem Bahnhof in Braunlage: hier war Endstation - und alle, die

bis hierher mitgefahren waren, mußten nun die Abteile verlassen. Erneut sprangen die Türen auf, und die ersten Gepäckstücke landeten, teils durch die geöffneten Fenster nach draußen befördert, im Schnee. "Paßt auf! es ist glatt draußen!" rief ein älterer Mann, der schon auf dem Bahnsteig stand, während die Jüngeren den Älteren beim Aussteigen halfen.

Auf dem kleinen Bahnhof gab es anschließend ein großes Gedränge. Hitler-Jungen und BDM-Mädchen übernahmen nun das Gepäck der Neuankömmlinge, die nun, über die krachenden Eisdecken zugefrorener Pfützen hinweg, zu dem an der Schützenstraße gelegenen 'Trocadero' geleitet wurden. Wohltuende Wärme umfing sie, als sie den Saal betraten. Aber was war das? Helles Licht strahlte von der Decke herab! Da war überall Tannengrün! Auf weißgedeckten Tischen brannten Kerzen! Fand hier eine Weihnachtsfeier statt? Damen der NS-Frauenschaft und uniformierte Mit= glieder der NSDAP bereiteten den Dürenern einen fast festlichen Empfang und erteilten erste Auskünfte über mit der Unterbringung zusammenhängende Fragen. Zu heißen Getränken gab es Brote mit Aufschnitt und Brötchen mit Käse. "Das ist ja hier, wie im tiefsten Frieden", äußerte Opa Schwarz verwundert, und seine Tochter fügte hinzu: "Das mutet schon richtig weihnachtlich an", und lange hatten sie sich nicht mehr so geborgen gefühlt, wie in diesen Minuten.

Drei Mädel stellten sich bei Frau Nagel vor. Eine davon machte sich zur Sprecherin: "Ich heiße Helga - und das

hier sind meine Freundinnen Ria und Gisela. Wir haben den Auftrag, sie in ihr Quartier zu bringen - aber lassen sie sich ruhig Zeit mit dem Essen, denn bis zu ihrer Unterkunft sind es nur ein paar Schritte."

Tatsächlich war es bis zur Unterkunft nur fünf Minuten weit. Auf dem Weg zur Bodestraße, wo im ersten Haus auf der rechten Seite eine kleine Wohnung reserviert worden war, erfuhren die Nagels, daß erst in der vergangenen Nacht der erste Schnee gefallen war. "In anderen Jahren schneit es hier schon Anfang November", sagte Helga, "doch nun sieht es auch schon ein wenig winterlich aus, wenngleich die Schneedecke auch noch dünn ist."

Als die kleine Gruppe das Haus betrat, erschien die Hauseigentümerin um die Obdachsuchenden zu begrüßen: "Die Räume sind komplett möbliert", sagte sie, "wir haben früher einmal an Feriengäste vermietet; ich hoffe, daß sie zufrieden sein werden - hier sind die Schlüssel."

Während die Mädchen das Gepäck nach oben schafften, wurde die Unterhaltung zwischen der Vermieterin und den neuen Mietern noch ein paar Minuten fortgesetzt:

"Wo kommen sie denn her?"

"Aus der Nähe von Düren - das liegt etwa in der Mitte zwischen Köln und Aachen."

"Ach! da haben sie aber eine weite Reise gemacht und dürften froh sein, endlich am Ziel zu sein?"

"Wenn wir nur hierbleiben können! - ich meine, daß wir hier nicht wieder fortmüssen, wenn die Front einmal näher käme."

"Wenn der Krieg hierher kommt, dann ist er auch vorbei - ach! da kommt unsere Oma: meine Mutter, Frau Nagel, Herr Schwarz, Fräulein Klara - und das ist der Thomas; war es richtig so?"

"Ja, es war richtig."

"Ja, meine Mutter bewohnt ein paar Räume auf der rechten Seite vom Flur; wir wohnen ja hier links. Die Helga ist übrigens meine Tochter - aber das hat sie ihnen unterwegs sicher schon gesagt. Wenn sie irgendwelche Fragen haben, dann kommen sie ruhig runter; wir beißen nicht. Aber jetzt gehen sie erst mal hinauf - morgen sehen wir weiter!"

Die Wohnung lag auf der zweiten Etage und bestand aus einem Wohnzimmer mit Kochnischeund Eßecke und zwei Schlaf= zimmern. Da die Hauseigentümerin schon zwei Tage zuvor von der Belegung erfahren hatte, stellte die Ankunft der Obdachlosen keine Überraschung für sie dar. Schon am frühen Nachmittag hatte sie im Wohnzimmer eingeheizt und Brennmaterial zum Nachlegen deponiert.

Als die Flüchtlinge die Wohnung betraten, waren sie angenehm überrascht: Im milden Licht einer Deckenlampe gewahrten sie von der Wohnzimmertür her einen derart gemütlich eingerichteten Raum, daß sie einander verwundert ansahen. Zwar war zwischen den Doppelfenstern das Ver= dunklungsrollo herabgezogen, doch vor den Scheiben des

Innenfensters leuchteten zwei dichtgewebte weiße Gar=
dinen. Zierdeckchen träumten auf dem an der linken Seite
des Zimmers stehenden Kanapee und den dazu gehörenden
Sesseln. Zur übrigen Ausstattung gehörten ein Wohnzimmer=
schrank, eine Anrichte, ein Vorratsschrank, ein Ofen,
ein Herd, ein Spind und ein Bücherregal sowie ein Tisch,
auf dem eine Vase mit lamettageschmüchtem Tannengrün
stand.

Thomas war allen voran bis zur Zimmermitte gelaufen.
Als er sich zu den anderen umdrehte, sah er, daß ihre
Blicke von einem Einrichtungsgegenstand zum andern wanderten.
Dann lief er auf seine Mutter zu, umarmte sie und rief:
"Das ist ja märchenhaft!" Dann eilte er zur Wasserlei=
tung und drehte den Hahn auf: "Wasser haben wir auch!"
Abermals warf er einen forschenden Blick in die Gesichter
seiner Angehörigen, drehte den Wasserhahn wieder zu und
warf einen kurzen Blick in den darüber hängenden Spiegel.
"Seht nur, einen Spiegel haben wir auch!"

Die Wohnungseigentümerin hatte die beiden Schlafzimmer=
türen ein wenig geöffnet, so daß die Wärme hindurchgezogen
war. Die Betten hatte sie frisch bezogen und ihre Tochter
hatte die Fenster geputzt. In jedem der beiden Zimmer
stand ein geräumiger Kleiderschrank. Auch Wäschekörbe
waren vorhanden.

Nachdem auch hier alles in Augenschein genommen worden
war, gings ans Auspacken. "Du schläfst mit Opa in diesem
Zimmer", sagte Frau Nagel zu Thomas, "Larissa und ich
nehmen das andere", während sie abwechselnd auf die

Schlafzimmertüren zeigte. Eine halbe Stunde später war die mitgebrachte Habe verstaut. Frau Nagel hatte als erstes ihrem Koffer ein Kreuz entnommen und mit den Worten "Mit Gott fang' an, mit Gott hör' auf - das ist der schönste Lebenslauf" über die Wohnzimmer=tür gehängt. Dann erspähte sie auf Thomas' linker Wange eine Wimper: "Halt' still, Thomas, du hast da ein Augflitterchen" - und indem sie es ihm abnahm fügte sie hinzu "das bringt Glück!" Kurz darauf rauschte auf dem Herd der Kaffeekessel.

V

"Also, Larissa, du bist jetzt meine jüngste Schwester Klara", mahnte Frau Nagel Larissa noch einmal, "und wenn jemandem auffällt, daß du Schwierigkeiten mit unserer Sprache hast, so sagen wir einfach, du hättest einmal einen schweren Unfall erlitten."

"Da", entgegnete Larissa, die jedoch sofort ihren Fehler erkannte, als Frau Nagel sie mit großen Augen ansah. "Ja, ja, ja, ja, ja!" berichtigte sie sich post=wendend und lächelte.

"Die langen Zöpfe müssen auch herunter, Larissa, sicher gibt es hier einen Friseur, der dir eine unauffälligere Frisur herrichtet. Mit dieser Frisur siehst du viel zu russisch aus."

Schon am Tage nach ihrer Ankunft gingen die beiden Frauen zu Friseur Bayer. Frau Nagel instruierte die sie bedienende Friseuse bezüglich der Sprachschwierigkeiten ihrer "Schwester" und gab Anweisungen hinsichtlich der Larissa zu verleihenden Frisur. Als Larissa an der Reihe war, ging Frau Nagel zur Kartenstelle um neue Lebensmittelkarten abzuholen. "Ich hole dich hier wieder ab", sagte sie vor dem Hinausgehen, "hab keine Angst, ich bin gleich wieder da" - und Larissa nickte.

Im ersten Stock des Rathauses gab es vor der Tür der Kartenstelle einiges Gedränge, da nun die vielen Evakuierten sämtlichst um neue Lebensmittelkarten bemüht waren. Dennoch gab man sich verständnisvoll, machte sich untereinander bekannt und fragte nach dem früheren Wohnort. "Ach, aus Kreuzau seid ihr, wir haben in Nord-Düren gewohnt, in der Alten Jülicher Straße..."

Genauso reibungslos wie bei den anderen, verlief auch bei Frau Nagel die Lebensmittelkarten-Ausgabe. Zufrieden ging sie anschließend zum Friseurgeschäft zurück, wo sie ihren Schützling mit strahlendem Gesicht, vor allem aber mit neuer Frisur antraf. "Du siehst ja bezaubernd aus!" sagte Frau Nagel mit unterdrückter Begeisterung, während die Friseuse lobheischend nach den beiden schielte. "Du aber auch, Maria!" entgegnete Larissa - und Frau Nagel stutzte: Zum ersten Male hatte Larissa "du" und "Maria" zu ihr gesagt. Untergehakt marschierten die beiden kurz darauf mit frohen Gesichtern zum Haus in der Bodestraße zurück. Natürlich hatten alle Straßenpassanten sie be-

wundert, natürlich! - und zu Hause wurden die Frisuren ebenfalls mit Beifall bedacht.

Am Nachmittag wurden die notwendigen Lebensmittel ein=gekauft. Gegen Vorlage der Kohlenkarte lieferte der Kohlenhändler schon am nächsten Tage eine Fuhre Winter=brand. Treffpunkte der Evakuierten waren fortan die geräumige Vorhalle des Rathauses sowie die kleine katholische Kapelle am Ende der Von-Langen-Straße. Am Abend aber saßen die Evakuierten vor den Rundfunk=geräten ihrer Quartiersleute und verfolgten die Nach=richten - vor allem über die Kämpfe entlang der Rur. Und jedesmal, wenn bekannte Ortsnamen wie 'Mariaweiler', 'Hoven' oder 'Echtz' fielen, zuckten sie zusammen und sahen sich an: "Hast du's gehört? da! wieder! Schophoven, Birgel, Berzbuir, Gey, Hürtgen..."

Die Stadtverwaltung von Braunlage aber hatte vor allem mit großen Versorgungsschwierigkeiten zu kämpfen, da alles, was die Bevölkerung benötigte, über weite Ent=fernungen herangeschafft werden mußte. Dennoch konnte man in den Speisegaststätten täglich ein reichliches Mittagessen einnehmen. Freilich - in der Regel gab es nur Suppe: Kartoffelsuppe, Erbsensuppe, Gerstensuppe, Kohl=suppe - aber man wurde satt davon.

"Wissen sie denn auch, was ein Snob ist?" fragte eines Tages ein Herr Opa Schwarz: "Ein Snob ist ein Mann, der die Suppe zurückgehen läßt, weil ihm diese zu heiß ist."

Am Abend ging man entweder ins Café Dietze oder ins Café Junker, wo es immer noch heißen Punsch zu trinken gab.

Bei Dietze, wo man herrliche Silbergedecke auftischte, konnte man an Sonntagnachmittagen nach wie vor Kuchen bekommen - wenn auch auf Marken - und abends spielte dort die Kapelle 'Otto'. Obgleich nicht getanzt werden durfte, war die Atmosphäre stets ausgezeichnet. Hierher zog es vor allem die in den umliegenden Lazaretten genesenden Soldaten - und wenn die Kapelle erst einmal 'Barcelona' spielte, war die Stimmung auf ihrem Höhepunkt. Fragte man die Landser tags darauf "Wie war's?" so entgegneten sie immer: "Jede Menge Barcelona".

Auf dem an der Nordseite der Herzog-Johann-Albrecht-Straße gelegenen "Idiotenhügel" unternahmen die Evakuierten jüngeren Jahrgangs erste Versuche auf zumeist entliehenen Skibrettern. Ging man am Abend durch die tiefverschneite Stadt, dann duftete es überall nach verbranntem Feuerholz. Das war die Zeit, zu der die Jugend zur Rodelbahn zog, und auf mitgeführten Schlitten ging es nach Erreichen des höchsten Punktes in sausender Fahrt den Wurmberg hinab - bis weit hinter die Verlobungswiese. Thomas aber war tagsüber ständig unterwegs, um die neue Umgebung kennzulernen. Der Kurpark, die Bodewasserfälle, der Forellenteich und das Kartoffel-Denkmal inspizierte er und kannte bald jeden Winkel - und 'Winkel' war denn auch ein häufig vorkommender Eigenname in dieser Stadt. Am 16. Dezember kam ein an Thomas adressierter Brief an. "Was ist es denn, mein Junge?" fragte der Großvater ihn. "Ich muß am 20. Dezember zur Musterung nach Blankenburg", lautete die Antwort. Am Abend des 16. Dezember wurde über

den Rundfunk der Beginn der Ardennenoffensive mitgeteilt - und die deutsche Zivilbevölkerung atmete erleichtert auf: "Habt ihr's gehört! es geht wieder vorwärts!" riefen die Menschen sich überall zu "und da haben viele gemeint, wir hätten nichts mehr in der Hinterhand! Die 1. US-Armee soll zwischen dem Hohen Venn und dem Nordteil Luxemburgs auf dem Rückzug sein! Wer hätte das gedacht! Und das mitten im Winter!"

"Na, was hat denn der Herr Oberstabsarzt in Blankenburg gesagt?" wollte der Großvater nach der Musterung von Thomas wissen. "Ich sei kv-bedingt", entgegnete Thomas, "aber was heißt das?" Der Großvater erklärte ihm, das dies 'bedingt kriegsverwendungsfähig' bedeute, und die Mutter meinte: "Na, dann können wir ja vorläufig beruhigt sein. Übrigens haben wir Nachricht von Tante Irmgard; sie ist in Sangerhausen evakuiert.

VI

Die Evakuierten sprachen bei gelegentlichen Begegnungen auch von Weihnachten, denn Heiligabend rückte nun immer näher. "Das wird wohl das traurigste Weihnachten unseres Lebens werden", äußerten sie bei solchen Gelegenheiten. "Denkt nur mal daran, daß wir eines Tages, wenn wir zurückkehren, überhaupt nichts mehr wiederfinden! Das Wenige, was noch stehengeblieben ist, wurde inzwischen vielleicht schon endgültig dem Erdboden gleichgemacht".

Und obwohl sie sich fortgesetzt mit den bevorstehenden Feiertagen beschäftigten, ließen sie bei dem Gedanken daran die Köpfe hängen. "Uns kann man doch nicht 'frohe Weihnachten' wünschen - oder gar 'frohe Festtage': das ist doch kein Fest..." Am liebsten hätten sie überhaupt nicht mehr daran gedacht. Wie trostlos war das alles!

Braunlage aber ließ seine Evakuierten nicht im Stich! Alles, was an Versorgungsgütern in die Stadt gelangte, wurde zwischen Einheimischen und Evakuierten redlich geteilt. In den Obst- und Gemüsegeschäften gab es Äpfel und Nüsse, Breitlauch und Möhren, Rosenkohl und Wirsing, Rotkohl und Kartoffeln. Die Metzgereien verteilten Wurstbrühe und unweit der Post wurden Weihnachtsbäume verkauft. Und dann wurde bekannt, daß für die Evakuierten an Heiligabend im Hotel 'Brauner Hirsch' eine Weihnachts= feier stattfinden werde, eine Nachricht, die sich unter den Dürenern wie ein Lauffeuer herumsprach.

Als es am Nachmittag des 24. Dezember zu dunkeln begann, öffnete das Hotel für die Landsleute aus dem Westen die Pforten - und scharenweise strömten sie herbei, die Leute aus Düren, aus Niederau, aus Kreuzau und Birkesdorf, jung und alt. Die Tische waren mit Weihnachtspapier ge= deckt, worauf bergeweise Liebesgaben standen. In einer Ecke stand ein prächtiger Weihnachtsbaum und von der Decke her grüßte ein imponierender Adventkranz mit vier brennenden Kerzen. Und wie das hier duftete!

Die einheimischen Schulkinder hatten seit Anfang Dezember heimlich Spielzeug gesammelt, hatten gebastelt und ge=

schnitzt, Gestecke und Weihnachtssterne angefertigt und blaue VDA-Kerzen gesammelt. So manches einheimische Mädchen hatte zugunsten einer Dürener Altersgenossin auf ein Püppchen verzichtet und so mancher Junge auf ein Spielzeugauto, ein kleines Segelschiff oder auf einen Baukasten. Alles stand nun ringsum auf den Tischen und wurde von den ankommenden Gästen mit großem Erstaunen betrachtet.

Aber auch die Großen, die Erwachsenen waren nicht vergessen worden. Die Braunlager hatten sich überall erkundigt, um herauszufinden, wessen die Dürener dringend benötigten. Nun lagen diese Sachen - zum Teil hübsch verpackt - neben den vor Leckereien überquellenden Weihnachtstellern: selbstgestrickte Handschuhe und warme Schals, Pullover, dicke Socken und Unterwäsche, aber auch Hausratsgegenstände, wie Teller, Tassen, Eßbestecke, Töpfe und Pfannen. Die zumeist älteren Männer fanden Tabakwaren aller Art vor - und da und dort sogar eine kleine "Wärmeflasche".

Und sie waren alle überwältigt von so viel Sorge, Hilfsbereitschaft, Mitgefühl und Herzensgüte - und noch ehe sie sich ein wenig gesammelt hatten, erklang Musik. Helle Kinderstimmen erfüllten im Chor den festlichen Raum:

Zu Bethlehem geboren

ist uns ein Kindelein...

Sie waren alle gerührt, Einheimische wie Evakuierte. Die Bescherten waren voll des Dankes und der Anerkennung - und die Schenkenden froh ob der gelungenen Veranstaltung. Die Dürener waren völlig überrascht. Das hatten sie nicht erwartet!

Und sie trugen und schleppten nach der Feier alles nach Hause, was ihnen das Christkind geschenkt hatte. Sie stapften durch den tiefen Schnee der verdunkelten Stadt - nur bei Friseur Bayer leuchteten ein paar kleine elektrische Kerzen am unteren Schaufensterrand. Als sie jedoch ihre Quartiere erreichten, da öffneten sich die Türen der einheimischen Hausbewohner - und überall hallte es ihnen entgegen: "Frohe Weihnachten! Frohe Weihnachten!" Die Hauseigentümer holten sie zu sich in die Stuben, wo sie erneut überreich beschenkt wurden. Auch andere Hausbewohner eilten herbei, über= reichten Weihnachtsteller und wünschten ein frohes Fest - und auch hier gab es Tränen der Rührung.

Auch die Nagels waren eingeladen. Gemeinsam mit den anderen Hausbewohnern verbrachten sie ein paar unbe= schwerte Stunden. Ganz Braunlage war an jenem Abend eine einzige, große Familie.

Der RAD-Mann

I

Am Neujahrsmorgen heftete Thomas den neuen Kalender an die Wohnzimmerwand. Auf dem Deckblatt stand groß die Jahreszahl: 1945. Als er es abriß, erschien eine große rote Eins. "Hoffentlich können wir nächstes Jahr den Kalender wieder zu Hause aufhängen", sagte Frau Nagel bekümmert.

Zwei Tage später erhielt Thomas seine Einberufung zum Reichsarbeitsdienst, zum RAD. Am Tage vor seiner Abreise bummelte er noch einmal durch die kleine Stadt. Zuletzt erreichte er die südwestlich des Kurparks gelegene Bodebrücke, von wo aus er lange in die eisige Flut starrte. Am nächsten Morgen verabschiedete er sich von allen Bekannten. Am frühen Nachmittag nahm er die Wehrmachtstragetasche seines verstorbenen Vaters, umarmte seine Mutter, den Großvater und Larissa und wandte sich zum Gehen. "Trink wenigstens noch einen Schluck, sagte die hilflos dreinschauende Mutter, während sie ihrem Sohn das goldene Zigarettenetui zusteckte, das einmal Andreas Nagel gehört hatte - "und vergiß nicht zu beten - und denk mal an uns - und schreib bald!" Von der Straße her winkte er noch einmal zum Wohnzimmerfenster herauf. Fünf Minuten später stand er auf dem Braunlager Bahnhof. Das Märchen von Braunlage war vorbei.

Die Fahrt ging über Blankenburg - Halberstadt - Oschersleben nach Magdeburg, von dort aus weiter über Rogätz und Tangerhütte nach Stendal. Als er - gemeinsam mit einigen anderen Einberufenen - das Stadtzentrum von Stendal erreichte - es gab keinen Anschlußzug mehr - liefen sie in dem Augenblick einer HJ-Streife in die Arme, als es Fliegeralarm gab. Da sie ihre Wehrpässe sowie die Einberufungsbescheide vorzuzeigen vermochten, hofften sie, ihres Weges ziehen zu können. Ein HJ-Führer meinte jedoch, daß die Aufnahme in den Reichsarbeits= dienst erst am nächsten Tage erfolge, so daß für den Augenblick noch seinen Anweisungen Folge zu leisten sei. Gleichzeitig verwies er darauf, daß sie eine Unterkunft für die Nacht brauchten. Dies einsehend ließen sie sich schließlich zur Streifenwache bringen. Die Wachhabenden breiteten Decken auf dem Fußboden aus und wünschten den Aufgegriffenen eine gute Nacht. Da der Raum gut geheizt war, schliefen sie schon nach wenigen Minuten ein.
Um den Zug am nächsten Morgen rechtzeitig erreichen zu können, wurden sie entsprechend früh geweckt. Am frühen Nachmittag erreichten sie das RAD-Lager bei Groß-Rossau Kreis Osterburg / Altmark und wurden Mitglieder der Abteilung VI/133.

II

Am nächsten Morgen begann die große Schikane.- Thomas war dem IV. Zug zugeteilt worden. Nach dem Frühstück begann die Einkleidung, jenes unvergleich= liche Ritual, mit dessen Durchführung den RAD-Männern von vornherein klargemacht werden sollte, daß hier ein anderer Wind wehte.

Die Bekleidungskammer befand sich - ebenso wie die Mannschaftsunterkünfte, die Küche, der Speisesaal, die Wache und die Schreibstube - in einer Holzbaracke. Nach dem Frühstück also, welches in der Regel fortan aus einem Kanten Kommißbrot, Margarine, einer Portion Marmelade und Ersatzkaffee bestehen sollte, ging es zugweise im Laufschritt zum "Klamotten-Empfang".

Die Baracke hatte zwei Ein- beziehungsweise Ausgänge. Diese Türen standen weit offen. Dann meldete sich der die Männer begleitende Vorgesetzte:

"Erstes Glied drei, zweites Glied zwei Schritte vor= treten! - So, meine Herren, dorthin, wo sie jetzt stehen, kehren sie während des Einkleidungsvorgangs so oft zurück, bis sie das letzte Teil empfangen haben. Als erstes erhalten sie die Zeltplane, die sie vor ihrem augenblicklichen Platz ausbreiten. Machen sie sich auf dem Boden ein Kennzeichen, damit sie die Stelle gleich wiederfinden. Die einzelnen Teile legen sie dann auf die Zeltplanen drauf. Ist das klar? Die nächste Reihe folgt, sobald der letzte Mann der ersten zu laufen beginnt. Vierter Zug! Stillgestanden! Rechts um!

Linke Reihe - im Laufschritt - marsch, marsch!"

An der einen Seite der Baracke ging es hinein, und unter Beibehalten des Laufschritts an der anderen wieder hinaus. Während eines Durchlaufs wurden ihnen die Klamotten regelrecht an den Kopf geworfen, und jedesmal, wenn einer von ihnen nicht fing und das Teil zu Boden fiel, wurde jener angebrüllt, als gehöre er zum Abschaum der Menschheit. "Können sie nicht aufpassen! Wie gehen sie denn mit Staatseigen= tum um!"

Das erste Bekleidungsstück war eine bräunliche Uniform= hose, das zweite der dazu passende Rock. Während des dritten Durchlaufs flögen die Tornister von den Regalen herab. Es folgten das Drillichzeug, die Stiefel, Unter= wäsche, Fußlappen, Oberhemd, Stahlhelm, Patronentaschen, Kragenbinden, Mäntel, Koppel, Kochgeschirre, Decken, Zeltzubehör und vieles andere mehr - und für jedes einzelne Stück mußte die Kammer durchquert werden, bei deren Betreten ihnen jedesmal der durchdringliche Geruch von Segeltuch entgegenschlug.

Und jedesmal, wenn sie draußen ankamen, schrie der Unterführer sie an: "Von Gehen habe ich nichts gesagt! Wollt ihr wohl laufen! Ich habe keine Lust, hier den ganzen Vormittag herumzustehen! Was, ihr wollt nicht? Ach so, ihr könnt nicht! Na, das üben wir noch!"

Dreißigmal und mehr mochten die jungen Männer das Magazin durchlaufen haben, als sie alles beisammen hatten. Huckepack trugen sie nun den ganzen Klumpatsch

zu den Unterkünften, wo sie ihn auf den Betten ab=legten. Unter der Aufsicht der Gruppenführer wurden alsdann die Uniformen angelegt. Dem einen waren die Hosen zu lang, dem andern wiederum zu kurz. Mit den Röcken, Hemden und Stiefeln war es nicht anders. Obwohl man so gut es ging untereinander tauschte, blieb das Ergebnis dürftig. Ein Umtausch bei der Bekleidungskammer blieb ihnen verwehrt. Noch Wochen später sollten Dutzende von ihnen nach wie vor mit viel zu großen Feldmützen umherlaufen. Diese sogenannten 'Schiffchen' verkürzte man dadurch, daß man sie achtern mit einer Sicherheitsnadel absteckte, so daß der platt=gedrückte Zipfel gleich einem pechnasenförmigen Zopf überstand.

Dann wurden die Spinde eingeräumt. Obenauf kam der Tornister, darauf der Stahlhelm. Alles andere kam nach einem vorgeschriebenen Schema in den Spind. Zu diesen Teilen gehörte auch das Gewehr, das am Nachmittag gesondert ausgegeben wurde.

Noch am selben Tag mußten die Zivilkleider in Koffern und Taschen verpackt zur Aufbewahrung bei der Kammer deponiert werden. Da das Tragen von Armbanduhren und Ringen verboten war, steckte man diese zwischen die abzugebenden Wäsche- und Bekleidungsstücke.

Danach wurde den RAD-Rekruten vor Augen geführt, was unter einem vorschriftsmäßigen Bettenbau zu verstehen sei. Die zweistöckigen Bettgestelle waren aus rohem Holz. Die Matratze war ein Strohsack ohne Bezug.

Die Kopfkissen, ebenfalls mit Stroh gefüllt, waren mit einem blau-weiß-karierten Leinenbezug versehen. Außerdem waren für jedes Bett zwei Wolldecken vorhanden - einschließlich der bei der Klamottenausgabe empfangenen.

Nachdem der Ausbilder, ein Vormann, den Bettenbau einmal den Männern ad oculos demonstriert hatte, erging der knappe Befehl: "Nachmachen!" Von diesem Augenblick an reduzierte sich die Tätigkeit des Vorgesetzten auf das augenblickliche Einreißen gemachter Betten mit dem dabei erteilten Befehl: "Neu machen!" Nach etwa zwanzig Minuten begannen die Männer zu murren - und wieder vernahmen sie die Stimme des Quälgeistes: "Wer nuschelt denn da herum? Wenn sie hier herummosern wollen, dann gehen sie als Moser zum Film!"

Nach einer Stunde wurde es dem Kameraden Baumann zu dumm: "Wenn sie mir das Bett jetzt noch einmal einreißen, dann können sie es selbst machen!" Langsam ging der Ausbilder auf das Bett des Renitenten zu, um es anschließend unter genüßlichem Grinsen noch langsamer auseinander zu nehmen - einschließlich des Strohsacks und der darunter liegenden Einlegebretter.

"Neu machen!"

"Nein!"

"Das ist Befehlsverweigerung!"

"Das ist mir egal!"

"Das wollen wir doch mal sehen! Alles 'raustreten!"

- - -

"Gruppe vier! In Linie angetreten! marsch - marsch!"

- - -

"Rechts um! Im Laufschritt - marsch - marsch!"

- - -

"Hinlegen! - Auf - marsch - marsch! - Volle Deckung!"

Nach etwa zehn Minuten waren sie fix und fertig.
Wiederum stand der Ausbilder grinsend vor den Erschöpften:

"So, meine Herren - und jetzt können sie sich bei ihrem Kameraden bedanken. Sie können froh sein, noch nicht über die Folgen einer Befehlsverweigerung belehrt worden zu sein - aber das kommt noch. Kommtdann dergleichen noch einmal vor, dann ziehe ich ganz andere Seiten auf!"
Baumann meldete sich zu Wort:

"Was wollen sie?"

"Ich dachte..."

"Überlassen sie das Denken den Pferden, die haben einen größeren Kopf!"

Wie begossene Pudel machten die jungen Männer anschließend aufs neue ihre Betten. "Aber ohne zu Quatschen, wenn ich bitten darf, wir sind hier in keiner Judenschule!", schrie der Gruppenführer sie an, um fortzufahren: "Das hat wohl die Mutter zu Hause machen müssen, nicht wahr!? Aber faul hineinlegen, das können sie! Bei uns wird aber niemand zum Faulenzer erzogen. Bilden sie sich ja nicht ein, ihre Aus=

bilder wären das Personal - und ihr die Großgrundbe=
sitzer. Und sollte mal jemand meinen, sich beschweren
zu müssen: Die erste Instanz bin ich! und wagen sie es
nur nicht, **mich** zu übergehen! Wer das versuchen sollte,
aus dem mache ich Kleinholz! Das ist hier kein Kinder=
garten, hier herrscht Disziplin - und wer noch nicht
wissen sollte, was das ist, dem kann ich das beibringen!"

Der eigentliche Dienstbetrieb begann jedoch erst am
nächsten Morgen. Um 06.00 Uhr war Wecken. Punktum
schrillten überall die Trillerpfeifen der Vormänner
vor den einzelnen Stuben. Im selben Augenblick stürzten
die Ausbilder, die allmorgendlich eine Viertelstunde
früher geweckt wurden, in die Stuben hinein und schrien
so lange " raus, `raus, `raus!" bis der letzte Mann in
Reih und Glied stand. Die Angetretenen trugen über dem
Turnzeug Trainingsanzüge und an den Füßen offene Holz=
pantinen, in denen die Fersen keinen Halt fanden und
die während des täglichen Waldlaufs, "Frühsport" genannt,
infolgedessen ein ums andere Mal von den Füßen rutschten
und im hohen Bogen durch die Luft wirbelten. Nicht selten
flogen die Latschen dem Hintermann an den Kopf, auf Mund
und Augen. Der Vordermann aber drehte sich alsdann nach
dem verlorenen Teil um, wurde von den Nachfolgenden weiter=
geschubst oder umgerannt, scherte schließlich aus, lief
zurück, schlüpfte wieder in den Holzpantoffel hinein
und hatte Mühe, die Davongelaufenen wieder einzuholen -
und wehe ihm, wenn er das nicht schaffte!

Völlig ausgepumpt zurück, ging es im Laufschritt wieder

in die Stuben hinein, wo sie sich der Trainingsanzüge zu entledigen hatten, während draußen erneut "raus, raus, raus!" geschrien wurde. Mit freiem Oberkörper ging es dann - verschwitzt wie sie nun einmal waren - durch die Kälte zur Freiwaschanlage. Hatten sie sich im eisigen Wasser gewaschen, so rannten sie im Eiltempo wieder zur Unterkunft zurück, vor der abermals "raus, raus, raus!" geschrien wurde - wiederum so lange, bis der letzte Mann im Glied stand. Hastig zogen sie sich die jeweils vorgeschriebene Uniform über, rannten hinaus und wurden anschließend im Laufschritt zum Speisesaal getrieben.

Nach dem Frühstück marschierten sie im Eilschritt zum Exerzierplatz, wo die einzelnen Züge in Gruppen aufgeteilt wurden - und dann begann die Formalausbildung.

"Zuerst müssen sie mal richtig gehen und stehen lernen", ließ der Gruppenführer verlauten. "Wir beginnen deshalb mit dem Üben der Grundstellung. Ich mache ihnen das zunächst einmal vor - und dann üben sie es selbst"; und indem der Allgewaltige sich vor der Gruppe aufpflanzte, kommentierte er die einzelnen Phasen des Bewegungsablaufs.

"Wir nehmen zuerst die Hacken zusammen und spreizen die Füße so weit auseinander, daß die Fußspitzen einen rechten Winkel bilden. Knie durchdrücken, Arschbacken zusammenkneifen, Bauch rein, Brust raus, Hände an die Oberschenkel gepreßt - wobei die Mittelfinger an der Hosennaht liegen -, Kinn an die Kragenbinde, den Oberkörper leicht nach vorn verlagern, die Oberschenkel-Muskulatur spannen und

straffen, den Blick leicht über Augenhöhe gerichtet."

Um 10.00 Uhr rückten die Männer zugweise zum zweiten Frühstück ein, um im Anschluß daran in Drillichzeug mit umgehängtem Gewehr in den nahen Wald zu marschieren.

"Meine Herren! Wir üben jetzt das Hinlegen nach Zeiten, zunächst ohne Gewehr, dann mit Gewehr. Ich mache es ihnen einmal vor, sehen sie her: Tempo eins - man macht mit dem linken Bein einen Ausfallschritt und hebt dabei gleichzeitig den rechten Arm wie beim deutschen Gruß - Tempo zwei - das linke Knie wird auf den Boden aufge= setzt, wie in der Kirche, wobei der rechte Arm ausge= streckt bleibt. Tempo drei - die Hände werden zur Unter= stützung des Oberkörpers auf den Boden gelegt, während beim Herniedersinken mit der Fußspitze des rechten Fußes eine Schleife über den Boden gezogen wird. Tempo vier - Abrollen und die Beine spreizen, wobei die Füße mit dem Innenrist am Boden bleiben, sonst schießt der Iwan uns in die Hacken. Dabei muß man versuchen, so viel Boden wie eben möglich zu gewinnen, denn auch der zu Boden gehende Kämpfer hat noch zu versuchen, sich während des Hinlegens dem Feind zu nähern. Bevor er wieder auf= springt, hat er sich nach rechts oder links abzurollen, da ein feindlicher Schütze sich die Stelle gemerkt und sein Visir auf den Punkt eingerichtet haben könnte, an dem sie wieder hochkommen - und dann wären sie eine Leiche. Der nächste folgt, wenn der vorherige vorbei ist. Anfangen!"

Nach einer halben Stunde folgt die nächste Übung - Hin=

legen mit Gewehrübergabe:

"Der Schütze macht mit dem linken Bein einen Ausfall-schritt, genauso, wie bei der vorigen Übung. Dabei übergibt er das Gewehr von der rechten in die linke Hand und streckt den rechten Arm aus. Dann geht er mit dem linken Knie zu Boden und stützt den sich nach vorne senkenden Körper mit der rechten Hand ab. Gleichzeitig unterstützt er mit dem linken Ellbogen und übergibt das Gewehr bei Bodenberührung wieder in die rechte Hand. Mit dem Schaft ruht das Gewehr des am Boden liegenden Schützen auf dem linken Unterarm. Es ist darauf zu achten, daß die Gewehrmündung nicht den Boden berührt, um das Eindringen von Schmutz zu vermeiden. Der nächste folgt, wenn der vorherige vorbei ist! Und denken sie daran, beim Abrollen möglichst viel Boden zu gewinnen und die Hacken unten zu lassen! Anfangen!"

Natürlich gaben sie sich die größte Mühe - und natürlich konnte der Ausbilder nicht zufrieden sein. "Ja, meine Herren, so geht das nicht! Mir scheint, sie haben noch nicht ausgeschlafen und beim zweiten Frühstück zu viel gefressen. Aber glaubt ja nicht, daß ich mich mit meiner Gruppe blamieren will! Sollten wir unangenehm auffallen, dann können sie ihr blaues Wunder erleben. Der einzige, der sich Mühe gibt, ist der Arbeitsmann Nonnemann - und der ist der kleinste von allen. Wieso können die größeren also nicht so viel Boden gewinnen? Nonnemann! treten sie vor und zeigen sie es denen noch mal!"

Richard Nonnemann war aus Flessau. Das kleine Dorf lag

südwestlich des Lagers und somit nur ein paar Kilometer von der Ausbildungsstätte entfernt. Sicher, Richard zog beim Hinlegen die längste Schleifspur hinter sich her, doch fand er auf die Dauer an seinen zusätzlichen Demonstrationen angesichts der doppelten Belastung noch weniger Geschmack als die anderen.

Ohne Unterbrechung ging es so bis zur Mittagspause. Der Schweiß stand allen auf der Stirn und die Knie schmerzten. Rockärmel und Hosen der weißen Drillichanzüge waren vor allem an den Ellbogen- und Kniegelenken dick mit Erde verkrustet. Dieser Schmutz mußte jedoch vor Einnahme der Mittagsmahlzeit entfernt werden, so daß die RAD-Rekruten nach solchen Übungen in der Regel mit nassen Rockärmeln und Hosenbeinen zu Tisch gingen.

Zumeist gab es mittags Suppe. Der Gruppenführer nahm am Kopf des Tisches Platz. Wer Stubendienst hatte, mußte die Suppe an der Ausgabestelle in Empfang nehmen. In jeder Schüssel lag eine Kelle - und Gnade Gott demjenigen, dessen Kelle auf dem Wege von der Ausgabestelle zum Tisch in die Schüssel rutschte. Sobald die Schüssel auf dem Tisch stand, meldete sich der Ausbilder:

"So, dann geben sie mal her!" und während er zu schöpfen begann, kommentierte er dies mit den Worten: "Was obenauf schwimmt, das sind die Grieben; was Dickes brauche ich jetzt noch von unten" - und selbst die letzte Griebe gelangte dabei noch auf seinen Teller. Was übrig blieb, war nur noch "Spülwasser" - und das war alle Tage so.

An Nachmittagen wurde Waffenkunde betrieben. Dieser Unterricht fand in einer mit Bänken ausstaffierten hallenartigen Baracke statt. Während des gesamten Unterrichts saßen die Auszubildenden mit hoch aufgerichteten Rücken da, wobei die Hände auf den Knien ruhten. Der Ausbilder rasselte dann die schon seit Generationen bekannten Sprüche herunter:

"Das Gewehr ist die Braut des Soldaten; wenn die nicht in Ordnung ist, hat der Soldat umsonst geladen." Fand die Schießausbildung am Anschußtisch statt, so lautete sein Kommentar: "Der Kolbenhals muß saugend und schraubend umfaßt werden, bis der letzte Saft herausgepreßt ist."

Um fünf Uhr nachmittags war offiziell Dienstschluß. Wer sich jedoch nach draußen wagte, wurde postwendend wieder "einkassiert", wie sich die Männer ausdrückten. Trafen die Vorgesetzten jedoch draußen niemanden an, so gingen sie in die Stuben hinein, zeigten auf einige Anwesende und sagten: "Sie, sie und sie - mitkommen!" Es ging darum, irgendwelche Arbeiten zu verrichten. In den RAD-Lagern wurden immer "Leute gesucht".

Mülltonnen waren zu entleeren, die Schreibstube mußte ausgefegt werden, schmutzige Handtücher waren einzusammeln, Papier und Zigarettenstummel mußten aufgelesen werden, Laub, Zweige und sonstiger Unrat galt es zu beseitigen und die sogenannten 'Optiker' saßen in der Küche beim Kartoffelschälen.

Um 22.00 Uhr war Zapfenstreich. Die Männer kamen in

der Regel jedoch nie vor 21.55 Uhr zu den Unterkünften zurück und waren zudem noch schmutzig wie die Dreckspatzen. Den an Regentagen naß gewordenen Sand unter den Stiefeln stürmten sie - gehetztem Wild gleich - jedesmal in die Stuben hinein, rissen sich überstürzt die Uniformen vom Leibe und schlüpften in die Nachthemden, denn Schlafanzüge gab es nicht. Und während sie in die Betten sprangen, kehrte der Kamerad vom Stubendienst den Augenblicke zuvor von den Stiefeln abgefallenen Sand in den Eimer, der nicht selten nur noch zum Fenster hinaus entleert werden konnte, weil vom der Nachbarstube her schon das Geschrei dessen zu hören war, der dort die Stube abnahm und der jeden Augenblick erscheinen konnte, um den allabendlichen "Budenzauber" fortzusetzen.

Der Sand der Altmark klebte an Regentagen so fest zwischen den Nägeln der Stiefelsohlen, daß es geraumer Zeit bedurfte, ihn zu beseitigen. Wer jedoch erst kurz vor dem Zapfenstreich mit knapper Not seine Stube noch erreichte, dem fehlte einfach die Zeit dazu. Drinnen aber trocknete der Sand in Sekundenschnelle und fiel unmittelbar nach Betreten der Stube auf den Boden. Es nützte dem Stubendienstler nichts, wenn er die Stube zuvor gründlich ausgekehrt hatte, da nun der hereingetragene Dreck umherlag. Hatte er jedoch selbst irgendeinem Arbeitskommando angehört, so lag neben dem neuen, nassen Dreck auch noch der alte, trockene - und sobald er zu kehren begann, quoll vom Boden eine derart dichte Staubwolke empor, daß diese - trotz geöffneter Fenster - vor der Stubenabnahme nicht mehr abzog. Meist reichte die Zeit nicht mehr, um den Eimer überhaupt noch zu entleeren, so daß er im Rauchfang verschwand, wenn draußen schon die Tür zum Vorraum aufgerissen wurde. Diesen Eimer zu finden, war jedoch für den,

der die Stube abnahm, geradezu ein Leckerbissen: Mit großem Schwung wurde der Eimer wieder auf den soeben gekehrten Fußboden ausgeschüttet, so daß die ohnehin noch vorhandene Staubwolke nun umso dichter wurde. Entschuldigungen oder Erklärungen wurden schroff zurückgewiesen. Die gesamte Belegschaft wurde aus den Betten gejagt und hatte in Linie anzutreten - und dann kamen die Kommandos:

"Alles unter die Betten!- Auf die Spinde!- In die Betten!- Auf die Bäume, ihr Affen!"

"Mein lieber Scholli", stönte einer.

"Wer hat da was zu quatschen?" hallte es von unten herauf, denn mit den 'Bäumen' waren die Querbalken des Dachstuhls gemeint, die wegen ihrer Höhe nicht ohne weiteres zu erklettern waren. Der Stubenabnehmer wartete jedoch so lange, bis auch der letzte auf einem der Balken hockte. Während dieser Schikanen liefen die Männer regelmäßig auf nackten Füßen umher, die hinterher so aussahen, als wären sie wochenlang nicht mehr gewaschen worden. Mit diesen Füßen aber standen sie schließlich wieder in Linie angetreten keuchend und total verschwitzt vor dem Kontrolleur:

"Was, mit solchen Füßen waren sie im Bett? Ihr seid mir ja die richtigen Schweinepriester. Das ist ja unglaublich! Da sitzt ja noch der Dreck von Weihnachten vorigen Jahres drauf! Weiß der Kuckuck, in welchem Saustall ihr großgeworden seid! Ich komme in einer Viertelstunde wieder zurück. Sollte ich dann nur noch

ein einziges Stäubchen finden, dann können sie sich mit dem Teufel bekanntmachen."

Und so standen sie denn mit hängenden Köpfen da, Thomas und seine Kameraden: der Wolfgang aus Blankenburg, der Richard aus Flessau, der Heinrich aus Erfurt, der Christoph aus Selgersdorf, Kamerad Berger aus Danzig, Kamerad Held aus Essen sowie die Engelhards, Zwillingsbrüder aus Hannover, ja, und der renitente Baumann aus Lübeck, doch hatten sie keine Zeit zu langem Überlegen. Zwei sammelten die von den Spinden heruntergepurzelten Tornister und Stahlhelme auf, zwei holten einen Eimer Wasser zum Waschen den Füße, zwei kehrten noch einmal den Fußboden, zwei wischten den sich überall niedergelassenen Staub und zwei untersuchten und reinigten die Stiefel. Und sie suchten in allen Ecken und Winkeln. Eines aber fanden sie nicht: Das große kulturelle Erbe jenes Kulturvolkes, dem sie angehörten, und es half ihnen kein Goethe und kein Schiller, kein Lessing und kein Humboldt, kein Kant, kein Dürer, kein Furtwängler. Statt dessen fanden sie nur Staub, sooft sie sich bückten und reckten, und in ihren Ohren hallte nur noch der letzte Satz des inzwischen verschwundenen Kontrolleurs nach: "Wenn das der Führer wüßte!"

Allabendlich mußten die Männer 'Päckchen' bauen, bevor sie sich zur Ruhe begaben: Die Uniformhosen mußten in vorgeschriebenem Format zusammengefaltet und auf den langen Stubentisch gelegt werden. Darauf kam anschließend

der Uniformrock, darauf die Unterwäsche und das Ober=hemd. Schließlich hatte das Koppel in gleichmäßigem Rund das ganze zu zieren, wobei das Koppelschloß zur Vorderseite, zur Tischkante hin zu zeigen hatte. Obenauf kam zuletzt die Feldmütze, das Schiffchen, dessen Kokarde, ein Spaten mit Hakenkreuz und zwei Ähren, auf die Ober=kante des Koppelschlosses zu liegen kam. Jedes Päckchen mußte so plaziert sein, daß es mit der Tischkante ab=schnitt. Alle Päckchen hatten dieselbe Höhe, Breite und Tiefe aufzuweisen - und die Kameraden hielten - sofern noch Zeit dazu blieb - vor dem Stubendurchgang eine Schnur daran, um die Richtung zu überprüfen. Ein jeder hatte unter der vor dem Tisch stehenden Bank an jener Stelle seine Stiefel zu postieren, wo sein Päckchen lag. Da es keine Socken sondern nur Fußlappen gab, mußten diese zum Ausdunsten am Abend über die Stiefel ausge=breitet werden. Die Stiefel aber waren so auszurichten, als wäre ihnen der Befehl "Richt' euch!" erteilt worden.

Sofern nun bei der Stubenabnahme die Anordnung der Päckchen und Stiefel beanstandet wurden, fegte der Kontrolleur alles vom Tisch, schmiß die Sachen auf einen Haufen und warf die Stiefel hinterher. Anschließend konnte dann die Stubenbelegschaft unter unausbleiblichem Gezeter das Knäuel wieder entwirren: "Das ist mein Hemd!" - Nein, meins! Schau doch, hier habe ich es doch gekennzeichnet!"-

Nach den Strapazen des Tages, den permanenten Schikanen und Demütigungen, des fortgesetzten Gejagtwerdens, der ständigen Angst, der fast totalen Abhängigkeit und der

permanenten Sorge um die Daheimgebliebenen, fand jeder Tag mit dem Stubendurchgang seinen "krönenden Abschluß".

Lagen sie endlich im ihren Betten, schliefen sie sofort ein, doch spätestens zwei Stunden nach Zapfenstreich wurden sie wieder geweckt: Fliegeralarm! Im selben Augenblick wurde der Strom abgeschaltet. Wieder einmal begann in der Stube der Streit um die Klamotten, denn in der Dunkelheit fühlte sich ein Päckchen an wie das andere. Mit den Stiefeln war es genauso. Draußen aber standen wieder einmal die schon zuvor geweckten Ausbilder und schrien "raus, raus, raus!" - und dann liefen sie in die Stuben hinein und schlugen mit Holzknüppeln auf die Betten. Wer einen festen Schlaf und infolgedessen den Alarmruf nicht gehört hatte, wurde von den schweren Schlägen der wahllos prügelnden Ausbilder getroffen, daß jene, die schon vor der Unterkunft standen, die Schreie der schlaftrunkenen Kameraden mit anhören mußten.

War schließlich alles vollzählig, dann marschierten sie zur Munitionsbaracke, wo Kisten mit Panzerfäusten und Gewehrmunition aufgenommen werden mußten, unter deren schweren Lasten man sich Nacht für Nacht in den Wald schleppte. Tief im Wald schafften sie dann die Kisten in einen Munitionsbunker und sprangen anschließend rundum in die Zwei-Mann-Löcher. Mit dem Stahlhelm auf dem Kopf und dem Gewehr zwischen den Beinen saßen sie sich dann oft stundenlang gegenüber. Unterhaltungen waren verboten, Rauchen erst recht. Das Verlassen des Lochs war untersagt - und wer einmal sein Geschäftchen

verrichten wollte, durfte dies nur im Liegen tun. Streifenposten - Ausbilder die als Doppelposten fungierten - liefen von Zeit zu Zeit von Schützen= loch zu Schützenloch um die Parole abzufragen. Wer vor Übermüdung eingeschlafen war, erhielt von ihnen einen Schlag mit dem Gewehrkolben auf den Stahlhelm, mit dem Hinweis: "Wäre ich jetzt ein amerikanischer Fallschirmjäger gewesen, hätte ich sie schon lautlos massakriert." Noch weit unangenehmer war es, wenn einer der Streifenposten mit gespreizten Beinen über dem schmalen Loch stehend lautlos in die Hocke ging, um mit beiden Händen zugleich unter den Helmrand des Schlafenden zu greifen, und ruckartig unter Durchstämmen der Beine wieder in die Höhe zu schnellen. Wie an einem Galgen hing der schlaf= trunkene Mann dann am Riemen seines Stahlhelms, wobei der Posten durch Hin- und Herbewegen des Helms den Riemen am Halse des Überrumpelten hin- und herscheuerte und unter dessen Kinn von einem Ohr zum anderen brennende Schmerzen auftraten. Spät in der Nacht ging es wieder zurück in die Unterkunft, doch um 06.00 Uhr war wieder Wecken: Kriegs-RAD 1945!

War am Abend eine Gruppe beim Stubendurchgang aufge= fallen, dann war der am darauffolgenden Tage statt= findende Dienst für die Betroffenen eine einzige Tortur:

"Ich habe gehört, daß eure Stube gestern abend wieder mal besonders "gut" aufgefallen ist. Damit ihr Bescheid wißt: ich habe für euch einen Anschiß bekommen. Es dürfte

euch wohl klar sein, was nun die Stunde geschlagen hat. Und aufs Neue begann die Schleiferei, begannen die Schikanen und Demütigungen, und aufs Neue begannen die ganztägigen Beschimpfungen:

"Sie lächerlicher Vorgartenzwerg! Sie Rübensüßchen! Sie Muttersöhnchen! Sie halbe Portion! Sie Armleuchter! Sie grinsendes Honigkuchenpferd! Sie Pfeifenheini! Sie Windei! Sie Weihnachtsmann!"

Die Körperteile der Männer aber erhielten spezielle Bezeichnungen. Der Kopf war die 'Rübe', die Augen hießen 'Klüsen', die Ohren 'ungewaschene Horchlöffel', die Nase war der 'Riecher', auch 'Nuß', 'Nuschel' oder 'Gurke' genannt. Der Mund, das war die 'Fresse' oder die 'Schnauze', die Bezeichnung für den Bauch lautete 'Wampe', der Rücken hieß 'Buckel' oder 'Kreuz', das Gesäß war der 'Arsch', die Arme hießen 'Flossen', die Hände 'Pfoten', die Beine 'Kackstelzen' und die Füße 'Käsemauken'. Im ganzen aber war ein derart konstruiertes Monstrum ein Wesen, welches nicht einmal mehr mit einem Tier verglichen werden durfte: "Das ist ja eine Beleidigung der Tiere, wenn man zu ihnen 'blöder Hund' oder 'Rindvieh' sagt, sie Pflaume."

Die Beleidigungen wechselten mit ständigen Drohungen: "Wißt ihr, was ich mit euch mache! Ich mache euch zum lenkbaren Handkoffer, zur ferngesteuerten Wildsau, Ihr Blödhammel, ihr! Euch werde ich den Arsch schon aufreißen, paßt nur mal auf! und wenn ihr nicht wollt, dann könnt ihr euer Testament machen! Ich kriege euch

schon weich, so weich, daß ihr mir noch aus der Hand freßt, ihr Schlafmützen! Wartet nur, übermorgen steht 'Boxen' auf dem Dienstplan!"

Sie bemühten sich nach Kräften, strengten sich an, strampelten sich ab: beim Unterricht, bei der Formalausbildung, der Schießausbildung, im Gelände und wo immer der Dienst stattfand, doch sie machten alles, aber auch alles falsch - jedenfalls in den Augen des Ausbilders. Wurde diesem das ständige Kommandieren selbst zuviel, dann ließ er sie nur noch laufen. "Achten sie auf meine Daumenstellung!" rief er ihnen zu - und zeigte sein Daumen nach unten, so bedeutete dies "Hinlegen!"; zeigte er nach oben, so hieß dies "Auf - marsch, marsch!"

Kamerad Bauman aber hatte es am schwersten. Er schielte ein wenig, war daher Außenseiter und schon deshalb den Vorgesetzten ein Dorn im Auge. Er war das "schielende Ungeheuer", der Mann, der gelegentlich sagte: "Die Zeiten ändern sich", der Mann, der mit seinen giftigen Blicken nicht geizte, der Mann, der noch die ganze Gruppe, ja, den ganzen IV. Zug versauen würde, derjenige, der noch einen eigenen Willen hatte. Selbstverständlich kam er nach der Vorstellung der Ausbilder aus einer kommunistischen Familie. Woher sonst diese Sturheit? Woher sonst diese Aufsässigkeit!

Sie hätten ihn am liebsten verprügelt, doch das war verboten, grundsätzlich jedenfalls, denn Schläge und Fußtritte kamen immer wieder vor, aber das waren ja bloße Affekthandlungen. Boxen hingegen war Sport - und Sport war,

da vorgeschrieben, auf den Dienstplan zu setzen. Somit war Boxen legal. Außerdem galt Boxen als der "Sport des Führers" und schon deshalb besonders zu pflegen. Diese "Pflege" bestand im Lager Groß-Rossau nicht zuletzt darin, daß die Stubenbelegschaften sich untereinander "die Fresse polieren" sollten - eine probate Methode, die jungen Männer gegeneinander aufzubringen.

Einen Außenseiter aber knöpften die Ausbilder sich persönlich vor - und so ein Außenseiter war eben der Kamerad Baumann. Im Vergleich zu ihm galt sein Gruppenführer als bester Boxer von allen. Er war älter als Baumann - in den Wachstumsjahren spielt das Alter vor allem bei Boxern eine wesentliche Rolle -, er war kräftiger, war durchtrainierter und technisch versiert. Baumann aber fehlte vor allem die Erfahrung auf jenem Gebiet.

Indes spielte aber auch ein grundsätzlicher Gesichtspunkt eine Rolle: Der Dienst durfte zwar alle möglichen Resultate zeitigen, nur durfte er den Auszubildenden keinen Spaß machen. Im Gegenteil! Unterwerfung gehörte zum Ausbildungsziel und nicht etwa der Stolz darauf, schon in jungen Jahren Angehöriger des großen braunen Heeres zu sein. Dies stand nur jenen Privilegierten zu, die zumindest den nächsthöheren Dienstgrad erreicht hatten. Eine Litze, ein Sternchen oder ein Schnürchen mußte ausgekostet werden. Gegebenenfalls war dann jede Gelegenheit willkommen, zu zeigen, wer Herr im Hause war!-

So brannten denn auch die meisten Gruppenführer darauf, einmal mit den Fäusten an ihre Entmündigten heran zu können. Nicht nur jener Gruppe, der Thomas und sein Kamerad Baumann angehörten, war etwas prophezeit worden: die Bedrückung war allgemein.-

Als der Tag gekommen war, marschierten die Gruppenführer mit ihren im Grunde wehrlosen Opfern ins Gelände. Die einzelnen Gruppen wurden so weit auseinander gezogen, daß von den anderen nichts mehr zu sehen war: Es sollte vermieden werden, daß bei einer späteren Untersuchung keiner der Vorgesetzten für oder gegen einen anderen aussagen könnte. Es wurde eben an alles gedacht!-

Ein paar Quadratmeter Boden eines unübersichtlichen Kusselgeländes wurden zum Boxring erklärt. Hier sollten die Gruppenangehörigen sich nun paarweise zusammenschlagen. Der Vormann jener Gruppe, welcher Baumann, Thomas und die anderen angehörten, konnte dies jedoch nicht abwarten. Genüßlich zog er sich daher als erster die Boxhandschuhe über, während die Gruppe rundum einen Halbkreis zu bilden hatte. Thomas erhielt den Befehl, die Boxhandschuhe des Ausbilders zuzuschnüren.

"So, ihr Hänflinge, nun zeigt mal was ihr könnt!" rief der Vormann aus und sah in die Runde. Obwohl jeder wußte, daß er es auf Baumann abgesehen hatte, spielte er zunächst den Unschlüssigen. Hier wie allewege mußten die Männer noch einmal eingeschüchtert werden, ehe es zur Sache ging, mußten sie noch einmal im Zweifel verharren, sollten sie noch einmal zappeln und ängstliche Mienen aufsetzen.

"Also, ihr Feiglinge, wer meldet sich freiwillig?" herrschte der Herausforderer die Umstehenden an - um sogleich höhnisch hinzuzufügen: "Aber nicht alle auf einmal!" Dann schritt er betont langsam den Halbkreis aus, ging von einem zum andern, musterte jeden einzelnen mit verächtlichem Blick von Kopf bis Fuß und tippte dann auf Baumann. Nachdem dieser seinen Trainings= anzug abgestreift und die Boxhandschuhe angelegt hatte, erklärte der Vormann den Kampf für eröffnet. Baumann blieb jedoch unbe= wegt stehen.

"Los, Mann, greifen sie mich an!" schrie der Vormann, aber Baumann ließ die Arme hängen:

"Ich boxe nicht!"

"Los, Mann, boxen sie! das ist ein Befehl!"

"Ich boxe nicht!"

"Dann boxe ich eben allein!"

Schwere Schläge trafen Baumann an Kopf und Hals, doch noch immer ließ er die Arme hängen. Nach einem wuchtigen Schlag spritzte ihm das Blut aus Nase und Mund, und er begann zu spucken. Im selben Augenblick trafen ihn erneut schwere Schläge in Höhe der Schläfen. Einen Augenblick lang schien er zu taumeln, doch dann riß er die Augen weit auf. Der Aus= bilder war im Begriff, sich erneut auf ihn zu stürzen. Da faßte Baumann sich ein Herz und schlug zurück. Im linken Auge des Vormanns blitzte es hell auf. Er stutzte, wankte, stakste benommen umher, beugte sich vornüber und schüttelte den Kopf. Dann sah er auf, schaute Baumann an und sagte: "Das war ein guter Schlag", doch gleichzeitig stieg ihm

die Zornesröte ins Gesicht. Was würde er tun? Bange Sekunden verrannen. Das getroffene Auge schwoll an; es schloß sich allmählich; dann war es zu.

Als den beiden die Boxhandschuhe abgenommen würden, erschien ein anderer Vormann, um die Gruppe zu übernehmen: Der bisherige Gruppenführer wurde zum Stab abkommandiert.

"Laß mir die Handschuhe da", sagte der Neuankömmling, doch sein Vorgänger lehnte ab: "Das eine Paar gehört mir privat - und mit dem anderen allein kannst du ja doch nichts machen". Also nahm er beide Paare mit, zumal er, wie er sagte, für das staatseigene bei Aushändigung habe quittieren müssen. Dann verließ er grollend die Szene, doch selbst in der Niederlage galt es noch Eindruck zu machen, denn er würdigte die Zurück=bleibenden keines Blickes mehr. Oder sollte dies etwa aus - Scham unterblieben sein? Das aber wäre dann etwas ganz Neues gewesen!

Der kommissarische Gruppenführer sah sich die Verletzungen an, die Baumann davongetragen hatte: "Nun ja, spätestens übermorgen sieht man nichts mehr davon", sagte er. Dann hieß er Baumann den zuvor abgelegten Trainingsanzug wieder anzu=ziehen und kehrte noch vor Ablauf der laut Dienstplan vorge=sehenen Zeitspanne mit der Gruppe zur Unterkunft zurück.

"Was man wohl beim Stab denken wird, wenn der da mit seinem Veilchen erscheint?" flachsten die Gruppenangehörigen beim Anzugwechsel, doch das Lachen verging ihnen spätestens am darauffolgenden Tag, als sie für unabsehbare Zeit einem Obervormann unterstellt wurden, der von seinem Vorgänger,

dem Box-Champion, entsprechend präpariert worden war. Die Vorrede fiel entsprechend aus:

"Meine Herren! Über eines wollen wir uns von vorne herein im klaren sein - und mein früherer Ausbilder drückte das immer so aus - : 'Der Giftzahn muß gebrochen werden'- und das heißt im Klartext, daß sie zunächst einmal so weit kommen müssen, bis sie blindlings das tun, was ich befehle, und wenn sie dann eines Tages so weit sind, erst dann dürfen sie sich als gehorsame Diener

ihres Herrn betrachten; und hier obwaltet nun einmal das Prinzip von Befehl und Gehorsam. Nur derjenige, der Gehorchen gelernt hat, wird eines Tages legitimiert sein, Befehle zu erteilen - und kein anderer. Mit anderen Worten: Entweder sie werden in meinen Händen zu Wachs - oder sie werden die Mutter verfluchen, die sie geboren hat. Ich werde sie so dressieren, daß ihr innerer Schweinehund aus ihnen ausfährt, wie der Teufel aus einem Besessenen. Und noch etwas: Sie bekommen hier nichts geschenkt - nicht so viel, wie unter einen Fingernagel geht. Bislang habe ich noch jede Nuß ge= knackt - merken sie sich das!"

Aber 'wie gehabt' machten die Männer auch unter dem neuen Vorgesetzten alles, aber auch alles falsch, mochten sie sich auch noch so sehr bemühen. Sie hätten doch jede sinnvolle Anforderung akzeptiert, jede ver= nünftige Instruktion anerkannt und jede zweckent= sprechende Ausbildung gebilligt, hätten alles getan, um das Wohlwollen des Vorgesetzten zu erlangen, ja, auch in persönlichen Angelegenheiten ihre Hilfsbe= reitschaft angeboten, doch war nur eines gefragt: Kadavergehorsam.

Das Thema 'Vorgesetzten-Untergebenen-Verhältnis' brannte den armen Schindludern wie ein schier unlös= bares Problem stets und ständig auf den Nägeln. Waren sie nicht freudig herbeigeeilt, um sich voller Stolz in die Reihen des Reichsarbeitsdienstes einzugliedern? Hatten sie nicht befürchtet, der Krieg könnte zu Ende

sein, ehe sie gedient hatten!? So aber blieb die Kluft zwischen Vorgesetzten und Untergebenen so groß, wie die zwischen einem Nichts und dem Kaiser von China.

Bitterkeit, Enttäuschung und Entmutigung klang denn auch aus den Unterhaltungen heraus, welche Thomas und Wolfgang bei gelegentlichen Spaziergängen nach Dienstschluß oder an Wochenenden führten:

"Ein kleiner Ausbilder hat mehr Macht, wie ein ausgewachsener General."

"Ob die glauben, wir hätten demnächst noch Lust zu kämpfen?"

"Das Gegenteil dürfte der Fall sein. Gehässigkeit und Imponiergehabe verwechseln die anscheinend mit Mut und Tapferkeit."

"Das ist die Art und Weise, wie man uns unsere Ideale nimmt."

"Leuchtendes Vorbild wollen sie sein. Was aber sind sie in Wirklichkeit? Größenwahnsinnige, Rohlinge, Wüteriche! Ich kann mir nicht vorstellen, daß solche Typen überhaupt noch zu einer menschlichen Regung fähig sind."

"Wenn diese Folterknechte mit uns an die Front kommen, dürfte für die meisten von ihnen wohl das letzte Stündchen geschlagen haben, wenn man die Kameraden so reden hört..."

"Aber die kommen mit uns ja nicht an die Front, dann gehen ja andere mit. Da haben die da oben schon längst einen Riegel vorgeschoben."

"Ich jedenfalls habe die Schnauze voll von denen!"

"Warum die uns nur ständig so anschreien? Wir haben doch nichts verbrochen! Schließlich bejahen wir doch die Dienstpflicht. Zuweilen möchte man allerdings annehmen, als würde man dafür bestraft - man verliert ja die Lust!"

"Die habe ich schon längst verloren, Thomas. Für mich ist das hier nichts anderes als Sklaverei. Du kommst auch noch dahinter!"

"Manchmal hat man den Eindruck, daß sie ständig um ihr Ansehen bangen: Wir sollen sie fürchten, sie - schätzen. Man fühlt sich so - so rechtlos."

"Gewalt geht vor Recht, Thomas."

"Aber Gewalt ohne Recht zerstört letzten Endes doch den Gewalttätigen selbst."

"Wo hast du denn das her?"

"Mein Lehrherr hat das einmal gesagt."

"Da mag dein Lehrherr recht gehabt haben: letzten Endes! Zuvor aber müssen andere dran glauben!"

"Sie behandeln uns, als wären wir der letzte Dreck, wie Schweine, so, als seien wir ihre Feinde, so eine Art Fünfte Kolonne der Alliierten. Man braucht doch nur zu sehen, mit welchem Mißtrauen sie uns auf Schritt und

Tritt beobachten!"

"Beobachten? Verfolgen! - Wehe dem, der unverhofft mal eine Extrawurst erwischt, eine Geldüberweisung oder gar ein Paket von zu Hause! Wehe dem, der ihren Neid auf etwas weckt, was sie selbst nicht besitzen, und wehe dem, der ihrer Meinung nach zu lange auf dem Zwölfzylinder gesessen hat!"

"Und dann die Schikane mit der blöden Singerei, wenn uns nur noch zum Heulen zumute ist - 'Nur der Freiheit gehört unser Leben' und so weiter."

"Ja, bis uns, wie sie sich ausdrücken, das Wasser im Arsch kocht. Für mich ist das nichts anderes als Wehr=kraftzersetzung."

"Und welchen Unsinn diese Herrschaften zuweilen ver=zapfen! Widerlegt man sie jedoch, und sie fühlen sich ertappt, dann kann man an ihren Gesichtern geradezu ablesen, wie verlegen sie sind. Prompt aber wird der Unsinn dann mit dem Hinweis zu rechtfertigen versucht, daß darin ein für uns noch unverständlicher, tieferer Sinn verborgen läge. In Wirklichkeit kommt es ihnen jedoch nur darauf an, sich keine Blöße zu geben. Wehe dir, wenn dich dann das Lachen überkommt! denn dann wirst du erst recht drangsaliert: Was nützt aber ein noch so heeres Ziel, wenn die Menschen an den Methoden verzweifeln?"

"Und wie stehst du zum Führer, Thomas?"

"Zu den Gesinnungslumpen habe ich nie gehört, Wolfgang. Ich meine ja auch gar nicht den Führer; ich meine die vielen sogenannten kleinen Führer, jene Plagegeister, jene Quälgeister; ich will doch nicht zum Verräter werden, Wolfgang. Aber selbst wenn ich unserem Führer nicht mehr die Treue halten wollte: Deutschland würde ich immer treu bleiben, sonst würde ich mir selbst untreu. Deutschland - was ist das? das sind doch wir, wir selbst, du und ich und wir alle. Mich macht auch unsere Staatsform nicht verlegen. Schließlich stört es die Westmächte auch nicht, mit dem roten Diktator Stalin verbündet zu sein."

"Und ich war Scharführer bei der Hitlerjugend, lieber Thomas, doch hier wird danach nicht mehr gefragt. Was man uns früher beigebracht hat - Anständigkeit, Ritterlichkeit, Opferbereitschaft und all die anderen Tugenden: das alles wird hier ins Gegenteil verkehrt; Gesinnungsschweine werden hier gezüchtet! Der Führer würde diese Brut mit Sicherheit erschießen lassen. Angeblich soll Jugend doch von Jugend geführt - und nicht zerbrochen werden!"

"Ob man uns jemals verstehen wird, später, wenn wir das einmal erzählen, wenn wir wieder zu Hause sind und alles hinter uns liegt? Und ob man uns das glauben wird? Schließlich haben wir nichts vorzuzeigen - und man glaubt doch nur das, was man sieht, aber Schmerzen sieht man nicht, Seelen hört man nicht. Wer aber repariert dereinst die Seelen, wer lindert die Schmerzen? Es gibt

Dinge, die unübertragbar sind, Vorgänge, die du einem Unbeteiligten nicht vermitteln kannst. Taub und blind werden die Menschen sein, und die Nachwelt wird über uns den Kopf schütteln - und eines Tages sind wir ihnen - peinlich. Wir werden allein sein, einsam. Man wird unsere Sprache nicht mehr sprechen, unsere Worte werden zu nüchtern klingen - und dann kommt der Tag, an dem man uns auffordern wird, zu schweigen. Man solle dies alles nicht mehr aufrühren, wird man sagen, es sei zu trivial. 'Provinzieller Mief' wird es heißen - und dann bist du nur noch ein exemplarischer Fall. Alles weitere solle man nun den Historikern überlassen, wird man dir sagen, weil diese viel objektiver seien als wir - und das bedeutet dann erneut Maulhalten, so, wie jetzt. Schließlich wird man uns, sollten wir den Krieg ver= lieren, angreifen und Vorwürfe erheben: Wir seien selbst an unserem Unglück schuld gewesen, da wir dieses System nicht nur bejaht, sondern auch gefördert hätten. Letzten Endes aber nimmt man uns und unseren Vätern noch die Ehre. 'Mörder in Uniform' wird es heißen. Guter Glaube dürfte uns nicht eingeräumt werden. Und solltest du etwa annehmen, nach Hitler werde der Friede wie ein heiliges Feuer von allen Völkern der Welt gemeinsam bewacht: Warte nur ab! denn dann werden die Mächtigen, die Sieger sich ums Fell raufen! Ewige Freundschaft zwischen den USA und der Sowjetunion? daß ich nicht lache! In Deutschland aber werden sich die Demokraten von vor 1933 erneut in den Haaren liegen; dann wird

die alte deutsche Zwietracht wieder praktiziert und die Raben kehren zum Kyffhäuser zurück. Dies wird dann aufs neue auf dem Rücken des Volkes ausgetragen. Ruhe - wird es niemals geben! -

Wenn die Menschen doch einmal erkennen würden, daß mit der Beseitigung des einen Systems ein anderes an seine Stelle tritt, daß es im gleichen Augenblick aber auch wieder Oppositionelle gibt, denen die neue Richtung nicht paßt, denn man muß ja immer gegen etwas sein. Nur auf dem Fußballplatz sind die Deutschen sich einig, aber auch nur dann, wenn die Nationalmannschaft spielt. Im übrigen bin ich der Auffassung, daß wir unseren Feinden auch dann ein Dorn im Auge gewesen wären, wenn es nach 1933 ein starkes demokratisches Deutschland gegeben hätte. Gandhi hat 1922 ein Buch unter dem Titel 'Junges Indien' veröffentlicht. Glaub nur nicht, daß nach unserer Niederlage jemand ein Buch unter dem Titel 'Junges Deutschland' schreibt!-

Aber laß man gut sein, Wolfgang; wenn der Krieg einmal zu Ende ist, dann fahre ich mal an die Ostsee, das ist ein schon lange von mir gehegter Wunsch" - und im Weitergehen holte Thomas eine Zigarettenschachtel aus der Tasche. Als Wolfgang, der Nichtraucher war, die großen Ringe auf der Packung sah, rezitierte er den in Landserkreisen bekannten Ulk-Reim: "Willst du auf den Friedhof dort, rauche Sulima Record!"

III

Eines Nachts hatte Thomas den Weckruf nicht gehört. Zu fest hatte er wohl geschlafen. Als die anderen Kameraden schon abmarschbereit vor der Unterkunft standen, wachte er erschrocken auf. 'Mein Gott! Alarm!' durchfuhr es ihn schlagartig - und schon hörte er das Zetern des Ausbilders: "Was, der Nagel ist immer noch nicht da? dem werde ich gleich Beine machen! Sehen sie mal nach, wo der Kerl bleibt!"

Wie von der Tarantel gestochen sprang Thomas aus dem Bett. Der inzwischen eingetroffene Kamerad rief ihn mit Namen. "Ja, ich komme sofort!" entgegnete Thomas. Dann hörte er, wie der Kamerad vor der Baracke Meldung erstattete: "Der Nagel kommt sofort; er hat den Alarm= ruf nicht gehört!" Schon stand Thomas vor dem langen Stubentisch um dort seine Uniform zu suchen, aber weder auf dem Tisch noch darunter war irgend etwas zu finden. Draußen aber tobte der Gruppenführer wie ein Irrer: "Dem werde ich gleich die Hammelbeine langziehen, diesem Lahmarsch!" Thomas warf einen kurzen Blick durchs Fenster, doch es war stockdunkel draußen, so daß Einzel= heiten nicht zu erkennen waren. Blitzschnell faßte er einen Entschluß: Über das Nachthemd streifte er in Windeseile den Uniformmantel, setzte seinen Stahlhelm auf und riß das Gewehr aus dem Spind. Im nächsten Augenblick rannte er, wie von Hunden gehetzt, auf Pantinen nach draußen und trat ins Glied.

"Ist der Kerl jetzt da?" ließ sich der Vormann vernehmen.

"Jawohl, jetzt ist er da!" riefen die Kameraden zurück - und erneut war die Stimme des Vorgesetzten zu hören:

"Alles herhören! Nach dem Fliegeralarm geben wir die Gewehre bei der Waffenkammer ab! Ist das klar?"

"Jawohl!"

"Dann rechts um! Im Gleichschritt marsch!"

Von Zeit zu Zeit wurden die Gewehre zum Zwecke der Reinigung eingesammelt, da nicht jeder einzelne ein Reinigungsgerät besaß. Nach erfolgter Reinigung wurden sie anschließend wieder ausgegeben. Zunächst aber marschierten die Männer unter Mitnahme der Gewehre durch die Dunkelheit in den Wald hinein, wo, wie immer, die Schützenlöcher aufzusuchen waren - und wie immer zogen lautlos die Streifen umher.

Die Nacht war kalt. Eine dichte Wolkendecke hatte sich von Westen her über die Altmark geschoben. Stockfinster war es, als die Männer nördlich des Munitionsbunkers ausschwärmten, um sich auf die Schützenlöcher zu verteilen. Viele liefen dabei gegen den einen oder anderen Baum, stürzten schreiend in die planlos ausgehobenen Deckungslöcher und fluchten wie die Rohrspatzen. Thomas erinnerte sich an die Redewendung 'Man sieht keine Hand vor Augen' und probierte dies gleich aus, in dem er in Augenhöhe mit der linken Hand hin uns her winkte. Er sah die Hand tatsächlich nicht, doch fiel ihm ein, daß die Kameraden gelegentlich tagsüber bei einer solchen Handbewegung "Balla-Balla" sagten, wenn sie jemanden für

kindisch oder närrisch hielten. "Der hat doch Mattscheibe", sagten sie dann, "Plexiglas mit Milcheinlage". Da er jedoch auch andere stolpern und fluchen hörte, konnte er keiner Sinnestäuschung erlegen gewesen sein, fand auch bald ein Deckungsloch und ließ sich hineingleiten. Nur für Augenblicke waren noch die Schritte vorbeihastender Kameraden zu hören, dann wurde es still.-

Beiderseits der Schneise, die stets als An- und Abmarschweg benutzt wurde, war das Waldgebiet in weitem Umkreis von Deckungslöchern durchsetzt, doch saßen die Männer immer nur in einem Teilbereich des Waldes. Die Löcher jenseits dieses Abschnitts blieben daher in der Regel leer, es sei denn, Kameraden eines anderen Zuges belegten sie.-

An jenem Abend wollte der Alarm kein Ende nehmen. Längst waren die Streifen eingezogen worden - zum einen, weil es sehr kalt war, zum anderen, weil weit und breit keine Flug= zeuggeräusche zu hören waren.

"Die sitzen im Munitionsbunker", sagte der Thomas gegenüber= sitzende Kamerad, "da ist es wärmer", doch dann riß die Unterhaltung ab. Die Stahlhelme rutschten ihnen immer tiefer ins Gesicht und sie schliefen ein.

Als die Kälte immer tiefer in Thomas' Mantel kroch, wachte er auf. 'Es ist wieder so still im Wald', dachte er, 'dann müssen wir schon lange hier sein'. Frierend blieb er zunächst hocken und verhielt sich still. Dann aber wandte er sich an sein Gegenüber: "Schläfst du noch, Kamerad?" fragte er leise, doch die Antwort blieb aus. 'Der muß einen festen Schlaf haben', dachte er und schwieg. Nach etwa zehn Minuten tastete er sich vorsichtig an seinen Gefährten heran. Er wunderte sich

nicht, als er statt des vermuteten Schläfers nur auf die feuchtkalten Wände des schmalen Grabens stieß. 'Dem war es bei dir zu langweilig', dachte er, 'der ist wohl zu den Kameraden ins Nachbarloch gekrochen um ein wenig Unterhaltung zu finden'. Thomas wußte, daß dies trotz Verbots hin und wieder geschah, daß die Kameraden jedoch nach einer Zigarettenlänge wieder zurückkehrten. Also geduldete er sich und wartete die Rückkehr seines Leidensgenossen ab. Als es ihm zu lang wurde, kroch auch er hinaus und schlängelte sich auf dem Bauch dorthin, wo er bei der Ankunft andere Kameraden gehört hatte. Als er auf eine leeres Loch stieß, kroch er weiter, doch auch das nächste Loch war unbesetzt. Um die zeitraubende Kriecherei abzukürzen, stand er schließlich auf und lief von einem Loch zum andern, doch nirgendwo bekam er Ant= wort. 'Du bist in die falsche Richtung gelaufen', dachte er, 'hier sind ja überall Deckungslöcher' und lief auf jene Löcher zu, die auf der anderen Seite in der Nähe des Bunkers liegen mußten. Als er den Bunker erreichte, wurde ihm klar, daß sein Zug abgerückt war, denn auch der Bunker war leer. 'Was nun?' dachte er und versuchte sich zu orientieren. 'Wenn ich erst die Schneise gefunden habe, finde ich auch den Weg zurück ins Lager; vielleicht hole ich die anderen noch ein, wenn ich mich beeile'. Noch einmal rannte er gegen einen Baumstamm, doch dann lichtete sich der Wald. Sekunden später stand er auf dem Anmarschweg und überlegte, ob er sich nun nach rechts oder links wenden müsse. 'Aber wir kommen doch immer von rechts, um dann nach links in den Wald hinein zu

gehen, also muß ich nach Westen laufen'- und er lief, so gut es ihm die Holzpantinen erlaubten. Als er ins Freie trat, lag vor ihm das Lager in tiefem Schlaf. Selbst die Wachen waren nicht zu sehen; sie mochten sich wohl wegen der Kälte ins Wachlokal begeben haben. 'Das käme mir ja gelegen', dachte Thomas, 'denn wenn die Wache mich schnappt, bin ich verratzt'. Vorsichtig näherte er sich dem Lagertor. 'Ob die wohl gerade ihren Streifengang machen? Auf dem Weg zur Unterkunft könnte ich ihnen dann doch noch in die Arme laufen'. Um das schlurfende Geräusch seiner Latschen abzustellen, zog er sie von den Füßen und nahm sie in die linke Hand, während die rechte den Tragegurt seines Gewehrs um= klammerte. 'Nur kein Geräusch machen', dachte er, und ging Schritt für Schritt auf bloßen Füßen durch den nassen Sand. Als er jedoch in die Nähe der Waffenkammer gelangte, erschrak er: Aus dem Oberlicht über der Ein= gangstür viel schwaches Licht nach draußen. Ihm fiel der beim Abrücken erteilte Befehl zur Abgabe der Gewehre nach dem Alarm ein. Hatte der Kammerbulle noch auf das von ihm mitgeführte Gewehr gewartet? Ein fehlendes Gewehr - das mußte doch aufgefallen sein. Aber dann mußte man auch ihn vermißt haben! Was aber würde geschehn, wenn er nun das Gewehr mitnähme, es stillschweigend in den Spind stellte und zu Bett ging? Der Kammerbulle würde am Ende die ganze Nacht über auf seine Rückkehr warten - und das könnte seine Situation nur noch ver= schlimmern.

Mit dem Mut des Verzweifelten klopfte er an die von innen

verriegelte Tür. "Moment!" rief der Kammerbulle - und schon hörte Thomas die schweren Schritte des sich der Tür nähernden Unterführers. Dann vernahm er das Knarren des überdimensionalen Schlüssels im Innern des Schlosses und das Quietschen der Angeln. Die Tür öffnete sich nach außen. Helles Licht fiel hinaus und beleuchtete die Szene. Im Türrahmen baute sich ein Riese von Mensch vor Thomas auf: der Kammerbulle! Der aber glaubte zuerst, ein Gespenst vor sich zu haben, betrachtete Thomas von oben bis unten und wieder zurück und sagte dann ganz leise: "Schauen sie mal an sich herab!"

"Thomas senkte den Kopf. Das Bild, das er dem Unterführer bot, konnte vom paramilitärischen Standpunkt her nur als eine Art Blasphemie gedeutet werden: Die nackten Füße steckten in den inzwischen wieder übergezogenen Latschen, Unter dem Militärmantel schaute das weit längere Nacht= hemd hervor, darunter die Unterschenkel mit den struppigen Haaren. Auf dem Kopf saß der Stahlhelm und von der rechten Schulter baumelte das Corpus delicti, das Gewehr herab. Alsdann aber geriet der Kammerbulle in Raserei: Die Verwandlung des Bullen in einen Stier! Thomas hatte ein "Kapitalverbrechen" begangen. Wie üblich war der vor dem Abrücken erlassene Befehl zur Abgabe der Gewehre inzwischen längst wieder aufgehoben worden. Ach! wenn er das nur gewußt hätte! "Sie melden sich morgen früh beim mir! und nun machen sie bloß, daß sie mit ihrer Scheiß-Knarre fortkommen ,sie Heini!" Als er kurz darauf seine Stube erreichte, lagen die anderen schon in tiefem Schlaf. 'Wie damals am Oelberg', dachte Thomas, 'und morgen

werde ich gekreuzigt!'-

Am nächsten Morgen meldete Thomas sich wie befohlen. Der Kammerbulle hatte sich längst mit dem Gruppenführer in Verbindung gesetzt. "Ich habe eine schöne Aufgabe für sie, Nagel, kommen sie mit!"

Unter einem Schuppen stand ein vierrädriger Karren mit auf= montiertem Jauchefaß. An der linken Seite hing ein alter Zinkeimer. "Los! ziehen sie den Karren heraus und folgen sie mir!" herrschte der Kammerbulle Thomas an, der darauf= hin das Zugseil über die rechte Schulter warf und mit beiden Händen die Deichselgabel umklammerte. Die neuerliche Via dolorosa führte an den Unterkünften vorbei bis hin zu der an der Nordwestecke des Lagerbereichs gelegenen Latrine, deren Inhalt Thomas auf Befehl des Vorgesetzten eimerweise in das Jauchefaß zu schaffen hatte. Zunächst erkletterte er den Wagen und nahm den Deckel des Fasses ab. Dann ergriff er den mitgeführten Eimer, an dessen Henkel ein langer Strick befestigt war. Dann ging er niedergeschlagen zur Latrine und ließ den Eimer in die braune Brühe sinken. Als dieser sich gefüllt hatte, zog er ihn herauf, ergriff abermals den Henkel und trug den Eimer zum Karren.

"Können sie nicht laufen, Nagel? Von Gehen habe ich nichts gesagt! Sich regen bringt Segen!" schrie der Antreiber ihn haßerfüllt an - und Thomas rannte los. Die braune Brühe schwappte über und lief ihm ihn die Stiefel. Dann erkletterte er den Wagen abermals, zog den Eimer zu sich herauf und kippte dessen Inhalt in das Faß. "Wollen sie sich oben verheiraten?" brüllte der Schinder, "wenn das nicht schneller geht, lasse ich die Suppe wieder heraus, dann können sie das Ganze nochmal machen, dann sind sie aber

heute abend noch nicht fertig - aber mir solls recht sein, dann machen wir morgen eben weiter!" Im Laufschritt rannte Thomas zur Latrine zurück, füllte den Eimer erneut und brachte ihn zum Wagen. "Ohne zu schlabbern, Nagel, sonst werde ich ungemütlich!"

Thomas lief eine volle Stunde hin und her. Sein weißes Drillichzeug verfärbte sich zunehmend braun- und jedesmal, wenn er den Wagen erkletterte, schrie der Aufseher ihn an: "Sind sie noch nicht oben, sie Scheißkerl!" und Thomas stürmte schwitzend und keuchend ein ums andere Mal dem Gefährt entgegen, schwang sich hinauf und füllte den schier unersättlichen Bauch des Jauchefasses mit Exkrementen. "Geben sie nur acht, daß nichts daneben läuft, sie Ferkel", entrüstete sich der Aufpasser, während Thomas die Brühe ins Gesicht spritzte. Als seine Kräfte zu erlahmen begannen, wurde der Antreiber wütend: "Nennen sie das etwa laufen? Wenn sie nicht wollen - ich kann auch noch ganz anders, sie Kleckerfritze!" Und schon zog er ihm durch einen Tritt mit dem Stiefel von hinten die Beine weg. Thomas stolperte, fiel hin und landete mit dem Kopf in dem zu Boden gegangenen Eimer, was den Peiniger wiederum zu neuen Beschimpfungen veranlaßte: "Sie Rübenschwein! Das hat mir noch gefehlt! Sehen sie sich einmal diese Sauerei an! Ist der Dreck noch nicht im Eimer?!" Mit den Händen schippte Thomas die in den märkischen Sand gelaufene Jauche wieder in den Eimer und bestreute weisungsgemäß die feucht gewordene Stelle mit trockenem Sand. Das gleiche Mißgeschick ereilte ihn,

als ihm der Eimer vom Jauchefaß abrutschte: Er fiel vom Wagen herunter und landete unter dem Gelächter des Beaufsichtigenden längelang im Kot.

"So, mein Freund, und nun werden sie die Scheiße im Robben transportieren!" schrie der Allgewaltige Thomas an, der von diesem Augenblick an sowohl den leeren als auch den vollen Eimer kriechenderweise vor sich her zu bugsieren hatte - und immer wieder mußte er die überschwappenden Fäkalien mit den Händen zusammenscharren und beseitigen. An seiner Uniform, die von oben bis unten von Feuchtigkeit durchtränkt war, gab es inzwischen weder eine helle noch eine trockene Stelle. Die Brühe lief ihm von den Haaren herunter übers Gesicht, so daß er ab und zu seine verschmierten Augen auswaschen mußte. Die Suppe stand bis über beide Knöchel in den Stiefeln und schnalzte unter seinen Sohlen. Dabei hatte er den fortgesetzten Hohn und Spott seines Schleifers zu ertragen:

"Sie genieren sich doch etwa nicht, Nagel! Noch ein wenig Pomade - und sie können auf Brautschau gehen! Schon manch einer ist erfroren, aber noch keiner erstunken! Lassen sie sich also nicht aufhalten! Denken sie einfach an Erdbeer= torte - aber mit Sahne! Oder denken sie an eine Frühlings= nacht in der die Natur ihr ganzes Füllhorn zarter Blüten über sie ausbreitet!"

Als das Faß voll war, umklammerte Thomas die Deichsel und versuchte, den Karren in Bewegung zu versetzen. "Wollen sie sich wohl anstrengen, sie Blindgänger!" schrie der Unterführer - doch alles Bemühen, die Räder

ins Rollen zu bringen, scheiterten. Schließlich rief der Kammerbulle noch drei des Wegs kommende Männer des zweiten Zuges herbei, die am hinteren Ende des Wagens schieben halfen. Den Inhalt des Fasses entleerte Thomas in eine außerhalb des Lagerbereichs liegende Sickergrube. Dann reinigte er das Gefährt mit Wasser und Sackleinen und zog es zum Schuppen zurück.

Anschließend marschierte die kleine Gruppe zu den Duschräumen, wo Thomas sich seiner Uniform samt der Unterwäsche entledigen mußte. Einer der Kameraden holte ihm aus seinem Spind den Dienstanzug, während die anderen den Befehl erhielten, Thomas mit Wurzel= bürsten vom Kot zu befreien. Die Bürsten brannten entsetzlich auf der nackten Haut, die sich allmählich krebsrot färbte. Da weinte Thomas - mit schmerzver= zerrtem Gesicht, und seine Tränen mischten sich mit der an seinem Körper herunterlaufenden Brühe, deren Gestank noch draußen vor dem Barackengebäude wahrge= nommen wurde. Die Herren Ausbilder aber nannten diese Tortur 'Honigschleudern'.

IV

Wer einmal aufgefallen war, der wurde seines Lebens nicht mehr froh. Dann brauchte nur einmal das Koppelschloß nicht auf Pockkante zu sitzen - und schon ließ man ihn Kehrt=

wendungen machen, zwanzigmal, dreißigmal, immer auf der=
selben Stelle, bis ihm schwindlig wurde und das Gleich=
gewicht verlor. Stand einmal eine Rocktasche offen, so
riß der Vorgesetzte den Knopf ab und sagte: "Annähen!"
Noch ehe sich jedoch Gelegenheit dazu bot, schickte er den
Mann unter irgendeinem Vorwand zur Schreibstube, wo das
Fehlen des Knopfes abermals bemerkt und geahndet wurde:
"Wie kommen sie dazu, so herum zu laufen? Sie kriegen
ja Lungenentzündung! Drei Runden um den Bau! Sind sie
noch nicht weg!" Wollte der Betroffene erklären, daß
der Knopf erst wenige Minuten zuvor entfernt worden war,
so wurde er mitten im Satz unterbrochen: "Das können sie
ihrer Großmutter erzählen! Auch noch Vorträge halten, was?"
Es blieb ihm keine andere Wahl, als dreimal um den Bau zu
rennen und sich erneut auf der Schreibstube zu melden.
"Der Knopf ist ja immer noch ab!" brüllte ihn der Schreib=
stubenbulle an. In fünf Minuten melden sie sich bei mir
mit angenähtem Knopf!"

Bei der Einkleidung hatte es zwar alle möglichen Bekklei=
dungs- und Ausrüstungsgegenstände gegeben - nur kein Näh=
zeug. Womit sollte der Mann nun seinen Knopf annähen?
Die anderen Kameraden, von denen der eine oder andere
möglicherweise Nadel und Faden besaß, waren entweder
draußen im Gelände oder bei der Formalausbildung auf dem
Exerzierplatz. War vielleicht jemand, der Innendienst
hatte, in einer der Nachbarstuben? Mal nachsehen! Traf
der Gehetzte nun unglücklicherweise auf dem Weg von einer
Stube zur anderen auf einen der dort zuständigen Aus=

bilder, so hatte er erneut das Nachsehen: "Was wollen sie denn hier? Sie gehören doch zu einer ganz anderen Gruppe! Hatten sie etwa vor, lange Finger zu machen? und wissen sie nicht, daß der Aufenthalt in den Unterkünften während der Dienstzeit verboten ist?"

Es wäre sinnlos gewesen, eine Begründung abzugeben, da diese ausnahmslos als dumme Ausrede galt. So sah man denn auch überall Männer hüpfen und robben. Hier mußte jemand Kniebeugen vollziehen, dort jemand pumpen. Das Pumpen erfolgte nach dem zuvor gegebenen Befehl: "Umfallen!" Der so Gemaßregelte mußte dabei in gerader Haltung vornüber kippen und den Körper unter Zuhilfenahme der Arme dicht über dem Boden abfangen. Erst dann wurde ihm mitgeteilt, wie oft nun gepumpt werden mußte - :"Zehn Ehestandsbewegungen, aber ein bißchen flott, wenn ich bitten darf!" Das Kniebeugen erfolgte bei nach vorn ausgestreckten Armen - mit und ohne Gewehr. Geschah dies innerhalb der Unterkunft, so wurden - oft zusätzlich zum "Gewehr in Vorhalte" - noch ein paar Wolldecken auf die ausgestreckten Arme gelegt. Schon nach drei oder vier Kniebeugen sackten die Arme samt Gewehr und Decken ab, was den Befehlsgeber jedoch keineswegs veranlaßte, dem Bestraften die restlichen Kniebeugen zu erlassen, nein, er wartete geradezu darauf, daß die Decken zu Boden fielen, da sich ihm dann ein weiterer Vorwand zu weiteren Schikanen bot. Schließlich waren die Decken nun staubig geworden...

Fiel einmal ein Gewehr zu Boden, hatte der Verursacher umgehend mit der Aufforderung zu rechnen: "Legen sie sich

gleich daneben, sie Flasche!" Lag der Mann auf dem Bauch, so hatte er das Gewehr mit beiden Händen zu umklammern und die Ellbogen aufzustützen. Berührte das Gewehr beim sich anschließenden Robben versehentlich den Boden, wurde die Maßnahme verlängert, vor allem dann, wenn die Gewehr=mündung mit dem Boden in Berührung gekommen war.

Für die Auszubildenden waren die von den Vorgesetzten ausgedachten Schikanen zuweilen geradezu verblüffend. Im Erfinden immer neuer Fallen erwarben die Schleifer sich unrühmlichsten Respekt. Ihr Ansehen aber sank von Tag zu Tag - und mit ihm die Stimmung in der Truppe. "Lieber möchte ich im vordersten Graben liegen, als noch länger diese Pöbeleien ertragen", hörte man immer häufiger sagen - und doch war kein Ende abzusehen.

"Was sind sie eigentlich im Zivilleben?"

"Ich bin Schreinerlehrling."

"Ach so, sie sind ein Holzbock; das habe ich ja noch gar nicht gewußt; dann sind sie wohl deshalb so bock=beinig?"

"Und was sind sie von Beruf?"

"Ich bin Bäckerlehrling!"

"Aha! also ein Wehlwurm!"

"Und sie?"

"Ich werde Koch!"

"So - eine Küchenschabe haben wir also auch! Nun, Insekten müssen vertilgt werden, wie sie wissen, dafür gibt es

ja Mittel und Wege. Aber ich will sie zunächst noch ein wenig krabbeln lassen, so, wie die Katze ja auch zuerst mit der Maus spielt, ehe sie sie frißt."

Zuweilen steigerten sich die Schleifer noch während der Beschimpfungen. Es war dann weniger der Ärger darüber, daß etwa die Haltung des Auszubildenden sie in Rage brachte. Vielmehr waren es die passenden und unpassenden Verbalinjurien, welche ihre Wut steigerten. Je eher sie den Anschnauzer als passend empfanden, desto mehr spornte dieser sie zu weiteren Exzessen an. Und so ging es tagaus tagein, von früh bis spät - und selbst bei Nacht kam es immer wieder zu solchen Vorkommnissen.

Zum Fertigmachen eigneten sich nicht zuletzt die großen Pfützen, Wasserlachen und Wassergräben. Beim Gelände= dienst waren die Männer schon nach fünf Minuten nicht mehr zu erkennen. War das Gesicht des einen oder andern dann noch einigermaßen sauber geblieben, so hatten sie ihre Finger in morastigen Boden zu tauchen um mit dem aufgelesenen Schmutz die noch hellen Stellen zu tönen. "Tarnanstrich" nannten sie es. Und marschierten sie nach zweistündiger 'Parterreakrobatik' zur Unterkunft zurück, so hatten sie zur Bekundung ihrer guten Laune jenes Lied zu singen, das wohl niemand von ihnen sein ganzes Leben lang je wieder vergessen haben dürfte:

Märkische Heide, märkischer Sand,
sind des Märkers Freude,
sind sein Heimatland.

Von Westen wie von Osten stießen die alliierten Truppen derweil immer tiefer in das Landesinnere vor.-

Es gibt eben zwei Möglichkeiten, Menschen gefügig zu machen: von außen her - oder von innen, abwechselnd oder kombiniert. Und es gibt zwei Möglichkeiten, Menschen für oder gegen etwas zu gewinnen: durch Überzeugung - oder durch Manipulation, und es gibt zwei Möglichkeiten, Menschen zu zerstören, umzubringen: von außen her - oder von innen. Auch dies läßt sich kombinieren. Es gibt jedoch keine Möglichkeit, Menschen durch Terror zu überzeugen, zu gewinnen, zu begeistern, weder durch physischen noch durch psychischen.

Daneben gibt es das Problem des Erkenntnis- und Unterscheidungsvermögens, die Frage, was denn nun richtig ist - und was falsch. Wer diesbezüglich beeinträchtigt ist, gerät in Konflikt, sowohl mit den Mächten als auch mit sich selbst, denn dann kann er auf beiden Wegen schuldig werden, schuldig entweder in den Augen der einen - oder der anderen Macht. Neutralität bleibt versagt, wird verwehrt. Vollführung hat ebenso Konsequenzen wie Unterlassung. Die eine Seite fordert zu Kampf und Widerstand gegen die andere, die andere zu Widerstand und Kampf gegen die eine auf. Was die eine Seite gebietet, verbietet die andere.

Wer in ein solches Dilemma gerät, weiß am Ende nicht mehr, wohin er sich wenden soll, weiß nicht mehr, ob er vom Regen in die Traufe, von der Traufe in den Regen oder von einer Traufe in die andere gerät. Hier steht der Held dem Feigling, dort der Freiheits- und Widerstandskämpfer dem Verräter gegenüber.

Die jungen Männer von Groß-Rossau waren in einen Teufelskreis

geraten, doch waren sie nicht in der Lage, sich dessen bewußt zu werden. Kehrten sie am späten Nachmittag aus dem Gelände zurück, dann hatten sie nur noch einen Gedanken: 'Wenn jetzt das Kommando "Wegtreten!" gegeben wird, dann nichts wie rein in die Unterkunft! Bei Regenwetter aber gab man ihnen dann noch den Rest: In der Regel ließ der Ausbilder sie dann noch eine Weile vor der Baracke stehen. Unter dem Vorwand, zunächst einmal nachsehen zu müssen, "wie es da drinnen überhaupt aussieht", ging er selbst in die Baracke hinein, um nach seiner Rückkehr noch den "fürchterlichen Saustall da drinnen" zu monieren. Daß er die Männer nunmehr ins Trockene zu entlassen hatte, durfte nur mit dem Ausdruck äußersten Widerwillens und mit der Androhung einer noch härteren Gangart für den folgenden Tag geschehen. Die Männer fixierend hätte er nur allzugern herausgefunden, was sie dachten. Freuten sie sich etwa darüber, daß auch er naß bis auf die Haut war? Mußte er ihnen nicht demonstrieren, daß ihm das überhaupt nichts ausmachte? Also mußte noch ein langer Monolog erfolgen, damit sie es auch glauben mochten:

"...und vor allem merkt euch eins, daß ich Besserwisserei besonders schätze. Wer glaubt ein Klugscheißer zu sein, der soll sich nur sofort melden. Jedenfalls muß derjenige, der glaubt, mich verarschen zu können, früh aufstehen. Wir hatten hier mal einen, dessen Vater angeblich Biologie studiert hatte. Der behauptete tatsächlich, die Haut des Menschen sei voller Löcher. Man muß sich das mal vorstellen: Wenn wir baden oder schwimmen gehen würden, dann müßte das

Wasser doch von außen her in unsere Körper eindringen - und wir würden ohne zu schlucken ersaufen - so'n Spinner! Ich habe jedenfalls noch nie erlebt, daß jemand zum Bei= spiel bei Regenwetter aufgedunsen wäre. Sie brauchen dies= bezügliche Sorgen daher auch nicht zu haben. Und vor allem bin ich für sogenannte gute Ratschläge und Belehrungen empfänglich. Ein Lama ist kein tibetanischer Priester, den mir mal jemand unterjubeln wollte, sondern ein Kamel - und damit basta . . ."

"Dummheit und Stolz - wachsen auf einem Holz", sagt ein altes deutsches Sprichwort. Es gibt jedoch nicht nur die Dummheit des Stolzen, Mächtigen, dessen Arroganz allzu leicht mit Urteilskraft und Selbstsicherheit verwechselt wird. Dummheit und Stolz sind nicht nur verwandte, sondern auch ansteckende Krankheiten. Wo ein dummer Machthaber einem ohnmächtigen Intelligenten begegnet, wird jener nervös, denn er fürchtet um sein Ansehen, seine Position, seine Autorität: Manch dummer Vorgesetzter sieht in einem intelligenten Untergebenen eine Gefahr! Da Intelligenz jedoch nichts mit Wissen und Bildung, geschweige denn mit Macht und Einfluß gemein zu haben braucht, dominieren Dienstgrad und Dienststellung. Der Satz: "Was sie im Zivil= leben waren, interessiert mich nicht", dürfte nicht nur in Groß-Rossau im Schwange gewesen sein, wenngleich gerade dies für einen Schleifer von größtem Interesse war. Entweder fragte er - heute diesen, morgen jenen - in entsprechend barschem, Desinteresse signalisierenden Ton danach - oder er erkundigte sich klammheimlich auf der Schreibstube danach.-

Wo Arroganz -jene Mischung aus Anmaßung, Überheblichkeit und Dünkel-mit Dummheit und Macht gepaart zum Tragen kommt, hat dies Folgen. "Dummheit fängt", sagten die Alten immer. "Jeck fängt", sagen die Menschen im Raum Köln-Aachen. Stolz aber ist dagegen noch weit ansteckender. Selbst bei Intelligenten soll er gelegentlich vorzufinden sein, allerdings in dem Sinne, als er als Anmaßung, Überheblichkeit und Dünkel auftritt. Das Ziel, eines Tages selbst vor der Front zu stehen und mit gleicher Arroganz nach vorgegebenem Muster dieselben Dummheiten zu begehen, ist zu verführerisch - sowohl für Intelligente wie für Unintelligente.

Dort aber, wo der Preis, den wir für unsere Freiheit zu zahlen haben, die Freiheit selbst ist, wird dieser Preis zu hoch - gleich wann und wo auch immer.

V

Zweimal wöchentlich bekam Thomas Post von zu Hause. Anfang Februar schreibt die Mutter, daß der Großvater an Lungenentzündung erkrankt sei. Einmal wird die RAD-Abteilung geschlossen ins Kino geführt. Auf dem Programm steht der Film IN FLAGRANTI.

Vom 4. bis 11. Februar 1945 konferieren die Regierungs=chefs und Außenminister von Großbritannien, der Sowjet=union und den USA in Jalta, doch im RAD-Lager Groß-Rossau erfährt niemand etwas davon. Frierend liegen die jungen RAD-Angehörigen bei Nacht in ihren Betten, während draußen der Schneeregen niederfällt. Am 6. März sind die Westalliierten in Köln, und am 10. März wird zur Erleichterung vieler ein Teil der sadistischsten Schleifer versetzt. "Sie sollen an die Front kommen", munkelte man da und dort.

Am 15. März erhält die Einheit Verstärkung durch Neuzu=gänge. Plötzlich wird die Tür zu jener Stube aufgerissen, die auch Thomas' Unterkunft ist - und dann steht Martin vor ihm, sein ehemaliger Nachbar und Lebensretter.

"Mensch, Martin! wo kommst du denn her?" rief Thomas begeistert aus, doch Martin winkte verdrossen ab: "Das ist wohl hier das letzte Loch, wie ich das sehe, das hat mir gerade noch gefehlt." Dann erzählte er, daß er mit seiner Familie nach Torgau evakuiert worden sei, daß er von einer anderen Einheit nach Rossau versetzt worden und dem zweiten Zug zugeteilt worden sei. Thomas berichtete seinerseits von der Evakuierung nach Braunlage und erfuhr,

daß mit Martin noch weitere drei Kameraden aus dem Kreis Düren nach Rossau versetzt worden waren. "Ein so'n Langer ist dabei", sagte Martin, "soll aus Kreuzau stammen, ist dem ersten Zug zugeteilt worden. Die anderen sind Kölner."

Samstagsabends trafen sich die Rheinländer in Thomas' Unterkunft. Einer von ihnen hatte seine Gitarre mitgebracht und Thomas holte seine Mundharmonika hervor, doch es kam keine rechte Stimmung auf, denn sie waren schon alle am Westwall gewesen und kannten das Pfeifen der Granaten. Schon damals hatten sie zu Willi Ostermanns Lied 'Ich möcht' zofoß no Kölle jonn" ihren eigenen Text gesungen:

Wenn ich su an ming Heimat denke,
un sinn d'r Dom su för mir stonn,
möch' ich direk ming Schöpp verschenke,
ich möch' zofoß no Kölle jonn...

Der Spaten, die 'Schöpp', war jedoch nicht nur zum Symbol der Schanzer geworden, denn seit eh und je war er schon das Wahrzeichen des Arbeitsdienstes gewesen, jenes RAD, der mit dem nunmehrigen Kriegs-RAD kaum noch Gemeinsamkeiten hatte, da die Spaten inzwischen gegen Gewehre ausgetauscht worden waren - und so hieß es denn auch in einem Lied "...dann lassen wir vom Spaten - und greifen zum Gewehr - und stehn als Frontsoldaten - im deutschen Freiheitsheer".

An Gründonnerstag erhält Thomas die Nachricht, daß der

Großvater gestorben sei. Am gleichen Tage erfolgte die Beisetzung in Braunlage, so daß Thomas an der Beerdigung nicht teilnehmen konnte. Den ganzen Tag über traten ihm ein ums andere Mal die Tränen in die Augen. Als er in der Mittagspause zum Stubenfenster hinaussah, kam Martin herein. "Ich weiß, Thomas, ich weiß", sagte er, "Wolfgang ist mir eben begegnet. Ich kann es dir nachfühlen; mein Großvater hat auch bis zu seinem Tode mit uns in Familiengemeinschaft gelebt; ich habe ihn auch so sehr vermißt." Als Martin seinem Kameraden die Hand gab, dankte Thomas, sah erneut zum Fenster hinaus und fügte hinzu: "Welch ein Schmerz!"

"Wenn ich einmal sterbe, dann werde ich mit Musik beigesetzt", hatte Opa Schwarz zeitlebens gesagt, "weil ich Mitglied der Schützengesellschaft bin". Nun mochten ihn nur ein paar Evakuierte auf seinem letzten Gang begleitet haben - und Thomas hörte sie in Gedanken beten: "...und gebenedeit ist die Frucht seines Leibes, Jesus - Herr, gib ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm - heilige Maria, Mutter Gottes, bitte für uns Sünder, jetzt und in der Stunde unseres Todes. Amen."

An Karfreitag war in Groß-Rossau Vereidigung:

> Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid,
> daß ich dem Führer des Deutschen Reiches
> und Volkes, Adolf Hitler...

Ostersonntag schrubbte Thomas nach dem Frühstück die Schreibstube. Ein Unterführer überreichte ihm zu diesem Zweck eine Konservendose und einen staubigen Lappen von

der Größe einer Untertasse. Zunächst mußte Thomas mit der Dose zur Freiwaschanlage um Wasser zu holen. Voller Sorge, er könne unterwegs einem anderen Vorgesetzten begegnen, der ihm einen weiteren Auftrag erteilen könnte - es war an der Tagesordnung, daß der eine den Befehl des anderen aufhob oder ignorierte - hetzte er zur Wasserstelle und wieder zurück, erreichte ungehindert die Schreibstube und ging ans Werk.

In einer Ecke hing ein Spiegel. Seit zwei Monaten hatte Thomas sein Spiegelbild nicht mehr gesehen. Nun aber erschrak er, denn derjenige, den er dort sah, hätte eher sein Vater sein können als er selbst. Nein, das war derjenige nicht mehr, dessen Bild er in Erinnerung hatte, das war ein anderer, ein Fremder: Erster Flaum zeigte sich auf der Oberlippe. Nun aber rasch weiter! In wenigen Minuten sollte noch ein kurzer Appell stattfinden - und wehe ihm, wenn er dann mit verschmierten Stiefeln und schmutzigen Händen erschienen wäre! Wie aber sollte er noch den Ofen sauber bekommen, aus dem überall die Asche herausquoll! Die anderen verliehen in diesen Augenblicken ihren Stiefeln letzten Glanz und wienerten noch einmal die Koppel. Wieder einmal auffallen? Wieder einmal Ausgangssperre einhandeln? Ein kurzer Blick nach draußen ließ ihn erkennen, daß die anderen Kameraden vor den Unterkünften zum Antreten sammelten. Buchstäblich im letzten Augenblick erreichte er völlig aufgelöst den Appellplatz. Mit dem Taschentuch fuhr er noch einmal über die staubigen Stiefel und trat dann ins Glied. Der Schweiß lief ihm unter

dem Stahlhelm hervorquellend über die Stirn, als die ersten Kommandos ertönten. Während des Appells schweiften seine Gedanken zur Heimat zurück und ersah sich in Begleitung seines Vaters beim Einsammeln der Ostereier im Garten hinter dem Haus an der Rur. Er sah die Osterglocken auf dem Wohnzimmertisch, die der Vater der Mutter geschenkt hatte und hörte die Glocken von St. Peter.

Die beiden Feiertage brachten den Männern die erste, lang ersehnte Ruhepause. Ostermontag hatte Thomas Geburtstag; er wurde sechzehn Jahre alt, doch niemand gratulierte ihm. Es war der Tag, an dem in Deutschland wieder die Sommerzeit eingeführt wurde.

Der lange Marsch

I

Der folgende Dienstag war härter als alles bisher Dagewesene. Zudem wurde die Einheit noch vor dem Mittagessen geimpft. Nach der Mittagspause fand ein Waldlauf statt. Die linke Seite, Brust, Schulter und Arm schmerzte infolge des Serums unsagbar. Bei jedem Schritt durch den Wald hätte Thomas am liebsten vor Schmerz laut schreien mögen. Den Kameraden ging es nicht anders.

Anschließend hatten sie Sport, wobei sie sich gegenseitig Medizinbälle sowie die ansonsten für das Kugelstoßen vorgesehenen Metallkugeln zuzuwerfen und in der Luft

aufzufangen hatten. Danach ging es zurück in die Unter= kunft, wo sie befehlsgemäß Drillichzeug anzulegen hatten. In der Nähe der Unterkunft war eine flache Sandgrube. Dorthin wurden sie nun geführt. Sie trafen auf einen Ausbilder, der eine neue Übung vorbereitet hatte: Im Liegen Eingraben.

Es mochten etwa zehn Minuten seit Beginn dieser Übung vergangen sein, als ein Melder mit großen Sprüngen herbeieilte und in die Kuhle sprang. "Befehl vom Chef!" rief er aus, "alles auf schnellstem Wege zurück in die Unterkunft! Sofort in Dienstanzug zugweise Abrücken zum Sportplatz!"

'Gott sei Dank', dachte Thomas, 'ich mit meinem lahmen Arm hätte sicher keine einzige Scholle auszuheben ver= mocht'. Zehn Minuten später stand die gesamte Abteilung wie befohlen im Karree angetreten. Der Chef der VI. Abteilung erschien in Begleitung seines Adjutanten. Nach Entgegennahme der Meldung trat er vor die Front und kommandierte: "Habt acht!" Dieser Befehl löste bei den Angetretenen höchste Aufmerksamkeit und Spannung aus. Dann war wieder die Stimme des Kommandeurs zu hören:

"Meine Herren!
Die Zeit ist nun gekommen, da wir uns im Kampf um Deutschlands Ehre zu bewähren haben. Sie sind hier ausgebildet worden, um diesem Kampf gegebenenfalls führen zu können. Wir rücken noch heute aus.-
In der nun vor uns liegenden Zeit wollen wir getreu

unsere Pflicht gegenüber Führer, Volk und Vaterland erfüllen. Wohin es geht, werden wir auf dem nun vor uns liegenden Marsch erfahren. Zunächst marschieren wir befehlsgemäß nach Norden. Im Anschluß an diese Befehlsausgabe wird feldmarschmäßig gepackt. Das Packen überwachen die Unterführer. Vollzugsmeldung spätestens in einer halben Stunde an die stellvertretenden Zugführer. Weitere Befehle ergehen noch. Ich erwarte von jedem äußerste Disziplin. Sie sind jetzt keine jungen Rekruten mehr, sondern alte Soldaten. Ich hoffe, daß sie sich dementsprechend verhalten und wünsche ihnen viel Soldatenglück!

Uhrenvergleich: Es ist jetzt genau 16.45 Uhr. Noch Fragen?- Alles klar? Stellvertretende Zugführer übernehmen! Zugführer zu mir!"

Im Eilschritt verließen die Züge den Exerzierplatz um vor den Unterkünften wegzutreten. Kurze Zeit später war das Lager ein einziger Bienenschwarm. Die Zugführer nahmen im Geschäftszimmer des Abteilungschefs weitere Befehle entgegen. Sämtliche Wehrpässe wurden eingesammelt und kistenweise unweit der Latrine im Sand vergraben. In den Stuben wurden Mäntel, Decken und Zeltplanen zusammengerollt und auf die Tornister geschnallt. Auf den behaarten Tornisterdeckeln zurrten die Männer die Riemen von Kochgeschirren und Stahlhelmen fest, füllten die ausgeteilte Marschverpflegung in Brotbeutel und Feldflaschen und stopften die Bäuche der Tornister mit allerlei Kleinkram voll, während ein

Befehl den andern jagte.

Wer sein Gewehr zum Reinigen abgegeben hatte, holte er noch rasch bei der Waffenkammer ab. Die Patronentaschen wurden mit Gewehrmunition gefüllt, die Stiefel gegen Schnürschuhe und Gamaschen ausgetauscht und Schanzzeug ausgegeben - und jeder erhielt entweder einen Spaten, eine Schaufel oder eine Spitzhacke. Nun gab es auch frische Socken anstelle der zuvor getragenen Fußlappen. Die Troßwagen wurden beladen, die Pferde angespannt, Zucker, Salz, Milchpulver, Brot und vieles andere mehr verfrachtet, so auch Kisten mit Munition und Panzerfäusten, Handgranaten und Maschinengewehren.

Zusammen mit zwei weiteren Kameraden seiner Gruppe wurde Thomas zum Ausräumen und Verladen der Schreibstube abkommandiert. Ordner, Karteikarten, Stempel und Meßtischblätter wanderten auf die Fuhrwerke, und es verging geraume Zeit, ehe alles verstaut war.

Dann war es so weit. Zugweise rückten die Männer in Richtung Bekleidungskammer ab, um dort Aufstellung zu nehmen. Wer sich gerade aufrichtete, wurde von der Last des schweren Tornisters nach hinten gezogen und landete auf dem Hosenboden, so daß das Gepäck nur mit leicht vorgebeugtem Oberkörper zu befördern möglich war.

Noch einmal erschien der Chef, ein Oberstfeldmeister, um die Abmarschbereitschaft zu kontrollieren:

"Und merken sie sich noch eins: Weder auf dem Marsch, noch in geschlossenen Unterkünften, wie Scheunen,

Ställen oder Baracken wird geraucht. Dasselbe gilt auch für den Aufenthalt im Freien bei Nacht. Schon ein einziges Streichholz kann dem Feind unsere Position verraten und ihnen und ihren Kameraden das Leben kosten: Denken sie von nun an immer daran! Und noch eins: Im Walde rauchen nur Brandstifter! Im übrigen erinnere ich an das, was ihnen in bezug auf ihr Verhalten unter kriegsbedingten Gegebenheiten während der Ausbildung beigebracht worden ist. - VI. Abteilung! Rechts um! Im Gleichschritt - marsch!"

Einerseits voller Skepsis, mit dem schweren Gepäck weit zu kommen, andererseits froh, dem verfluchten Lagerleben endlich zu entkommen, zogen sie nun schwitzend und keuchend über Feld- und Waldwege durch den tiefen Sand der Altmark. Schon nach einer Viertelstunde blieben die Troßwagen stecken: Die Pferde schafften es nicht mehr. Der vierte Zug, dem auch Thomas angehörte, wurde zur Unterstützung herbeigeholt. Alles, was nicht unbedingt lebenswichtig war, wurde nun wieder abgeladen und landete rechts und links des Weges im Straßengraben.

Thomas stemmte sich neben einem der Fuhrwerke gegen die Speichen des rechten Hinterrades und drückte sie in Fahrtrichtung, so, wie es ebenfalls mit den anderen Rädern geschah. Die anderen hingen wie eine Traube an der Ladeklappe und schoben aus Leibeskräften, doch schon nach weiteren zehn Minuten ging ihnen allen die Puste aus. Der Zugführer, ein Feldmeister, gab daraufhin den Befehl, die Tornister auf die Wagen zu werfen um die Männer von der doppelten Belastung zu befreien. Als endlich ein

notdürftig befestigter Weg erreicht wurde, ging es zügiger voran. Kurz nach Mitternacht fuhren und stampf= ten sie durch die Toreinfahrt eines einzeln stehenden Gehöfts. Auch hier herrschte völlige Dunkelheit, so daß die Ankommenden einige Schwierigkeiten bei der Orien= tierung hatten. "Dort drüben sind die Stallungen! Seht her! hier ist die Tür! rief jemand. Der Marsch wurde also unterbrochen - und bald verschwand einer nach dem andern von der Bildfläche. Im Innern des Stalles aber sah man absolut nichts, da es hier doppelt so dunkel war wie draußen. Thomas hörte nur, wie rechts und links von ihm die anderen ins knisternde Stroh sanken und ließ sich zu Boden sinken. Die infolge der Impfung verursachten Schmerzen in Arm, Brust und Schulter waren zu seinem Erstaunen inzwischen verschwunden. Schlagartig wurde es still ringsumher. Niemand sprach mehr. Nur gelegentlich hörte man noch ein leises Seufzen. Dann fiel einer nach dem andern in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

II

Vom Klappern der Hufe und Kochgeschirre wurden sie am frühen Morgen geweckt. Draußen herrschte schon reges Treiben und lautes Rufen hallte über den Innenhof. Als Thomas die Augen aufschlug, sah er dicht über sich eine weiße Decke, vermochte jedoch, verschlafen wie er

noch war, keine Erklärung für das Phänomen zu finden. Dann aber dämmerte es ihm, und plötzlich war er hell= wach: Er hatte die Nacht unter einer Kuh verbracht, und die weiße Wölbung da oben war nichts anderes, als der wohlgenährte Bauch derselben. Um das Tier nicht zu erschrecken, schob er sich unter Zuhilfenahme der Ellenbogen langsam und vorsichtig zur Seite. Dann sprang er erleichtert auf, sah das Tier an und sagte: "Nun hast du meinetwegen die ganze Nacht stehen müssen", und einer seiner Kameraden, der die Szene beobachtet hatte, meinte: "Wenn die sich hingelegt hätte, dann wärst du jetzt platt wie ein Pfannkuchen".-

Gegen Mittag - es war der 25. April - erreicht die VI. Abteilung bei Wittenberge die Elbe. Die Männer ahnen nicht, daß am selben Tage und an selben Fluß etwa 175 Km südöstlich amerikanische und russische Divisionen bei Torgau zusammentreffen, bei der sich amerikanische Soldaten der 69. Division des V. Korps und Soldaten der 58. Gardedivision der Roten Armee die Hände reichen und somit Deutschland militärisch in zwei Räume aufspalten.

Am frühen Nachmittag überschreitet die Abteilung zugweise die Elbe. Es geht weiter über Karstädt, Warnow und Grabow nach Ludwigslust, wo die Männer spät in der Nacht das Bahngelände betreten. "Wir sollen hier übernachten", ruft jemand von der Spitze des IV. Zuges nach hinten - und alle sehen sich schon in einem angenehm temperierten Wartesaal liegen. Die Einweisung verzögert sich jedoch, so daß die völlig erschöpften

Männer zu muren beginnen. Immerhin hatten sie an diesem Tage alles in allem fünfundsechzig Kilometer zurückgelegt. Da die ersten Blasen an den wundgelaufenen Füßen schon geplatzt waren, traten sie nun von einem Bein aufs andere.

Nach etwa zwanzig Minuten kam erneut Bewegung in die Kolonnen. Fünf Minuten später trafen sie auf einem Bahnsteig ein, wo sie einen abgestellten Personenzug gewahrten. "Das ist unser Nachtquartier!" rief der Führer des IV. Zuges, "alles einsteigen!" Im Nu war der Zug besetzt, doch nur ein Teil der Männer vermochte einen Sitzplatz zu finden. Die anderen standen - wie Heringe in der Tonne zusammengepreßt - in den Gängen und zwischen den Sitzen. Thomas gelang es in letzter Sekunde unter eine Bank zu kriechen und sich hinzulegen. Seine Füße schmerzten jedoch derart, daß er sich der kneifenden Schuhe unbedingt entledigen mußte. 'Sie sind wieder einmal zu eng', dachte er, während er sie auszog, 'wie damals bei der Erstkommunion'. Zwar hätte er sich damals hohe Schuhe gewünscht, solche, wie er sie jetzt welche trug, doch wären diese möglicherweise auch zu eng gewesen. Und war seither nicht alles zu eng gewesen? War nicht alles enger geworden: der Gesichtskreis, der Bewegungsspielraum, der Freiraum, der Himmel, die Erde, die Brust? War da nicht überall Beklemmung und Lähmung, Behinderung und Ausweglosigkeit? und war die Enge dieses Eisenbahnwagens nicht geradezu Synonym für eine Welt, in der man kaum noch atmen konnte?-

Eine Stunde später war die Nachtruhe zu Ende und wieder hallten draußen die Kommandos. Nun drängte alles in wildem Durcheinander ins Freie. Thomas aber suchte seine Schuhe, die im Gewühle des Aufbruchs abhanden gekommen waren. Dabei geriet er mit dem Oberkörper in den Mittel=gang des Wagens, wo er mit den Händen den Boden abtastend die Schuhe vermutete. Plötzlich aber durchfuhr ihn ein großer Schreck: Jemand stand auf seinem Kopf, jemand, der wohl seinen Tornister aus dem Gepäcknetz herauszu=angeln versuchte, eingekeilt zwischen anderen Kameraden. "He! Du da oben! Du stehst auf meinem Kopf!" schrie Thomas aus Leibeskräften, doch der Kamerad fragte zurück, wo er den hintreten solle. "So hör doch, Mann, mir platzt der Schädel, wenn du nicht sofort runtergehst!" Offenbar hatten sich die Tragegurte des Tornisters im Gepäcknetz verfangen, so daß der Kamerad alles versuchte, seinen Affen loszubekommen. Erst als Thomas ihm die Krallen, die Fingernägel ins Fleisch trieb, sprang er unter einem lauten Aufschrei zur Seite. Endlich - Thomas kam es wie eine Ewigkeit vor - kam er frei. Draußen wurde schon zur Eile angetrieben, während er mit größter Mühe seine Schuhe über die im Schlaf aufgedunsenen Füße zu ziehen versuchte. Es gelang ihm schließlich nach permanent-schmerzhaften Versuchen.

"Wer fehlt denn da noch?" rief der stellvertretende Zugführer, und die Gruppenführer zählten noch einmal nach. "Natürlich, der Nagel, wer sonst! Es sind doch immer dieselben!" Als Thomas ebenfalls in Reih und

Glied stand, kam noch einmal die Rückfrage:

"Alles vollzählig?"

"Jawohl!"

"Na, dann können wir ja!- IV. Zug! Rechts um! Im Gleich=schritt marsch!"

Nachdem die Kolonnen das Bahngelände wieder verlassen hatten, marschierten sie in Richtung Hagenow - und wieder lagen weitere fünfundzwanzig Kilometer vor ihnen. Schon nach den ersten fünfhundert Metern verlangsamte sich das Marschtempo - und nach weiteren fünfhundert Schritten begann der Zerfall der geschlossenen Formation. Die ersten Fußkranken scherten aus und hinkten sowohl einzeln als auch in kleineren Gruppen dem Gros hinterher.

Als sie Hagenow erreichen, sind sie völlig erschöpft. Erst gegen 09.00 Uhr in der Früh treffen die letzten Nachzügler ein. Den ganzen Tag über schlafen die Männer, um am Abend des 26. April zum Marsch nach Gadebusch anzutreten. Am nächsten Morgen erreichen sie das ge=steckte Ziel und schlafen, gleich wie am Vortag, bis zum Abend, um alsdann erneut loszumarschieren.

III

Der Morgen des 28. April ist grau und regnerisch.
Am frühen Nachmittag erhält Thomas den Befehl, seinen

Zugführer und dessen Stellvertreter auf einer Dienst=fahrt zu begleiten. Mit dem Meldewagen geht die Fahrt über Ratzeburg, Mölln, Breitenfelde, Roseburg und Pötrau nach Lauenburg, wo sie eine andere RAD-Abteilung aufzusuchen haben.

Thomas, der im Fond des Wagens Platz genommen hat, hütet die Meldetasche seines Vorgesetzten und sichert als Luftspäher nach rückwärts. Das trübe Wetter gestattet den alliierten Flugzeugen an diesem Tage jedoch nur geringe Lufttätigkeit, so daß die Fahrt ohne Zwischen=fälle verläuft.

Wohl eher aus Neugier als aus Notwendigkeit steuert der Zugführer den Wagen zunächst einmal quer durch Lauenburg bis an die Elbe. An verschiedenen Stellen tauchen leichte Flakgeschütze auf. Es sind die der Flak-Ersatzabteilung 91, Zingst/Ostsee, der Flak-Ersatzabteilung 2 Brandenburg sowie der Eisenbahn-Transportschutz-Kompanie 33 Kolmar.

Am Elbufer waschen deutsche Landser ihre Kochgeschirre aus. Rechts und links der zum Elbufer hinabführenden Straßenschlucht dehnt sich das fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Meter hohe Ostufer der Elbe aus. Auf diesem Streckenabschnitt ist der Fluß etwa dreihundert Meter breit.-

Etwa ab Mitte April waren im Raum Lauenburg die zur Verteidigung dieses Frontabschnitts erforderlichen Verbände der Deutschen Wehrmacht zusammengezogen worden. Östlich der Stadt lag das Flieger-Baustab-Bataillon Stendal mit Resten des Fallschirmjägerregiments 15.

In der Stadt selbst befand sich ein frisch aufgefülltes Marschbataillon aus Hamburg-Rahlstedt, dem das Alarm= bataillon 6 aus Magdeburg, welches infolge hoher Ver= luste schon erheblich geschwächt war, angegliedert wurde. Westlich oberhalb des Elbberges war die Nebel= werferkompanie des aus Lauenburg stammenden Oberleutnants Harneith in Stellung gegangen. Zwischen Glünsinger Grund und Sandkrug stand das Polizei-Ersatz-Bataillon Ober= neuland Bremen gemeinsam mit dem Nachrichtenbataillon Ersatz- und Ausbildungsabteilung 26 Ratzeburg in Bereit= schaft. Im Waldgebiet hatte das Reichsarbeitsdienst-Bataillon 4/197 Position bezogen, jene Einheit, zu der Thomas' Zugführer Verbindung aufzunehmen hatte.

Weitere Einheiten befanden sich rund um Lauenburg - so das SS-Panzergrenadierbataillon 18 Hamburg-Langenhorn in Lütau, die 2. Genesungskompanie Munster in Stötebrück, ein Baubataillon sechs Kilometer nordöstlich von Lauen= burg in Basedow und eine 15-cm-Flakbatterie im Bornholz bei Gülzow. Nur elf Panzer, darunter zwei 'Tiger' standen diesen Verbänden zur Seite. Mit Luftunterstützung war nicht mehr zu rechnen.

Ab dem 19. April, jenem Tag, als der Führer eines deut= schen Kampfschwimmerverbandes die Elbbrücke gesprengt hatte, belegte die englische Artillerie, die von Lüneburg kommend auf den Wiesen bei Fischhausen westlich von Echem sowie auf den Bullendorfer Sandbergen, bei Lüdershausen und bei Hittbergen in Stellung gegangen war, die Stadt Lauenburg mit Streufeuer, wobei sie von Tiefffliegern

unterstützt wurde. Während der folgenden Tage werden aus dem Streu- und Störungsfeuer länger anhaltende Beschießungen bei Tag und Nacht. Unheimliche Ruhe breitet sich dagegen während der Feuerpausen über Stadt und Land aus. In den Nächten schanzt der Volks= sturm in der Umgebung des Glüsing. Auch von Bardwiek schießt britische Artillerie herüber. Es heißt, in Gresse befinde sich der deutsche Generalstab unter dem Oberbefehl des General Blumentritt. Andere Mel= dungen besagen, das Hauptquartier sei in Zweedorf untergebracht. Gerüchte laufen um und Parolen ver= unsichern die Bevölkerung noch zusätzlich. Jenseits der Elbe aber steht der Feind mittlerweile in Hohns= torf und Artlenburg. Übergabeverhandlungen sind inzwischen gescheitert. Die Versorgung der Zivilbe= völkerung wird von Tag zu Tag schwieriger.-

Als die drei Männer der RAD-Abteilung VI/133 nach kurzem Halt an der Elbe beim RAD-Bataillonsstab 4/197 eintreffen, begibt sich der Zugführer unverzüglich zum Kommandeur. "Um was es wohl gehen mag?" fragt Thomas den mit ihm zurückgebliebenen Truppführer, der nur mit einem knappen "Warten wir's ab!" antwortet. Nach etwa einer Dreiviertelstunde kommt der Zugführer eiligen Schrittes zurück. Auf der Kühlerhaube des Wagens breitet er eine Karte aus und bespricht sich mit dem Truppführer, der bislang als Beifahrer fungiert hatte. Thomas hört lediglich die Anweisungen des Zug= führers mit, der Befehl gibt, das Fahrzeug zu einer geschützten Stelle nordwestlich von Lauenburg zu

bringen und dort auf ihn zu warten; er selbst fahre anschließend mit dem stellvertretenden Bataillons= kommandeur noch zum Generalstab nach Gresse.

"Sollte ich vor Einbruch der Dunkelheit nicht mehr bei ihnen eintreffen, so fahren wir erst bei Anbruch der Morgendämmerung zurück. Sie können sich dann dort für die Nacht einrichten, während ich selbst gegebenen= falls im Generalstab übernachte. Alles klar? Hier ist ihr Marschbefehl - und studieren sie noch einmal die Karte, bevor sie losfahren." Der Zugführer ließ die ausgebreitete Karte zurück, als er sich selbst zum Wagen des ihn zum Stab begleitenden Offiziers begab.

Der Truppführer winkte Thomas herbei, zeigte auf die Karte und erklärte:

"Unser derzeitiger Standort ist im Augenblick - hier. Wir fahren anschließend über diese Straße nach - da" - und dabei tippte er mit dem rechten Zeigefinger auf die jeweils angesprochenen Geländepunkte. Alsdann faltete er die Karte zusammen, setzte sich hinter das Steuer und hieß Thomas auf dem Beifahrersitz Platz nehmen. Schon kurze Zeit später erreichten sie den Anlaufpunkt etwa dreihundert Meter vor der Elbböschung, wo sie das Fahrzeug in eine Deckung fuhren. Um den Wagen vor Beobachtungen aus der Luft zu schützen, tarnten sie ihn mit abgebrochenen Zweigen und Ästen. Vom tiefer= liegenden Westufer der Elbe aus war die Stelle ohnehin nicht einzusehen.

Als die beiden RAD-Männer ihre Marschverpflegung aus=packten, ahnten sie nicht, was der Feind schon Mitte April geplant hatte und nun auszuführen gedachte:

Der alliierte Oberbefehlshaber, General Eisenhower, hatte der 21. Heeresgruppe schon in der Monatsmitte den Befehl erteilt, im Rahmen eines zügigen Vorstoßes möglichst rasch die Ostsee zu erreichen.-

Die in Massen nach Westen strömende deutsche Zivilbevölkerung stellte nicht nur ein militärisches und wirtschaftliches Problem dar. Dieses Millionenheer erforderte - neben der Versorgung mit Lebensmitteln, Medikamenten und anderen Hilfsgütern und neben dem Problem der Unterbringung in den weitgehend in Schutt und Asche liegenden Westgebieten Deutschlands - auch politische Rücksichtnahmen der Westalliierten gegenüber der mit ihnen verbündeten Sowjetunion, welche die Aufnahme der Flüchtenden als einen gegen sich gerichteten unfreundlichen Akt hätte betrachten können.

Aus diesen Erwägungen heraus sollte das 8. Korps die Elbe bei Lauenburg überschreiten, dort einen Brückenkopf bilden, aus diesem heraus weiter nach Nordosten vorstoßen und Lübeck erreichen. Ihm sollte das 12. Korps folgen, nach Westen schwenken und Hamburg nehmen. Das 21. US-Luftlandekorps, inzwischen wieder dem britischen Feldmarschall Montgomery unterstellt, sollte rechts des 8. Korps die Elbe überschreiten, um die rechte Flanke der 21. Heeresgruppe zu sichern.

Dieser Grundkonzeption folgend sollte die 15. Schottische Division die Spitze des Angriffs bilden. Angesichts des steilen Elbufers auf der Ostseite des Flusses verzichtete das alliierte Oberkommando auf den Einsatz mit Sturmbooten, mit deren Hilfe man zunächst in der Nacht vom 19. zum 20. April übersetzen wollte, zumal das Steilufer nur an wenigen Stellen durch Schluchten unterbrochen war, von denen aus befestigte Straßen nach oben führten: am Ostrande der Stadt Lauenburg und gegenüber dem auf dem Westufer liegenden Artlenburg. Erschwerend kam für die Alliierten hinzu, daß nur zwei geeignete Straßen aus Richtung Lüneburg für den Transport von schwerem Gerät in Betracht kamen: die von Scharnebeck-Echem auf die Elbbrücke bei Lauenburg zulaufende, sowie die von Lüneburg nach Artlenburg führende Straße. Außerdem war das Aufmarschgebiet vom ostwärtigen Elbufer aus über viele Kilometer tief von den deutschen Verteidigern einzusehen. Auch hielt man die deutschen Truppen, die entlang des Gesamtabschnitts über etwa einhundert

Geschütze verfügten, noch für recht kampfstark. Der Angriffstermin war deshalb zunächst verschoben worden. Zunächst!- und zunächst verkehrte sogar noch der Fähr= mann, der pro Fahrgast zwanzig Pfennig Übersetzgebühr kassierte.

Die Bäume standen - früher als in anderen Jahren - infolge des sonnigen Frühlingswetters schon hoch in Blüte: ein Bild des Friedens - jedenfalls dann, wenn die Waffen schwiegen. Hinter dieser Kulisse aber herrschte beider= seits der Elbe rege militärische Aktivität. Nicht nur der deutsche Generalstab und nicht nur die in den Ver= teidigungslinien liegenden deutschen Landser, sondern auch die Bevölkerung Lauenburgs verharrte zwischen Hoffen und Bangen rund um die Uhr, während auf britischer Seite die eingebrachten Luftaufnahmen studiert und aus= gewertet wurden.

Am späten Nachmittag des 28. April rückt die 44. britische Brigade, auf Truppentransportfahrzeugen verladen, aus dem Raum Lüneburg kommend in ihren Bereitstellungsraum, in das viereckige Gehölz bei Brietlingen ein, wo sie auf die ihr unterstellten Argylls trifft. Gegen 23.00 Uhr treten die Royal Scotch Fusiliers sowie die Royal Scots zum Abrücken an und besteigen die Panzerfähren der 11. Royal Tanks im Sammelraum. Kurze Zeit später treten die rück= wärtigen Bataillone, die King's Own Scottish Borderers und die Argylls an, um in ihre Bereitstellungsräume einzurücken, um dort zu gegebener Zeit die bereitgestellten Fähren zu besteigen.

Im gleicher Weise und zurselben Zeit wird weiter ober= halb im rechten Bereitstellungsraum mit der 1. Komman= do-Brigade und mit den Seaforth genauso verfahren, wie mit der 44. Brigade. Die beiden vorderen Bataillone stehen bereit, die Panzerfähren zu besteigen, während sich die Seaforth und ein drittes Angriffsbataillon zum Abmarsch an die vorgesehenen Übersetzstellen bei Hohnstorf formieren.

IV

Der 28. April ist ein Samstag. Gelangweilt hockt Thomas unweit des Meldewagens neben seinem Truppführer. Immer= hin können sie ihre Zigaretten nun einmal in Ruhe genießen, doch sind sie in Gedanken fortgesetzt beim nahen Steilufer der Elbe. Ob es drüben etwas zu sehen gibt? Drüben - das ist das Westufer des Flusses, das ist jenes Gebiet, das sich in Feindeshand befindet. Ihre Neugier wird infolge der Langeweile von Minute zu Minute größer, und alle Augenblicke spähen sie über den Rand ihrer Deckung hinweg nach Westen. Dann hält der Truppführer es nicht mehr länger aus: "Ich bin mal eben für kleine Buben, falls jemand nach mir fragen sollte". Mit diesen Worten springt er auf und verschwindet Sekunden später in einem nach Westen vorgetriebenen Laufgraben Richtung Elbe.

Thomas ist nun mit seinen Gedanken allein. 'Wie weit mag

es wohl von hier bis zum Harz sein? Früher briet Mutter an Samstagnachmittagen immer das Fleisch an. Wann die Engländer wohl in Braunlage einmarschiert sein mögen? Wer weiß, am Ende wartet die Mutter erst gar nicht, bis ich nach Braunlage zurückkehre und tritt schon vorher die Heimreise nach Düren an? Wie mag es wohl Larissa gehen? Ob sie unerkannt geblieben ist?' Und wieder ziehen die Bilder seiner Heimat an ihm vorbei: das Haus an der Rur, der Park, die lange Mauer. Dann kehren die Gedanken zu seinen Kameraden zurück. Er sieht sie vor sich, als sei er mitten unter ihnen, hört zwischen ihren schlurfenden Schritten das Klappern der Ausrüstungsgegenstände, hört das Schnaufen der Pferde und das Knarren der Wagenräder. 'Bald singt wieder die Nachtigall! Am Dienstag ist der 1. Mai:

Maria, Maienkönigin,
dich will der Mai begrüßen!
O segne ihn mit holdem Sinn -
und uns zu deinen Füßen...

'Wie ging noch die zweite Strophe?' Die Lider wurden ihm schwer, die Augen starr und trocken. Dann war er eingeschlafen.-

Was war das? - Ein Geräusch hatte Thomas geweckt. Ein Trupp Feldposten hatte sich genähert und gesellte sich ihm zu. Der Anführer, ein alter Obergefreiter, war hoch dekoriert: EK I, EK II, Nahkampfspange, Infanterie-Sturmabzeichen.

"Na, mein Junge, so allein?" fragte er Thomas.

"Nicht ganz, Herr Obergefreiter, mein Truppführer muß drüben irgendwo..."

"Aha! Marscherleichterung also!"

"Jawohl, dort, wo der Kaiser zu Fuß geht."

"Hoffentlich latscht er nicht auf eine Mine!"

"Er hat Fronterfahrung, Herr Obergefreiter!"

"Na, dann will ich mal nachsehen!"

Etwa zehn Minuten später kamen die beiden gemeinsam zurück und berichteten über das, was sie gesehen hatten, kurz, daß nichts zu sehen gewesen sei.

"Wo kommst du denn her, mein Junge?" wandte der Oberge= freite sich erneut an Thomas.

"Aus Düren, Herr Obergefreiter, genauer: aus der Nähe von Düren."

"Aus Düren - der Stadt mit den schönsten Mädchen Deutschlands."

"Ich weiß, in Landserkreisen wird das behauptet."

"Ich war mal für kurze Zeit in der Hindenburgkaserne in Düren. Bei der Sportgemeinschaft 'Düren '99' habe ich damals Fußball gespielt, allerdings als Ersatzmann. Das waren noch Zeiten! Wir spielten in der Gauliga, mußten jedoch Anfang Mai 1943 um den Klassenerhalt kämpfen. Sülz 07 und Düren 99 standen mit je dreizehn Punkten auf dem drittletzten beziehungsweise vorletzten Tabellenplatz. Im Beueler Stadion verloren wir schließ=

lich mit 3:2 Toren - allerdings erst nach Verlängerung. Das Schicksal unserer Mannschaft schien besiegelt.

Dann aber geschah das Wunder: Der LSV Bonn verzichtete auf seine Mitgliedschaft in der Gauliga, so daß unsere Mannschaft doch noch den Klassenerhalt schaffte. Zunächst mußten jedoch einige rückständige Spiele nachgeholt werden. Am 19. November 1943 war das erste Spiel, bei dem wir erneut gegen Sülz 07 anzutreten hatten. Ich weiß es noch wie heute, denn an diesem Tage mußte ich noch zur Namens= tagsfeier meiner Mutter - Elisabeth! Ich hatte es also nach dem Spiel sehr eilig, ja, und das Ergebnis: 4:0 für Sülz 07. Eine Woche später mußten wir gegen den SV Baven= thal antreten - und es ging wieder daneben: 2:4 mußten wir uns geschlagen geben.

Und dann kam der 5. Dezember, Nikolaus-Abendtag! Unser Gegner war der Vorjahresmeister Viktoria Köln - und Düren 99 gewann mit 7:1 Toren, eine echte Sensation! Die Presse sprach von einer Kriegsgemeinschaft Düren 99 / Jülich, die nicht zu Recht bestehe. Neue Gastspieler aus der Unteroffiziersschule Jülich waren in die Mann= schaft aufgenommen worden. Ihre Aufnahme erfolgte deshalb, weil sie als Militärmannschaft nicht an den Meisterschafts= spielen teilnehmen konnten. Niemand ahnte zu diesem Zeit= punkt, daß diese Mannschaft einmal als die legendäre 'Leibenguth-Elf' in die Vereinsgeschichte von Düren 99 eingehen würde. Welsch war dabei, Dahmen, Reichmann, Bertz und Leibenguth. Die Kölner spielten zunächst so stark, wie erwartet. Dann aber setzte sich unsere Spiel=

weise zunehmend durch - und nach dem Spiel sangen wir ausgelassen "Laßt uns froh und munter sein..."

Eine Woche später gelang uns ein 5:0 gegen VfR/MSV. Teschl, Welsch und Nebinger bildeten den Abwehrblock, Reichmann war Mittelläufer. Leibenguth, Lindner, Bertz und Lippert schossen für uns die Tore. Neben Nebinger war noch Peter Müller als Stammspieler mit von der Partie.

Zwischen **Weihnachten** und Neujahr mußten wir dann nach Kohlscheid. Zwar war die Mannschaft noch Neuling in der Gauliga, doch hatte sie sich zu Beginn der Saison so gut geschlagen, daß sie zur Spitzengruppe aufgestiegen war. In der Hintermannschaft spielten bei uns nach meiner Erinnerung Ybema, Liebeck und Nebinger - und Müller auf halbrechts. Die anderen Positionen wurden von Soldaten besetzt. BC Kohlscheid zeigte sich als kampfstark und einsatzfreudig, wogegen unsere Mannschaft durch eine technisch reibungslos verlaufende Spielweise auffiel. Obwohl sich die gegnerische Hintermannschaft mit aller Kraft gegen den Sturmlauf unserer Mannschaft wehrte, **schafften** wir dennoch vor der Halbzeit das 1:0. Doch dann: Elfmeter für Kohlscheid - aber Ybema hält! Wir siegten schließlich mit 3:0 Toren nach zwei weiteren wunderschönen Treffern von Leibenguth.

Und so ging es weiter! Am 2. Januar 1944 gewannen wir gegen VfR/MSV erneut - mit 3:0 ! Gappa, Hallex und Minsberg waren an diesem Tage dabei. Lindner, Bertz und - ich glaube Minsberg erzielten für uns die Tore.

Damit stiegen wir bereits zum dritten Tabellenplatz auf. Eine Woche später mußten wir nach Bayenthal. Mit 3:1 Toren lagen wir bei Halbzeit schon in Rück= stand, so daß es diesmal nach einer klaren Niederlage roch. Nach der Pause aber wendet sich das Blatt. Nun kommt unsere Mannschaft - und Bayenthal baut ab. Schon sind wir auf 3:2 Toren heran, während der Gegner seine letzten Kraftreserven mobilisiert. Ich glaube es war unser Rechtsaußen Spikowski, der schließlich den Aus= gleich erzielte. Das Spiel ist zu unserem Gunsten ent= schieden, als Leibenguth durch Elfmeter das 4:3 schafft. Ein tolles Spiel, sag' ich euch! ein tolles Spiel!"

Begeistert hatte der Obergefreite erzählt - und begeistert waren die anderen mitgegangen. "Und wie ging es dann weiter?" fragte Thomas forschend.

"Na ja, inzwischen beschäftigte man sich verständlicher= weise auch höheren Orts mit dem 'Phänomen Düren 99'. Hatten wir die ersten Spiele nicht alle verloren? Konnte eine Mannschaft wie die unsrige sich binnen kürzester Frist derart verbessert haben? Ging denn da alles mit rechten Dingen zu?

Als Düren 99 den letztjährigen Meister in Grund und Boden gespielt hatte, ging man zum Angriff über. Wieder erschien in den Zeitungen die Bezeichnung 'KSG Düren 99/ Jülich', die man als den geltenden Bestimmungen zuwider= laufend ablehnte. Viktoria und VfR/MSV erhoben schließ= lich Einspruch und bekamen in erster Instanz Recht. Die 99er verloren folglich vier Punkte, doch genützt

hat es nichts, denn von nun an ließ unser Verein die Soldaten als Gastspieler unter "Düren 99" allein weiterspielen. Damit war die Paragraphenschlacht vorbei und die Zuschauer konnten sich weiterhin am Spiel unserer Mannschaft erfreuen - vor allem die Dürener Schlachtenbummler versteht sich. Daß die Soldaten über= wogen, störte nun niemanden mehr. Bald wurde man auch in den Nachbarligen auf uns aufmerksam, so daß unsere Popularität zunehmend größer wurde. Und heute? Wohin ich auch komme: überall ist 'Düren 99' ein Begriff!"

Der Erzähler schwieg eine Weile und sah zur Erde. Dann hob er leicht das Kinn, sah Thomas von unten herauf an und sagte sorgenvoll: "Wie es wohl jetzt auf der West= kampfbahn aussehen mag?!"

"Das möchte ich auch wissen", entgegnete Thomas nach= denklich und fügte hinzu: "Wo die einstigen Spieler in diesem Augenblick wohl alle sein mögen?"

V

Das Schlacht feld hatte das Fußballfeld verdrängt. Ein anderes Spiel rollte ab, und die Kugeln waren nicht mehr aus Leder. Die Männer des Feldpostentrupps wußten dies ebensogut wie die beiden RAD-Männer. Warum also unter= hielten sie sich über Fußballspiele? War es das Bedürfnis, den Krieg einmal für Augenblicke zu vergessen? Mußte man

nicht hin und wieder versuchen, diese Tragödie ad absurdum zu führen? Konnte man denn überhaupt noch leben, wenn man den verlorengegangenen Frieden als endgültig passé ansah? Und hätten sie nicht verzagen müssen, sofern da nicht doch noch ein Fünkchen Hoffnung gewesen wäre?

Dennoch wagte niemand mehr, Begriffe wie 'Frieden', 'Hoffnung', 'Kriegsende' und 'Heimkehr' auszusprechen: man wäre ausgelacht worden. 'Wer weiß, was noch alles geschehen kann, eh' es Sommer wird!' dachten sie alle - und wer noch lebte, hoffte still für sich und in Gedanken an die Familie an ein Ent= kommen. Insofern als man von friedlichen Zeiten, von Fuß= ballspielen und Toren sprach, äußerte sich diese Hoffnung indirekt.

"Eines Tages habe ich im 'Corso' eine junge Dame kennenge= lernt", nahm der Obergefreite die Unterhaltung nach einer Weile wieder auf. "Sie stammte aus Mariaweiler bei Düren und trug ein dunkelblaues Kleid mit weißem Kragen. Ihren Namen weiß ich zwar nicht mehr, doch erinnere ich mich noch gut daran, daß sie begeistert vom Saal Streicher sprach, wo sie wohl ihren ersten Ball erlebt hatte."

"Ich habe meinen ersten Ball noch vor mir, Herr Obergefreiter", antwortete Thomas, "und wer weiß, wann sie ihren nächsten erleben werden!"

"Mal' nur nicht den Teufel an die Wand! Wir alle haben schließlich noch was nachzuholen!"

"Ich werde an sie denken, wenn es bei mir einmal soweit ist!"

"Dann mußt du aber schön aufpassen, daß du keine verpaßt

bekommst, sonst kannst du dir statt dessen die Radies=
chen von unten besehen."

"Für mich wurde keine Kugel gegossen, Herr Obergefreiter!"

"Deinen Optimismus möchte ich haben, mein Lieber!"

"Och, dieser Kelch wird auch noch an uns vorübergehen."

"Mag sein", meldete sich nun auch der Truppführer zu Wort, "aber zunächst haben wir ihn noch vor uns."

Als am frühen Abend einige Wildkaninchen in der Gegend auftauchten, schlug der Feldpostenführer eine Aufbesserung der Verpflegung vor. "Komm, Erwin", sagte er zu einem seiner Gefährten, "du nimmst den da links und ich den rechts aufs Korn - und du, Ludwig, du machst dann, wenn wir abdrücken sollten 'Ssst', damit wir beide gleichzeitig schießen, sonst läuft uns einer von beiden am Ende noch davon."

Kurz darauf kann Erwin die Beute einsammeln. Rasch ist aus umherliegenden Steinbrocken eine Feuerstelle gebildet, während Ludwig Latten einer zerschossenen Laube herbei=
schafft. Um jede Rauchentwicklung zu vermeiden, werden die Scheite schräg in die Höhe gestellt. Ausbluten, Abziehen, Ausweiden und Aufspießen erfolgt in Gemeinschaftsarbeit - und wenig später dreht der Obergefreite an der Kurbel. "Es wird ja etwas länger dauern bis sie gar sind; das sind uralte Biester - aber der Appetit ist dafür nachher umso größer", kommentierte er lachend, und sie freuten sich wie die Kinder.

Endlich ist es soweit. Jeder bekommt seinen Anteil. Dann

essen und schmatzen sie nach Herzenslust, kauen ein Stück Kommißbrot dazu und trinken ihren Ersatzkaffee aus den Feldflaschen. Hinterher werden die Reste vergraben, während das Feuer allmählich erlischt.

"Nun brauche ich nur noch ein Glas Rotwein und eine gute Zigarre", meinte der Feldpostenführer - doch es gibt nur 'Haus Dreherburg'. Als die Sonne im äußersten Westen steht, holt Thomas seine Mundharmonika hervor - und bald erklingen ein paar alte Soldatenlieder: Steh' ich in finst'rer Mitter= nacht / Blutrot sank die Sonn' am Himmelszelt / Gold und Silber lieb' ich sehr...

Gegen 22.00 Uhr teilt der Feldpostenführer die Wachen ein. Zwei seiner Leute, den Erwin und den Ludwig, schickt er nach vorn - an den oberen Rand des zur Elbe abfallenden Steilhangs. Dabei schreibt er ihnen vor, auf dem Hin- und Rückweg jenen Laufgraben zu benutzen, den er selbst am Nachmittag schon einmal benutzt hatte. "Sobald sich etwas tut, kommt ihr augenblicklich hierher zurück, verstanden!" ruft er ihnen nach.

Der RAD-Truppführer bietet dem Feldpostenführer an, ihn und Thomas ebenfalls zur Wache einzuteilen, aber der Obergefreite winkt ab: "Vielleicht kommt euer Zugführer doch noch um euch abzuholen. Wenn nicht, können wir später immer noch weitersehen. Als die erste Wache hinter dem zweiten Knick des zickzackförmigen Laufgrabens verschwindet, rollen die Zurückgebliebenen sich in ihre Decken und Zelt= planen ein. "Langmachen!" lautet das entsprechende Kommando.

VI

Als die erste Wache Punkt Mitternacht zurückkehrt, fällt ein einziger, weithin hörbarer Schuß - und dann bricht über Lauenburg und den Elbhöhen die Hölle los:

Weiter im Westen stehende britische Scheinwerfer strahlen die über der Stadt hängende Wolkendecke an, die das gleißende Licht reflektiert, so daß Stadt und Land in Einzelheiten zu erkennen sind. Es beginnt ein ohren= betaubendes Trommelfeuer der britischen Artillerie, die mehrere schwere Batterien innerhalb und in der Nähe der Bereitstellungsräume stehen hat. In den grollenden Donner dieser Geschütze mischt sich das Feuer der mittelschweren Kanonen sowie das Krachen der Fünfundzwanzigpfünder. Um die Wirkung des Feuers mitzuerleben, hat die britische Führung ihre Sturmtruppen bis dicht vor die Elbe trans= portieren lassen. Vor ihren Augen wird drüben, knapp 370 Meter entfernt, das Ostufer der Elbe zerwühlt. Die Explosionsblitze tauchen für Augenblicke die nächste Umgebung in grelles Licht und lassen die hochgeschleuderte Materie deutlich erkennen. Schwere Gesteinsbrocken wirbeln durch die mit Rauch und Staub verdichtete Luft und stürzen zum Teil in die glitzernde Flut des Wasserfontänen trei= benden Flusses. Kettenexplosionen zerreißen vehement Böschungen und Buchten. Einzeln stehende Bäume erscheinen für Sekundenbruchteile gespenstisch im Schein des Granat= feuers, um ebenso abrupt wieder zu verschwinden, wie sie aus dem Schatten der Nacht aufgetaucht sind. Die Mauern der Häuser bersten; ganze Dachstühle werden aus ihren Ver=

ankerungen losgerissen und durch die Luft geschleudert; Baumkronen segeln abgerissen zu Boden. Da und dort flackern erste Brände auf. Dazwischen ertönt das kreischende Geräusch umherschwirrender Querschläger. In dem fast wie eine bengalische Illumination anmutenden Feuerwerk krepieren jene Geschosse, die sich noch Sekunden zuvor beim Überfliegen der Elbe im Wasser spiegelten.

Lähmendes Entsetzen hat die Menschen in und um Lauenburg erfaßt. Überstürzt sind sie alle in die Luftschutz- und Kohlenkeller, in die Waschküchen und Erdbunker gerannt, wo sie nun bangend und bebend zwischen den Deckenstütz= pfeilern hocken. Zu einem Knäuel von Menschen ballen sie sich zusammen, wenn der Einstieg getroffen, wenn die Eingangstür infolge starken Luftdrucks nach innen ge= schleudert und dichter Staub in die Augen und Atemwege gewirbelt wird. Kinder mit zitternden Händen rufen nach ihren Müttern, die sich schützend über sie werfen. Pulver= dampf, Brand- und Schwefelgeruch breitet sich aus, und die flackernden Kerzen verlöschen bei jedem nahen Ein= schlag. Das Vieh in den Ställen heult auf, reißt sich los und rennt kopflos ins Freie, um dort von der nächsten Salve zerrissen zu werden. Gellende Schmerzensschreie entringen sich den zugeschnürten Kehlen der Verwundeten und Sterbenden, während die Tränen über die staubbedeckten Wangen ihrer Angehörigen, Freunde und Nachbarn rinnen.

Und immer noch ist die Luft vom Pfeifen der Granaten er= füllt, die Sekunden später dem einen das Augenlicht und dem andern gar das Leben nehmen. Diesem platzen in der

Nähe eines Explosionsherdes die Trommelfelle, jenem zer= reißt es die Lunge. Draußen aber surren Tausende von Granat- und Gesteinssplitter umher, während drinnen herabstürzendes Gebälk die weitgehend Schutzlosen er= schlägt. Von den Bäumen regnen die Blüten herab und der Flieder verwelkt an den Zweigen.

Nun lodern hüben die Flammen aus einem Heuschober und drüben stürzt ein brennendes Getreidelager zusammen. Das Zeitgefühl schwindet; man kann nicht mehr denken; man kann sich nicht wehren; man ist einfach hilflos und fühlt sich ausgeliefert. Nimmt die Qual denn gar kein Ende?-

Wie wohl an vielen Stellen im Raum Lauenburg, so drängen sich Thomas und die anderen zu Beginn des Bombardements dicht an den Osthang ihrer Deckung. Die Einschläge der Artillerie liegen hier zunächst am unteren Rande des ostwärtigen Elbufers dicht neben der Wasserfläche. Da es in ihrer unmittelbaren Umgebung ruhig geblieben ist, heben sie nach wenigen Minuten die Köpfe und blicken vorsichtig über den Rand ihrer Deckung hinaus. Entlang des Ufers spritzen gewaltige Erdfontänen, gemischt mit Wasser und Steinen empor und steigen hoch über den Rand des Plateaus hinaus.

"Die Engländer vermuten möglicherweise deutsche Verteidiger am Fuße des Abhangs!" schreit der Obergefreite in den Lärm des Gefechts hinein. "Von mir aus können die noch lange dahin schießen", entgegnet ihm sein Kamerad Georg, der vierte Mann des Feldpostentrupps; er war seinem ganzen

Verhalten nach eher von phlegmatischer Gemütsverfassung, ohne jedoch einen unbesonnenen Eindruck zu machen, im Gegensatz zu seinem Feldpostenführer, der eindeutig Sanguiniker war. Ludwig und Erwin stellten hinsichtlich ihrer Temperamente eher Mischtypen dar: ein wenig sanguinisch, ein wenig phlegmatisch und ein ganz klein wenig melancholisch.

Als weitere fünf Minuten vergangen sind, ist der Obergefreite nicht mehr zu halten: "Ich laufe mal nach vorn! hier sieht man ja nichts - und wenn ich nach hinten berichten soll, muß ich wenigstens was gesehen haben. Kommt jemand mit?" Thomas sieht seinen Truppführer an und meint: "Es bleibt ja jemand beim Fahrzeug" - und schon sind die drei Männer im Laufgraben.

Etwa 30 Meter vor dem Steilufer fällt der Graben stetig ab und mündet etwa fünf Meter vor der Wand in einer künstlich geschaffenen, kasemattenartigen Bastei. Durch den niedrigen Eingang, der von einer Splitterschutzmauer abgeschirmt wird, gelangen sie in den Innenraum. Von der Elbe her fällt spärliches Licht durch zwei schießschartenartige Beobachtungsschlitze, die etwa zehn Meter unterhalb des oberen Böschungsrandes eingelassen worden waren und einen weiten Ausblick nach Westen gestatten. Beide Schächte sind an der Außenseite etwa anderthalb Meter lang und dreißig Zentimeter hoch. Zum Innenraum hin verjüngen sie sich jedoch erheblich.

"Wir müssen uns hier in einem vorspringenden Teil der Wand befinden, in einer Wallnase", schreit der Obergefreite in

den von außen hereinhallenden Lärm explodierender Gra=
naten hinein. Dann treten sie an die Ausgucklöcher
heran, der Obergefreite zunächst an das linke, die
beiden RAD-Männer an das rechte, um nach einer Weile
die Positionen zu wechseln. Und sie stehen dort und
schauen mit klopfenden Herzen und schnellen Atemzügen.
Liegen die Einschläge einmal zu dicht, drehen sie nach
rechts oder links ab, um sich nicht zu gefährden.

"Nun erlebst du die Feuertaufe, Nägelein!" ruft der
Truppführer Thomas zu, doch der antwortet mit dem Hin=
weis, daß dies nicht die ersten Granaten seien, die ihm
um die Ohren fliegen. "Irgendwo dort unten werden die
Tommys heute nacht überzusetzen versuchen", läßt sich
der Feldpostenführer kurze Zeit später vernehmen, "dann
werden sie das Artilleriefeuer vorverlegen und den oberen
Rand des Ufers sowie das Hinterland beharken. Im Augen=
blick schießen sie ihren Landungstruppen den Weg frei.
Wir müssen zusehen, daß wir zuvor hier verschwinden!"

Zwei Minuten später verlassen die Männer auf ein Zeichen
des Feldpostenführers hin den Unterstand, um im Lauf=
schritt zu den anderen Kameraden zurückzueilen. Als sie
dort eintreffen, schlagen erste Granaten schon auf der
Oberkante des Steilufers ein.

"Los! In den Wagen!" ruft der Obergefreite aus Leibes=
kräften - und schon sitzt der Truppführer hinter dem
Steuer. Die anderen entfernen mit wenigen Handgriffen
die zur Tarnung des Fahrzeugs angebrachten Äste, werfen
die Waffen in das Fahrzeug und springen ebenfalls in den

Wagen hinein. "Alles drin?" ruft der Feldpostenführer vom Beifahrersitz aus nach hinten - und schon geht es in brausender Fahrt über Stock und Stein nach Osten. Als sie etwa einhundertfünfzig Meter Fahrtstrecke zurück= gelegt haben, schaut Thomas noch einmal zurück. Dort, wo sie mit ihrem Wagen noch Augenblicke zuvor in Deckung gewesen waren, zermahlen Granaten schon das Gestein.

VII

Als der Wagen den Feuerbereich verlassen hat, atmen die Männer erleichtert auf. Nun kann die Fahrt ein wenig ver= langsamt werden, was schon wegen der zunehmenden Dunkel= heit erforderlich wird. Nach etwa dreieinhalb Kilometern hält der Wagen an.

"Wir müssen beraten, was nun zu tun ist", äußert der Feldpostenführer. Vor allem sollte erörtert werden, wohin sich die beiden RAD-Männer wenden könnten. Außerdem hatten auf deutscher Seite in der Zwischenzeit Truppenbewegungen stattgefunden, so daß von der Entsendeeinheit des Feld= postentrupps weit und breit nichts mehr zu sehen war.

"In Siebeneichen liegt unser Bataillonsstab", sagte der Feldpostenführer, "das beste ist, wir melden uns da". Und zu den RAD-Männern gewandt: "Vielleicht können wir da auch etwas über den Verbleib des Generalstabs erfahren, wohin euer Zugführer gefahren ist." Da niemand Widerspruch

erhebt, schaltet der Fahrer die abgedunkelten Schein=werfer an und fährt erneut los. Auf einer Straßenkreuzung in Büchen wird der Wagen von der Feldgendarmerie ange=halten. Wenige Minuten später werden die Männer einem "Kettenhund"-Oberleutnant vorgeführt. Der Obergefreite berichtet in der nüchtern-knappen Art des alten Soldaten über Auftrag und Ausführung. Dabei nennt er seine Einheit sowie die der beiden RAD-Männer.

"Nun ja, mein lieber Freund und Kupferstecher, den einen Teil ihres Auftrags, das Beobachten, haben sie ja ausge=führt. Aber wie steht es mit der Ausführung des anderen Teils, der Meldung?" will der Offizier wissen.

"Wir sollten nur dann Meldung erstatten, wenn etwas Außer=gewöhnliches passiert, Herr Oberleutnant, nur - bis Mitter=nacht blieb alles ruhig. Als dann die Beschießung begann, wollte ich wissen, ob sich entlang der Elbe etwas tut. Von meinem Feldpostenstand aus vermochte ich das Westufer der Elbe jedoch nicht einzusehen, so daß ich gezwungen war, den Prallhang aufzusuchen. Die beiden RAD-Männer haben mich freiwillig dorthin begleitet und können meine Aussage bestätigen. Die drei anderen Kameraden blieben beim Fahr=zeug in der Deckung zurück. Ich bin angesichts der schweren Artilleriefeuers der Überzeugung, daß die Briten eine Landung auf dem Ostufer der Elbe vorbereiten. Erst als das Granat=feuer vorverlegt wurde, haben wir uns abgesetzt. Hätten wir das Fahrzeug nicht zur Verfügung gehabt, wären wir entweder immer noch auf dem Weg hierher - oder nicht mehr am Leben. Und als wir auf dem Weg hierher dort vorbei kamen, wo zuvor

unsere Kompanie lag, war dort kein Schwanz mehr zu sehen. Wir haben uns daher entschlossen, zu unserem Bataillons-Gefechtsstand nach Siebeneichen zu fahren, um neue Order einzuholen. Immerhin haben wir auf diese Weise auch das Fahrzeug gerettet, denn dort, wo es abgestellt worden war, schlugen unmittelbar nach unserer Abfahrt ein halbes Dutzend Granaten ein. Mit Hilfe des Wagens haben die beiden RAD-Männer nun auch die Möglichkeit, nach ihrem Zugführer zu fahnden, der sich zum Generalstab nach Gresse begeben hatte um dort zu übernachten - falls er nicht vor Anbruch der Dunkelheit zurückgewesen wäre. Seine Männer und sein Fahrzeug hätte er morgen früh jedoch lange suchen können, da der Boden dort drüben inzwischen umgepflügt wurde. Vielleicht könnten die RAD-Kameraden von unserem Bataillons-Gefechtsstand aus Verbindung zum Generalstab herstellen lassen und sich nach dem Verbleib ihres Vorgesetzten erkundigen. Gegebenenfalls könnten sie hinterlassen, wo sie sich aufhalten."

"Zeigen sie mir das mal hier auf der Karte, wo sie jetzt hergekommen sind!"

"Also - zuerst trafen wir - hier auf die beiden RAD-Männer..."

Im weiteren Verlauf seiner Erklärungen erläuterte der Obergefreite die Geschehnisse seit dem späten Nachmittag. Erst dann gibt sich der Oberleutnant zufrieden. Als er den Männern eine Zigarettenschachtel hinhält, fragt er den respektabel dokorierten Obergefreiten:

"Sagen sie mal - wieso sind sie trotz der hohen Tapfer=keitsauszeichnungen immer noch Obergefreiter? sie müßten doch längst Unteroffizier sein!"

"Ach, Herr Oberleutnant, das ist eine tragische Geschichte. Es muß wohl an meinem Namen gelegen haben."

"So, wie heißen sie denn?"

"Obergefreiter Schlüpfer, Herr Oberleutnant!"

"Wie heißen sie?"

"Schlüpfer, Herr Oberleutnant."

"Wie kommen sie denn an diesen Namen?"

"Mein Vater war auch ein Schlüpfer, Herr Oberleutnant."

"Na, dann hatte ihre Mutter ja auch einen?"

"Die hatte mehrere, Herr Oberleutnant, zum Beispiel mich."

"Hier ist ihr neuer Marschbefehl! Sie melden sich also bei ihrem Bataillon, klar?"

"Jawohl, Herr Oberleutnant!"

Als die Männer sich mit militärischer Ehrenbezeigung ver=abschiedet haben, schüttelt der Oberleutnant noch einmal den Kopf: "Schlüpfer, Schlüpfer", murmelt er vor sich hin, "darf doch nicht wahr sein!" Dann setzt er sich schmunzelnd hinter den Kartentisch und bläst den Rauch seiner Zigarette vor sich hin, so, als handle es sich dabei um die sein Gemüt verlassenden Assoziationen.

VIII

Zwei Stunden nach Mitternacht erhob sich auf dem West=ufer der Elbe ein donnerndes Dröhnen. Wie urweltliche Ungetüme schoben sich zahllose gepanzerte Fähren der Briten über die Hauptstraße Artlenburgs Richtung Elbe, um dort wechselweise nach rechts und links zu schwenken. Ein wenig entfernt von der Artlenburger Fähre fahren die Royal Seaforth oberhalb, die Roval Scots unterhalb ans Elbufer heran. An ihren Übersetzstellen angelangt wenden die Fahrzeuge und rollen an den vorgesehenen Stellen schnaufend und prustend in das Wasser des tücki=schen Stromes.

Dies war der Augenblick gewesen, an dem die britische Artillerie allmählich mit der Vorverlegung des Geschütz=feuers begonnen hatte. Nur wenige Minuten später erreichten die Fähren das Ostufer, wo die Besatzungen den etwa einhundert Meter breiten, steinigen Ufersaum am Fuße des Steilhangs betraten und Deckung suchten.

Sofort kehrten die Landefahrzeuge zum Westufer zurück, um die King's Own Scottish Borderers sowie die Argylls aufzunehmen, während sich die bereits übergesetzten Soldaten anschickten, den steinig-sandigen Abhang des Ostufers zu erklettern.

Gegen 03.30 Uhr setzten dann auch die King's Own Scottish Borderers und die Argylls über. Beide Bataillone hatten als Sammelplatz die große Sandgrube am Hochufer oberhalb der Fähre gewählt, wo sie in heftiges deutsches Geschütz=feuer gerieten und erhebliche Ausfälle zu verzeichnen hatten.

Die Borderers wählten einen Weg, der sie unterhalb des Hoch=ufers stromaufwärts führte um den Ort Schnakenbek über einen Waldweg von Südosten her zu erreichen. Dagegen marschierten die Argylls geradeaus - mit dem Ziel, den Nahschutz des von den Royal Seaforth gebildeten Brückenkopfs zu übernehmen, die ihrerseits alsdann weiter ostwärts vorstießen, um Anschluß an die I. Kommandobrigade zu suchen, die ebenfalls um 02.00 Uhr bei Hohntorf übergesetzt war und von Norden her durch den Glüsinger Grund nach Lauenburg vorstieß. Die Seaforth folgten gegen 03.20 Uhr.-

Während dieser Ereignisse erreichten die beiden RAD-Männer sowie die Soldaten des Feldpostentrupps den Bataillonsstab in Siebeneichen, wo von Gresse her kommend inzwischen auch Thomas' Zugführer eingetroffen war.

"Gott sei Dank, daß ihr da seid", sagte er erleichtert - und mit einem Seitenblick auf die Soldaten des Feldpostentrupps: "Wen habt ihr denn da mitgebracht?"

"Einen Schlüpfer und drei Soldaten, Herr Feldmeister!" rief Thomas vorwitzig aus.

"Was soll das heißen, Nagel?" erwiderte der Zugführer barsch, indem er auf die vier Soldaten zuging. Nach einer kurzen Unterredung wandte er sich wieder seinem Truppführer sowie seinem Melder zu und rief:

"So, meine Herren, nun sollten sie sich von den vier Kameraden der Wehrmacht verabschieden; wir müssen weiter!"

Ein letztes Mal trifft das Sextett zusammen. Als der Oberge=freite Thomas die Hand schüttelt, sieht er ihn mit

feuchten Augen an: "Paß auf dich auf, mein Junge - und halt' die Ohren steif!- Wenn es Sommer wird, kehren wir heim - und du gehst dann am Rande der Eifel wieder Himbeeren und Gänseblumen pflücken."

IX

In den frühen Morgenstunden des 29. April gelangt die RAD-Abteilung VI/133 nach erneutem Nachtmarsch über Dassow und Pötenitz an das Ostufer der Trave, nachdem sie am Vortage von Nesow über Rehna nach Schönberg gelangt war. Der Führer des IV. Zuges, der Truppführer und Thomas haben inzwischen wieder Anschluß an ihre Einheit gefunden, was für Thomas erneutes Marschieren bedeutet.

Es ist noch dunkel draußen, als die Männer des IV. Zuges irgendwo in der Mecklenburger Landstraße ein langgestreck= tes Gebäude betreten, um dort in einem schmalen Korridor bis zum Morgengrauen noch ein wenig auszuruhen. Als es draußen hell wird, marschieren sie zur Wagenfähre, mit der sie kurze Zeit später nach Westen übersetzen. Halb= links grüßt der Turm der Lt.-Lorenz-Kirche zu ihnen her= über, als sie von Bord gehen. Kurz darauf gelangen sie über die Vorderreihe zur Außenallee, marschieren am Leuchtturm vorbei zur Bertlingstraße bis hin zum Bahnhof und traben schließlich in Flieger-Marschtiefe über den

Steenkamp in Richtung Brodten. "Seht euch die jungen Marschierer an!" rief jemand aus einem Fenster- und ein Straßenpassant entgegnete kopfnickend: "Deutschlands letzte Hoffnung!"

Am selben Tage gewinnt der Hamburger Sportverein ein Freundschaftsspiel gegen Altona 93 am Rothenbaum mit 4:1 Toren, während die Hauptkampflinie südlich von Hamburg-Harburg verläuft.

Die "jungen Marschierer" aber ziehen weiter Richtung Niendorf und Timmendorfer Strand - und plötzlich erblicken sie die im herrlichen Morgensonnenschein liegende Ostsee. "Nun bin ich früher an der Ostsee als ich gedacht hatte", rief Thomas dem fünfzehn Meter vor ihm marschierenden Wolfgang zu, um in Gedanken hinzuzufügen: 'Allerdings unter welchen Umständen..."

Draußen in der Lübecker Bucht ankerten zwei große deutsche Frachter unter stahlblauem Himmel. Nichts deutete hier auf Krieg hin, im Gegenteil! Dies war geradezu ein Bild des Friedens, wenn nicht... ja, wenn nicht...!

Nordwärts ging es nach Scharbeutz und Haffkrug - und weiter nach Eutin und Malente. Infolge der weit auseinandergezogenen Marschformation gerieten viele Marschierer irrtümlich nach Plön, wo Großadmiral Dönitz sein Hauptquartier für den Nordraum unterhielt. Am Abend des 29. April aber waren alle wieder beisammen und bezogen eine große Scheune in Dannau.-

Am gleichen Tage beantwortet Generalfeldmarschall Keitel Hitlers telegraphische Anfrage bezüglich einer Entsetzung

der Reichshauptstadt mit den Worten: "Spitze Wenck liegt südlich Schwielow-See fest. 12. Armee kann daher Angriff auf Berlin nicht fortsetzen. 9. Armee mit Masse einge= schlossen. Korps Holste in die Abwehr gedrängt".-

Großadmiral Dönitz und sein Adjutant Lüdde-Neurath waren bereits am Abend des 22. April in Plön eingetroffen. Das Hauptquartier der Kriegsmarine hatte sich während der letzten Kriegsjahre in einem größeren Waldgebiet nördlich von Berlin befunden. Als sowjetische Truppen die Oder erreicht hatten, wurde der größte Teil der Dienststelle, darunter die gesamte Seekriegsleitung, nach Sengwarden bei Wilhelmshaven verlegt, wo sich auch die zentrale Funk= stelle für die U-Boot-Kriegsleitung befand. Der Vorstoß westalliierter Streitkräfte hatte jedoch zu einer erneuten Verlegung geführt. Schon Anfang April war die Sengwardener Funkanlage nach Plön geschafft worden. Als der Großadmiral von Berlin-Bernau kommend zusammen mit seinen Mitarbeitern das neue Hauptquartier bezog, waren alle Vorbereitungen für den Dienstbetrieb getroffen. Die gesamte Führungsspitze der Kriegsmarine - das Oberkommando und die Seekriegsleitung - waren nun in Plön.

Die einzelnen Stäbe befanden sich in der Kaserne Ruhleben und in der Gasschutzschule. Dönitz selbst hatte seine Dienststelle in einer Baracke. Die aus Sengwarden überge= führten technischen Geräte wurden innerhalb kürzester Frist wieder in Betrieb genommen. Eine Funkstation befand sich in Ruhleben, eine zweite auf einer Anhöhe hinter dem Dodauer Wald unweit von Bösdorf. Da der elektrische Strom

zuweilen ausfiel, wurden die Stationen mit Hilfe von Not=stromaggregaten gespeist. Kradmelder hielten die Verbindung zwischen den einzelnen Stäben permanent aufrecht. Die modernen technischen Geräte ermöglichten eine direkte Verbindung zu den deutschen Stützpunkten in Nord- und Westeuropa, zu den noch im Einsatz befindlichen Einheiten der Kriegsmarine sowie zum Führerhauptquartier in Berlin.

Vor allem arbeiteten die Stäbe fieberhaft an der Evakuierung ostdeutscher Flüchtlinge über die Ostsee. Dreiundvierzig=tausend warteten noch auf der Halbinsel Hela in der Danziger Bucht, dreißigtausend in den Häfen Libau und Windau in Kurland: Zivilisten wie Soldaten, die angesichts der herrannahenden Roten Armee auf der Flucht nach Westen waren, um die von westalliierten Truppen besetzten oder etwa noch zu besetzenden Gebiete zu erreichen, zumal die von den Alliierten in Jalta getroffenen Vereinbarungen über die Aufteilung Deutschlands in Besatzungszonen bekanntgeworden war. Der deutschen Reichs=regierung lag seit Januar 1945 der englische Operationsbefehl 'Eclipse' vor, aus dem die "Planung und die Vorbereitungen für die Maßnahmen bei einer Besetzung Deutschlands" nach einer etwaigen Gesamtkapitulation hervorging. Aus einer beiligenden Karte waren die vorgesehenen Grenzziehungen klar ersichtlich.-

Für den Fall einer Aufspaltung des militärischen Machtbereichs in einen Nordraum und einen Südraum hatte Hitler schon am 10. April vorsorglich angeordnet, daß Großadmiral Dönitz die Befehlsgewalt für Norddeutschland übertragen werden sollte, um - falls die Anordnung in Kraft träte -

alle erforderlichen Maßnahmen auf dem zivilen Sektor durchführen zu können. Die Befehlsgewalt über den Nord= raum auf militärischer Ebene sollte nur in dem Fall auf ihn übergehen, falls Hitler sowie das Oberkommando der Wehrmacht eine Verlegung in den Südraum vorgezogen hätten. Als sowjetische und amerikanische Truppen bei Torgau zusammentrafen und Berlin die Einschließung durch Verbände der Roten Armee drohte, war der Fall der deutscherseits einkalkulierten Aufspaltung gegeben. Schon am 20. April hatte Hitler den Befehl über die Verteidigung des Nord= raums in Kraft gesetzt und Dönitz die territoriale Befehls= gewalt erteilt. Dönitz' Entlassung in den Nordraum erfolgte am 21. April. Mit seinem Stab traf er am späten Vormittag des 22. April in seinem neuen Hauptquartier in Plön ein. Weitere hohe Wehrmachtsstäbe sowie ein Teil der Reichsre= gierung folgten nach. Vorübergehend waren auch der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Keitel, der Chef des Führungsstabes, Generaloberst Jodl, Reichs= finanzminister Schwerin von Krosigk, Außenminister von Ribbentrop sowie der Reichsführer-SS Himmler anwesend.

Oberstes Ziel des Großadmirals blieb die Evakuierung von Ostflüchtlingen und Soldaten über die Ostsee, so daß der Kriegsmarinehafen Kiel, der Ablauf- und Anlaufpunkt aller für die Evakuierung eingesetzten Schiffe und Sitz der dafür erforderlichen Befehlsorganisation war, so lange feindfrei zu halten war, bis die Überführung der Flücht= linge aus Ost- und Westpreußen, aus Pommern und Mecklenburg erfolgt sein würde. Darüber hinaus war die Weiterleitung,

Unterbringung und Versorgung der zu Lande wie über See eintreffenden Flüchtlinge eine außerordentlich schwierige Aufgabe. Unmittelbar nach seinem Eintreffen in Plön hatte der Großadmiral zwar erkannt, daß angesichts der verbliebenen geringen Mittel nur noch eine kurzfristige Verteidigung des Nordraums möglich sein würde. Es fehlte ihm vor allem an Zeit, denn es würde noch Tage dauern, ehe die Flüchtlingstransporte abgewickelt sein würden.

Am 28. April fuhr der Großadmiral zum Oberkommando der Wehrmacht nach Rheinsberg um sich ein Bild von der militärischen Lage an der Ostfront zu verschaffen. Hier aber erkannte er, daß auch Mecklenburg unter dem Druck der nach Westen vorstoßenden Roten Armee nur noch wenige Tage lang zu halten war. Er folgerte hieraus, daß die Menschentransporte über See mit äußerster Beschleunigung vorangetrieben werden müßten. Voraussetzung hierfür aber war, ein rasches Vordringen der Wetstalliierten über Hamburg und Lauenburg zu verhindern. Konnte die Elbefront auch nur noch wenige Tage gehalten werden, wären die Flüchtlinge zu bergen.

Als der Großadmiral am 30. April von Rheinsberg nach Plön zurückkehrte, legte ihm sein Adjutant, Korvettenkapitän Lüdde-Neurath, einen Funkspruch aus dem Führerhauptquartier in Berlin vor. Das Funktelegramm hatte folgenden Wortlaut: "FRR Großadmiral Dönitz: Anstelle des bisherigen Reichsmarschalls Göring setzte der Führer Sie, Herr Großadmiral, als seinen Nachfolger ein. Schriftliche Vollmacht unterwegs. Ab sofort sollen Sie sämtliche Maßnahmen verfügen,

die sich aus der gegenwärtigen Lage ergeben. Bormann." Am darauffolgenden Tage wurden noch zwei weitere Funk= sprüche empfangen, aus denen der Tod Adolf Hitlers her= vorging.

Der Großadmiral zögerte keinen Augenblick, den ihm er= teilten Auftrag anzunehmen, zumal es in dieser Situation darauf ankam, eine zentrale Befehlsinstanz aufzuzeigen. Nach wie vor ließ Dönitz sich von dem Gedanken leiten, das 'Tor' zwischen Lauenburg und der Ostsee offen zu halten. Als am 2. Mai jedoch englische Truppen aus dem Raum Lauenburg nach Lübeck durchstießen, schloß dieses 'Tor' sich weitestgehend. Aus der für 16.00 Uhr angesetzten Lagebesprechung ergab sich protokollarisch: "Das Wesent= lichste ist der Durchstoß der Engländer von Lauenburg nach Lübeck und der Amerikaner über Schwerin nach Wismar. Damit ist das Tor, das als letztes den Abfluß aus dem Mecklenburger und Pommern-Raum in den eigenen Machtbereich ermöglichte, verschlossen. Ein Weiterkämpfen im Nordraum gegen die Anglo-Amerikaner, das bisher nur dem Zweck der Offenhaltung dieses Tores gedient hatte, ist sinnlos ge= worden. Daher Entschluß, möglichst schnell mit Montgomery ins Gespräch zu kommen." Um ihre Verhandlungsfreiheit für etwaige Kapitulationsverhandlungen zu wahren, verlegte die Regierung Dönitz noch am selben Abend nach Flensburg.-

Als die Männer der VI. RAD-Abteilung am Abend des 29. April die Scheune in Dannau bezogen, hatten sie nur noch einen Wunsch: nach den Gewaltmärschen der letzten Tage endlich einmal richtig ausschlafen zu können. Sie waren am Ende ihrer Kräfte, sprachen kaum noch miteinander, rissen ihre Tornister von den schmerzenden Schultern und sanken ächzend ins Stroh, wo sie ihre Schnürschuhe sowie ihre blutdurchtränkten Socken von den Füßen streiften. Verschwitzt und staubüberkrustet lagen sie mit wirren Haaren neben ihren Gewehren. Wer noch die Kraft hatte, in einen Kanten Brot zu beißen, schlief noch während der Mahlzeit ein.

Montagsmorgens warteten die Essenausgeber ab 07.00 Uhr früh unweit des Scheunentors vor der Feldküche mit dem Frühstück - doch nichts rührte sich. Erst als einer von ihnen die Scheune aufsuchte, und mit Hilfe eines Löffels das Innere eines leeren Kochgeschirrs bearbeitete, wachte einer nach dem andern auf, reckte sich und trat ins Freie.

"Beeilung, meine Herren!" rief einer der Vorgesetzten, "der Krieg dürfte spätestens um 08.00 Uhr fortgesetzt werden" - und in der Tat begann eine Stunde später erneut der Kanonendonner, der von Stunde zu Stunde lauter wurde. Dazwischen ratterten die Bordwaffen der alliierten Flugzeuge, die auf alles schossen, was sich bewegte. Schon auf dem Marsch von Travemünde nach Dannau, während dessen sie umherirrend mal nach Bosau, mal nach Malente und schließlich wieder nach Eutin geraten waren, um zu guter Letzt doch noch über Plön und vorbei an Gut Rantzau ans

Ziel zu gelangen, hatten die Männer auf Schritt und Tritt die Folgen solcher Beschießungen beobachtet. Zusammenge= schossene Fahrzeugkolonnen lagen brennend am Straßenrand, vorbeirasende Lastkraftwagen, vollgepfropft mit Soldaten und Zivilisten, stoppten abrupt vor umgestürzten Bäumen: Unter lautem Rufen und Fluchen wurden in Windeseile Stämme und Äste zersägt, ehe es fluchtartig weiterging, von Furcht gepackt, die ihnen im Gesicht geschrieben stand. Ein ständig zunehmender Strom von Flüchtlingen - es mochten wohl Hunderttausende sein, die in die Holsteinische Schweiz strömten - wälzte sich durch Dörfer und Städte. Überflüssig zu fragen, welche Strapazen sie schon auf sich genommen, wieviele Ängste sie ausgestanden haben mußten, wieviele Entbehrungen, wieviele Schicksalsschläge!

Handwagen ziehend, Fahrräder schiebend, Gepäck aller Art schleppend und gehunfähige Kinder tragend zog dieses wehrloseste aller Heere quartiersuchend umher - "denn sie hatten keine Herberge..." Da hinkten Beinamputierte heran, gestützt auf Krücken und Gehstöcken, Schwerkriegs= beschädigte aus dem Weltkrieg 14/18 fuhren auf Rollstühlen vorbei und hochschwangere Frau klopften an die Türen, um ein Glas Wasser zu erbitten oder um einmal die Toilette aufsuchen zu können. Und Thomas stand am Scheunentor und sah sie alle. Sich selbst sah er nicht.

Er sah den brodelnden Hexenkessel, in den hinein die krachenden Bomben und prasselnden Geschoßgarben der Bord= feuerwaffen fielen. Er hörte das Jammern der Mütter, das Weinen der Kinder, das Klagen der Alten. Er sah die Getöteten

am Straßenrand, an Hecken und Zäunen. Er sah, daß jene Soldaten, die unter Umständen noch hätten kämpfen sollen, von früh bis spät damit beschäftigt waren, Bombentrichter einzuebnen und Tote zu begraben. Und über allem stand die Frage: Was essen wir morgen?

Am Dienstag, dem 1. Mai 1945, unterbrach der Hamburger Rundfunk um 22.26 Uhr sein abendliches Symphoniekonzert. Nach einem Trommelwirbel war die Stimme eines Rundfunk= sprechers zu hören:

"Aus dem Führerhauptquartier wird gemeldet, daß unser Führer Adolf Hitler heute nachmittag in seinem Befehls= stand in der Reichskanzlei, bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, für Deutschland ge= fallen ist. Am 30. April hat der Führer den Großadmiral Dönitz zu seinem Nachfolger ernannt. Anschließend wird Großadmiral Dönitz zum deutschen Volk sprechen."

Dann war die Stimme des Großadmirals zu hören:

"Deutsche Männer und Frauen, Soldaten der deutschen Wehrmacht!

Unser Führer, Adolf Hitler, ist gefallen. In tiefster Trauer und Ehrfurcht verneigt sich das deutsche Volk. Frühzeitig hatte er die furchtbare Gefahr des Bolsche= wismus erkannt und diesem Ringen sein Dasein geweiht. Am Ende dieses seines Kampfes und seines unbeirrbaren, geraden Lebensweges steht sein Heldentod in der Haupt= stadt des Deutschen Reiches. Sein Leben war ein einziger Dienst für Deutschland. Sein Einsatz im Kampf gegen die

bolschewistische Sturmflut galt darüber hinaus Europa und der gesamten Kulturwelt.

Der Führer hat mich zu seinem Nachfolger bestimmt. Im Bewußtsein der Verantwortung übernehme ich die Führung des deutschen Volkes in dieser schicksalsschweren Stunde. Meine erste Aufgabe ist es, deutsche Menschen vor der Vernichtung durch den vordrängenden bolschewistischen Feind zu retten. Nur für diesen Zweck geht der militärische Kampf weiter. Soweit und solange die Erreichung dieses Ziels durch die Briten und Amerikaner behindert wird, werden wir uns auch gegen sie weiter verteidigen und weiterkämpfen müssen. Die Anglo-Amerikaner setzen dann den Krieg nicht mehr für ihre eigenen Völker, sondern allein für die Ausbreitung des Bolschewismus in Europa fort.

Was das deutsche Volk in dem Ringen dieses Krieges kämpfend vollbrachte und in der Heimat ertragen hat, ist geschichtlich einmalig. In der kommenden Notzeit unseres Volkes werde ich bestrebt sein, unseren tapferen Frauen, Männern und Kindern, soweit dies in meiner Macht steht, erträgliche Lebensbedingungen zu schaffen. Zu alledem brauche ich eure Hilfe. Schenkt mir euer Vertrauen, denn euer Weg ist auch mein Weg. Haltet Ordnung und Disziplin in Stadt und Land aufrecht, tue jeder an seiner Stelle seine Pflicht! Nur so werden wir die Leiden, die die kommende Zeit jedem einzelnen von uns bringen wird, mildern und den Zusammenbruch verhindern. Wenn wir tun, was in unseren Kräften steht, wird auch der

Herrgott nach soviel Leid und Opfern uns nicht ver=
lassen."

Entgegen der Meldung des Hamburger Rundfunksenders war Adolf Hitler nicht, wie es hieß, am Nachmittag des 1. Mai, sondern schon am Vortage, dem 30. April, um 15.30 Uhr, verschieden. Der Großadmiral trauerte um seine beiden gefallenen Söhne.

Am 2. Mai übertrug der Großadmiral dem Grafen Schwerin v. Krosigk die Führung der Geschäfte des Reichsaußen= ministers, worüber dieser noch am selben Tage in einer Ansprache die Öffentlichkeit informierte. Am 3. Mai erklärte der Graf sich zur Leitung der "Geschäftsführenden Reichsregierung" bereit, während in San Franzisko über eine neue Weltordnung in Frieden und Sicherheit konfe= riert wurde.

X

Die Männer der VI. RAD-Abteilung wußten von den Geschehnissen auf hoher und höchster Ebene im Grunde nicht das mindeste, als die beiden ersten Züge und Teile des dritten am darauffolgenden Tage zu unterschiedlichen Arbeiten rund um Darnau herangezogen wurden. Sie hatten noch nie etwas von den großen Konferenzen diesseits und jenseits der Reichsgrenzen gehört, kannten weder die militärische Gesamtlage noch die Pläne der kriegführenden Parteien

und vermochten über den eigenen begrenzten Horizont nicht hinaus zu blicken. Was die in der Scheune von Dannau Zurückgebliebenen hörten, waren einander widersprechende Gerüchte, Parolen und Mutmaßungen. In kleineren Gruppen zusammenhockend fragten sie sich, wann wohl der Einsatz= befehl kommen werde und weshalb dieser bislang noch nicht ergangen sei. War da was faul? Ist es wahr, daß der Russe schon vor Rostock steht? Ein Generalarbeitsführer soll mit seinem Stab ganz in der Nähe Quartier bezogen haben. Stimmt es, daß feindliche Tiefflieger selbst pflügende Bauern be= schießen? Es sollen Waffenstillstandsverhandlungen im Gange sein - und doch steht noch da und dort zu lesen: Wir kapi= tulieren nie! Und wenn wir nun doch kapitulieren? Welche Schmach! Und wäre das nicht Verrat? Nein! "Bis zur letzten Patrone hat der deutsche Soldat gekämpft", soll es später einmal heißen, sonst würde er am Ende noch als Feigling ver= spottet. Nein! dann lieber an die Front, mutig und tapfer und treu! Und hatten sie nicht "Heilig Vaterland, in Gefahren deine Söhne sich um dich scharen" gesungen? und hatten sie nicht geschworen, an Karfreitag, bei gesenkter Fahne!

Was sie jedoch drüben auf der Straße sahen, auf jener Via dolorosa entmutigter Menschen, das lähmte denn doch zunehmend den Kampfgeist, das ließ keinen Löwenmut mehr aufkommen, das war demoralisierend und beklemmend. War der Krieg nicht schon verloren? Keiner von ihnen wagte es auszusprechen, und doch fühlte jeder, daß immer noch Kar= freitag war und die gesenkte Fahne des 20. April, die doch

das heiligste Symbol aller Patrioten gewesen war, im Grunde immer noch den Boden berührte.

Wo war sie eigentlich geblieben, jene Fahne, deren Mittelpunkt, das Hakenkreuz, sich auch auf ihren Armbinden gezeigt hatte? Schon bei Ludwigslust hatten sie Befehl erhalten, diese Binden vom linken Rockärmel loszutrennen und im Sandboden eines Waldstücks zu vergraben. Als Begründung war die Übernahme in die Deutsche Wehrmacht angegeben worden, deren Angehörige ja auch keine solchen Hakenkreuzbinden trügen. Wohl kaum einer von ihnen mochte davon ausgegangen sein, daß ihre zuvor so lauthalsen Schleifer daran gedacht hatten, das Hakenkreuz könne möglicherweise auf angreifende Feindsoldaten besonders provozierend wirken. "Sobald wir ein festes Quartier beziehen, erhalten wir feldgraue Uniformen", hatte es geheißen, und die Männer hatten sich darauf gefreut, endlich die schon von Dutzenden voraufgegangener RAD-Rekruten getragenen und verhunzten Uniformen loszuwerden. Daraus aber war - es wäre ja auch ein Wunder gewesen - wieder mal nichts geworden. Und so trugen sie die alten Klamotten denn auch noch an jenem Morgen, als sie in der Scheune über ihre Zukunft orakelten.

Es mochte kurz vor Mittag sein, als sie eine Gewehrsalve krachen hörten. Thomas sprang auf und rannte zum halb geöffneten Scheunentor. Im selben Augenblick krachten kurz hintereinander zwei weitere Salven, doch zu sehen war nichts. Zu seinen Kameraden zurückkehrend fragte er in die Runde: "Was das wohl gewesen sein mag?" worauf einer der Angesprochenen ausdruckslos erwiderte: "Das waren sicher die Ehrensalven für den Martin"- und sich nach Thomas umwendend hinzufügte:

Den hast du doch auch gekannt, der aus dem II. Zug, der dich zuweilen besuchte - war der nicht auch aus Düren?"

Thomas sah die Kameraden entgeistert an: "Wie ist denn das passiert?"

"Ja, wußtest du das denn noch nicht? Der ist doch heute morgen auf einem Meldegang zum Stab in eine MG-Garbe gelaufen. Die begraben ihn da hinten irgendwo."

Ohne noch ein Wort zu sagen verließ Martin die Scheune, um sich auf dem Vorplatz auf einem gefällten Baumstamm niederzulassen. Wolfgang ging ihm nach und setzte sich zu ihm.

"Hast du ihn gut gekannt, Thomas?"

"Wir waren Nachbarn. Er hat mir einmal das Leben gerettet. Um ein Haar wäre ich damals ertrunken. Im letzten Augenblick hat er mich rausgezogen. Er bekam dafür die Rettenungsmedaille.- Die armen Eltern! Ich werde es ihnen doch eines Tages mitteilen müssen. Diese verdammten Tiefflieger! Und ich bin nicht einmal bei der Beerdigung dabei gewesen."

Dann erhob Thomas sich und ging ein paar Schritte in die Richtung, aus der die Gewehrsalven herübergehallt waren. Dann blieb er noch einmal stehen und sagte, ohne sich noch einmal umzuwenden: "Ich werde mich mal erkundigen, wo das Grab ist." An der Straße begegnete er zwei Angehörigen des II. Zuges, die ihm den Weg wiesen. Wenige Minuten später stand er vor dem kleinen Erdhügel mit dem schlichten Birkenkreuz. Dann pflückte er eine **Feldblume** und steckte sie an das Namensschild unterhalb des aufgestülpten Stahlhelms.

Einen Augenblick lang stand er noch regungslos vor dem Grab. Dann faltete er die Hände und sprach flüsternd ein letztes Gebet. Dann ließ er die Arme sinken, holte aus der rechten Hosentasche seine Mundharmonika hervor und spielte unter Tränen das Lied vom guten Kameraden. Als er im Anschluß daran zum Himmel aufschaute, sah er die erste Schwalbe.

XI

Der Wehrmachtsbericht vom 3. Mai meldete unter anderem: "Vorgeworfene feindliche Abteilungen erreichten Bad Segeberg und den Raum nordwestlich Plön."

Am Nachmittag ließ der Chef der VI. Abteilung die Angehörigen aller Züge seitlich der Scheune antreten. Und wieder einmal bildeten sie ein Karree, so wie am Nachmittag jenes Tages, als sie auf dem Exerzierplatz von Groß-Rossau von der Räumung des Lagers in Kenntnis gesetzt worden waren. Und wieder einmal erscholl das Kommando: "Habt acht!" 'Jetzt erfahren wir mit Sicherheit eine große Neuigkeit', dachten die jungen Kerle, da dieses Kommando nur bei ganz besonderen Anlässen erfolgte. Dann rief der Kommandeur mit lauter Stimme: "Aus dem Führerhauptquartier wird gemeldet, daß unser Führer, Adolf Hitler, im Kampf gegen den Weltbolschewismus gefallen ist. Wie sie inzwischen erfahren haben, mußten wir heute vormittag auch einen unserer

Kameraden zu Grabe tragen; er ist der zweite Mann aus unserer Einheit, dessen Tod wir zu beklagen haben, seit wir ausgerückt sind.-

Sechte Abteilung - stillgestanden!- Wir trauern um unseren Führer und Reichskanzler Adolf Hitler und um unsere gefallenen Kameraden. Wir widmen ihnen ein letztes, dreifaches Sieg Heil! Sieg Heil! Sieg Heil!

Rührt euch!

Herhören!

Angesichts der immer bedrohlicher werdenden Lage habe ich mit Genehmigung des Generalarbeitsführers beschlossen, die Abteilung zugweise auf verschiedene Ortschaften in der Umgebung zu verteilen. Im Anschluß an diesen Appell rücken die Züge ab. Alle Waffen, Munition, Stahlhelme und Gasplanen bleiben in der Scheune zurück. Die Tornister werden mitgeführt. Quartiere sind beschafft worden. Die Zugführer werden sie an den Zielorten einweisen. Der Standort unserer Abteilung bleibt nach wie vor Dannau. Ich erwarte, daß sie für diese Maßnahme Verständnis haben. Bedenken sie die Folgen, falls diese Scheune hier einmal unter Beschuß genommen werden sollte, und sie noch hier wären. In zehn Minuten steht die Abteilung abmarschbereit.

Abteilung - stillgestanden!- In die Unterkunft - wegtreten!"

Der "Alte" besaß Autorität und wurde respektiert. Zwar war er barsch, doch nie ungerecht gewesen. Indes schien sich im Verhalten der ihm nachgeordneten Vorgesetzten nun auch ein Wandel abzuzeichnen. Mit mal waren sie zugänglicher als

zuvor, ihre schnarrenden Befehle kamen eher Anweisungen gleich, sie packten nun auch mal selbst mit an, wo es not tat, ja, sie waren plötzlich so richtig - menschlich.

Während des Aufbruchs stürmten zwei RAD-Männer erschrocken in die Scheune hinein. "Was ist denn los?" riefen sie aus und registrierten verwundert das Treiben der anderen. "Wo kommt ihr denn her?" lautete die Gegenfrage. "Wir sind nur mal bis zu dem See da hinten gelaufen, der ist hier ganz in der Nähe. Unterwegs trafen wir einen Dorf= bewohner; der hat uns erzählt, am Dannauer See seien seinerzeit Filmaufnahmen zu dem Film 'Immensee' gedreht worden, ihr wißt doch noch, dieser Film mit Kristina Söderbaum?!" Als sie vom Tod Adolf Hitlers erfuhren, machten sie große Augen. "Ist unsere Abwesenheit beim Appell denn nicht aufgefallen?" Als die Kameraden sie darüber unterrichteten, daß die Stärke nicht ermittelt worden sei, beruhigten sie sich und halfen spornstreichs beim Aufräumen und Packen mit.

Neben den Gewehren und den anderen vom Chef genannten Ausrüstungsgegenständen blieb ferner der Troß zurück: Die Feldküche, die Pferde und Pferdewagen, sowie das hierfür erforderliche Personal. Nach dem I. Zug rückten die anderen Züge in kurzen Abständen wie befohlen ab. Mittags hatte es noch dicken Grießbrei mit Vanille-Geschmack gegeben, so daß sie alle etwas im Magen hatten.

Der IV. Zug, dem auch Thomas angehörte, marschierte über Gowens in Richtung Högsdorf. Plötzlich sah Thomas, der in einer der hinteren Rotten marschierte, daß die Tornister

der vor ihm marschierenden Kameraden hin und her wogten. Lautes Fluchen begleitete dieses Auf und Ab. Dann erkannte Thomas die Ursache: Der Weg war uneben wie ein frisch ge= pflügter Acker. Infolgedessen geriet die Marschordnung derart durcheinander, daß die Kolonne eher einer watschelnden Entenkarawane als einer RAD-Formation entsprach. Sie war kurz vor Högsdorf nach rechts abgebogen, um ein Stück des Weges abzuschneiden. Vor Steinbusch bekamen die Männer jedoch wieder festen Boden unter die Füße, marschierten an Gut Klethkamp vorbei, bestaunten den gegenüber Flehn gelegenen langen Teich und erreichten nach etwa zwölf Kilometern über Altharmhorst und Neuharmhorst den Ort Kirchnüchel, der jedoch außer einer Kirche, dem Pastorat, einem Gasthaus und einigen anderen Gebäuden nur noch ein zur rechten Seite der Straße gelegenes großes Gehöft aufwies. Vor diesem Gutshof ließ der Zugführer kurz halten und wählte Thomas sowie drei weitere Kameraden aus, dort Quartier zu beziehen. "Sie melden sich bei der Gutsverwaltung und bleiben solange hier, bis ein neuer Befehl ergeht", sagte er instruktiv; "ihre Brötchen müssen sie sich durch Hof- und Feldarbeit verdienen - und benehmen sie sich anständig!"

Als die vier den Seiteneingang des Anwesens betraten, sahen sie sich noch einmal um. "Wohin die anderen wohl gebracht werden?" fragte einer von ihnen, worauf ein anderer ent= gegnete: "Die marschieren wohl noch bis zum nächsten Dorf." Das nächste Dorf war Bergfeld.

Die vier Kameraden überquerten zunächst einen Vorhof und gelangten nach wenigen Minuten in den Innenbereich des Gehöfts. Kurz darauf standen sie vor dem Eingang des prächtigen Herrenhauses, wo sie von mehreren Personen, die zur Gutsverwaltung gehören mochten, in Empfang genommen wurden. Nachdem sie mit freundlicher Besorgnis ins Haus gebeten worden waren, gelangten sie in die mit einem dicken Läufer ausgelegte Diele. Gegenüber einem imposanten Spiegel stieg auf der rechten Seite eine Treppe empor. Als Thomas in den Spiegel sah, bemerkte er seine kaum noch zu erkennenden Schnürschuhe, die bis weit über die Gamaschen hinauf mit einer dicken Staubschicht bedeckt waren, und er bedauerte den sauberen Teppichläufer. Zwei Treppen führten nach oben, dann bogen sie links ab und gelangten zu einem für sie reservierten Zimmer, dessen Fuboden an der rechten Seite mit einer Streu aus frischem Stroh bedeckt war. Rasch waren die Zeltplanen und Decken von den Tornistern abge= schnallt und ausgebreitet. Wie gewohnt dienten die Tornister als Kopfkissen.

Nachdem sie sich gewaschen und gekämmt hatten, meldeten sie sich weisungsgemäß in der Küche, wo es eine stärkende Mahl= zeit gab. Eine junge Frau fragte nach, ob das Essen reiche, ob es denn auch schmecke und ob sie noch eine Kanne Milch auftischen lassen solle. "Ich habe vorhin gesehen, daß sie hinken", wandte sie sich an Thomas, "sind sie verletzt?"

"Ich habe mir die Füße wundgelaufen", entgegnete Thomas.

"Wo kommen sie denn eigentlich her?"

"Von Groß-Rossau."

Die Dame mißverstand ihn: "Nein, ich meine nicht, wo sie beheimatet sind; ich meine ihren Standort."

"Unser gegenwärtiger Standort ist Dannau, aber zuvor lagen wir in Groß-Rossau."

"Und wo liegt das?"

"Das liegt im Kreis Osterburg in der Altmark."

"Und wie sind sie denn nach Dannau gekommen?"

"Zu Fuß, gnädige Frau."

"Was? Ich höre wohl nicht recht."

"Aber es ist so, gnädige Frau."

"Dann ziehen sie doch mal ihre Schuhe aus, damit ich mir ihre Füße mal ansehen kann!"

"Ich hatte noch keine Gelegenheit, sie mir zu waschen."

"Das macht nichts, genieren sie sich nicht!"

Thomas bückte sich, schnürte die Schuhe auf und zog die mit Blut und Schweiß getränkten Socken von den Füßen. Die dünne Haut, die sich während des kurzen Aufenthalts in Dannau zu bilden begonnen hatte, war nach dem erneuten Marsch wieder verschwunden. Die Fersen einschließlich der Achillessehnen waren nur noch rohes Fleisch. Die Haut fehlte am Außenrist beider Füße. Sowohl unter den Zehen als obenauf sowie unter den Ballen hing die Haut in Fetzen, soweit überhaupt noch etwas davon zu sehen war.

"Das ist ja unglaublich!" rief die Dame entsetzt aus, "und damit sind sie noch gelaufen?"

"Was hätte ich tun sollen?" fragte Thomas zurück.

"Auf keinen Fall können sie damit umherlaufen. Keines= falls werde ich zulassen, daß sie in den nächsten Tagen zur Arbeit eingeteilt werden. Dort drüben steht ein großer Baum, in dessen Schatten ich sie morgen sitzen sehen will, und morgen abend finden sie sich wieder bei mir ein, damit ich mir die Füße erneut ansehen kann. Wenn sie sich in den Schatten legen, dann ziehen sie Schuhe und Strümpfe aus. Die Füße brauchen frische Luft, aber achten sie darauf, daß keine Sonne heran kommt - und im Laufe des Tages waschen sie die Füße hin und wieder. Ich werde die Frauen in der Küche anweisen, ihnen warmes Wasser in eine Schüssel zu gießen, denn kaltes Wasser macht die Haut hart. Sie werden also morgen früh nicht geweckt und können ausschlafen. Ein Frühstück können sie auch noch um 10.00 Uhr bekommen; sie melden sich dann in der Küche - und wie sieht das bei ihren Kameraden aus?"

Die anderen erklärten sich jedoch zur Arbeitsaufnahme bereit. "Wir haben zwar auch ein paar Blasen, aber bis morgen sind die wieder weg." -

Am 4. Mai heißt es im Wehrmachtsbericht:

"In Holstein setzten sich unsere Divisionen befehlsge= mäß auf die Linie Glückstadt-Elmshorn zur Kieler Förde ab. Hamburg und Neumünster wurden von britischen Truppen besetzt, nachdem sie vom Oberkommando der Wehrmacht zuvor zu offenen Städten erklärt worden waren." Am gleichen Tage erfolgt die Kapitulation der deutschen Streitkräfte

im nordwestdeutschen Raum, in Holland und Dänemark durch Generaladmiral von Friedeburg im Hauptquartier Montgomerys südlich von Lüneburg.-

Früh/morgens waren die drei arbeitsfähigen Männer auf Gut Grünhaus geweckt worden und so leise aufgestanden, daß Thomas sie nicht gehört hatte. Erst als die Sonne schon hoch am Himmel stand, kehrten auch seine Lebens= geister allmählich zurück. Im Halbschlaf vernahm er ein eigenartiges Klappern, das sich in dem Augenblick wieder= holte, als er die Augen aufschlug. 'Was ist das?' fragte er sich und glaubte, automatische Waffen zu vernehmen. War da ein Gefecht im Gange? War der Krieg nun auch bis nach Kirchnüchel vorangekommen? Obwohl ihm der Schreck in die Glieder gefahren war, sprang er Hals über Kopf hoch und stürzte ans Fenster. Augenblicklich hellte sich sein Gesicht jedoch auf, als er die Ursache des Geknatters erkannte: Auf dem Dach eines schräg gegenüberliegenden Gebäudes klapperten die Störche.-

Nach dem Frühstück verließ er das Herrenhaus und begab sich zu jenem Baum, den die Betreuerin vom Vorabend ihm als Ruheplatz empfohlen hatte. Er entblöste seine wunden Füße, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und genoß in vollen Zügen die milde Luft des wunderschönen Maientages. Gelegentlich tauchten deutsche Soldaten und russische Kriegsgefangene auf, die bei der Bewirtschaftung des Hofes mithalfen. Angesichts dessen war es ihm ein wenig peinlich, daß die Arbeitenden zuweilen verwundert zu ihm herüber= schauten. Ob sie ihn für einen Faulenzer hielten?

Am späten Nachmittag kehrten die drei anderen Kameraden erschöpft und verschwitzt von der Arbeit zurück und berichteten Thomas kurz über den Tagesablauf. Die Mittags=mahlzeit war ihnen herausgebracht worden - die einzige Abwechslung während der Arbeitszeit. Zu abgelegen war die ganze Gegend, um eventuell interessierende Neuigkeiten in Erfahrung zu bringen, denn es gab weder Zeitungen noch konnten sie die Rundfunkmeldungen verfolgen. Allein die himmlische Ruhe ringsum empfanden sie als wahre Wonne. Nichts deutete darauf hin, daß etwa eine unmittelbare Gefahr für Leib und Leben bestanden hätte. Dagegen plagte sie die Ungewißheit über die Daheimgebliebenen unsagbar. Auch mochten sie nicht mehr an eine Rückkehr in die Heimat glauben. Brachte dennoch jemand die Rede darauf, so hieß es gleich: "Halt' doch die Klappe!" Nein - das war keine Unfreundlichkeit, aber sie waren wortkarg geworden und hatten das Lachen verlernt.

Die darauffolgenden Tage verliefen ähnlich. Nach wie vor konnte Thomas das Hofgelände nicht verlassen, da seine Füße, die nur langsam abheilten, dies nicht zuließen. Eines Nach=mittags aber gab es eine Überraschung: Thomas lag wieder einmal unter seinem Baum, während seine Kameraden Hofarbeit verrichteten. Plötzlich brauste von der Straße her ein Mili=tärfahrzeug heran: Briten! Vor dem kleinen Teich in unmittel=barer Nähe des Herrenhauses hielt der offene Viersitzer an. Drei der vier Insassen sprangen augenblicklich mit vorgehal=tenen Maschinenpistolen heraus, liefen auf die umliegenden Scheunen zu und winkten die dort arbeitenden Männer heraus, die anschließend um den beim Fahrzeug zurückgebliebenen

Offizier einen Halbkreis zu bilden hatten. Hinkend begab auch Thomas sich nun dorthin - und als alle beisammen waren, fragte der Offizier:

"Häben sie Wäppen?" - doch niemand verstand ihn.

"Der fragt, ob wir Waffen haben!" rief schließlich einer der Umstehenden aufgeregt in die Runde, woraufhin die anderen den Offizier mittelst Kopfschütteln wissen ließen, daß dies nicht der Fall sei.

"Wieso, sie Soldat und nix Wäppen?" fragte der Brite ungläubig.

Erst als die Männer auf einen weiter südlich gelegenen Teich zeigten, gab er sich zufrieden. "All right", sagte er und zeigte auf eine Dame, die den Hergang bis dahin mit aller Gelassenheit aus einem Fenster über dem Eingang des Herrenhauses beobachtet hatte. Ein deutscher Soldat lief nun zu ihr hin und bat sie nach unten.

Es erwies sich, daß die Dame Englisch sprach, so daß die Verständigung besser funktionierte. Noch einmal wandte der Offizier sich an die Männer und fragte auf die RAD-Männer zeigend:

"Was sind sie? Kadetten?"

"Nein, wir sind RAD-Leute", antwortete Thomas, was der Brite sich wiederum von der Dolmetscherin übersetzen ließ.

Dann schaute der Offizier eine Weile wie abwesend zu Boden, während die Umstehenden ihn schweigend und staunend betrachteten: So sieht also ein britischer Offizier aus!-

Die anderen britischen Soldaten hatten inwischen ihre Maschinenpistolen wieder umgehängt und warteten auf weitere Befehle. Ihr Vorgesetzter zog ein dickes Notizbuch hervor und machte eine Eintragung. Dann sah er die Männer reihum noch einmal schweigend an, doch aus seinen guten braunen Augen sprach eher Mitleid als Groll oder gar Haß. Offenkundig stand hier ein Soldat Soldaten gegenüber, abgekämpften, kriegsmüden Soldaten, mit abgerissenen Uniformen. Dann hieß er seine Männer aufsitzen, kletterte hinter das Steuer und ließ den Motor an. Noch einmal nickte er der Dolmetscherin zu und legte den ersten Gang ein. Nachdem das Fahrzeug gewendet hatte, brauste es ebenso schnell davon, wie es gekommen war.

"Was hat er denn noch gesagt?" wollten nun alle noch von der Dame wissen, die lächelnd antwortete:

"Sie sollen nur alle ihre Arbeit weiter verrichten, da Feldarbeit in dieser Zeit nicht nur wichtig, sondern auch gesund sei. Es soll also zunächst alles so bleiben wie bisher. Was später aus ihnen werden soll, könne er noch nicht sagen, da dies höherenorts entschieden werde."

Dann ging die Dame ins Haus zurück - und die Männer sahen einander an. Sieht so das Ende des II. Weltkrieges aus? Jener Augenblick, an den sie so viele Jahre gedacht hatten, war nun mit Sicherheit gekommen - und sie lebten noch! Die Nachkriegszeit hatte begonnen.

XII

Gegen 18.00 Uhr desselben Tages erschien auf Gut Grünhaus ein Melder des Dannauer RAD-Stabes und überbrachte den Befehl zum Abrücken. Thomas und seine Kameraden verabschiedeten sich von ihren Gastgebern und dankten für die liebenswürdige Betreuung. Dann - es mochte etwa 19.30 Uhr sein - schnallten sie ihre Tornister um und begaben sich zu jener Straßenspinne, von der aus die von Kirchnüchel nach Bergfeld verlaufende Straße nach Gut Kirchmühl und nach Freudenholm abgabelte, denn dort sollten sie auf die anderen Kameraden des IV. Zuges treffen. Bald rückte die Kolonne heran - und die vier Wartenden gliederten sich in die hinteren Rotten ein. "Es geht zurück nach Dannau!" riefen die Kameraden ihnen zu, denen infolge des Anmarschs schon der Schweiß auf der Stirn stand. "Habt ihr etwas über die neue Lage gehört?" fragte Thomas seine Nebenleute, doch niemand wußte etwas.

Einige Verwunderung gab es, als sie an der Fischerkate nach links abbogen, statt geradeaus weiter zu marschieren, denn dies bedeutete, daß der Rückmarsch über eine andere Route erfolgen würde - oder sollte wider Erwarten etwa ein ganz anderes Ziel angestrebt werden? Sollten sie wohl darüber im Unklaren bleiben, daß am Ende des Marsches ein Gefangenenlager auf sie wartete? 'Es wird dunkel sein, wenn wir ankommen', dachte Thomas - und er nahm sich vor, die Augen besonders offen zu halten und auszubüxen, falls tatsächlich ein Gefangenenlager in Sicht kommen sollte.

Recht und links der Straße blühte überall der Raps. Als sie den Ort Nüchel erreichten, bogen sie nach rechts ab und

marschierten die lange Dorfstraße zwischen Olandsberg und Großenholz entlang. Schweigend standen die Dorfbewohner vor den Haustüren und schauten mit tiefernsten Gesichtern den Vorbeiziehenden nach. Wohl kaum einmal mochten sie während der Kriegsjahre eine marschierende Kolonne zu Gesicht bekommen haben: Ein einmaliges Ereignis, worüber hier sicher noch nach Jahren gesprochen werden dürfte! Hinter den letzten Häusern führte die Straße nach Westen, nach Benz.

Thomas spürte, daß seine Füße erneut zu zwicken begannen - und dabei hatte der Marsch erst begonnen. Er wußte, daß am Ende wieder das Blut in seinen Schuhen stehen würde; und doch mußte er mit, denn diese Gegend war nicht seine Heimat. Immer wieder ruckte er seinen Tornister in die Höhe, um sich ein wenig Erleichterung zu verschaffen. Der Hals wurde trocken, denn der von den Feldern herübergewehte feine Sand stieg wie eine gleich Puderzucker aufgewirbelte Staubwolke unter den Schritten der Marschierenden empor, drang in Nase und Mund ein und knirschte zwischen den Zähnen.

Weiter ging es nach Nordwesten. Kurz vor Söhren überquerten sie die Bahnlinie Malente-Lütjenburg. Der Ort war schnell durchquert, doch hörte ein paar hundert Schritte weiter die feste Straße auf. Hier begann der beschwerlichste Teil der Strecke, ein Weg, der kein Ende zu nehmen schien - und wieder einmal stöhnten die jungen Männer unter der Last ihrer schweren Affen. Vor allem entlang des Gowender Geheges, einem Waldgelände, wurde jeder Schritt zur Qual. Allmählich wurde der Untergrund wieder fester, und sie konnten wieder

Tritt fassen. Als sie endlich Gowens erreichten, lebten sie ein wenig auf. "Hier sind wir auf dem Hinmarsch durchgekommen", riefen sie einander zu, "erinnert ihr euch?" Scharf bog nun die Straße nach Westen ab - und ein jeder wußte, daß der nächste Ort Dannau sein würde. 'Es sind vielleicht noch drei Kilometer', dachte Thomas, 'die schaffe ich nun auch noch.'

Als die ersten Häuser von Dannau in Sicht kamen, ließ der Zugführer halten. Dann trat er seitlich des Zuges vor seine Männer und rief:

"Alle mal herhören!

Wenn wir jetzt nach Dannau kommen, will ich eine erstklassige Marschformation sehen. Wir werden wieder in unserer alten Scheune übernachten. Auf dem Vorplatz stehen britische Posten, die von unserer Ankunft unterrichtet sind. Es braucht also niemand zu befürchten, daß diese Soldaten von der Waffe Gebrauch machen. Nach dem Wegtreten empfangen wir noch Marsch= verpflegung für den morgigen Tag. Wir marschieren im Gleich= schritt bis an den Rand des Platzes - und wenn ich 'Abteilung halt' kommandiere, dann fliegen beim Vorkommando 'Abteilung' die Knochen - und dann marschieren wir im Achtungsschritt so lange über den Platz, bis das Ausführungskommando 'Halt' kommt. Wir wollen den Tommys einmal zeigen, wie wir marschie= ren können. Ist das klar?- Also dann - IV. Zug - stillgestanden! Im Gleichschritt - marsch!"

Als sie den Anger erreichten, war fast stockdunkle Nacht. Dennoch sahen sie da und dort die lauernden britischen Posten, die das dargebotene Schauspiel wie angewurzelt verfolgten.

Fehlblatt

Nachdem der Zug zum Stehen gekommen war, kommandierte der Zugführer:

"Links - um!" und fügte noch hinzu:

"Wenn ich jetzt 'Wegtreten' kommandiere, dann sehe ich nur noch eine Staubwolke in Richtung Scheune - und wie immer ohne zu Quatschen!"

Zehn Minuten später lagen sie - verstaubt und verschwitzt wie sie waren - wieder im Stroh der Scheune. Wieder einmal hatten sie zwölf Kilometer hinter sich gebracht. Gegen 23.00 Uhr wurde es still in der Scheune. Die Nacht war ruhig - und vor allem: es wurde nicht mehr geschossen! Und alle empfanden dies wie eine Erlösung, so, wie im Jahre 1648 die Menschen in Europa das Ende des Dreißigjährigen Krieges empfunden haben mochten.

Retour

I

In der Frühe des nächsten Morgens trat die Abteilung feld=marschmäßig an. Wie es hieß, solle es nach Groß-Rossau zurückgehen. Als Thomas dies erfuhr sagte er zu sich: "Das schaffe ich nicht mehr mit diesen Füßen."

Wie üblich wurde dem Chef gemeldet - und alle waren gespannt, wie er sie begrüßen würde, da das 'Heil Hitler' nun nicht mehr angebracht war.

"'Morgen, VI. Abteilung!" rief der Chef seinen Männern zu - und "'Morgen, Herr Oberstfeldmeister!" hallte es zurück. "Koppel unterschnallen!" lautete das nächste Kommando - und erst jetzt bemerkten die Gemeinen, daß auch die Vorgesetzten keine Koppel mehr trugen. Und dann erfolgte die Vergatterung:

"Meine Herren!

Der Krieg ist aus. Die neue Reichsregierung unter Großadmiral Dönitz hat ihren Sitz in Flensburg. Der britische Stadtkomman=dant von Plön hat uns die Erlaubnis erteilt, zu unserem Aus=bildungsort nach Groß-Rossau zurückzukehren. Der I. Zug hat bereits gestern zwei Wehrmacht-Lkw's organisiert, die uns für den Rücktransport zur Verfügung stehen. Da der Troß mit den Pferden nicht so schnell vorwärts kommt, wie die Kraft=fahrzeuge, werden wir die Gesamtstrecke in mehreren Etappen zurücklegen.

Wie sie sehen, wurde die Feldküche bereits auf einem der Lastwagen dort drüben montiert, so daß wir uns weiterhin

selbst verpflegen können.

Sie unterstehen weiterhin meinem Befehl sowie dem Befehl ihrer direkten Vorgesetzten. Nach wie vor besteht Grußpflicht innerhalb wie außerhalb von Gebäuden. Wer gegen die Disziplin verstößt, wird unterwegs in ein Gefangenenlager abgeschoben. Ich habe mich allerdings für die vollzählige Rückführung der Abteilung verbürgen müssen, so daß ich von ihnen erwarte, daß sich niemand selbständig macht. Sollte jemand ausreißen, fiel dies auf mich zurück. Ich erwarte deshalb, daß sie die Verantwortung, die ich für sie alle übernommen habe, respek= tieren.

Entsprechende Begleitpapiere für den Rücktransport wurden mir ausgehändigt, so daß wir keinerlei Behinderungen durch alli= ierte Armeeangehörige zu befürchten haben. Der amerikanische Stadtkommandant von Osterburg erwartet uns. Die Kommandantur in Plön hat ihn entsprechend unterrichtet. Da unser Ausbil= dungsort Groß-Rossau war, hat der amerikanische Stadtkommandant von Osterburg sich insofern als örtlich zuständig erklärt, als Groß-Rossau zu seinem Befehlsbereich gehört.

Die Männer des I. Zuges erhalten Fahrräder. Der II. Zug wird teilweise auf die Troßwagen verteilt. Der Rest sowie die Männer des III. und IV. Zuges besteigen die Lastwagen dort drüben. Ich erwarte von ihnen, daß sie während der Fahrt keine Faxen machen. Lautes Rufen, Lamentieren und Johlen kommt nicht in Frage. Wir müssen damit rechnen, unterwegs alliierten Formati= onen zu begegnen. Ich verbiete insbesondere diesen Soldaten gegenüber jede Form pöbelhaften Verhaltens. Es wird weder gewinkt oder sonstwie gestikuliert, noch mit dem

Zeigefinger an die Schläfe getippt noch sonst was. Ich habe keine Lust, derartige Vorkommnisse hinterher ausbaden zu müssen.

Sind noch Fragen?

Noch Fragen der Zugführer?

Keine mehr?! Dann - fertigmachen zum Aufsitzen!"

Thomas war ein Stein vom Herzen gefallen, als er aus dem Munde des Abteilungs-Kommandeurs erfuhr, daß er zu jenen Glücklichen gehörte, die per Lkw rückgeführt wurden. Er war nicht der einzige.

Der Aufbruch dauerte nur wenige Minuten. Schnell waren die Tornister verladen, die während der Fahrt als Sitzgelegen= heiten dienten. Die Pferdewagen waren bespannt, und die Angehörigen des I. Zuges schnallten ihre Affen auf die Fahrradständer. Der Chef setzte sich mit seinem Pkw an die Spitze der Kolonne. Die Zugführer des III. und IV. Zuges begleiteten ihn. Der Zugführer des II. Zuges steuerte einen der beiden Lastwagen, und der Zugführer des I. Zuges führte seine radelnden Männer an. Dann gab der Chef das Signal zur Abfahrt. Thomas saß auf dem zweiten Lkw gleich hinter der Ladeklappe. Als der Wagen anfuhr, warf er noch einmal einen Blick zur Scheune zurück und einen weiteren Blick in jene Richtung, in der Martins Grab lag. Dann aber ging es mit zunehmender Geschwindigkeit nach Süden - und bald verschwand Dannau aus ihrem Gesichtskreis.

Überall zeigten sich entlang der Fahrtstrecke die Spuren der voraufgegangenen Kämpfe, die im krassen Widerspruch zu

dem herrlichen Sonnenschein, zu den blühenden Frühlings=blumen und zu dem wolkenlosen Himmel standen. Als die Fahrzeuge eine Kastanienallee durchqueren, fällt Thomas jenes Lied ein, welches er vor Jahren bei Lehrer Meier gelernt hatte: Komm, lieber Mai, und mache die Bäume wieder grün. Wie lange ist das her! Und ein weiteres Lied kommt ihm in den Sinn: Im Prater blühn wieder die Bäume. Onkel Hans hatte es immer gesungen, eigentlich zu allen Jahreszeiten und immer dann, wenn er besonders gutgelaunt gewesen war. Thomas ahnte nicht, daß Hans Schwarz inzwischen im Konzentrationslager Vaihingen an den Folgen einer schweren Erkrankung gestorben war.

II

In zügiger Fahrt geht es über Malente und Eutin in Richtung Lübeck- und weiter über Grossgrönau nach Mölln. Am nächsten Tag erreicht die Abteilung Lauenburg- und Thomas erinnert sich.-

Die Straßen der Stadt sind verstopft, denn hier, wo inzwischen von den Briten eine Pontonbrücke errichtet wurde, hoffen Tausende Ostflüchtlinge nach Westen über die Elbe zu gelangen. Über den endgültigen Verlauf der Zonengrenze gibt es hier wie überall in Deutschland nur widersprüchliche Gerüchte. Zwar sind noch die Briten in Lauenburg. Was aber soll werden, sofern sie sich wieder über die Elbe zurückzögen? Und aus welchem Grund, so fragen sich die Geflohenen, werden sie nicht herübergelassen? Die Trecks stehen in allen Straßen, und die Pferdefuhrwerke verharren in langen Schlangen neben den Fahrbahnen, hoch be=laden mit Hausrat, Kohlen- und Kartoffelsäcken, Wäschebündeln und

Kartons. Nicht selten werden Kaninchenställe mitgeführt, in denen - neben den angestammten Bewohnern- auch Enten, Gänse und Hühner hausen - und mancher Bauer hat - im wahrsten Sinne des Wortes - einen Hahn im Korb. Rundherum aber sind Waschbütten und Waschkessel, Milchkannen und Bratpfannen, Ofenrohre, Waschbretter, Zinkeimer und vieles andere mehr befestigt. Angeseilte Kühe, Kälber und Fohlen stehen oder liegen auf schütterer Streu - und da und dort meckert sogar eine Ziege. Ein Ferkel hat sich befreit und jagt, von einem Hund verfolgt, schreiend die Gosse entlang. Stampfend stehen die erschöpften Pferde mit vorgebundenen Heu- und Hafersäcken angeschirrt vor den Wagen, auf denen die Familien mit Kind und Kegel hockend auf die Erlaubnis zur Weiterfahrt hoffen. Kranke Tiere werden notgeschlachtet und das sich im Rinnstein stauende Blut wird mit heißem Wasser fortgespült.

Die Ordnungskräfte haben Mühe, die Zufahrt zur Elbe freizuhalten. Angehörige der britischen Streitkräfte halten inmitten der verwüsteten Stadt die Wagen der RAD-Abteilung an und bringen den Chef zur Ortskommandantur. Es dauert eine Weile, ehe er zurückkommt, so daß die Männer genügend Zeit haben, das Ausmaß der infolge des Bombardements entstandenen Schäden in Augenschein zu nehmen - und Trümmer sehen sie ringsumher. 'Ob sie uns auch nicht herüberlassen?' denkt ein jeder von ihnen, doch dann gibt der zurückgekehrte Abteilungschef das Zeichen zur Weiterfahrt. Die Zurückbleibenden stehen am den Straßenrändern und schauen der kleinen Kolonne traurig nach, die nun in langsamer Fahrt in die zur Elbe führende Straßenschlucht eintaucht.

Ein britischer Kradmelder schleust sie bis ans Elbufer durch und gibt den dort stehenden Wachen das Zeichen zum Passierenlassen.

Thomas, der immer noch an der hinteren Wagenklappe sitzt, schaut beim Überqueren der Behelfsbrücke zurück. Zum ersten Male sieht er Lauenburg von Westen her, sieht das majestätische Hochufer und dessen Ausdehnung nach Norden und Süden. 'Dort hinten waren wir', denkt er, 'dort, wo die Wand ein wenig vorspringt' und in Gedanken ist er bei dem Feldpostenführer und seinen Kameraden. Wo mögen sie geblieben sein? Ob sie noch leben? Und immer noch schaut er wie gebannt nach Osten. Er muß sich dieses Bild einprägen, um es nie mehr zu vergessen.

Dann ist das Westufer erreicht, die Elbmarsch, flach, ein von Entwässerungsgräben durchzogenes Grasland. Ohne Aufenthalt geht es nun in Richtung Lüneburg. Hinter der Marsch beginnt das Moor, der Geest vorgelagert. Waldstreifen ziehen sich zu beiden Seiten der Straße hin. Die reizvolle Landschaft läßt schon bald die Nähe der Lüneburger Heide erahnen. Über Echem und Scharnebeck werden nach etwa fünfzehn Kilometern die Außenbezirke Lüneburgs erreicht: Ebensberg und Moorfeld. Über die Bockelmann-Straße geht es nun nach Süden bis Ecke Reichenbachstraße-Schifferwall - und weiter über die Schießgrabenstraße bis kurz vor den Bahnhof-Süd, wo die Wagen nach rechts abbiegen und die Ilmenau überqueren. Irrtümlich gerät die Kolonne in die Ilmenau-Straße hinein, um dann jedoch über die Conventstraße in Richtung jenes Platzes zu fahren, der seit Menschengedenken Haupt-

platz der Stadt ist. Es ist der Platz 'Am Sande', der Augenblicke später erreicht wird. Auf der Ostseite gewahren die Männer den hochragenden Turm der St. Johanniskirche. Der von zahlreichen Giebelhäusern mit prächtigen Fassaden umrahmte Platz bietet ein bezwingendes mittelalterliches Gepräge. Zahlreiche Verzierungen, Erker, Friese, Fenster- und Torgewände bannen die Blicke der Neuankömmlinge, als die Wagen für kurze Zeit ins Stocken geraten. Da und dort hängen vor Gebäudeeingängen Schilder mit der Aufschrift 'OUT OF BOUNDS' oder 'OFF LIMITS' - was das wohl heißen mag? Wer weiß!

Als Thomas sich ein wenig umsieht, gewahrt er nur wenige Meter hinter dem von ihm benutzten Fahrzeug einen Mann, der auf dem Bürgersteig stehend den Straßenverkehr beobachtet. Im selben Augenblick durchfährt es ihn, wie vom Blitz getroffen, denn der, der dort steht, ist sein Lehrmeister Schulze. Spontan ruft er ihn aus Leibeskräften an. Meister Schulze hebt ein wenig ungläubig den Kopf und sieht zu Thomas herüber. Zunächst scheint er seinen Augen nicht zu trauen, doch dann rennt er auf den Lastwagen zu, der im gleichen Augenblick wieder anzieht um die Fahrt fortzusetzen.

"Spring' runter, Thomas, so spring' doch runter!" - doch Thomas erinnert sich an die beschwörenden Worte seines Einheitsführers, keinesfalls davonzulaufen.

"Ich kann nicht! Ich darf nicht! Unser Chef bekommt Schwierigkeiten! Er hat sein Wort gegeben..."

Die letzten Worte gehen im Lärm der Straße unter. Meister

Schulze, der noch ein Stück hinter dem davonfahrenden Lastwagen herläuft, bleibt schließlich hilflos stehen und schüttelt den Kopf. Thomas winkt ihm noch lange nach, doch dann entschwindet der alte Herr seinen Blicken.

Über die Rote Straße und Kalandstraße führt der Weg nun zurück zur Altenburger Torstraße und von dort weiter über Horndorf, Dahlenburg, Oldendorf und Metzingen nach Dannenberg, wo noch einmal Rast gemacht wird.

Am nächsten Tag erreichen sie über Tramm, Grabow, Lüchow und Lübbow schließlich Salzwedel, um anschließend über Ritzleben und Arendsee nach Seehausen zu gelangen. Endlich erreichen sie Osterburg, von wo aus es nur noch einen Katzensprung weit bis zum ehemaligen Ausbildungslager Groß-Rossau ist.

Als sie das Lager erreichen, machen sie große Augen, denn aus dem RAD-Lager war inzwischen ein Gefangenenlager für deutsche Soldaten geworden. Noch einmal werfen sie einen Blick in die Wache, auf die Kleiderkammer und auf die Küche, aus der man aus unerklärlichen Gründen die großen Kochkessel entfernt und ins Freie befördert hat. Daß von den in der Kleiderkammer einst deponierten Zivilkleidern sowie den sonstigen persönlichen Sachen nichts mehr vorhanden war, konnten sie sich an fünf Fingern abzählen. Sie starrten noch einmal auf die Freiwaschanlage, vor der sie so oft bei grimmiger Kälte gezittert hatten, auf die Latrine, auf der man die Zeitung des Nachbarn hätte mitlesen können. Wohl dem, der überhaupt eine Zeitung besaß, denn Toilettenpapier war Mangelware gewesen. Sie sahen

den Exerzierplatz, auf dem sie bis zum Umfallen Kehrtwendungen hatten vollziehen müssen, erinnerten sich an den aufgewirbelten Staub beim Auskehren der Stuben, an die Grieben, welche die Herren Vormänner und Obervormänner aus der Suppe gefischt hatten und an all die Schikanen und Demütigungen, die sie hier einmal ertragen mußten. Ja, sie waren wieder in Groß-Rossau - und im Nachhinein erkannten sie erst recht die Unsinnigkeit dessen, was man mit ihnen gemacht hatte. Es war das alte Lied vom Machtmißbrauch, vom Größenwahn der Mächtigen und von der Ohnmacht der Gepeinigten, von der scheinbaren Unvereinbarkeit von Autorität und Menschenwürde gewesen- und fast schämten sie sich, all diese Erniedrigungen hingenommen zu haben. 'Ob es in einem Konzentrationslager wohl so ähnlich zugegangen sein mag?' fragte Thomas sich. Indessen - frei waren sie immer noch nicht, und sie mochten nach wie vor nicht daran glauben, heimkehren und frei sein zu können.-

In weitem Bogen fuhren die Wagen um das Lager herum und hielten an einem Waldrand. Zwei Stunden später erging der Befehl, nach Klein-Rossau weiterzufahren. Wieder einmal wurde in einer Scheune Quartier bezogen, während der Chef Verhandlungen mit dem amerikanischen Stadtkommandanten von Osterburg führte.

Gegen Abend traf der Troß ebenfalls ein. Die Pferde wurden ausgespannt, Lebensmittel entladen und Wasser für die Feldküche herangeschafft. Nach etwa einer Stunde war das Essen fertig. Als die Männer aßen, kehrte der Chef von Osterburg zurück, doch niemand erfuhr, was er dort ausgehandelt hatte.

So krochen sie denn ins Stroh und träumten von der Freiheit. Sie träumten von ihr ohne zu ahnen, wieviele Freiheitsbe=griffe es gab - und doch: mußte es sie nicht geben, jene Freiheit, von der doch alle Welt unablässig sprach?

"Nur der Freiheit gehört unser Leben!
Laßt die Fahnen dem Wind!
Einer stehet dem andern daneben;
aufgeboten wir sind!
Freiheit ist das Feuer,
ist der helle Schein;
solang sie noch lodert,
ist die Welt nicht klein"

so hatte Thomas einmal lernen und singen müssen. Gefunden war sie zwar noch nicht, die Freiheit, doch wenn es sie gab, dann mußte sie doch irgendwo sein. Man müßte sie vielleicht nur suchen, vor allem jetzt, nachdem bekannt geworden war, daß seit dem 8. Mai Friede herrschte.

Thomas lag noch lange wach und dachte nach. Wie bescheiden war er doch geworden, er genauso wie seine Kameraden, hatte er es doch längst aufgegeben, Luftschlösser zu bauen, solche Luftschlösser, von denen zuweilen im Kino etwas zu sehen gewesen war. Ja, einen Film mochte er sich schon mal wieder ansehen, einmal unbeaufsichtigt spazieren gehen, vielleicht durch eine hübsche kleine Stadt mit hübschen jungen Mädchen. Aber hatten ihre Ausbilder ihnen nicht ins Gesicht geschrien, sie müßten mit einem rostigen Taschenmesser kastriert werden, wenn einmal von Mädchen die Rede gewesen war!
Nun, ganz still mal wieder auf einer grünen Wiese liegen,

umgeben von duftenden Blumen und bunten Schmetterlingen wäre schließlich auch schon was, unkontrolliert, unbeobachtet und versteckt vor der ganzen Welt - oder einmal ungestört vor einer brennenden Kerze sitzen und sich auf sich selbst besinnen können? Ja - und einmal wieder selbständig denken dürfen, ohne ständig Vorgedachtes und Vorgekautes nachvollziehen zu müssen. Aber konnten er und seine Kameraden dies denn überhaupt noch? Besaßen sie noch die Fähigkeit zu einer eigenen Entscheidung, konnten sie denn überhaupt noch selbständig handeln? Hätten sie sich schließlich nicht widerstandslos zur Schlachtbank führen lassen, wenn dies nur - befohlen worden wäre?

Und doch: Hatten sie nicht alles getan, wenigstens den ihnen verbliebenen, kümmerlichen Rest ihrer zerschundenen Seelen vor Schaden zu bewahren, jenes kleine Flämmchen ihres Innersten nicht wie einen Augapfel behütet, trotz aller Einschränkungen? Aber gab es tief in ihrer Brust überhaupt noch jenen Funken Ewigkeit, den wohl die klugen Leute meinten, wenn sie von der Unzerstörbarkeit der Persönlichkeit redeten?

Persönlichkeit?- Noch lagen die Persönlichkeiten im Stroh jener Scheune von Klein-Rossau - nach wie vor von dem verfolgt, was den Schlaf unruhig macht, heimgesucht von den ungezählten Ereignissen der voraufgegangenen langen Jahre. Das war nicht der Schlaf des Gerechten, das war nicht der Jugendtraum, das war der Schlaf der so geheißenen Schlafmützen, das waren die Alpträume beschädigter - kriegsbeschädigter - Seelen. Und diese Seelen gleichten geborstener Spiegel, deren Splitter nach miserablen Zukunftsaussichten

schielten, Splitter, welche die Zerrbilder einer zumindest ebenso miserablen Vergangenheit reflektierten.

Lieber Heiland, sei so gut,
lasse doch dein teures Blut
in das Fegefeuer fließen,
wo die armen Seelen büßen...-

so hatten die meisten von ihnen wohl gebetet, als sie noch klein waren, hatten das Kind im Stall zu Bethlehem angerufen, sie, die sie nun selbst gleich armen Seelen auf Heu und auf Stroh lagen, selbst zu Ochsen und Eseln degradiert; zu Mauleseln und Hornochsen.

III

Als am nächsten Morgen zur Befehlsausgabe angetreten wurde, zupften die Kameraden sich gegenseitig die Strohhalme von den Uniformen, um "in anständigem Aufzug" zu erscheinen. Nach Entgegennahme der obligaten Meldung verkündete der Einheits=führer, daß alle aus dem Kreise Osterburg stammenden Kameraden noch am selben Tage Entlassungsscheine erhalten würden, um dann anschließend nach Hause zurückkehren zu können.

Richard Nonnemann, der in dem Nachbardorf Flessau zu Hause war, hätte am liebsten vor Freude einen Luftsprung gemacht.

"Gratuliere, Richard!" sagten Thomas und die anderen Kame=raden um ihn herum. Alsdann fragte der Einheitsführer, wer von den Angehörigen seiner Abteilung aus dem Osten Deutsch=lands stamme. Hier und da ging ein Arm hoch, doch fehlte bezüglich der Anzahl ein wenig die Übersicht. Daraufhin bestimmte der Chef, daß einer der Zugführer nach dem Appell die Namen der Ostdeutschen zu notieren habe.

"Sie möchten doch sicher wissen, aus welchem Grunde ich ihre Namen aufschreiben soll!" rief der Zugführer vor dem Anlegen der Liste aus. "Nun - der Chef hat bei seinen gestrigen Ver=handlungen in Osterburg die Erlaubnis erhalten, sie hier - also entweder in Klein-Rossau oder in Groß-Rossau - bei Landwirten unterzubringen. Sobald sie nachweisen können, daß die Möglichkeit einer Heimkehr besteht, erhalten sie ihre Entlassungsscheine. Der Chef hat dem amerikanischen Stadt=kommandant auf dessen Frage, wieviele Ostdeutsche seiner Abteilung angehören gesagt, es seien etwa zwanzig. Wieviele seid ihr denn - eins, zwei, drei..."

Der Zugführer stellte fest, daß achtzehn Männer um ihn ver=sammelt waren und fuhr dann fort: "Daß sie bei den Landwirten arbeiten müssen, dürfte ja wohl klar sein. Dafür ist ihre Unterbringung und Ernährung aber erst mal gesichert. Aus=drücklich möchte ich allerdings betonen, daß Auskneifen nicht drin ist. Würden sie irgendwo ohne Papiere angetroffen, kämen sie postwendend hinter Stacheldraht. Von Zeit zu Zeit werden amerikanische Posten, die zur Wachmannschaft des Gefangenen=lagers drüben gehören, auf den Höfen erscheinen, um ihre Anwe=senheit nachzuprüfen. Sie müssen heute mittag jedoch - zusammen mit der ganzen Abteilung - erst noch nach Osterburg gebracht

werden; ich weiß auch nicht warum."

Als die Namensliste vollständig war, überreichte der Zug=führer sie dem Chef. Seine Mitteilungen an die Ostdeutschen aber sprachen sich anschließend rasch herum. Als Thomas er=fuhr, daß sich statt zwanzig nur achtzehn Kameraden aus Ost=deutschland gemeldet hatten, sah er für sich selbst eine Chance:

Unweit der Scheune saß der Chef in seinem Pkw und las Zeitung. Selbstbewußt ging Thomas auf ihn zu, schlug laut hörbar die Hacken zusammen, pflanzte sich mit erhobenem Arm vor seinem Chef auf und hoffte eine gute Figur abzugeben.

"Was wollen sie?" schnarrte der in seinem Lesestündchen Gestörte ihn an.

"Entschuldigung, Herr Oberstfeldmeister..."

"Was heißt hier 'Entschuldigung'! Was wollen sie?"

"Herr Oberstfeldmeister, sie hatten vorhin nachgefragt, wer von uns in Ostdeutschland beheimatet sei."

"Warum melden sie sich denn erst jetzt? das hätten sie doch vorhin tun können!"

"Das wäre nicht korrekt gewesen, Herr Oberstfeldmeister."

"Und wieso nicht?"

"Weil ich aus dem Westen bin, Herr Oberstfeldmeister, aber ich bin der einzige Ernährer meiner Familie. Mein Vater ist gefallen. Meine Familie stammt aus Düren im Rheinland."

"Wo liegt das genau?"

"Ungefähr in der Mitte zwischen Köln und Aachen, aber meine

Angehörigen sind nach Braunlage im Harz evakuiert worden, also in eine Gegend, wo es kaum etwas zu... zu..."

"Ich verstehe! Wo es kaum etwas zu Futtern gibt."

"Ja - und wo es jetzt möglicherweise noch größere Versor= gungsschwierigkeiten geben könnte als zuvor. Wenn ich nicht für meine Angehörigen sorge, dann weiß ich nicht, wie die über die Runden kommen. Sofern sie mich jedoch den achtzehn Kameraden aus Ostdeutschland zuteilen würden - wissen sie, von hier aus hätte ich doch leicht die Möglichkeit, in den Harz zu gelangen. Wer weiß, ob wir überhaupt noch einmal nach Düren zurückkehren können, weil dort schwere Kampfhand= lungen stattgefunden haben."

"Ich verstehe. Ja, achtzehn Männer stehen auf der Liste - also meinetwegen. Sagen sie ihrem Zugführer, daß ich die Erlaubnis gegeben habe! Wie heißen sie?"

"Arbeitsmann Thomas Nagel, Herr Oberstfeldmeister."

"Ich trage sie noch in die Liste ein - wo ist denn mein Füllfederhalter?- Bis zur Übergabe in Osterburg müssen sie aber beim Haufen bleiben, genauso wie die Männer aus dem Osten, kapiert?"

"Jawohl - und vielen Dank, Herr Oberstfeldmeister!"

IV

Unweit der Scheune dampfte am späten Vormittag zum letzten Male die Feldküche. Die noch verbliebenen Restbestände an Lebensmitteln wurden zu einer Speise verarbeitet, die sowohl als Gemüsesuppe als auch als Suppen-Gemüse hätte gelten können. Zusätzlich zur Hauptmahlzeit erhielt jeder noch ein halbes Kommißbrot, ein Stück Butter, eine Portion Marmelade und eine ellenlange Dauerwurst. Noch einmal wurden die Feld=flaschen mit heißem Kaffee gefüllt und noch einmal saßen die Männer der RAD-Abteilung VI/133 im Sand der Altmark und löffelten ihre Kochgeschirre leer.

"Merkst du was?" fragte Thomas seinen Kameraden Wolfgang, der neben ihm hockte.

"Was soll ich merken?" fragte dieser erstaunt zurück.

"Ja, dann spitz' doch mal deine Ohren!"

Nun gewahrte auch Wolfgang das Klappern und Scharren ringsum: "Du hast recht, Thomas, wenn so eine ganze Abteilung futtert, das ist schon ein durchdringendes Gerassel."

"Ich werde es wohl zum letzten Male hören."

"Wieso?"

"Der Chef hat mich den achtzehn Kameraden aus Ostdeutschland zugeteilt."

"Mensch, Thomas, da kannst du aber von Glück sagen!"

"Ja, schon. Ich hoffe nur, daß ihr alle bald das Glück haben werdet."

"Du wirst doch zuerst nach Braunlage gehen, oder?"

"Muß ich ja, Wolfgang."

"Dann könntest du doch - falls du über Blankenburg kommst - meiner Mutter Bescheid geben und ihr sagen, daß ich lebe und ihr einen Gruß von mir ausrichten."

"Falls ich demnächst über Blankenburg marschiere: gern!"

"Wir wohnen in der Bismackstraße 1."

"Falls du nicht schon vor mir zu Hause bist, Wolfgang."

"Ich würde mich freuen, wenn ich dich empfangen könnte."

"Ja, stell' dir das vor.- Übrigens - weil wir gerade beim Essen sind: Kennst du zufällig auch die Geschichte mit der französischen Kuh?"

"Was für eine französische Kuh?"

"Mein Großvater hat sie mir einmal erzählt. Sie soll sich 70/71 zugetragen haben, aber ob sie sich tatsächlich ereignet hat, vermag ich nicht zu sagen."

"Los, nun erzähl' schon!"

"Also, das war so: Als die preußischen Truppen das Elsaß besetzten, ersuchte ein Küchenbulle seinen Kompaniechef, Frischfleisch zu requirieren. Da auch der Kompaniechef ein Freund von Lebensmitteln war, zog er tags darauf mit seinem Koch los, um eine Kuh zu organisieren. Nun lebt ja im Elsaß eine Bevölkerung, die sich teils aus Deutschen und teils aus Franzosen zusammensetzt- und damals war das nicht anders als heute. Welcher Bauer jedoch Deutscher und welcher Franzose war, vermochten auch die beiden "Tierforscher" nicht ohne weiteres zu erkennen, zumal die meisten Franzosen auch Deutsch

und die meisten Deutschen auch Französisch sprachen. Hinzu kam das Problem, daß das Elsaß eine Art Kondominium war, also ein Gebiet, das vor Kriegsende zwar schon von den neuen Herren beansprucht wurde, von den alten jedoch keineswegs schon aufgegeben war. Aus diesem Grunde hüteten sich die Besatzungstruppen denn auch, französisches Eigentum anzu= tasten - zunächst jedenfalls, denn Paris war noch nicht gefallen. Die Beschlagnahme von Milchkühen war indes über= haupt verboten, und was die Staatsangehörigkeit des Rindviehs betraf, so richtete sich diese nach der seines Halters. Welcher Bauer aber würde angesichts dessen, daß ihm das Vieh weggenommen würde, sich als Deutscher ausgeben! obwohl alles bezahlt wurde.

Die beiden Okkupanten gingen - eskortiert von zwei bewaff= neten Grenadieren - dennoch ans Werk und pirschten sich vorsichtig ans erste beste Bauernhaus heran. Als sie durch das Tor traten, gewahrten sie einen Knecht, der ein statt= liches Kalb hinter sich herzog. Augenblicke später erschien auch der Bauer. Der Anführer des Beschlagnahme-Komitees erklärte ihm kurz und knapp seine Absicht, doch der Hof= besitzer gab zu verstehen, dies sei eine französische Kuh, da auch er Franzose sei.

Dem preußischen Offizier kamen denn auch erhebliche Bedenken, und er war schon im Begriff, den Hof unverrichteter Dinge wieder zu verlassen, als die junge Kuh einen folgenschweren Fehler beging: sie gab hinterrücks ein lautes Muh von sich, woraufhin der Hauptmann kurzerhand feststellte, daß dies ein

deutsches Muh gewesen sei. Der Bauer wehrte sich daraufhin mit dem Hinweis, daß die deutschen Kühe doch schwarzbunt gefärbt seien, wogegen es sich hier doch um ein rotbuntes, somit also um ein französisches Tier handeln müsse. Darauf aber ließ der Offizier sich nun nicht mehr ein und erklärte dem schlauen Bauer: 'Was glauben sie, Monsieur, wieviele rothaarige Grenadiere meiner Kompanie angehören! Wenn es danach ginge, dann wären das lauter Franzosen - und so wanderte das Kalb schließlich doch noch in die deutsch-preußischen Kochgeschirre."

"Als Gegenleistung dürften dafür die Kälber des Elsaß nach 1918 wieder in die französischen Kochgeschirre gewandert sein", erwiderte Wolfgang, "1940 waren dann die deutschen Kochgeschirre wieder an der Reihe - und welche Kochgeschirre heutzutage das Elsaß zu füllen hat, können wir uns ausmalen."-

Nach dem Essen wurde gespült. Kurze Zeit später trat die VI. Abteilung zum letzten Appell an. Dann hieß es "Aufsitzen!" Wenig später hielten die Wagen unter den Bäumen einer Seitenstraße in Osterburg. Als die Männer aus Ostdeutschland die Fahrzeuge verließen, stieg auch Thomas ab. Dann brausten die Lastwagen davon - und die Kameraden winkten einander so lange nach, bis sie sich aus den Augen verloren. "Wo die wohl hingebracht werden?" fragte einer der Ausgestiegenen, und ein anderer antwortete: "Das kannst du dir doch denken!"

In diesem Augenblick trat ein vornehm gekleideter Beamter der Stadt Osterburg auf die Zurückgebliebenen zu:

"Sind sie Angehörige der RAD-Abteilung VI/133?"

"Jawohl, das sind wir!"

"Ich soll ihnen die Grüße unseres amerikanischen Stadt=kommandanten übermitteln, der vor allem angesichts ihres jugendlichen Alters Verständnis für sie aufgebracht hat. Ihrer bedingten Freilassung hat er - wie ihnen wohl schon mitgeteilt worden ist - jedoch nur mit der Maßgabe zuge=stimmt, daß sie sich zu den von ihrem Vorgesetzten ausge=machten Quartiere in Klein-Rossau begeben. Sie arbeiten dort so lange auf Bauernhöfen, bis sie die Möglichkeit einer Rückkehr in die Heimat beziehungsweise einer Familien=zusammenführung andernorts nachweisen können - erst dann erhalten sie Entlassungspapiere. Unbeschadet dessen, daß sie schon entsprechend instruiert worden sind, rate auch ich noch einmal dringend davon ab, diese Quartiere ohne Entlassungs=scheine zu verlassen, da sie auf der Flucht doch wieder einge=fangen würden. Dann könnte ich allerdings nichts mehr für sie tun - und sie würden ins nächste Gefangenenlager wandern. Dies gilt vor allem für den Fall, daß sie im sowjetisch besetzten Teil Deutschlands aufgelesen würden. Am Ende könnten sie dann noch am Eismeerkanal Steine klopfen - und was das bedeutet, können sie sich sicher vorstellen. Ob sie eines Tages nach Ostpreußen, Pommern, Schlesien oder wo auch immer sie her=kommen, zurückkehren können, ist im Augenblick noch nicht zu übersehen und hängt von der künftigen Entwickelung ab. Sie müssen also noch ein wenig Geduld haben, bis sich die Ver=hältnisse einigermaßen konsolidiert haben.

Sollte es Probleme geben, können sie sich jederzeit an mich wenden. Ich habe hier eine Liste mit ihren Personalien, die

ebenfalls die Namen jener Landwirte enthält, bei denen sie Aufnahme finden. Sie melden sich dort noch heute, denn sie werden für heute noch erwartet. Kommt jemand von ihnen nicht an, so hat der betreffende Landwirt dies der Orts= kommandantur von Klein-Rossau anzuzeigen. Sie behalten also zunächst noch den Kriegsgefangenen-Status und kommen erst endgültig frei, wenn sie von der Besatzungsmacht - wie schon gesagt - ihren Entlassungsschein erhalten. Übrigens können sie mich auch telefonisch erreichen, falls eine dringende Angelegenheit zu regeln ist; sie wissen ja wohl, wo ich zu erreichen bin.

Und nun wünsche ich ihnen alles Gute - und kommen sie gut in ihre Quartiere!"

Nachdem ein jeder RAD-Mann die Anschrift seines Quartier= gebers zur Kenntnis genommen hatte, bedankten die Männer sich bei dem freundlichen Herrn und zogen anschließend in kleineren Gruppen erst einmal durch die Stadt. Was für ein Gefühl, wieder auf freiem Fuß zu sein! Wie herrlich, nach so langer Zeit nicht mehr am Gängelband laufen zu müssen!

Ihre frohen Gesichter fielen überall auf - und immer wieder wurden sie von Straßenpassanten, von Osterburger Bürger ange= sprochen, Menschen, die sie zuvor nie gesehen hatten. Frauen jeden Alters eilten zu ihnen auf die Straße hinaus und beschenkten sie mit Geld und Zigaretten. Wer konnte es ihnen verdenken, daß sie sich Zeit ließen, ehe sie in ausgelassener Fröhlichkeit nach Klein-Rossau zurückkehrten! Als ein kleines Mädchen am Stadtrand von Osterburg mit einem Blumenstrauß in der Hand auf sie zutrat, wußten sie mit absoluter Gewißheit,

daß'das Kapitel Reichsarbeitsdienst' abgeschlossen war.

Es war ein Kapitel gewesen, an dessen Beginn sie den Glauben an die Erhaltung ihrer Individualität innerhalb einer Gemeinschaft gestellt hatten, so sehr diese Gemeinschaft auch eine Schicksalsgemeinschaft darstellte. Die Zerstörung jedweder Individualität aber verhinderte vom ersten Tage an gleichsam das Zustandekommen einer Gemeinschaft, denn Zusammengehörigkeitsgefühl entsteht nur dort, wo der Einzelne geachtet wird. In Groß-Rossau aber war das Band der Gemeinschaft a priori zerschnitten; nicht etwa, weil das Motiv gefehlt hätte, nicht weil es einer Zielsetzung bedurft hätte und nicht weil es eines Ausbildungsprogramms ermangelt hätte! Wohl aber, weil es kein Wechselseitigkeitsgefühl gab und weder die Ehrfurcht vor dem Herrn, noch die Liebe zum Werkzeug obwaltete. Die völlige Mißachtung des Untergebenen führte zur Verachtung des Vorgesetzten. Unter der Knute der Zuchtmeister aber schmolz der Idealismus der jungen Männer wie Butter in der Sonne. Unkameradschaftlich, verständnislos und völlig unzugänglich verspielten jene das Vertrauen derer, die mit Milde, Freundlichkeit und Toleranz zu gewinnen gewesen wären. Dies änderte sich erst dann, als es zu spät war - und die Mannschaft, die "Gemeinschaft" zerstob wie eine Pusteblume, als alles vorbei war.

Intermezzo

I

Zur gleichen Zeit wurde in Braunlage ein großes Fest vorbereitet. Ein nunmehr aus deutscher Kriegsgefangenschaft befreiter russischer Soldat heiratete eine 'Ostarbeiterin', wie es im deutschen Sprachgebrauch während des Krieges geheißen hatte. Dutzende ihrer ehemaligen Leidensgenossen bereiteten eine Feier vor, die für Braunlage einmalig werden sollte.

Es wurde geschlachtet und gebacken, gebraten und gekocht, gröstet und gebrutzelt. Tabakwaren wurden organisiert - und an Schnaps sollte es auch nicht fehlen. Wie es hieß, habe sich auch der Arbeitgeber nicht lumpen lassen, in dessen Firma die Leute gearbeitet hatten. Mit einer großherzigen Spende wollte er zum Gelingen des Festes beitragen, zumal die armen Teufel bis Kriegsende nur für einen Appel und ein Ei gearbeitet hatten. Kaum jemand wußte bis dahin von ihnen, mit Ausnahme jener deutscher Arbeitskräfte, die ebenfalls dort tätig waren. In der Öffentlichkeit waren sie nicht in Erscheinung getreten, denn als Gefangene wurden sie permanent bewacht und wohnten, aßen und übernachteten im Werksgelände. Dann aber waren eines Morgens die Engländer gekommen.

Frau Nagel und Larissa hatten die letzten Nächte vor dem Einzug der Briten - gemeinsam mit den anderen Hausbewohnern - im Keller des Hauses in der Bodestraße verbracht. Als dann eines Morgens die Schießereien rund um Braunlage verstummten,

waren sie in ihre Wohnung zurückgekehrt. "Heute tut sich was", hatte Frau Nagel zu Larissa gesagt, da es draußen außergewöhnlich ruhig war. Die beiden Frauen traten ans Fenster und beobachteten mit erhöhter Aufmerksamkeit die Bahnhofstraße - und dann kamen sie. "Schau, Larissa!" rief sie aus, "da kommen sie! Engländer!"

Vorsichtig huschten die uniformierten Gestalten von Haus zu Haus und von Straße zu Straße, während den beiden am Fenster die Tränen in die Augen traten.

"Warum weinst du denn, Larissa?" fragte Frau Nagel ihre kleine Freundin.

"Weil ich jetzt frei bin, Maria - aber warum weinst du denn?"

"Weil alles umsonst war, Larissa, weil die anderen Männer nun nach Hause kommen und mein Mann nicht - und weil Deutschland den Krieg verloren hat - und nicht nur die Nationalsozialisten. Damals, 1918, war es nicht anders. Ich erlebe das nun schon zum zweiten Male. Nur - damals kamen sie nicht der Nazis wegen, denn damals gab es die noch nicht. Ich weiß nicht, ob du das verstehen kannst, zumal ich nie für - sondern eher gegen die Nazis gewesen bin. Und doch: Es ist doch mein Land, das nun am Boden liegt, und es ist doch mein Volk, das nun geschlagen ist. Es sind unsere Männer, Väter, Söhne, Brüder, die hinausgezogen waren, um dieses Land zu schützen, aber alle Opfer waren sinnlos. Im Altertum ging es um Frauen, Königinnen, Prinzessinnen und Besitztümer. Im Mittelalter ebenfalls. Danach kämpfte man aus Arroganz und zuletzt wegen der

unterschiedlichen Ideologien. Mal war es die Religion, mal das nationale Erbe, und schließlich die Fahne. Rechtfertigt wurde bislang noch jeder Krieg, und wer gewonnen hatte, der hatte am Ende recht behalten. Aber es kommt nicht darauf an, wer recht hat. Diese Recht=haberei hängt mir zum Halse heraus, nein, es kommt darauf an, was richtig ist - und vor allem kommt es auf die Menschen an. Wo nur unser armer Thomas sein mag? Entschuldige! aber ich bin ganz durcheinander."

Die Frauen umarmten einander und wischten sich die Tränen von den Wangen. Erneut traten sie ans Fenster und sahen, daß die nachfolgenden Truppen nun zügiger die Stadt besetzten. Es fiel kein Schuß, so daß schon nach kurzer Zeit die ersten Zivilisten vor den Haus=eingängen erschienen, um sich das militärische Treiben anzusehen. "Seid vorsichtig!" warnten sie einander, "es könnte noch einen deutschen Gegenstoß geben", doch nichts dergleichen geschah. Die Briten bezogen ihre Quartiere, hißten ihre Fahnen und hängten ihre Bekannt=machungen aus. Für Braunlage hatte die Besatzungszeit begonnen.

"Was meinst du, Larissa," fragte Frau Nagel am nächsten Tag die kleine Ukrainerin, "ob man wohl wagen kann, in die Stadt zu gehen? Schließlich müssen wir uns doch um neue Lebensmittel bemühen. Von Leitungswasser werden wir doch nicht satt. Was meinst du? soll ichs mal versuchen?"

"Vielleicht hier in Nachbarschaft nur, nicht weit gehen, Maria, nur hinten um Ecke", antwortete die junge Dame.

Kurze Zeit später verließ Frau Nagel das Haus. Als sie die Bahnhofstraße erreichte, schaute sie zunächst einmal ängstlich nach rechts und links, doch schien es so, als habe sie nichts zu befürchten. Britische Soldaten gab es nirgendwo zu sehen, und so ging sie denn ein Stück in Richtung Rathaus und schaute sich die Läden an, die rechts und links der Straße lagen. Enttäuscht stellte sie bei Erreichen der Kolliestraße fest, daß die infrage kommenden Geschäfte sämtlichst geschlossen hatten. Hier und da gab es Hinweisschilder mit der Aufschrift "Vorüber= gehend geschlossen" oder "Wiedereröffnung in Kürze". Als sie auf dem Rückweg in all ihrer Ratlosigkeit das Kino erreichte, blieb plötzlich eine zerlumpte Gestalt vor ihr stehen. Stockenden Schrittes hob sie den Kopf und richtete ihren Blick auf diesen bedauernswerten Mann, der offenbar etwas von ihr wollte. Verwirrt bemerkte sie, wie zwei ruhige dunkle Augen sie betrachteten, während ein gütiges Lächeln die Mundwinkel des Armseligen um= spielte - und dann sagte dieser arme Lazarus mit einer leichten Verbeugung: "Frau Nagel".

Im selben Augenblick ließ Frau Nagel ihre Tasche zu Boden fallen und stürzte dem Mann mit Tränen in den Augen ent= gegen, warf ihre Arme um seinen Hals und zog ihn an sich: "Iwan!" rief sie aus, "Iwan, wo kommst du denn her?"

"Ich war in der Fabrik, habe dort gearbeitet, und jetzt ist der Krieg vorbei."

"Und wie bist du hierher gekommen?"

"Nun, mit Güterzug, als in Düren alles kaputt war."

"Mein Gott - und wir haben nichts davon gewußt!"

"Ist Familie auch hier?"

"Mein Vater ist hier gestorben und Thomas ist noch einberufen worden, ich weiß nicht wo er ist. Seit langer Zeit habe ich keine Post mehr von ihm bekommen. Jetzt ist er vielleicht in Gefangenschaft; er war zuletzt irgendwo zwischen Stendal und Osterburg in einem RAD-Lager, verstehst du?"

"Ja, aber Krieg ist aus, Frau Nagel, nun wird Thomas auch bald nach Hause kommen."

"Hoffentlich, Iwan, hoffentlich! - Aber Larissa ist hier!"

"Ist das wahr?"

"Ja, komm mit, sie ist bei mir zu Hause!"

"Wie haben sie das gemacht?"

"Ach, Iwan, das ist eine lange Geschichte. Komm erst mal mit, dann werde ich dir alles erzählen!"

Der abgerissene Mann hob die Tasche auf und reichte sie Frau Nagel, die nun zur Eile antrieb.

"Wird Larissa Augen machen, wenn wir beide jetzt nach Hause kommen", sagte sie wiederholt - und bald waren sie vor dem Hauseingang in der Bodestraße. Hurtig ging es die Treppen hinauf und schon standen sich die zu Freunden Gewordenen gegenüber. Und wieder gab es Umarmungen und Tränen. Frau Nagel erklärte dem Russen, daß sie ihm nichts anbieten könne, da sie selbst nichts mehr zu beißen hätten.

Der Russe verabschiedete sich für eine Weile, um nach etwa zwanzig Minuten mit einem Korb voller Lebensmittel zurückzukehren. Schmalz, Corned beef und Blutwurst in Dosen, Speck, Eier und Dosenmilch, Fisch und Gemüsekonserven kramte er hervor und legte alles auf den Tisch. Im Korb zurück blieben zehn Pfund Kartoffeln, ein Bündel Möhren und ein paar Stangen Breitlauch. Dann griff er in die Hosentaschen und holte drei Packungen englische Zigaretten hervor.

"Das ist für sie, Frau Nagel. Nun kann ich ihnen Essen bringen und danken für Essen, was sie mir früher gegeben haben."

"Wo hast du das denn alles her, Iwan?"

"Von den Engländern, Frau Nagel".

"Aber kannst du das denn auch entbehren?"

"Wir haben genug davon in Küche."

"Ihr seid also immer noch in dem Lager?"

"Ja, so ist es."

"Und wie ist die Stimmung bei euch?"

"Wir sind überglücklich, Frau Nagel, überglücklich; ich kann nicht sagen, wie glücklich wir sind. Morgen wollen die Engländer uns neue Uniformen geben, englische Uniformen, dann kann ich die alten Sachen verbrennen und nix mehr schämen."

Die lebhafte Unterhaltung wurde fortgesetzt, während Frau Nagel das Mittagessen zubereitete und als sie schließlich

die Mahlzeit einnahmen, frischten sie alte Erinnerungen auf. Tausend Fragen gab es und tausend Antworten.

Am frühen Nachmittag verließ der zerlumpte Mann aus Rußland die beiden Frauen, um am nächsten Tage geschniegelt und gebügelt erneut zu erscheinen. Viel jünger sah er aus, wenngleich auch die Spuren der Vergangenheit nach wie vor sein Gesicht prägten. Die braun eingefärbte Uniform stand ihm gut, die Schuhe glänzten wie Speckschwarten und dann die Krawatte!

"Jetzt darf ich aber bestimmt nicht mehr 'Iwan' und 'du' sagen?" fragte Frau Nagel den Gast, "jetzt siehst du ja wie ein richtiger Herr aus" - und zu Larissa gewandt: "Da kannst du mal sehen was ein Schlips schon aus einem Mann machen kann!"

Iwan lehnte dankend ab, doch Frau Nagel ließ nicht locker: "Schau, Iwan, du bist ein gebildeter Mann, ein Akademiker. Zu einem so vornehmen Herrn darf ich doch nicht 'du' sagen. Aber ich mache einen anderen Vorschlag: wir sagen ab jetzt beide 'du' zueinander - ich heiße Maria. Iwan nahm die ausgestreckte Hand seiner Gastgeberin entgegen, zeigte lachend seine weißen Zähne und sagte ebenso schüchtern wie herzlich: "Einverstanden, Maria!" Die alte Freundschaft hatte sich in eine neue verwandelt. Waren sie je - Feinde gewesen?

Am Ende der Lauterberger Straße war eine russische Komman=

dantura, in der ein Verbindungsoffizier Kontakt zum britischen Stadtkommandanten hielt, umgeben von einem kleinen Stab und einer Wachmannschaft. Sowohl hier als auch bei Iwans Lagerinsassen sprach sich bald herum, welche Rolle die Familie Nagel in Larissas und Iwans Leben gespielt hatte - und so erfuhr denn auch das Brautpaar, dessen Hochzeit kurz bevorstand, von der Geschichte.

Am Tag vor der Hochzeit klopfte jemand an Frau Nagels Wohnungstür. "Herein!" rief sie unbekümmert und schaute zur Tür hin. Iwan erschien abermals, doch diesmal mit Gefolge. Nach kurzer Begrüßung erklärte Iwan, das dies das Brautpaar sei und er den Auftrag habe, sie und Larissa zur Hochzeitsfeier einzuladen. Abwechselnd sah die Braut den Bräutigam, der Bräutigam die Braut an, und beide warteten neugierig auf Frau Nagels Reaktion, während Larissa schon freudestrahlend die zusammengelegten Hände unter die Kinnspitze schob. Frau Nagel nahm dankend an, gab jedem noch einmal die Hand und bat darum, noch ein wenig Platz zu nehmen, Iwan erklärte jedoch, daß die beiden noch mancherlei Vorbereitungen zu treffen hätten: "Ich muß auch gleich wieder gehn, denn wir müssen noch große Halle ausschmücken für Feier, verstehen sie - oh, Verzeihung, verstehst du?"

"Also bis morgen abend - um acht?"

"Ja, gut, um acht Uhr morgen abend. Ich haben Brautleute gesagt, ihr beide kommt, gut?"

Als die drei gegangen waren, sah Frau Nagel Larissa an und meinte: "Aber was sollen wir den beiden schenken? Wir haben doch nichts. Irgendwas müssen wir doch mitnehmen; wir können doch nicht mit leeren Händen gehn."

"Ach, Maria, der Iwan wird schon Braut und Bräutigam gesagt haben, daß wir arm sind", antwortete Larissa, während Frau Nagel am Tisch sitzend nachdenklich den Kopf in die Hände stützte. Plötzlich hob sie den rechten Arm, schnippte mit den Fingern und sagte: "Ich habs!" Dann sprang sie auf und rannte ins Schlafzimmer. Augenblicke später kam sie zurück, in der einen Hand Thomas' Hirsch= fänger, in der andern den Perlmuttrosenkranz von Tante Hedwig.

"Den Hirschfänger schenkst du dem Bräutigam, und den Rosenkranz schenke ich der Braut", sagte sie zu Larissa, "Thomas bekommt später einmal einen neuen Hirschfänger von mir, und Tante Hedwig - Gott hab sie selig - wird mir wohl vergeben."

Über dem Lagereingang prangte ein großer Sowjetstern und überall wehten rote Fahnen. Der Weg zur Festhalle war mit hingestreuten Blumen markiert, die von den Wiesen entlang der Warmen Rode stammten. Das Eingangstor zur Halle stand weit offen und die beiden Torflügel waren nach außen gegen die Holzwand der großen Baracke geklappt. Birkenreisig schmückte das Tor rundum, verziert mit weißen

Papierrosen. In einiger Entfernung zum Halleneingang wurde auf einem freien Platz ein Ochse am Spieß gebraten. Reges Treiben ringsumher kennzeichnete die Verbundenheit mit dem Brautpaar, das auf der dem Eingang gegenüberliegenden Seite der Halle in der Mitte eines langen Tisches Platz genommen hatte. Über ihren Plätzen hing von der Decke herab ein aus Tannengrün gewundenes und mit bunten Schleifen verziertes mannhohes Herz, dessen Innenfeld zweimal ein schwarzes 'V' auf weißen Grund aufwies - denn er hieß Valentin und sie Veronika.

Der Bräutigam trug, gleich allen ehemaligen Mitgefangenen, eine braune Militäruniform aus britischen Beständen, die Braut ein weißes Hochzeitskleid nebst Schleier. Entlang der Seitenwände saßen die Hochzeitsgäste, russische Männer und Frauen an langen, weißgedeckten Tischen. Natürlich feierten sie nicht nur Hochzeit; sie feierten auch das Ende des Krieges, die wiedergewonnene Freiheit - und alle freuten sich angesichts der bevorstehenden Rückkehr in ihre Heimat.

Ein wenig befangen betraten Frau Nagel und Larissa gegen 20.00 Uhr die Halle und durchquerten den freigehaltenen Innenraum. Kaum daß sie ein paar Schritte zurückgelegt hatten, sprangen die Gäste ringsum von ihren Sitzen hoch und spendeten den beiden brausenden Beifall. Obwohl sie die beiden Frauen noch nie gesehen hatten, waren sie von Iwan auf ihr Eintreffen vorbereitet worden. Er selbst hatte bei Näherrücken der vereinbarten Zeit ungeduldig den Eingang beobachtet und ihre Ankunft noch vor Betreten der Halle bemerkt. "Da kommen sie!" hatte er mit lauter

Stimme seinen Landsleuten zugerufen, war ihnen entgegen geeilt und ihnen Geleit gegeben.

Vor dem Brautpaar angelangt machten die beiden Frauen einen höflichen Knicks und gratulierten mit Handschlag. Larissa übergab dem Bräutigam den in Seidenpapier einge= wickelten Hirschfänger und erklärte ihm, daß dieser ur= sprünglich einmal ihrem Lebensretter Thomas gehört habe. Voller Freude bedankte sich der Beschenkte und zeigte den Dolch herum. Zur gleichen Zeit entnahm Frau Nagel einem Etui den mitgebrachten Rosenkranz und hängte ihn der Braut um den Hals. Während der sich anschließenden Akkolade zwischen Schenkenden und Beschenkten steigerte sich der Applaus zu einer wahrhaften Ovation. Die beiden Frauen wandten sich daraufhin zu den Gästen um und winkten mit erhobenem Arm. Dann begleitete Iwan sie zu ihren Plätzen.

Dann klopfte der Vorsitzende eines Komitees, welches die ehemaligen Gefangenen nach dem Einmarsch der Engländer zur Wahrnehmung ihrer Angelegenheiten gewählt hatten, an sein Weinglas und brachte einen Toast auf die beiden Frauen aus:

"Libbe Frau Nagel!

Ich sprechen nur ein bißchen deutsch, aber ich sagen von Herzen. Sie, Frau Nagel, haben geholfen in schwere Zeit unsere Genossin Larissa und unsere Kamerad Iwan. Sie heute einzige deutsche Frau auf Hochzeit, abrr wir sie heißen herzlich willkommen. Alle russische Frauen und Männer hier wollen danken und saggen: wir niemals wollen

vergessen, was sie haben getan für unsere Schwester und unsere Bruder, für Larissa und Iwan, wenn wir sind wieder surück in Heimat. Ich heben mein Glas für sie und Sohn Thomas. Nasd'rowje!"

Eine Dolmetscherin hatte ein paar Instrumente besorgt, zu deren Klängen nach dem Essen gesungen und getanzt wurde - und sie sangen die Lieder ihrer Heimat: Wnis po matuschkje pa Wolgje, Padmaskownije wetschera, Kalakoltschik und Suliko. Als jedoch das Lied 'Nadja' erklang, wurde Larissa ein wenig traurig und sagte zu Frau Nagel: "Wo mag Schwester jetzt sein?" Dann aber bat ein junger Russe sie zum Tanz, und ihre Sorgenfalten verschwanden allmählich.

Inzwischen war auch der Ochse gebraten - und wer noch Appetit hatte, konnte im Laufe der ersten Nachthälfte hinausgehen und sich ein Stück Fleisch abschneiden. Neben dem Wein wurde nun auch Branntwein ausgeschenkt, zumal ein rechter Russe darauf nicht verzichten mag. Gegen Mitter= nacht legte sich der erste in die Ecke und kurz darauf der nächste. Die anderen aber kamen jetzt erst richtig in Stimmung und jeder mußte wenigstens einmal mit Braut und Bräutigam sowie mit Frau Nagel und Larissa anstoßen - und so begann sich denn auch bei ihnen bald alles zu drehen. Plötzlich fiel Larissa zu Boden. Rasch eilten ein paar Männer und Frauen hinzu und trugen sie hinaus. Auch Frau Nagel wurde schwarz vor Augen, so daß sie den Raum verließ und sich draußen auf eine Bank setzte.

Am nächsten Morgen waren zwei Dutzend der Gäste tot. Sie hatten, ohne es zu wissen, Mathylalkohol getrunken. Unter

den Toten waren - neben den Jungvermählten - unter anderen auch Frau Nagel, Larissa und Iwan.

Die Zwickmühle

I

Thomas wurde von Bauer Müller mit den in der Landwirtschaft erforderlichen Arbeiten vertraut gemacht. Bald mistete er Pferdeställe aus, bald fütterte er Kühe. Auf den Feldern mußte Unkraut gejätet, auf dem Hof das restliche Getreide der Vorjahresernte ausgedroschen werden. Das Essen war gut und reichlich, und wenn Feierabend war, tummelte Thomas sich mit den anderen ehemaligen RAD-Kameraden in der Biese, einem hinter den Höfen dahinplätschernden Bach.

Die ungewohnte Beschäftigung und der ganztägige Aufenthalt in der frischen Luft machten müde. So ging Thomas denn auch jeden Abend schon bei Anbruch der Dunkelheit zu Bett, zumal er wußte, daß der nächste Tag abermals recht anstrengend werden würde. Bevor er einschlief, dachte er jedesmal an seine Mutter. Wie lange hatten sie nichts mehr voneinander gehört! Anfang April war ihr letzter Brief gekommen. Ob sie das Kriegsende heil überstanden hatte, sie und Larissa? Sie würde sich Sorgen machen, unnütze Sorgen, denn er hatte ja überlebt. Seine Gedanken flogen aber auch hinüber in die Heimat. In seiner Phantasie sah er die Rur an sich vorbeifließen, dachte an die alten Freunde, an den Park, an die lange Mauer und an alles, was er an Erinnerungen im Herzen trug. Wer die Heimat liebt...

An jedem neuen Morgen aber betrachtete er seine Füße, die nun allmählich heilten. Schon nach acht Tagen hatte sich eine dünne Haut gebildet und die Schmerzen ver= schwanden. Nur dann, wenn er einmal unglücklich auftrat, lange auf den Beinen war oder weite Wege zurücklegte, sickerte noch ein wenig Blut in die Strümpfe, die er allabendlich auswusch und über Nacht trocknen ließ.

Der Bauer war wohl schon Ende der Sechzig; seine Frau ging ebenfalls auf die Siebzig zu. Thomas war ihre einzige Stütze, denn hier wie überall im Ort mangelte es an Arbeitskräften, und hier wie überall innerhalb und außerhalb Europas saßen die deutschen Soldaten hinter Stacheldraht. Wieviele es wohl sein mochten? Und wievile wohl zu Grunde gehen würden?

Eines Tages - Thomas hatte gerade zu Mittag gegessen und sich auf sein Zimmer begeben - hallten laute Geräusche durchs Treppenhaus. Hastige Schritte waren zu hören, Türen gingen auf und zu. Was das wohl sein mochte? Thomas trat an die Zimmertür und horchte, vermochte jedoch für das, was im Erdgeschoß vorging, keine Erklärung zu finden. Die lebhafte Unterhaltung im Treppenhaus wurde Sekunden später im Wohnzimmer, der guten Stube des Hauses mit wechselnder Lautstärke fortgesetzt und zog sich über die ganze Mittagspause hin.

Eine Weile lang ging Thomas im Zimmer auf und ab und fragte sich bekümmert, ob Heil oder Unheil Einzug gehalten habe. Da jedoch niemand zu ihm heraufkam,

beruhigte er sich schließlich. 'Offenbar geht es nicht um mich', dachte er, 'weder zu meinem Vorteil, noch zu meinem Nachteil'.

Nach der Mittagspause ging er wie gewohnt auf den Hof hinaus und wartete auf seinen Arbeitgeber, der ihm, wie an jedem Tage, die zu verrichtende Nachmittagsarbeit auftragen würde. Wie erwartet, erschien denn auch der Bauer nach wenigen Augenblicken.

"Spann' den Braunen an, Thomas!" rief er aus, und Thomas tat, wie ihm geheißen war. Als Pferd und Wagen bereitstanden, öffnete er das große, an der Straße gelegene Hoftor und schwang sich neben Bauer Müller auf den Beifahrersitz. Das Rumpeln des Wagens hallte von den Gebäuden ringsum zu ihnen zurück; dann waren sie draußen.

Während der Fahrt erklärte der Bauer noch einmal den Umgang mit dem Zaumzeug, zeigte auf, wie man von einer langsamen Gangart in eine schnelle übergeht und umgekehrt, wie stark die Leine anzuziehen ist, wenn das Pferd nach rechts oder links abbiegen soll und vieles andere mehr.

"Was machen wir denn auf dem Feld?" fragte Thomas den Kutscher bei Erreichen der Gemarkung.
"Wir haben Besuch bekommen", antwortete der Bauer, "zwei Enkelkinder von mir sind vorhin eingetroffen, da muß etwas Frisches auf den Tisch, Gemüse, Salat..."

"Zwei Enkelkinder?"

"Ja, zwei junge Damen aus Berlin, die Töchter meines Sohnes, der in der Reichshauptstadt einen Eissalon betrieben hat. Die beiden haben sich bis hierher durch= geschlagen. Die eine ist siebzehn, die andere fast neunzehn. In Berlin muß es schrecklich zugegangen sein. Hoffentlich leben mein Sohn und meine Schwiegertochter noch! Die Mädchen waren lange unterwegs und sind völlig erschöpft. Na ja, wenn sie erst einmal ausgeschlafen haben, sehen wir weiter."

Nach ihrer Rückkehr verbrachten die beiden Männer den Rest des Nachmittages mit allerlei Kleinarbeit auf dem Hof. Die Pferde wurden gepflegt, ein paar Küchenmesser gewetzt, Wagenräder geschmiert und das Federvieh versorgt. Als der Bauer und seine Frau am späten Nachmittag zum Melken der Kühe zur Weide hinausfuhren, bekam Thomas den Auftrag, den Hof zu kehren. "Wenn du damit fertig bist, darfst du für heute Feierabend machen", rief der Bauer ihm zu, "Abendessen gibt es zur gewohnten Zeit!"

Thomas beeilte sich so gut er konnte, um möglichst bald in die Biese springen zu können, denn es war sehr heiß draußen. Das Wasser der Biese maß an der tiefsten Stelle zwar nur einen Meter zwanzig, doch zum Erfrischen reichte es allemal.

Nach dem Bad ging Thomas zum Hof zurück, suchte sein Zimmer auf und kämmte sein nasses blondes Haar, das

inzwischen wieder das Aussehen einer Frisur angenommen hatte. Er erinnerte sich an jenen Tag im Lager, an dem er nach verpaßtem Haarschnitt ausgesehen hatte, als sei er in die Hexelmaschine geraten. Zwar hatte das Haare= schneiden etwas mit Aussehen, aber auch etwas mit Ansehen zu tun gehabt. Von militärischen Sicherheitsgründen abgesehen: Wem schneidet man schon die Haare ab! Und wie die Herren Schleifer sich schon Tage zuvor auf diesen Augenblick gefreut hatten! Daß sie sich beim Anblick der - wie sie lachend und johlend konstatiert hatten - "gerupften Hühner" vor Vergnügen nicht überschlagen hatten, war alles. Es kam ausschließlich darauf an, daß ihnen bei den jungen Damen von Groß-Rossau und Klein-Rossau niemand Konkurrenz machte. Groß war die Auswahl ohnehin nicht.

Thomas sah kritisch in jene Spiegelscherbe, welche frühere Bewohner zurückgelassen hatten und zog einen Scheitel. Als das Haar wieder trocken und wuschelig war, rief Frau Müller ihn zum Abendessen herunter. Gespannt auf die neuen Gäste flitzte er diesmal schneller als sonst zu Tisch, doch von den jungen Damen war niemand anwesend. "Die beiden schlafen wohl immer noch", sagte Herr Müller, "nun, dann fangen wir schon an".

Aus der Unterhaltung zwischen Bauer und Bäuerin konnte Thomas entnehmen, daß den Mädchen ebenfalls ein Zimmer im I. Stock zugewiesen worden war - aber dort gab es mehrere Zimmer. Ein wenig enttäuscht schlenderte Thomas nach dem Essen noch einmal zur Biese, wo er noch ein

paar auf der Uferböschung hockende Kameraden antraf. Auch sie hatten sich im kühlen Naß erfrischt und redeten nun über vergangene Zeiten, über die Hitze des Tages und über ihre Wünsche und Hoffnungen. Als die Dunkelheit hereinbrach verabschiedeten sie sich voneinander und kehrten zu ihren Quartieren zurück.

Kurze Zeit später lag Thomas bei weit geöffnetem Fenster im Bett und horchte auf das Rauschen der Biese.

Dann klopfte jemand leise an seine Tür. Zunächst reagierte er nicht, weil er glaubte, er habe sich geirrt, doch dann hörte er das Klopfen erneut. "Ja", sagte er kaum hörbar, denn noch immer war er im Zweifel darüber, daß an seine Tür geklopft worden war. 'Es könnte ja sein, daß jemand zu mir will', ging es ihm blitzartig durch den Kopf, 'es wäre ja unhöflich, den Einlaßsuchenden nicht herein zu bitten'. Sachte drückte von außen jemand auf die Klinke. Als das Licht eingeschaltet wurde, sah er zunächst nur einen weißen Arm, der die Tür von außen her behutsam aufdrückte. Im selben Augenblick schauten zwei hübsche junge Damen durch den Türspalt, und Thomas wußte sofort, daß dies die beiden Enkelinnen seines Brötchengebers waren.

"Dürfen wir hereinkommen?" fragte die erste flüsternd - und Thomas nickte. Die jüngere von beiden trug ein rosa, die ältere ein blaues Nachthemd, unter deren Säumen vier nackte Füße hervorschauten. Ohne lange zu fragen setzten die beiden Hübschen sich zu Thomas auf die Bett= kante und sahen ihn mit großen Kulleraugen an. Ihm war, als kämen sie ihn betrachtend immer näher.

"Schau mal, was der für schöne blaue Augen hat", sagte die jüngere von beiden, während die ältere mahnend den Zeigefinger der rechten Hand auf ihre Lippen legte.

"Unser Großvater hat uns von dir erzählt - wir dürfen doch "du" zu dir sagen?"

"Ja, gern", entgegnete Thomas ebenso leise.

"Das ist meine Schwester Marion", sagte die jüngere, "und ich heiße Ursula".

"Thomas streckte den beiden die Hand entgegen und sagte: "Ich heiße Thomas".

"Wie gefällt es dir denn hier?" wollte nun die ältere der beiden wissen.

"Den Umständen nach gut."

"Wir werden dich in Zukunft unterstützen, Thomas, denn wer essen will, der muß bekanntlich auch arbeiten."

"Dann sehen wir uns demnächst ja häufiger", entgegnete Thomas" - und die beiden nickten.

"Komm, Ursula, sagte Marion" - und leise wie sie gekommen waren verschwanden sie wieder.

'Daß es so hübsche Mädchen gibt', dachte Thomas, 'aber die kommen ja auch aus Berlin'.

Beim Hinausgehen hatten die jungen Damen das Licht wieder ausgeschaltet. Thomas drehte sich zur Wandseite hin und schlief nach wenigen Augenblicken ein. Über Klein-Rossau leuchteten die Sterne.

II

Marion und Ursula Müller durften noch weiterschlafen, als Thomas nach dem ersten Hahnenschrei geweckt wurde.

Nach dem Frühstück wurde Thomas angewiesen, in einem südöstlich des Orts gelegenen Feld Rüben zu verziehen. Mit geschulterter Harke zog er kurz darauf durchs Dorf, das im wesentlichen nur aus einer einzigen langen und fast gerade verlaufenden Straße bestand. In einem Haus auf der Südseite war die amerikanische Ortskommandantur untergebracht und als solche entsprechend gekennzeichnet. Vor dem Eingang ging ein Posten gelangweilt auf und ab, ohne von Thomas sonderlich Kenntnis zu nehmen. Hier und da klappten die Dorfbewohner die Fensterläden auf und rieben sich verschlafen die Augen.

Hinter dem letzten Haus bog Thomas nach rechts ab und betrat einen grasbewachsenen Feldweg. Die Sonne stand noch tief im Südosten. Je weiter Thomas sich vom Orts= rand entfernte, desto stiller wurde es ringsumher. Der Bauer hatte den Weg zum Rübenfeld beschrieben, das auf der linken Seite des Feldweges hinter ein paar Büschen begann. Dort angelangt betrachtete Thomas seine vom Tau genäßten Schuhe, an denen der Staub des sandigen Feld= bodens wie von einem Magnet angezogen haften blieb, als er zwischen die Pflanzen trat. Ohne Zögern ging er ans Werk, lichtete die Reihen und beseitigte das Unkraut. Von Zeit zu Zeit schaute er zurück, um das bewältigte Arbeitspensum zu ermitteln. Solange es noch kühl blieb, fiel die Arbeit nicht allzu schwer. Er wußte das und trieb sich deshalb selbst zu zügigem Vorwärtskommen an, denn nach 10.00 Uhr würde die Sonne unbarmherzig zu brennen beginnen, würde ihm der Schweiß ausbrechen und

die Leistungsfähigkeit stetig abnehmen. Aus diesem Grunde wurde denn auch um diese Zeit täglich eine Kaffeepause eingelegt. Zumeist kam die Bäuerin heraus, brachte ein kühles Getränk und ein paar belegte Brote mit, arbeitete eine Weile mit und machte sich dann wieder auf den Heimweg, weil sie das Mittagsessen zubereiten mußte. Kritischen Blicks prüfte sie bei ihren täglichen Besuchen allerdings auch den Fortgang der Arbeit, doch gab es weder Lob noch Tadel.

Gelegentlich legte Thomas auch kurze Ruhepausen ein, stützte sich auf seine Harke und schaute sich die Umgebung an. 'Irgendwo im Nordosten muß Flessau liegen', dachte er dann und erinnerte sich an seinen RAD-Kameraden Richard Nonnemann. 'Der hat es gut, der ist zu Hause - was er jetzt wohl macht?'

Als es auf zehn Uhr zuging, bewegten sich vom Dorf her zwei kleine Punkte auf ihn zu. Als die Punkte größer wurden, hob er öfter als sonst den Kopf. Mit Näherrücken wurden die Punkte zu Gestalten, doch vermochte er zunächst nicht auszumachen, wer diese Leute waren. Waren es Kinder, waren es flüchtende Soldaten oder waren es gar Amerikaner? Und dann erkannte er die beiden: es waren Marion und Ursula.

Von weitem winkend kamen die jungen Damen immer näher. Sie hatten Kopftücher umgebunden und führten einen Henkelkorb sowie Harken mit sich. Thomas ließ seine Harke fallen und rannte auf die Ackergrenze zu, dorthin, wo die beiden voraussichtlich innehalten würden. "Guten Morgen, Thomas!"

riefen die Mädels ihm zu - und er erwiderte ihren freund=lichen Gruß.

"Wir haben dir etwas mitgebracht", sagte Marion, als sie zusammentrafen.

"So, was denn?" entgegnete Thomas.

"Hier, schau, kalte Milch und Stullen", ließ Ursula sich vernehmen.

Kurz darauf saßen sie gemeinsam im Schatten eines der um=stehenden Büsche. Während Thomas sich stärkte, musterten die jungen Damen die Gegend und zupften ihre weißen Blusen zurecht.

"Ganz schön heiß heute", stellte Ursula fest.

"Das kannst du annehmen, Ursula", erwiderte Thomas.

"Ach, sag' doch 'Uschi' zu mir; ich werde auch von Marion so gerufen - und in Berlin war das auch so".

"Entschuldigung, aber darf ich denn überhaupt 'du' sagen?"

"Aber sicher Thomas".

Er sah Marion fragend an.

"Selbstverständlich auch mich, Thomas", sagte sie zustimmend.

"Übrigens ist in dem Korb auch unser Mittagessen", ließ Ursula Thomas wissen, "unsere Großmutter hat gesagt, wir könnten von zwölf bis eins pausieren. Um vier sollen wir dann hier aufhören und nach Hause kommen. Aber jetzt sollten wir allmählich unsere Harken schwingen."

Thomas zeigte den beiden, wie sie mit der Harke umzugehen hatten, so, wie Bauer Müller es ihm Tage zuvor beigebracht

hatte. Obwohl es für sie ungewohnte Arbeit war, kamen sie gut voran. Thomas richtete es so ein, daß er mit ihnen in etwa auf gleicher Höhe blieb, so daß sie sich während der Arbeit ein wenig unterhalten konnten, was auch die Zeit verkürzte.

Im Nu war der Vormittag vorbei, und abermals begaben sie sich zu jenem schattigen Plätzchen, wo Thomas sein zweites Frühstück verzehrt hatte. Sie aßen und tranken und genossen sie Stille ringsumher, die insbesondere während der Mittags= zeit vorherrschte. Nach der Mahlzeit streckten sie sich im hohen Gras behaglich aus und plauderten, wobei Thomas sich - mehr als die beiden jungen Damen - mit der Zuhörer= rolle begnügte. So erfuhr er, daß die Mädchen, die im Berliner Norden gewohnt hatten, auf ihrer Wanderung nach Klein-Rossau zunächst den Havel-Kanal entlang getippelt waren. Über Hohennauen, Molkenberg, Wulkau, Sandau und Iden waren sie schließlich nach Osterburg gelangt und dann in Klein-Rossau eingetroffen. Ihre Eltern, die über viele Jahre hinweg einen Eissalon betrieben hatten, waren sich schon zu Beginn des Jahres angesichts der militäri= schen Lage, vor allem aber wegen der ständigen Luftangriffe darüber einig geworden, daß irgendwann der Zeitpunkt zum Verlassen Berlins kommen werde. Diesen Entschluß in die Tat umzusetzen, hatten sie jedoch immer wieder verschoben und waren geblieben. Eines Tages aber war Herbert Müller, der Vater der beiden Mädel, bei einem Tagangriff auf der Straße von einem Bombensplitter am linken Bein getroffen worden. So entschlossen sich die Eltern, zunächst ihre

beiden Töchter in die Evakuierung zu schicken, um ihnen nachzufolgen, sobald der Vater wieder voll gehfähig sei. Zu diesem Zeitpunkt aber waren die Verkehrsverbindungen nach Westen schon weitestgehend zerstört, so daß sich die beiden zu Fuß auf den Weg machen mußten. Da ihnen die vorhandenen Koffer als zu unhandlich erschienen, hatten sie sich unter Verwendung von Bettlaken bündelartige Rucksäcke genäht und diese mit Trageriemen aus dickem Stoff versehen. Ein zweites Paar Schuhe, ein paar Blusen, Kleider, Unterwäsche, Kulturtaschen, sowie einige Lebens= mittel hatten darin Platz gefunden - und dann waren sie losmarschiert. Schon nach den ersten Kilometern waren ihnen all jene Sachen in den Sinn gekommen, die sie eigent= lich noch hätten einpacken sollen: ihre Badeanzüge, ihre Turnschuhe, ihre Lockenwickler und anderes mehr.

In der ersten Nacht schliefen sie in einem Schäferwagen, in der zweiten in einer Scheune und in der dritten im Stall eines Gehöfts. Da sie sich Blasen gelaufen hatten, mußten sie ihren Marsch für drei Tage unterbrechen und lebten von dem, was ihnen die Wirtsleute überließen. So zogen sie von Ort zu Ort, unterbrachen immer wieder für halbe und ganze Tage und gelangten schließlich - zwar erschöpft aber wohlbehalten - nach Klein-Rossau zu den Großeltern. Der Krieg war inzwischen zu Ende gegangen - und nun lagen sie neben Thomas mit nackten Füßen im Gras; Die heißen Schuhe mochten sie nicht länger an den Füßen haben; sie standen im Schatten des Gebüschs, wo sie ab= kühlten.

"Und wo bist du zu Hause?" fragte Ursula Thomas.

"Im Augenblick eigentlich nirgendwo", erwiderte er, doch dann beschrieb er seine Odysee von Düren bis Klein-Rossau.

"Und was machst du nach Feierabend?" wollte Marion von Thomas wissen.

"Meist gehe ich zu den anderen Kameraden an die Biese. Das ist jenes Flüßchen, das unmittelbar hinter unserem Gehöft verläuft. Was soll man hier auch sonst machen?"

"Kannst du schwimmen?" fragte Ursula.

"Nein - noch nicht, aber die Biese ließe das auch nicht zu. Bei Niedrigwasser steigt die Flut höchstens bis zum Nabel, aber zum Planschen langt's."

III

Am darauffolgenden Samstag erlaubte der Bauer den jungen Leuten um 14.00 Uhr Feierabend zu machen. Den Vormittag über hatten die Mädchen - gemeinsam mit der Bäuerin - Haus- und Gartenarbeiten verrichtet, während Thomas mit einem der Pferde zur Schmiede gegangen war. Nach dem gemeinsamen Mittagessen sagte der Bauer zu Thomas:

"Morgen ist Sonntag, drum wollen wir noch schnell den Hof kehren."

"Und wir wollen noch eben die Fenster putzen", fügte Frau Müller hinzu - und die Mädchen wußten, daß sie angesprochen

waren. Während der Bauer zwei Reisigbesen aus dem Stall holte, schleppten die Damen eimerweise Wasser in den I. Stock hinauf, weil sie von oben nach unten vorzugehen gedachten.

Der Bauer kehrte den Hof unmittelbar vor dem Wohngebäude sowie seitlich des Hauses zur Biese hin. Thomas übernahm demgegenüber die Südseite. "Vergiß den Bürgersteig nicht!" rief Bauer Müller ihm zu, "und denk' auch an die Gosse!" Thomas sagte sich, daß er keinesfalls eher fertig sein durfte, als sein Chef. Aus diesem Grunde schaute er immer wieder zurück um zu sehen, wie weit Bauer Müller schon war. Er verlor ihn jedoch aus den Augen, als er durch den Tor= bogen hinaus zur Straße gelangt war, um dort noch letzte Hand anzulegen. Plötzlich stand der Bauer an der Einfahrt. "Komm Thomas, lassen wir's genug sein für heute. Schmeiß das zusammengekehrten Strohhaufen auf den Misthaufen; ich mache das Tor zu."

Als sie den Hof wieder betraten, war von den beiden Mädchen nichts mehr zu sehen. Offenbar hatten sie sich inzwischen die an der Nordseite des Hauses gelegenen Fenster vorge= nommen. Im Schatten des Pferdestalls lag der Hofhund und blinzelte. "Komm, Thomas, wir wollen ihm noch frisches Wasser hinstellen, drüben steht der Napf", sagte der Bauer. Als Thomas ein wenig zögerte, meinte der Chef, er brauche sich nicht vor dem Hund zu fürchten. "Ich komme mit, dann tut er dir nichts. Im übrigen hat er dich schon so oft gesehen, daß er dich kennt, nun komm, geh' hin und hol' den Napf! Wenn du ihm erst einmal etwas hingestellt hast,

akzeptiert er dich - und sprich ihn auch an!"

"Wie heißt er denn?"

"Er heißt 'Senta'!"

"Ist er denn ein Weibchen?"

"Jawohl, unsere Senta ist eine Hündin, nicht wahr, Senta?"

Der hechelnde Hund stellte die Ohren hoch und hob leicht den Kopf.

"Am Schritt erkennt er dich sicher schon, aber er soll dich auch am Geruch erkennen. Des Nachts lasse ich ihn an langer Leine laufen, doch wenn einer von uns in der Dunkelheit nach Hause kommt, schlägt er nicht ein einziges Mal an und bleibt still liegen."

Langsam in die Hocke gehend langte Thomas dicht vor dem Hund nach dem Napf, hob ihn auf und ging zur Pumpe. Aufmersam verfolgte das Tier jede seiner Bewegungen. Quietschend fuhr der Hebel nach oben, als Thomas ihn bewegte. Fauchend sauste der Kolben bei den ersten beiden Schlägen im Zylinder auf und nieder - und schon prasselte das frische Wasser in den untergestellten Topf. Dann ging Thomas leicht federnden Schrittes zurück, um möglichst wenig Wasser zu verschütten. "So, Senta, hier hast du neues Wasser", sagte er beruhigend zu dem Hofhund, "es scheint, als seien die Hundstage schon gekommen, nicht wahr?" Offensichtlich litt auch das Tier unter der Mittagssonne, denn es hatte - obwohl es im Schatten gelegen hatte - die Zunge vor dem Hals hängen. Dann machte es "schlapp,

schlapp, schlapp" - und Thomas war ob des gelungenen Ex=periments erleichtert. "Na, also!" rief Bauer Müller aus - und an Thomas gewandt: "Bring' noch den Besen in den Stall, dann machen wir Schluß für heute."

Inzwischen waren die Frauen bei den letzten Fenstern angelangt. Als Thomas einen Blick durch die offene Küchen=tür warf, sah er Ursula auf der Fensterbank und vernahm das Quietschen des auf- und absausenden Leders. Als er weitergehen wollte, gewahrte Ursula ihn und rief: "Na, Thomas, hast du's geschafft? Wir sind auch soweit!"

"Gott sei Dank!" entgegnete Thomas.

"Wart' einen Augenblick, ich gehe mit hinauf!"

Ursula sprang ins Zimmer, nahm den Eimer von der Fenster=bank und schüttete das Wasser in den Spülstein. Nachdem sie die Lappen ausgewrungen und den Eimer abgestellt hatte, wusch sie sich rasch die Hände, trocknete sie an der Schürze ab und eilte auf den Flur hinaus.

"Weißt du eigentlich, wo wir unser Zimmer haben? Komm, ich zeig' es dir!"

"Vermutlich oben rechts ein paar Schritte hinter meinem Zimmer?" entgegnete Thomas.

Als die beiden das Zimmer der beiden Mädchen erreichten, hörten sie Stimmen. Die Zimmertür stand weit offen und helles Licht fiel auf den Flur hinaus. Als sie im Tür=rahmen erschienen schauten Frau Müller und Marion sie an. "Na, ihr beiden, Wochenende?" fragte die Bäuerin freund=lich. "Ja, Oma, entgegnete Ursula - und wie weit seid ihr?"

"Wir sind schon lange fertig", antwortete nun Marion lachend.

"Das dürfte wohl leicht übertrieben sein!"

"Na ja, vor fünf Minuten wollen wir mal sagen."

Frau Müller schaltete sich ein und sagte zu Thomas gewandt:

"Hör' mal Thomas! Wärst du damit einverstanden, wenn ich dir das Zimmer im Erdgeschoß gäbe? Es ist das Zimmer gleich neben dem Seiteneingang. Ich frage deshalb, weil dieses Zimmer hier an der Südseite liegt. Hier scheint tagsüber stundenlang die Sonne herein, so daß es den Mädchen hier zu heiß ist. Selbst bis zum späten Abend sitzt die Hitze noch im Gemäuer, so daß die beiden abends nicht einschlafen können. Außerdem ist das Zimmer für zwei Personen viel zu klein. Wenn die Mädel nun dein Zimmer bekämen, das übrigens fast doppelt so groß ist, wie dieses hier, wären sie einmal an der weit kühleren Nordseite untergebracht und zum andern hätten sie etwas mehr Platz. Das Zimmer im Erdgeschoß liegt ja auch an der Nordseite und ist nicht kleiner als das, was du bisher bewohnt hast. Würde es dir nichts ausmachen nach unten zu ziehen?"

"Keinesfalls", entgegnete Thomas bereitwilligst, "umgezogen bin ich im Handumdrehn, denn ich habe ja nur meinen Tornister. Die jungen Damen können sofort übersiedeln."

"Vielen Dank, Thomas, sagten die Damen - und schon war Thomas unterwegs zu seinem Zimmer, um seine Sachen herauszuholen. Als er den ihm zugewiesenen Raum im Erdgeschoß betrat,

staunte er, denn dieses Zimmer sah noch freundlicher aus, als das zuvor benutzte. Rechts in der Ecke neben dem Fenster stand das Bett, ihm gegenüber ein großer Kasten= schrank. Vor dem Schrank stand eine Kommode mit einem großen Spiegel und davor ein Stuhl. Ein Kleiderbrett hinter der Tür erlaubte das Auslüften seiner Sachen während der Nacht und die Lampe funktionierte auch: ein wohl jahrzehntealtes, doch Gemütlichkeit verbreitendes Utensil. Spanngardinen zogen sich über die beiden Flügel der ebenfalls frisch geputzten Fensterscheiben.

Thomas legte seinen Tornister in den Schrank und begab sich noch einmal nach oben. "Nun, Thomas, bist du zu= frieden?" fragte ihn die Bäuerin, was er lachend bejahte. Die Mädchen stellten gerade ein zweites Bett auf und Frau Müller half beim Überziehen. "Wir müssen gleich noch ein paar Sachen bügeln", gab Ursula zu verstehen. Die beiden jungen Damen hatten am Vortag große Wäsche veranstaltet, um am Wochenende wieder schick zu sein. "Nun, dann wünsche ich viel Vergnügen weiterhin - und denkt daran: Was man in der ersten Nacht träumt, das geht in Erfüllung!"

Thomas verabschiedte sich und eilte die Treppe hinunter. Als er das Erdgeschoß erreichte, rief Ursula von oben herab: "Bleibst du heute nachmittag zu Hause?"

"Ja, warum?"

Aber anstatt eine Antwort zu geben lachte Ursula nur und verschwand hinter der Tür. Kopfschüttelnd ging Thomas weiter, betrat sein Zimmer, ließ sich auf's Bett fallen und schlief Augenblicke später ein.

IV

Es klopfte - und Thomas, der noch fest geschlafen hatte, fuhr hoch und stützte sich auf die Ellbogen: "Herein!" In der Tür erschienen Marion und Ursula mit Blumensträußen in den Händen.

"Haben wir dich erschreckt?" fragte Marion.

"Nein, nein, nur - ich..."

"Wir haben dir zur Verschönerung deiner Behausung etwas mitgebracht, durften wir doch - oder?"

"Das ist aber lieb von euch - aber ich habe keine Vasen."

"Daran haben wir auch gedacht", sagte Ursula - und holte hinter ihrem Rücken eine Blumenvase hervor.

"Leider reicht die nur für einen Strauß", sagte sie, "aber Frau Müller spült gerade noch eine zweite". Während Marion ihrer Schwester Blumenstrauß und Vase abnahm, eilte diese noch einmal hinaus, um Augenblicke später mit einer weiteren Vase einzutreffen. Marions Blumenstrauß kam aufs Fenster= brett und Ursulas auf die Kommode.

"Sieht gleich freundlicher aus", kommentierte Thomas den Vorgang.

"Und nun zieh' dich an!" forderte Ursula Thomas auf, "wir haben ein Attentat auf dich vor."

"Ja, was soll ich denn anziehen?" fragte Thomas die beiden, deutete auf ihre hübschen Kleider und sagte: "Ihr wollt doch nicht, daß ich euch etwa in meinen alten Lumpen begleite?"

"Das sind keine alten Lumpen, Thomas, schau sie dir nur mal genau an! das ist [illegible] immer noch eine zumindest halbwegs kleidsame Uniform."

Als Thomas seine Sachen in Augenschein nahm, staunte er: "Wie habt ihr denn das gemacht?"

"Ganz einfach: Wir wollten dich bitten, uns die Uniform auszuhändigen, doch als wir in dein Zimmer kamen, sahen wir, daß du fest schliefst", sagte Marion.

"Und da haben wir die Sachen auf Zehenspitzen weggenommen, gewaschen, eine gute Stunde in der Sonne trocknen lassen und dann gebügelt", fügte Ursula hinzu.

"Und wo kommt das frische Hemd her?" wollte Thomas wissen?

"Das hat uns die Oma für dich gegeben. Es ist zwar nicht mehr ganz neu, aber ganz und rein. Früher hat der Opa es mal getragen, aber dann ist es ihm am Hals zu eng geworden", antwortete Marion, "du kannst es behalten und kannst immer mal wechseln. Dein Oberhemd ist auch schon gewaschen, doch ist es noch nicht gebügelt; dazu kommen wir aber auch noch".

"Übrigens kannst du dir auch mal deine Gamaschen ansehen - und deine Schnürstiefel!" fügte Ursula hinzu.

Die "Hundedeckchen" wie auch die Schuhe waren geschrubbt und geputzt worden und standen blitzsauber unter dem Stuhl.

"Und das ist noch nicht alles", ergänzte Marion, "denn wir haben auch dein Schiffchen gewaschen, das heißt, wir haben es in Seifenlauge eingesetzt, weil es so speckig war. Über Nacht soll es noch ein wenig ziehen. Morgen spülen wir es dann aus und hängen es auf die Leine. Heute mußt du eben

mal ohne Kopfbedeckung auskommen, ja, und dann haben wir auch deine Unterwäsche mitgenommen, die muß allerdings kochen - aber deine Socken sind schon trocken."

"Und was ziehe ich unten drunter an?" sinnierte Thomas.

"Du hast doch sicher eine Badehose - und wenn nicht, dann bekommst du ein Höschen von uns. Schließlich haben wir drei ja ungefähr die gleiche Taillenweite", entgegnete Ursula.

"Eine Badehose habe ich schon", sagte Thomas, aber die ist mir viel zu weit. Wir konnten bei der Einkleidung nichts anprobieren, wißt ihr?!"

"Nun, dann werden wir sie dir dieser Tage passend schneidern", sagte Marion, rannte hinaus und kam kurz darauf mit einem ihrer Höschen zurück."

"Hier! Anprobieren!" sagte sie im Befehlston - und Thomas mochte ihr nicht widersprechen.

"Umdrehen!" kommandierte er nun seinerseits - und die beiden gehorchten.

Mit einem Satz sprang er aus dem Bett, zog sich an, kämmte sich und musterte sich im Spiegel. Vor allem fielen ihm die scharfen Kanten der exakt verlaufenden Bügelfalten seiner Hose auf. Noch rasch in die Socken, in die Schuhe, Schnürsenkel gebunden und Gamaschen umgeschnallt - und dann kommandierte er: "Abteilung kehrt!"

Die Mädchen strahlten ihn an - und mit gespielter Überhebung nahm er eine stramme Haltung an und rief: "Arbeitsmann Nagel meldet sich wie befohlen!"

"Ganz prima!" sagten die Mädchen und musterten ihn von allen Seiten.

"Seid ihr sicher?" fragte Thomas.

"Ganz sicher, Thomas, ganz bestimmt!"

"Und was ist geplant?" wollte Thomas wissen.

Sie teilten ihm mit, daß sie einmal das Dorf besichtigen wollten, die nähere Umgebung ringsum und den Lauf der Biese. Thomas erinnerte sie daran, daß das Verlassen der geschlossenen Ortschaft nach wie vor von den Alliierten verboten sei und erinnerte an das Kriegsgefangnenlager in Groß-Rossau.

"Laufen wir einem uneingeweihten amerikanischen Posten in die Arme, so könnte ich hinter Stacheldraht verschwinden", mahnte er, "die sollen sogar Bahnbeamte in Uniform einkassiert haben."

"Keine Angst, Thomas", sagte Ursula, "Marion und ich sprechen Englisch. Notfalls würden wir dem Ami schon erklären, daß du begrenzt freigelassen bist."

"Wo habt ihr denn Englisch gelernt?" wollte Thomas wissen.

"Wo schon? Auf dem Gymnasium natürlich", erwiderte Ursula, "Marion hat im vergangenen Jahr noch das Abitur machen können. Ich war infolge der Kriegsereignisse bislang daran gehindert, aber vielleicht kann ich den Abschluß später einmal nachholen."

"Ihr seid Lyzen gewesen?" fragte Thomas.

"Na und - ist das etwas Nachteiliges?" wollte Ursula wissen.

"So habe ich das doch nicht gemeint, Kinder!" sagte Thomas.

"Und wie hast du es dann gemeint?" fragte Marion - und fügte hinzu: "Du sollst nicht meinen, was du sagst, du sollst sagen, was du meinst."

"Gut, dann sage ich euch, daß ich - vergleichsweise mit euch beiden - geradezu ein dummer Mensch bin. Hinzu kommt noch, daß ich im April erst sechzehn geworden bin, wenn ich euch an Länge auch überrage. Das ist kein Affront gegen euch, denn schließlich könnt ihr ja nichts dafür, eher als ich zur Welt gekommen zu sein und..."

Marion unterbrach ihn: "Erstens stört es uns keineswegs, daß du jünger bist als wir - und zweitens ist jemand, der den Sinn des Wortes 'Affront' kennt, keineswegs ein Trottel. Im übrigen haben wir schon längst herausgefunden, daß du eine gute Kinderstube gehabt haben mußt - aber..."

"Was aber?" fragte Thomas forschend.

"Nun, falls wir dir zu alt sein sollten..."

"Ich bitte euch!" rief Thomas fassungslos aus, ging auf die beiden zu und zog sie an sich.

"Dann ist ja alles gut", meinten die Mädchen, nahmen ihn an die Hand und zogen ihn hinaus. Als sie das Hoftor durchquert hatten, hakten sie sich bei ihm ein und spazierten vergnügt mit ihm die Dorfstraße entlang. Thomas aber war unsagbar froh und sah abwechselnd nach rechts und nach links. Schaute er nach rechts, so sah er die blauen Augen und blonden Haare von Marion, sah er nach links, dann

gewahrte er Ursulas braune Augen und schwarzen Haare, und er wußte nicht, wohin er lieber schaute. Ein beseligendes Gefühl erfaßte ihn, ein Gefühl, das er nie zuvor gekannt hatte. Er fragte nicht nach dem "Wieso", suchte nicht nach einer Erklärung und fand auch keine Worte für das, was er empfand. Ihm war, als sei die Umwelt - die Häuser zu beiden Seiten der Straße, die grünen Bäume, die bunten Blumen - gleich einem Spalier eigens für ihn geschaffen, ein vorgegebener Rahmen auch für seine Begleiterinnen. Da war nichts Störendes, nichts, was seinem Auge mißfallen hätte und nichts, was seine Freude hätte trüben können. Alles, was ihm bislang fremd, ja, unpersönlich erschienen war, wirkte nun vertraut und versöhnlich.

Irgendwo am Ostrande des Dorfes überquerten sie die Biese, um in entgegengesetzter Richtung weiterzuwandern. Als sie sich dem ehemaligen RAD-Lager näherten, hörten sie lautes Rufen und Gejohle. Die beiden jungen Damen sahen Thomas ein wenig besorgt an. "Was mag da los sein?" fragte Marion, doch als das Gelände etwas übersichtlicher wurde, erkannten sie den Unruheherd: Rund um ein Fußballfeld herum hockten die im Lager untergebrachten deutschen Kriegsgefangenen und bildeten die bei Fußballspielen übliche Geräuschkulisse. Da es den aus der Lagerbesatzung gebildeten Mannschaften an Sportbekleidung fehlte, war die eine Elf mit freiem Oberkörper, die andere in Unterhemden angetreten.

"Da wird Fußball gespielt", sagte Thomas erleichtert zu den beiden Mädchen, "wo die den Ball wohl herbekommen haben?"

"Habt ihr denn auch dort Fußball gespielt?" wollte Ursula wissen.

"Nein, Uschi, dort hat man mit uns 'Fußball' gespielt."

"Wie meinst du das?"

"Na ja, also - das war unser Exerzierplatz."

"Ich verstehe: der Schleifstein, nicht wahr?"

Thomas schwieg, denn nun tauchten auch die hinter dem Platz gelegenen Baracken auf. Thomas blieb stehen und schaute hinüber. "Kommt, Kinder, laßt uns weitergehn! Für die Kameraden dort hinter dem Zaun mag das Fußball=spiel ja eine willkommene Abwechslung sein, doch für mich liegt da drüben ein böser Traum."

"Dann seid ihr wohl ganz schön madig gemacht worden, oder?"

"Ach! Uschi, der heutige Tag ist so schön, daß ich nicht in jenen Erinnerungen kramen möchte. Wenn ich die Baracken sehe, ist mir, als ginge von ihnen immer noch eine unheim=liche Bedrohung für mich aus, als nähere ich mich einem verwunschenen Schloß, wenn diese Buden auch keinem Schloß vergleichbar sind. Schaut euch nur jede Baracke einzeln an! Seht ihr, wie verschlossen sie wirken?! Und doch beschleicht mich das Gefühl, als würden die trüben Fenster=scheiben nach mir schielen, so sehr sie mir während meiner Dienstzeit auch als blinde Augen vorgekommen sind, die für mich und meinesgleichen keinen Blick übrig hatten. Dennoch ziehen diese blinden Kuckucks mich in ihren Bann, so, als ob sie wüßten, daß ich noch in ihrer Nähe bin, dächten, daß es letzten Endes doch kein Entrinnen für mich gäbe, ich

ihrer magischen Anziehungskraft eines Tages erliegen müsse - und ihr seht ja selbst, wieviele schon wieder oder immer noch wie von einem Magnet angezogen abgekapselt werden. Kommt! Laßt uns einen weiten Bogen drum herum machen, sonst werde ich noch rückfällig!"

"Thomas hat recht", sagte Marion zu Uschi, "hast du die Posten an allen Ecken und Enden gesehen? Hernach denken die tatsächlich noch, daß sie jemanden übersehen hätten und winken Thomas mit vorgehaltener Waffe herbei. Die Wachmannschaft mag zwar bezüglich der ehemaligen RAD-Männer im Dorf belehrt worden sein, aber kein Gefangenen=aufseher ist wie der andere. Der eine würde vielleicht aus Haß auf alles, was deutsche Uniformen trägt handeln, der andere nur deshalb, um Thomas zu verängstigen. Selbst wenn man ihn hinterher wieder auf freien Fuß setzen sollte, gäbe es zunächst Komplikationen. Was glaubst du, was unsere Großeltern sagen würden, wenn wir ohne ihn nach Hause kämen!"

"Da stimme ich dir zu, Marion", entgegnete Ursula und fügte nach einer Atempause hinzu: "Und wir beide hätten keine ruhige Minute mehr, solange man ihn festhielte."

Während sie sich unterhielten, blieb das Lager immer weiter hinter ihnen zurück. Nur noch einmal wurden sie daran erinnert, als drüben ein Tor fiel. Als sie das letzte Haus an der Westgrenze des Dorfes erreichten, überquerten sie abermals die Biese, gingen noch ein Stück am Ufer entlang und kehrten dann nach Hause zurück. Die Sonne stand schon tief im Westen.

V

Auf dem Küchentisch lag ein Zettel. Ursula nahm ihn in die Hand und las vor: "Wir sind heute abend bei Familie Hoppe. Ich habe Kartoffelsalat gemacht. Die Schüssel steht in der Waschküche. Wenn ihr euch noch Brote dazu machen wollt - ihr wißt ja, wo alles zu finden ist. Guten Appetit. Oma."

Ein paar Minuten spätersaßen die drei beisammen und aßen nach Herzenslust. Obwohl die Außentemperatur nach wie vor hoch war, herrschte in der Küche eine kühle Atmosphäre vor, nicht zuletzt wohl infolge des mit Platten belegten Fuß= bodens. Selbst die Milch, die immer in einer großen Kanne stand und neben dem Eingang zur Speisekammer ihren Platz hatte, war frisch und bekömmlich geblieben, und alle drei tranken davon mit großem Behagen.

Nach dem Essen spülten die Mädchen noch rasch das Geschirr, während Thomas sein Zimmer aufsuchte, um sich dort ein paar Zigaretten einzustecken. Er hatte sie von einem Kameraden bekommen, der sie, wie er Thomas wissen ließ, bei den Amerikanern organisiert hatte, die zur Wachmannschaft der Ortskommandantur gehörten. Dann ging er zur Küche zurück, zündete sich eine an und setzte sich noch einmal an den inzwischen abgeräumten Tisch.

"Und was machen wir jetzt?" fragte Ursula die beiden anderen.

Nach zunächst allseitigem Achselzucken schlug Thomas vor, noch einmal dorthin zu gehen, wo das Anwesen auf der Nord=

seite von der Biese begrenzt wurde. "Vielleicht sind noch ein paar Kameraden von mir dort, dann setzen wir uns eben dazu", begründete er seinen Vorschlag.

"Ich möchte mir zuvor aber noch einmal die Hände waschen", erklärte Marion. "Ja, das möchte ich auch noch", ergänzte Ursula, doch dann gingen sie hinaus. Bis zum Flüßchen waren es ja nur ein paar Schritte, so daß sie kurz darauf dort eintrafen. "Wollen wir uns dort hinsetzen?" fragte Thomas - und zeigte auf eine Stelle, wo das Gras eine feste Narbe gebildet hatte. Dennoch fürchteten die Mädchen um ihre Kleider. "Das gibt vielleicht Grasflecken", sagte Marion, "sollten wir nicht besser etwas unterlegen?"

"Aber was?" entgegnete Ursula.

"Ich könnte meine Decke vom Tornister abschnallen", schlug Thomas vor, "dann müßte ich aber noch mal schnell zurücklaufen". Damit waren die jungen Damen einverstanden - und kurze Zeit später erschien Thomas mit seiner Decke, die wie eine Riesenwurst anmutete. Schnell war sie ausgerollt und zurechtgezupft. "Ist das ein Riesending", meinte Ursula - und Thomas erklärte, daß er beim Deckenempfang im Lager seinerzeit glücklicherweise eine Pferdedecke erwischt habe, "wohl aus Versehen", erklärte er, "aber ich konnte mich darin immer so schön einrollen, daß ich nicht nur einmal, sondern viermal eingewickelt war, jedenfalls habe ich - wohl im Gegensatz zu meinen Kameraden - nur selten gefroren."

"Wo sind denn wohl die anderen Kameraden heute abend, ich meine jene, die hier in Klein-Rossau untergekommen sind?"

fragte Ursula.

"Keine Ahnung", erwiderte Thomas, "an anderen Abenden planschen sie noch bis zum Anbruch der Dunkelheit hier - aber vielleicht sind sie heute etwas eher nach Hause gegangen als sonst".

"Nun, wir können uns auch alleine unterhalten", stellte Marion fest, worauf Ursula anregte, ein paar Lieder zu singen.

"Ob ihr es glaubt oder nicht", sagte Thomas darauf, "aber ihr würdet mir damit eine große Freude machen-und ich könnte euch sogar dazu ein wenig begleiten. Seht her! das ist meine gute alte Mundharmonika, die mich schon seit langer Zeit auf Schritt und Tritt begleitet. Wollen wir's mal versuchen?"

Und so erklang mit Anbruch der Dämmerung das erste Lied: Horch was kommt von draußen 'rein, hollahi, hollaho... Ein Lied folgte nun dem andern, und nach jeder Melodie fiel ihnen gleich eine neue ein. Zwanzig Minuten später bat Thomas um eine kleine Pause. "Mir tun schon die Mundwinkel weh", sagte er lachend, "meine Lippen sind es wohl nicht mehr gewohnt, daß ich so lange spiele, aber nachher können wir ja noch ein wenig weitermachen" - und die Mädchen waren einverstanden.

Es wurde zunehmend dunkel und der Mond stand - weit größer als sonst - so tief am Horizont, daß er die Wipfel der Bäume zu berühren schien, voll und fast so gelb, wie eine Zitrone.

"Das ist richtig romantisch heute", sagte Ursula, "wie merkwürdig die Farbe des Mondes ist" - und schweigend sahen sie eine Weile lang hinauf. Dann hörten sie Schritte auf dem Hof und schauten sich um. "Das sind unsere Groß=eltern", sagte Marion, "die werden gleich zu Bett gehen." Wie sie richtig vermutet hatte, wurde im Hause nur für kurze Zeit das Licht angeschaltet, dann lag das Gehöft wieder in tiefem Dunkel. "Nun wird's aber nichts mehr mit unserer Singerei", bedauerte Ursula, "sonst hindern wir die beiden am Einschlafen und morgen gibt's Schelte."

"Und was machen wir statt dessen?" fragte Marion.

"Möchtest du etwa auch schon zu Bett gehen?" wollte Ursula wissen.

"Bei dieser Schwüle kann man ja doch nicht schlafen", entgegnete Marion.

"Da hast du recht. Außerdem ist diese Nacht zu schön und zu schade, verschlafen zu werden", meinte Ursula.

"Wenn wir nur unsere Badeanzüge mitgebracht hätten, dann könnten wir morgen auch mal in die Biese springen", bedauerte Marion.

"Das möchte ich am liebsten jetzt noch", ließ Ursula verlauten.

"Ich auch", sagte Marion, "aber ohne Badzeug..."

"Aber es ist doch dunkel draußen, da könntet ihr doch so ins Wasser gehen", schlug Thomas vor, "es sieht euch doch niemand".

"Und womit trocknen wir uns nachher ab?" fragte Ursula.

"Wenn ihr euch anschließend fünf Minuten lang in die Decke einrollt, seid ihr wieder trocken; lang genug ist sie ja", antwortete Thomas.

"Und wenn jemand kommt?" fragte Marion besorgt.

"Ich werde schon aufpassen", entgegnete Thomas, "bei Nacht hört man jedes Geräusch schon von weitem, weil die Nebengeräusche des Tages fortfallen - und sollte wider Erwarten doch jemand kommen, werde ich euch rechtzeitig warnen."

"Wenn du meinst, Thomas - sollen wir, Marion?" sagte Ursula ermunternd.

"Also - von mir aus", ließ Marion sie wissen.

"Dann zeige ich euch zuvor noch, wo das Baggerloch ist", sagte Thomas engagiert, "dort könnt ihr dann ein paar Züge schwimmen, kommt mit!" Gemeinsam traten sie ans Ufer und sahen sich die Stelle an. "Seht nur, hier fällt das Ufer weniger steil ab, als anderwärts. Euer Großvater treibt gelegentlich das Vieh hierher zur Tränke. Das ist hier die breiteste Stelle entlang des ganzen Dorfes - und dort, in der Mitte des Flüßchens muß irgend= wann einmal ausgebaggert worden sein."

Während Thomas auf der wenige Meter entfernten, steileren Uferböschung Platz nahm und sich eine Zigarette anzündete, gingen die beiden Mädchen zur Decke zurück um sich ihrer Kleider zu entledigen. Als sie Hand in Hand bei Thomas vorbeikamen, empfahl er ihnen als Orientierungsmarke seine glühende Zigarette. Dann glitten sie mit 'Hu' und 'Ha'

ins kühle Naß, tummelten sich darin, stießen zuweilen kreischende Laute aus und verstummten augenblicklich, wenn Thomas sie ermahnte, etwas leiser zu sein. Im hellen Licht des Mondes konnte er verfolgen, wohin sie sich bewegten, und wenn er sie einmal aus den Augen verlor, horchte er in die Dunkelheit hinein, bis er sie wieder entdeckte.

Miteinander tuschelnd kamen sie nach einer Weile zurück, liefen zur Decke und hüllten sich darin ein. "Ihr macht das falsch", sagte Thomas - inzwischen ebenfalls zurück=gekehrt - "ihr müßt euch auf die Außenkanten legen und dann zur Deckenmitte hin so einrollen, daß ihr auf dem Bauch zu liegen kommt, dann werdet ihr schneller warm" - und er hörte ihre kurzen Atemzüge, als er auf der frei=gebliebenen Innenbahn der Decke zwischen ihnen Platz genommen hatte.

"Nun, wie war's?" fragte Thomas.

"Das war ganz herrlich; du solltest auch mal reingehn", antwortete Ursula schnaufend - und Marion pflichtete ihr bei.

"Aber ich kann euch hier doch nicht allein lassen, sonst kommt ihr mir am Ende noch abhanden. Ich werde mich nach=her noch gründlich waschen, so, wie alle Tage."

"Jedenfalls war das eine glänzende Idee", sagte Ursula, "von mir aus könnten wir das alle Tage machen, sofern das Wetter danach wäre. Ein bißchen unsicher fühlt man sich ja schon, wenn man - so wie wir - zum ersten Mal

ohne Badezeug ins Wasser geht, doch weit unangenehmer ist es, wenn man nach dem Baden in einem nassen Bade=anzug steckt, ob nun in einem einteiligen oder zwei=teiligen."

"Spät abends kann man das unbesorgt machen", entgegnete Thomas, "um diese Zeit kommt hier niemand mehr vorbei".

"Vielleicht könnten wir das auch tagsüber, vielleicht an einer einsamen Stelle weit außerhalb des Dorfes", regte Ursula an; "ich möchte nämlich auch gern mal ein Sonnen=bad nehmen - und ihr sicher auch. Am Körper bin ich noch weiß wie ein Käseblättchen und nahtlose Bräune sieht zudem besser aus. Was haltet ihr von morgen nachmittag?"

"Schwimmen kann man jedoch nur hier", gab Thomas zu bedenken, "die Biese soll überall nur knietief sein".

"Das wäre doch wohl nicht das schlimmste", sagte Ursula, "wir brauchen ja nicht unbedingt zu schwimmen. Es würde ja genügen, wenn wir uns hin und wieder abkühlen würden. Wenn wir in Ufernähe blieben, könnten wir jederzeit ins Wasser"

"Flußabwärts zu gehen möchte ich jedoch nicht raten", erwiderte Thomas, "dort hat der Tag nur allzu viele Augen, nicht zuletzt amerikanische - und ihr wißt ja..."

"Dann gehen wir eben nach Westen; ich könnte mir vor=stellen, daß es dort auch noch tiefere Stellen gibt. Ganz auszuschließen ist das sicher nicht. Man kann nicht alles glauben, was man hört", entgegnete Ursula.

"Und was sagst du dazu, Marion?" fragte Thomas.

"Ich weiß nur eins: daß der Sommer längst vorbei sein dürfte, ehe wir neue Badeanzüge auftreiben. Dies aber würde bedeuten, daß wir tagsüber nie am Wasser liegen oder baden gehen könnten. In Unterwäsche könnten wir uns hier ja auch nicht sehen lassen; wir würden doch zum Dorfgespräch. Darum finde ich Uschis Vorschlag als die einzig mögliche Lösung", antwortete Marion, "es sei denn, du kannst uns'ren Anblick nicht ertragen."

"Doch, doch", antwortete Thomas ein wenig verlegen, "aber das ist heute das erste Mal, daß mir zwei nackte Mädchen im Mondschein begegnen."

"Und wie findest du das?" fragte Marion.

"Also - wenn ich ehrlich sein soll - ich finde..."

"Findest du etwa keine Worte?" faßte Ursula flachsend nach.

"Er wird bestimmt schon die richtigen Worte finden", wies Marion ihre Schwester zurecht - und an Thomas gewandt: "Nicht wahr, Thomas?"

"Die Dunkelheit wird mir hoffentlich die Antwort ein wenig erleichtern. Wenn es jetzt Tag wäre, bekäme ich die Zähne wohl kaum auseinander", beantwortete er die Frage.

"Genier' dich nicht, Thomas", äußerte Marion, "wir genieren uns vor dir ja auch nicht!"

Einen Augenblick lang dachte Thomas nach, während die beiden Mädchen sich ein wenig aufrichteten und ihre Köpfe aufstützten. Dann sagte er ganz ruhig:

"Ich bin zwar noch kein Mann, aber auch kein Kind mehr. Ihr wißt sicher, wie ich's meine. Der Unterschied zwischen Männlein und Weiblein ist mir schon geläufig, und ich habe auch dort keinen Stein, wo andere ein Herz haben, aber im Umgang mit Mädchen bin ich eben noch unerfahren."

"Hast du denn noch nie eine Bekanntschaft gemacht?" fragte Marion.

"Jedenfalls noch nie eine solch bezaubernde", entgegnete er mit gedämpfter Stimme.

"Sag' bloß, du hast noch nie ein Mädchen geküßt?" fragte Ursula in ihrer burschikosen Art.

"Um ehrlich zu sein - : nein! jedenfalls noch nie so - so..."

"Und du warst auch noch nie verliebt?" unterbrach Ursula ihn.

"Dazu hatte ich bislang weder Zeit noch Gelegenheit", antwortete er gefaßt.

"Und wir? - Du sagtest vorhin - wie sagte er noch, Marion?"

"Er sagte, er habe noch nie eine so bezaubernde Bekannt= schaft gemacht - und damit dürfte er uns wohl - zumindest eine von uns beiden - gemeint haben."

"Könnte dir denn eine von uns gefallen?" wollte Ursula wissen.

"Ihr gefallt mir alle beide", antwortete Thomas, "ja, ihr gefallt mir so gut, daß ich nicht weiß, welche von

euch mir wohl besser gefiele. Offen gestanden - ich glaube noch nie so hübschen Mädchen begegnet zu sein wie euch beiden, und ich weiß nicht, ob ich in die eine mehr verliebt bin wie in die andere - oder in euch beide. Seit ihr da seid, bin ich wie verändert. Ich glaube - entschuldigt bitte die Ausdrucksweise -, daß mein Herz so weit offen steht wie ein Scheunentor. Dabei habe ich das Empfinden, daß euer Zauber bis auf den Grund meiner Seele vordringt. Ich kann mich nicht dagegen streuben, muß immerzu an euch denken und möchte ständig in eurer Nähe sein."

"Das hast du aber ganz lieb gesagt, Thomas", äußerte Marion nach einer Weile des Schweigens, und nach einer weiteren Denkpause fügte sie ein wenig kleinlaut hinzu: "Und so, wie es dir mit uns geht, so ähnlich geht es uns mit dir. Wir - Uschi und ich - haben uns heute nachmittag eingehend darüber unterhalten, als wir deine Sachen gesäubert haben."
"Und? habt ihr eine Lösung gefunden?"
"Ebensowenig wie du, Thomas."

"Und was soll nun werden?"

Hatten sie sich bis zu diesem Zeitpunkt zu dritt an der Unterhaltung beteiligt, entstand nunmehr ein ausschließlicher Dialog zwischen Marion und Thomas. Offenbar überließ Ursula der älteren Schwester diplomatischerweise das Feld, da es nun - und dafür hatte sie ein Gespür - kritisch zu werden schien. Außerdem kannte sie Marions Geschicklichkeit im Verhandeln und das, was als 'Eine-

glückliche-Hand-Haben' an ihr bewundert würde.

"Daß wir mit offenen Karten spielen", begann Marion, "dürfte dir ebenso angenehm sein wie uns. Ich möchte dich deshalb bitten, mir mit allem Freimut zu antworten, wie ich meinerseits bereit dazu bin, dir mit aller Offen= herzigkeit deine Fragen an mich zu beantworten - bist du damit einverstanden?"

"Nicht nur das, Marion", antwortete Thomas, "denn mir ist eben geradezu ein Stein vom Herzen gefallen, als ich euch mein Herz ausgeschüttet hatte, wie ich andererseits auch sehr erleichtert darüber bin, daß ihr mir meine Ungewiß= heit genommen habt."

"Ja, Thomas, wir mögen dich, und wir verkennen keineswegs, daß du dich in einem Dilemma befindest. Nur - wir beide, Uschi und ich, wir befinden uns ebenfalls in einem Dilemma, da wir - wie schon gesagt - beide in dich verliebt sind. Ich hätte allerdings Verständnis dafür, wenn du auf den zwischen dir und mir bestehenden Altersunterschied hinwei= sen würdest."

"Mit dem Altersunterschied hat das überhaupt nichts zu tun. Für mich seid ihr beide ebenso gleich alt, wie ihr gleich groß, gleich schlank und gleich hübsch seid. Wenn ich aber einer von euch den Vorzug gäbe, wäre die andere doch un= glücklich, traurig und enttäuscht. Ich möchte keinesfalls, daß ihr zu eifersüchtigen Rivalinnen werdet. Eher würde ich auf euch beide verzichten. Und was wäre, wenn die Unter= legene eines Tages alles euren Großeltern erzählen würde? Habt ihr daran denn auch einmal gedacht? Vor allem hätte

dies dann Folgen für mich. Am Ende würde ich noch vom Hof verjagt. Stellt euch diese Blamage einmal vor, hier, in diesem kleinen Dorf! Im übrigen wäre mir der Gedanke, einer von euch beiden einen Korb gegeben zu haben, äußerst zuwider, peinlich und unangenehm."

"Ich sagte schon, daß Uschi und ich uns über unser Problem unterhalten haben. Dabei haben wir auch diesen Gesichts= punkt erörtert."

"Aber ich brauche euch doch wohl nicht zu fragen, wer von euch beiden denn freiwillig verzichten würde, nicht wahr?

"Das geht dir ja genauso, Thomas."

"Das ist es ja eben. Wir kennen uns erst seit ein paar Tagen - und doch glauben wir, nicht mehr voneinander lassen zu können."

"Es war eben Liebe auf den ersten Blick, Thomas."

"Das bestreite ich ja auch gar nicht, doch wende ich mich heute der einen von euch beiden zu, so könnte ich mich morgen wieder zu der anderen hingezogen fühlen - und was würdet ihr dann sagen?"

"Gefällt dir denn das Wesen der einen oder anderen von uns besser?"

"An eurem Wesen finde ich ebenso Gefallen, wie an eurem Äußeren. Deine Art, dich zu geben, paßt zu dir genauso, wie ihr Verhalten eben zu ihr paßt. Wenn Uschi, unbekümmert wie sie nun einmal ist, ein textilfreies Sonnenbad irgendwo weitab vom Dorf vorschlägt, so ist dies für mich ein Bei= spiel dafür, daß sie nicht nur Sonne auf der Haut liebt,

sondern auch Sonne im Herzen trägt. Das entspricht haar=genau ihrem Wesen und ihrem Temperament. Und wenn du in deiner ruhigen Art schweigsamer und zurückhaltender bist als Uschi, so entspricht dies eben vollauf deinem Charakter."

"Gut, dann wäre das geklärt - aber laßt uns doch mal sehen, wo wir angelangt sind! Ich glaube, es ist im Grunde ganz einfach: Du magst Uschi und du magst mich, Uschi mag dich und ich mag dich; ist das richtig so?"

"Zweifellos."

"Könnte man dann umgekehrt auch sagen: Ich möchte auf dich nicht verzichten, Uschi möchte auf dich nicht ver=zichten und du möchtest weder auf Uschi noch auf mich verzichten?"

"Ich glaube schon."

"Aber dann ist doch eigentlich alles klar!"

"Wie meinst du das?"

"Nun - wenn ich vorhin sagte, Uschi und ich seien bei der Erörterung unseres Problems heute nachmittag zu keinem Ergebnis gekommen, so war das nur bedingt richtig. Wir haben uns gefragt, was in dem Fall zu tun sei, daß du dich nicht entscheiden könntest, weder für die eine noch für die andere, obwohl du uns beide begehrst. Für diesen Fall haben wir uns dann darauf geeinigt, daß wir dir beide gehören wollen. Ich habe dies vorhin deshalb unerwähnt gelassen, weil deine Entscheidungsfreiheit nicht beeinträchtigt werden sollte. Da wir inzwischen

aus deinem Munde erfahren haben, daß du uns beide magst, brauche ich diese Zurückhaltung nun nicht mehr zu üben. Wir sind bereit, um unserer Liebe willen dieses Opfer zu bringen - und nun mußt du uns sagen, ob du uns beide haben willst!"

"So sehr liebt ihr mich?"

"Ja, Thomas, so sehr!"

"Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich weiß nur, daß ich euch unsagbar dankbar bin, unsagbar! Sicherlich gehört wohl einiges dazu, wenn ein Mädchen einen jungen Mann mit einer anderen zu teilen bereit ist."

"Mit einer anderen? Uschi ist doch meine Schwester - und ich bin ihre."

"Aber dann würde ich euch doch betrügen, die eine mit der anderen und die andere mit der einen. Zugegeben: Ich begehre euch beide, aber unser Kaplan hat uns im Aufklärungsunterricht vor der Schulentlassung gesagt: 'Ein Huhn mag keinen halben Hahn'.

"Bist du katholisch?"

"Ja."

"Würdest du es denn als Sünde betrachten, mit einem Mädchen intim zu werden?"

"Keineswegs!- aber wenn ich dich mit Uschi betrügen würde - und umgekehrt -, dann wäre dies doch in hohem Maße unmoralisch."

"Aber das ist doch nur eine Frage der Sitte und des

Brauchs. Im Orient haben die Männer auch mehrere Frauen - zudem noch aus unterschiedlichen Familien, doch niemand stößt sich daran, im Gegenteil! Das ist dort selbstverständlich."

"Ich habe einmal von einem solchen Fall gehört. Da hatte ein Bauer - ich glaube in der Eifel - sich auch zwei Frauen ins Haus geholt. Ob es nun Schwestern waren oder Freundinnen, das weiß ich nicht mehr. Anfangs ging auch alles gut. Der Bauer ging des Sonntags zur Frühmesse, und die beiden Frauen zogen kurz vor zehn Arm in Arm zum Hochamt.
Nach Jahr und Tag aber wandte der Mann sich allmäh= lich von einer der beiden ab, er vernachlässigte sie, wie der Volksmund sagt. Eines Nachts aber stürzte die Verschmähte ins Schlafzimmer der anderen und erstach den Mann mit einem Brotmesser, als er die Favoritin liebte. Als diese den Erstochenen von sich wälzte, erstach die Mörderin auch sie. Anschließend schnitt sie sich selbst die Pulsadern auf und verblutete. Man fand die Leichen am darauffolgenden Tage.
Ein Kamerad hat mir diese Geschichte damals im Schanz= lager am Westwall erzählt. Er sagte noch, man bezeichne eine solche Verbindung als 'Dreiecks-Verhältnis' - ich werde die Geschichte wohl nie vergessen."

Thomas hatte sich erhoben und saß vornübergebeugt auf seinem Platz. Nun richteten die beiden jungen Damen sich ebenfalls auf, wobei die Decke von ihren Schultern rutschte. Sie legten ihre Hände auf seine Schultern

und schmiegten sich unter beruhigenden Worten liebe=voll an. Er breitete seine Arme aus und preßte sie eng an sich.

"Du zitterst ja, Thomas", sagte Marion, "um Gottes willen!"

"Ist das ein Wunder! wenn ein junger Mann zum ersten Mal ein Mädchen umfaßt?- und dann noch gleich zwei - und auch noch unbekleidete?! Ich möchte wissen, ob es anderen in einem solchen Augenblick nicht auch so erginge!"

"Komm, Thomas, wir wollen ins Haus gehen und erst alles einmal überschlafen", sagte Ursula. "Morgen ist Sonntag, dann haben wir Zeit, noch einmal über alles zu reden - oder wirst du uns nun meiden?"

"So ein Unsinn", entgegnete er, " ich kann's doch kaum erwarten, euch morgen wiederzusehn."

Rasch zogen die Mädchen sich an, während Thomas die Decke zusammenrollte. Gemeinsam trugen sie die 'dicke Wurst' auf ihren Schultern, wobei sie sich - Thomas in der Mitte - um die Taillen faßten. Als sie vor dem Haus=eingang angekommen waren, fragte Ursula:

"Gibst du uns denn noch einen Gute-Nacht-Kuß?"

"Ja", flüsterte er kaum hörbar - und dann umarmten sie sich.

"Gute Nacht, Thomas!"

"Bis morgen, ihr beiden, gute Nacht!"

Er ging noch zur Pumpe hin, um sich zu waschen. Plötzlich stand der Hofhund vor ihm und wedelte mit dem Schwanz. "Sei schön still, Senta", sagte er mit besänftigenden Worten, täschtelte das Tier und schickte es dann zur Hundehütte zurück.

Der Mond schien durchs Fenster, als er sich zur Ruh' begab. Er lag noch lange wach, wälzte sich von einer Seite zur anderen und war in Gedanken bei Marion und Ursula. Alles, was im Zusammenhang mit den beiden auf ihn eingestürmt war, belebte er in Gedanken noch einmal. Da war der Klang ihrer Stimmen, die Blicke der Augen, das Leuchten der Zähne, das Lachen der Lippen, die anmutigen Bewegungen, das glänzende Haar. Alle Blumen der Welt hätte er für sie pflücken, alle Sterne für sie vom Himmel holen mögen. Noch immer glaubte er ihre heißen Küsse auf seinen Lippen zu spüren, den Druck ihrer Hände, die Umklammerung ihrer Arme und den Hauch ihres Atems. Die Bilder kamen und gingen, wechselten, lösten einander ab, ersetzten sich gegenseitig, näherten und entfernten sich - und entschwand das eine, so schuf der nächste Augenblick ein anderes.

Und doch - es gab nichts, was seinem Herzen Ruhe und seinen Augen den Schlaf gebracht hätte. 'Nur gut, daß morgen Sonntag ist', dachte er, 'ich würde sonst keinen Hebel in Bewegung setzen können'. Aber gerade der Gedanke, tags darauf ausschlafen zu können, hinderte ihn zusätzlich noch am Einschlafen. Dann kam ihm die Idee, den beiden Mädchen einen Liebesbrief zu schreiben. Ob sie sich darüber wohl

freuen würden? Schon hüpfte er aus dem Bett, schaltete das Licht wieder ein und begab sich zur Kommode, wo er unter diversem Kleinkram auch seine unbenutzten Feldpost=Brief-Vordrucke vermutete. Kurz darauf saß er vor einem holzfasrigen Blatt und überlegte. 'Ob ich mit einem Liebesgedicht nicht noch besser ankäme?', fragte er sich, 'aber so etwas will sicher gelernt sein, ein Dichter fällt schließlich nicht vom Himmel'. Eine Zeitlang kaute er an einem Bleistift, den er wenige Tage zuvor auf der Straße gefunden hatte.

Dann kam ihm die für den folgenden Tag geplante Wanderung in den Sinn, und er stellte sich vor, sich mit seinen beiden Freundinnen weit draußen vor dem Ort auf einem verträumten Plätzchen niedergelassen zu haben. Ja, der Text müßte dieser Umgebung entsprechen, müßte weitest=gehend mit dem von der Natur vorgegebenen Rahmen übereinstimmen.

Etwa zwanzig Minuten später hatte er sein erstes Gedicht zu Papier gebracht. Als Überschrift wählte er die Worte "Im Grünen" - und unter die letzte Zeile schrieb er "Im Frühsommer 1945". Noch einmal überflog er die Zeilen. Dann legte er das Blatt hin, warf noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel, schaltete das Licht wieder aus und legte sich abermals ins Bett. 'Ob die beiden schon schlafen? - Sicherlich! und morgen nachmittag werde ich es ihnen vorlesen, morgen nachmittag, morgen...'

Der Schlaf enthob ihn endlich aller Betrachtungen, und nur in buntem Träumen begegnete ihm noch einmal die Sonne des

vergangenen Tages, die ihren Abglanz auf seinen glühenden Wangen hinterlassen hatte. Er ahnte nicht, daß im Bereich der Emotionen und der Vitalität Spielregeln galten, die nicht zu berechnen waren. Für ihn war nach wie vor alles noch wahr und echt und wirklich, denn er lebte immer noch in der Gegenwart. Das sanfte Ufer der Biese hatte mit dem Abgrund von Lauenburg eh nichts gemein, und die erste Liebe erschien ihm wie ein Geschenk des Himmels. Jahrelang hatte er sich zusammennehmen und mit den bescheidenen Freuden begnügen müssen, welche die Kriegszeit, die für ihn wie für so viele Kinderzeit gewesen war, übriggelassen hatte, Jahre, die Kummer, Leid und Tränen in sich bargen. Sollte er nun wieder verzichten? Sollte er das ablehnen, was die Glücksgöttin ihm darbot? Nein! ergreifen mußte er ihre ausgestreckte Hand, ihre Gaben annehmen und fest= halten mit aller Kraft. Glücklich wollte er sein, endlich einmal von Herzen glücklich sein. Er übersah, daß das Wort 'Ich liebe dich' mit 'Ich' begann. Wer wollte es ihm verdenken?!

VI

Es mochte kurz nach acht sein, als Marion die Augen aufschlug. Als die Lebensgeister vollends zu ihr zurückgekehrt waren, sah sie zu ihrer Schwester herüber und stellte fest, daß Uschi noch schlief. Im gleichen Augenblick kam ihr der voraufgegangene Abend in den Sinn, und noch einmal begann sie über all das nachzudenken, was am Vortage geschehen war.

Kurze Zeit später reckte Uschi ihre Arme in die Luft und räkelte sich behaglich in den Federn. Dann schaute sie zu Marion herüber.

"Du bist auch schon munter?" fragte sie.

"Munter zwar noch nicht, aber wach", entgegnete Marion.

"Bist du denn schon lange wach?"

"Seit etwa zehn Minuten."

"Ich kann aber noch nicht aufstehen. Ein paar Minuten möchte ich noch duseln. Komm rüber, dann plaudern wir noch ein Weilchen!"

Marion stand auf und ging zu Uschis Bett. Uschi rückte ein wenig zur Seite, um ihrer Schwester Platz zu machen. Um nicht gehört zu werden, unterhielten sie sich leise miteinander. Gemeinsam stellten sie fest, daß wieder einmal ein schöner sonniger Tag heraufgezogen kam und waren alsdann wieder bei dem für sie aktuellsten aller Themen.

"Ob er noch schläft?" fragte Marion.

"Bestimmt", entgegnete Uschi, "er soll ruhig ausschlafen,

von mir aus bis zum Mittag."

"Was meinst du, Uschi, war unser Verhalten gegenüber Thomas gestern abend nicht ein wenig unfair?"

"In welcher Beziehung?"

"Nun, weil wir ihm keine andere Wahl gelassen haben, als uns beide zu nehmen."

"Ein bißchen vielleicht, aber er hätte ja ablehnen können."

"Ich weiß nicht, aber so ein bißchen schlechtes Gewissen habe ich doch, du nicht?"

"Vielleicht sollten wir anders vorgehen."

"Willst du damit sagen, daß ich etwas falschgemacht habe?"

"Das nicht - schließlich hatten wir uns vorher ja dahingehend geeinigt, ihm für den Fall eines Falles jenen Vorschlag zu unterbreiten, den du dann auch für uns beide gemacht hast. Dennoch könnte ich mir vorstellen, daß er Hemmungen hätte, dich in meinem und mich in deinem Beisein zu lieben. Außerdem könnten wir ihn mit einem allzu zielstrebigen Vorgehen leicht verwirren, das könnte Argwohn ihn ihm wecken, Mißtrauen und Skepsis. Du hast doch selbst erlebt, wie ihm das gestern abend zugesetzt hat. Gezittert hat er wie Espenlaub. Käme noch hinzu, daß er nicht zu entscheiden vermöchte, mit wem von uns beiden er nun zuerst Zärtlichkeiten austauschen soll. Du weißt, wie schwer er sich entscheiden kann! Du mußt dich einmal in seine Lage versetzen: Nähert er sich dir zuerst, so fürchtet er, ich könnte deswegen beleidigt sein - und umgekehrt."

"Da hast du recht, daran habe ich noch gar nicht gedacht."

"Und was sollen wir nun tun?"

"Ich meine, wir sollten ihm die Entscheidung abnehmen."

"Aber wie?"

"Ganz einfach: wir losen!"

"Um was?"

"Darum, wer ihm zuerst gehören soll. Wenn wir ihm sagen, daß das Los entschieden hat, wahren wir seine Neutralität. Er wird erkennen, daß wir uns fair geeinigt haben, daß wir uns vorher darüber verständigt haben, die Losentscheidung zu akzeptieren."

"Aber das könnte er anzweifeln."

"Dann ziehen wir eben in seinem Beisein das Los."

"Ja, das wäre was - aber wie soll es dann weitergehen?"

"Du meinst künftig?"

"Ja, denn er befürchtet ja auch, die eine von uns könnte der anderen vorwerfen, mehr eingeheimst zu haben."

"Und das dürfte dann auch die Frage nach der Häufigkeit aufwerfen, nicht wahr?"

"Eben! Wir dürfen ihn keinesfalls überfordern. Aber ich habe etwas gegen derartige Planungen. Wir könnten ihm jedoch vorschlagen, eine möglichst gerechte Handhabe anzustreben. Unsererseits, so meine ich, sollten wir das Problem so großzügig wie möglich behandeln. Es wäre völlig falsch, wenn wir ihm die diesbezügliche Initiative nähmen, so sehr

wir auch unsere Bereitschaft zeigen sollten, für ihn da zu sein."

"Und sollte er sich tatsächlich weigern, die eine im Beisein der anderen zu lieben, dann verzieht die andere sich so lange."

"Aber er könnte befürchten, daß diejenige, die er ausgewählt hat, hinterher der anderen gegenüber bestreiten würde, nun auch geliebt worden zu sein!"

"Wenn er erst einmal erkannt hat, daß wir uns nicht mißgünstig sind, wird er schließlich auch die Anwesenheit derjenigen ertragen, die zugegen ist - und wir gewöhnen uns selbst auch daran. Die eine kann sich ja auch diskret abwenden, wenn die andere beschenkt wird - aber, wie gesagt, wir wollen das nicht reglementieren. Umgarnen können wir ihn ja gemeinsam, wenn wir mit ihm zusammen sind. Ich jedenfalls würde dich nicht daran hindern, mit ihm zu liebäugeln, zu tändeln und ihn herauszufordern. Ich mache es ja genauso - und du wirst sehen, daß es ihm schon bald Freude macht, wenn wir ihm ein wenig Abwechselung verschaffen. Es kommt nur auf unser Verhalten an, und wenn er erkennt, daß wir beide zufrieden sind, dann dürfte er auch zunehmend selbstsicherer werden. Was meinst du dazu?"

"Heute nachmittag gehen wir ja mit ihm weg."

"Und heute abend wissen wir mehr."-

Nach dem Mittagessen zogen sie los. Hinter den Gehöften gingen sie die Biese entlang und gelangten unbeobachtet

an den Rand der Gemarkung. Von Zeit zu Zeit schauten sie zurück, doch niemand folgte ihnen. Thomas hatte sich seine Pferdedecke um den Hals gelegt und ging vorauf. Uschi und Marion trugen einen Korb mit Kaffee und Kuchen, Handtüchern und Toilettenartikeln unterschiedlichster Art. Die Luft war rein und klar und das im Osten allmählich versinkende Dorf schien ebenso eingeschlafen zu sein, wie der Sommerwind. Still rann das Flüßchen vorbei, und nur dort, wo es sich zu einem schmalen Graben verengte, rauschte es laut auf. Rechts und links der Ufer dehnten sich endlose Wiesen aus, dicht bewachsen mit bis zu sechzig Zentimeter hohem, blumen= durchsetzten Gras. Insgesamt war das Gelände eben; nur an wenigen Punkten wies es eine wellenförmige Beschaffenheit auf.

Die drei Wanderer, die zunächst nur im Gänsemarsch das unwirtliche Gelände durchquert hatten, stießen unverhofft auf einen mit spärlichem Gras bewachsenen Sandweg, der in geringer Entfernung parallel zum Fluß verlief, so daß sie nunmehr nebeneinander einhergehen konnten. Thomas sah die Mädchen fragend an:

"Na, seid ihr noch nicht müde?"

"Woher denn", antwortete Uschi, "du etwa?"

"Na ja, allzu weit brauchen wir nun wohl nicht mehr zu laufen. Ich muß etwas auf meine Füße achten, sonst platzen sie wieder auf, die dünne Haut, wißt ihr!"

"Dann laßt uns doch diesen Weg noch zu Ende gehen", schlug Marion vor, "mal sehen, wohin er führt".

"Aber schaut euch doch erst einmal um", sagte Thomas, "wir sind schon so weit vom Dorf entfernt, daß nichts mehr davon zu sehen ist!"

"Tatsächlich!" riefen die Mädchen aus und sahen mit staunenden Augen nach Osten. Um Thomas' etwaige Besorgnis zu zerstreuen betonten sie indes noch einmal, daß er hinsichtlich der Länge des Weges auf sie keine Rücksicht zu nehmen brauche.

"Wir sind noch frisch und munter! nicht wahr, Marion?"

"Ja, vollkommen!"

"Ihr seht heute aber auch wieder so knackig aus", stellte Thomas fest.

"Dennoch sind wir keine Knackwürste", gab Uschi lachend zurück.

"Knackwürste sind ja auch zum Reinbeißen, aber ihr beide seid zum Anbeißen", schmeichelte Thomas den beiden.

"Wir freuen uns ja auch darüber, daß du bei uns angebissen hast", witzelte Marion - und fügte mit gespielter Ironie hinzu: "Aber so gut gefallen wir dir doch gar nicht, daß du bei uns anbeißt - oder?"

"Red' keinen Unsinn, Marion!" beeilte Thomas sich mit der Antwort, "ihr gefallt mir so gut, daß es mir vorkommt, als würde ich von Engeln begleitet."

"Ehrlich?"

"Aber Marion!"-

Der auf der Nordseite der Biese verlaufende Sandweg nahm

zunehmend die Form eines Hohlweges an, auf der linken Seite von einer Düne, auf der rechten von dichtem Gebüsch begrenzt.

"Seht nur!" rief Uschi plötzlich aus, "der Weg fällt stetig zur Biese hin ab, und die beiden anderen schauten in die angegebene Richtung. Als sie näherkamen erkannten sie, daß dort, wo die Ufer zu beiden Seiten verflachten, der Weg am Wasser endete, um auf der gegenüberliegenden Seite wieder aufzutauchen. Wenige Meter dahinter gewahrten sie einen kleinen Wasserfall, der von dichtem Gestrüpp umrahmt war.

"Wie niedlich! eine Furt!" rief Uschi begeistert aus, "und seht nur den schäumenden Wasserfall! Ist das köst= lich!" Zustimmend betrachteten nun auch Marion und Thomas die Umgebung. Dort, wo der Übergang verlief, wiesen die Ufer weite, flache Buchten auf, die sich flußabwärts wieder verjüngend - von Schilf und Röhricht umgeben waren. Da die Sandwand zur linken Seite des Weges den Blick auf das hinter dem Wasserfall gelegene Gelände versperrte, stappfte Thomas den Wall empor und sah sich um. Kaum daß er oben angelangt war, umfing ihn die Schönheit der ganzen Umgebung. Kommt 'rauf, Kinder, seht euch das an! rief er den Mädchen zu, die nun ebenfalls den Damm erkletterten. Kurz darauf standen sie wie angewurzelt neben ihm und blickten schweigend in die Runde. Nur wenige Meter hinter dem Wasserfall staute sich das Wasser vor jenem engen Graben, der es in die flußabwärts gelegene Furt leitete. Jenseits des Flüßchens dehnte sich eine mit Birken ver=

mischte Kiefernschonung aus, während diesseits das schier endlose Grasland von zahllosen Baumgruppen übersät war.

Thomas registrierte aufmerksam die Reaktionen der Mädchen, denen der Anblick offenkundig wie eine Augenweide vorkam.

"Hier möchte ich schon irgendwo bleiben", sagte Marion bestimmt und sah nach allen Seiten.

"Das ist hier wirklich schön", unterstützte Ursula sie begeistert.

"Nun gut", ließ Thomas sich vernehmen, "dann wollen wir mal ein hübsches Plätzchen aussuchen. Ich schlage vor, wir gehen noch bis zum Staubecken weiter und dann nach halblinks zu jener dichten Baumgruppe dort drüben."

Als sie das Becken erreichten, strahlte Uschi:" Seht ihr!- Was ich gesagt habe! Meine Vermutung war also doch richtig. Hier können wir herrlich baden, und schwimmen läßt's sich möglicherweise auch. Kommt! worauf warten wir noch?!"- und schon schritten sie durch das tiefe trockene Gras der Baum= gruppe entgegen. Noch ehe Thomas die Decke ausgerollt und geebnet hatte, liefen die Mädchen zum Wasser. 'Das ging aber schnell', konstatierte er ein wenig überrascht und verwun= dert, sah ihnen verdutzt nach und verfolgte aufmerksam und wachsam zugleich, wie sie aus vollem Lauf hochschnellten und im Sekundenbruchteil auf der Oberfläche des Gewässers aufklatschten. Nachdem er den Brotkorb unter einem der um= stehenden Bäume abgestellt hatte, sammelte er die von den beiden zurückgelassenen Bekleidungsstücke ein: zwei Paar Schuhe, zwei Paar Söckchen, zwei weite, bunte Röcke und

zwei weiße Blusen. Sorgsam faltete er die Sachen zusammen und legte sie ebenfalls in den Schatten des Baumes. Dann entkleidete er sich und ging den beiden in Uschi's blauem Höschen hinterher. "Hier ist es nicht tief, Thomas", rief Marion ihm zu, als er näherkam, "wo ich stehe, ist die tiefste Stelle". Wenn die beiden sich bewegten, schwappten ihre Brüste wie kleine Bojen auf und ab, als wollten sie den Pegelstand markieren. Als Thomas sich den jungen Damen zugesellte, rief Uschi aus: "Kinder, das ist die schönste Badewanne auf der ganzen Welt!"

Nachdem sie eine Weile herumgetollt hatten, pilgerten sie zum Lagerplatz zurück und trockneten sich ab. Dann legten sie sich hin um die Sonne zu genießen. "Zieh doch die nasse Badehose aus", sagte Uschi zu Thomas, "das muß doch unangenehm sein" - und als Thomas ihrem Vorschlag entsprochen hatte, fügte sie hinzu: "So, nun kommen wir uns auch nicht mehr so ausgezogen vor."

"Aber ihr seid doch so süß, daß ich euch am liebsten nur noch nackt sehen möchte - allerdings nur unter sechs Augen", erwiderte Thomas.

"Du siehst aber auch ganz lecker aus, nicht wahr, Marion?" gab Uschi das Kompliment zurück und schaute - sie lagen alle drei auf dem Bauch - über ihre Schulter zu Thomas herüber. "Schau nur, welch niedliche Härchen er auf den Beinen hat!"

"Und auf der Brust hat er auch welche", ergänzte Marion.

"Ja, ganz dunkle. Komisch, aber sein Kopfhaar ist hellblond", stellte Ursula fest.

"Gehörst du einer besonderen Rasse an?" fragte Marion ihn.

"Meine Augbrauen sind doch auch fast schwarz", entgegenete Thomas, "sollte euch das etwa entgangen sein?"

Die beiden sahen in sein Gesicht und bestätigten seinen Hinweis, während er abwechselnd den Kopf nach der rechts von ihm liegenden Marion und nach der links von ihm liegenden Ursula drehte. Da sie weder Sonnenoel noch Sonnencreme besaßen, warnte Thomas sie nach einer Weile vor einem Sonnenbrand und schlug vor, den Schatten der Bäume aufzusuchen. "Ich habe einmal gelesen, daß man im langen Schatten eines Baumes ebenso Farbe bekommt, wie in der Sonne", sagte er, "weil dort die ultravioletten Strahlen genauso vorkommen, wie hier zum Beispiel. Man muß nur darauf achten, daß man keine Äste über sich hat".

Eine Weile hielten sie es noch in der Sonne aus, doch dann kamen sie Thomas' Rat nach und zogen um. Dort, wo sie alsdann die Decke ausbreiteten, stand das Gras noch höher und bildete eine scheinbar undurchdringliche Wand rundum. Die Bäume bildeten hier eine Kreis, und wenn die drei aufsahen, glaubten sie durch weit geöffnete Tore zu schauen, und Thomas äußerte den Wunsch, auf einem der Bäume zu sitzen und in die Ferne zu sehen. Man könne von oben aus vielleicht das Dorf ausmachen und überschlagen, wie weit man gewandert sei - aber Marion winkte ab:

"Wir sind so weit weg von allem, so weit!" sagte sie, drehte sich auf den Rücken und breitete ihre Arme aus.

Thomas erhob sich und ging zu jener Stelle, wo seine

Sachen lagen. Als er zurückkehrte und die Mädchen seinen in der voraufgegangenen Nacht beschrifteten Zettel in seiner rechten Hand gewahrten, fragten sie ihn, was er da habe.

"Nichts Besonderes", antwortete Thomas, "ich habe da nur etwas aufgeschrieben, etwas, was ich euch gern vorlesen möchte - aber ihr dürft nicht darüber lachen! Versprochen?"

"Versprochen, Thomas", sagten die beiden.

Thomas legte sich wieder auf den Bauch, faltete das Blatt auseinander und begann mit gedämpfter Stimme zu lesen:

"So tief sind wir ins hohe Gras gesunken!
Ganz still ist's ringsumher - und das ist gut.-
Ihr schaut nach mir; wir sind so liebestrunken,
die Herzen sind so voll, so heiß wie Glut.

So tief blickt ihr mir heute in die Augen!
Wie weit wohl mögen eure Herzen sein?
Und trink' ich eure Seelen aus, dann saugen
die Lippen letzte Glut in mich hinein.

Doch letzte Glut entfacht erneut das Feuer -
und neue Liebe spüren Herz und Mund.
So küßt mich doch! noch freier, jünger, neuer -
und schließet mit mir einen ew'gen Bund!"

Sie küßten ihn, sie umarmten ihn und bedankten sich immer wieder - und Marion wischte sich sogar eine Träne aus den Augen. Das Blatt wanderte hinüber und herüber, und die

Angebeteten lasen den Text wiederholt. Natürlich wollten sie ihn sich zu Hause umgehend abschreiben, einschließlich des nunmehr auch zur Kenntnis genommenen Über- und Unter=titels.

"Ich schlage vor, daß wir uns verloben", sagte Ursula nach einer Weile.

"Aber ich kann euch ja doch nicht heiraten", entgegnete Thomas.

"Eben drum", meinte Uschi, "wenn wir schon nicht heiraten können, dann sollten wir uns wenigstens versprechen, von nun an jenen ew'gen Bund zu schließen, von dem Thomas in seinem Gedicht spricht. Schließlich sind wir uns gestern abend doch darüber einig geworden, daß wir... ich meine... ach, ihr wißt schon wovon ich rede."

"Ich frage mich nur, wie ich das meiner Mutter beibringen soll, ich meine, daß ich zwei Freundinnen auf einmal habe", gab Thomas zu bedenken. "Stellt euch vor, ich käme eines Tages zu Hause mit euch beiden an; ich hätte nicht nur eine, sondern gleich zwei!"

"Dann würden wir sagen, daß Uschi die Auserwählte und ich eben nur ihre Schwester sei. Da ich erheblich älter bin, würde deine Mutter ohnehin nicht auf die Idee kommen, daß ich mit dazu gehöre. In zwei Jahren werde ich einundzwanzig, dann kann ich mir eine eigene Wohnung nehmen und wir hätten alle drei ein schönes Heim. Und sollten unsere Eltern es nicht erlauben, daß Uschi zu mir zieht, weil sie noch unter einundzwanzig ist, so dürften sie wohl nichts dagegen haben,

wenn Uschi mich besucht - und du, Thomas, begleitest dann eben meine Schwester, wenn sie mich besucht. Kein Mensch würde dagegen Einwendungen erheben, und niemand würde etwas anderes vermuten. Wir würden zusammen ausgehen und auch sonst alles gemeinsam machen: Einkäufe erledigen, Anschaffungen planen, Reparaturen vornehmen - und vieles andere mehr. Später, wenn ihr dann auch einundzwanzig seid, ziehen wir endgültig zusammen. Thomas ist ja auch schon im siebzehnten, und die paar Jährchen bis zur Großjährigkeit gehen schnell vorbei", entgegnete Marion.

"Und wo wollt ihr bleiben, bis du einundzwanzig wirst?" wollte Thomas von ihr wissen.

"Zunächst sind wir erst einmal gut untergebracht, und sollten wir nicht mehr nach Berlin zurückkönnen, so werden unsere Großeltern uns sicher nicht auf die Straße setzen, im Gegenteil! Die dürften froh sein, den Hof nun nicht mehr allein bewirtschaften zu müssen, zumal die deutschen Soldaten großteils noch hinter Stacheldraht sitzen und als Arbeits= kräfte ausfallen", beantwortete Marion die Frage.

"Und was wird aus mir?" fragte Thomas. "Immerhin dürfte meine Mutter Tag für Tag am Fenster sitzen und nach mir Ausschau halten, auch jetzt vielleicht, wo wir hier liegen und guter Dinge sind. Auf gar keinen Fall möchte ich sie länger als unbedingt notwendig auf mich warten lassen. Ihr müßt euch mal in ihre Lage versetzen! Sie weiß doch nicht, ob ich überhaupt noch lebe. Diese schreckliche Ungewißheit muß ich von ihr nehmen. Stellt euch vor, ihr hättet über Monate nichts mehr von mir gehört, so wie sie. Würdet ihr

dann nicht auch verzweifelt sein? Und was soll geschehen, wenn unser Haus noch steht? Würdet ihr dann mit mir gehn, statt zu euren Eltern nach Berlin zurückzukehren? Ich weiß mit Sicherheit, daß meine Mutter nicht in Braunlage bleiben sondern in die Heimat zurückkehren würde. Sie braucht mich in diesen schlechten Zeiten mehr denn je, und sie würde sich zu Tode grämen, wenn ich zum Beispiel hierbliebe, ohne mich zu melden. Und so herzlos kann ich nicht sein, zumal ich - umgekehrt - ein Wiedersehn mit ihr herbei sehne. Ich möchte euch ja nie verlieren - aber meine Mutter auch nicht."

"Das verstehen wir ja auch, Thomas", sagte Ursula, "aber du wirst, genauso wie wir, ja auch älter, und eines Tages wirst du erwachsen sein. Es wäre ja ein Unrecht, wenn deine Mutter dich daran hindern würde, dein eigenes Leben zu leben."

"Schon, das gebe ich ja auch gern zu", erwiderte Thomas, "aber wer soll denn fortan für sie sorgen? Wir haben das große Haus, für das wir Steuern zahlen müssen. Wer soll denn das Geld dafür aufbringen, wenn nicht ich! Wer weiß, ob die Versorgungsämter in Zukunft noch Unterhalt, also Witwen- und Waisenrenten zahlen, wie dies bis Ende des Krieges der Fall war!? Und wer soll ihr helfen, wenn sie das in die Evakuierung mitgenommene Gepäck nach Hause schaffen muß? Außerdem mache ich mir Gedanken darüber, ob sie überhaupt satt wird. Rund um Braunlage gibt es keine Landwirtschaft, sondern nur Wald. Ich kann sie doch nicht hungern lassen, während wir hier essen und trinken, soviel wir wollen. Offen gestanden: Zuweilen

bleiben mir bei diesem Gedanken die Bissen im Halse stecken."

"Deine Mutter wird dir bestimmt dein Essen gönnen, Thomas", sagte Marion. Vielleicht könnte sie ja auch hierher kommen, sofern es weder im Harz noch im Rheinland Nahrung und Unterkunft für euch gäbe."

"Aber hier würde ich auf die Dauer nicht bleiben wollen. Wir haben in der Nähe der Stadt gewohnt, und selbst wenn Dürens Trümmerhaufen weggebaggert werden sollten: Diese Stadt bleibt auch dann noch meine Heimat, wenn sie nur noch aus Straßenzügen bestehen sollte. Auf bloßen Füßen würde ich heimwärts ziehn, um dieses Fleckchen Erde wieder= zusehen. Trockenes Brot würde ich essen wollen, wenn ich nur wieder zu Hause wäre", antwortete Thomas entschieden.

"Deine Mutter würde uns sicher akzeptieren", sagte Ursula, "wir würden gewiß eine Hilfe für sie sein. Marion und ich könnten arbeiten gehen und zum Lebensunterhalt beitragen. Dann könnte deine Mutter auch das notwendige Geld für euer Haus aufbringen und es leichter haben, insgesamt, meine ich."

"Und was würden eure Eltern dazu sagen?" wollte Thomas wissen.

"Berlin ist nur noch ein einziger Trümmerhaufen, was bedeutet, daß mit einem Eissalon dort auf Jahre hinaus kein Geschäft mehr zu machen sein dürfte, zumal die zur Speiseeisher= stellung erforderlichen Produkte völlig fehlen. Und selbst dann, wenn wir nur noch Wassereis herstellen sollten: Wo keine Menschen sind, kann man auch nichts verkaufen. Es

dürfte unseren Eltern daher nichts anderes übrig bleiben, als auch nach Klein-Rossau zu kommen, so, wie es ursprünglich ja auch geplant war. Da mein Vater jedoch kein Interesse an der Landwirtschaft hat, wäre Klein-Rossau für unsere Eltern auch nur eine Übergangslösung. Wenn wir beide, Uschi und ich, meinen Eltern in deiner Heimat eine Unterkunft besorgen würden, könnte unser Vater sich dort beim Arbeitsamt melden, dann bekäme er wenigstens soviel an Unterstützung, daß damit der Lebensunterhalt sichergestellt wäre", erklärte Marion.

"Vorausgesetzt, daß es dort überhaupt noch ein Arbeitsamt gibt", entgegnete Thomas.

"Das würden wir ja sehen, wenn wir mit dir und deiner Mutter dort ankämen", erwiderte Marion, "aber dies müßte sich alles erst zeigen. Von hier aus läßt sich das nicht beurteilen, im Augenblick jedenfalls nicht, und darum schlage ich vor, daß wir uns jetzt erst einmal stärken."

"Und was ist mir unserer Verlobung?" fragte Ursula deprimiert.

"Jetzt gibt es erst einmal Kaffee und Kuchen", entgegnete Marion, "nachher kann Thomas sich dazu ja noch äußern."

"Großen Hunger habe ich eigentlich nicht", sagte Thomas, "aber Durst hab' ich. Schon seit Tagen könnte ich immer nur trinken."

"Dann trink, Thomas", entgegnete Marion, "es ist genug Kaffee da."

"Habt ihr denn auch Zucker hineingetan?" wollte Thomas wissen.

"Haben wir", antwortete Marion, "schließlich möchten wir dir das Leben doch versüßen".
"Du meinst wohl meinen Zwangsaufenthalt in Klein-Rossau?" wandte Thomas ein.

"Nicht nur in Klein-Rossau, Thomas", sagte Ursula.
"Sehr richtig", fügte Marion hinzu, "in Klein-Rossau und Umgebung - jedenfalls fürs erste wollen wir mal sagen."

"Nun ja, in eurer Gegenwart fühle ich mich ja auch wohl, aber wenn ihr nicht wäret, könnte ich es hier kaum noch aushalten, was mit euren Großeltern nichts zu tun hat. Und wenn ich euch sage, daß ich Heimweh habe, so hat auch das mit euch nichts zu tun. Ihr macht mich ja auch glück= lich. Nur geborgen fühle ich mich hier nicht", entgegnete Thomas

"Uschi und ich wollen uns hier auch nicht verewigen. Schließlich sind wir Großstadtkinder. Ich für meine Person habe absolut keine Lust, ad calendas graecas die Unschuld vom Lande zu spielen, und das dürfte für Uschi ebenso gelten, nicht wahr, Uschi?" sagte Marion - und Ursula pflichtete ihr bei, während Thomas diese Äußerung zu deuten versuchte. War sie auch an seine Adresse gerichtet? Er war verwirrt wie nie zuvor, denn er wußte nicht, ob die beiden Mädchen ihn damit herausfordern wollten. Andererseits fürch= tete er, sich eine Ohrfeige für den Fall zu holen, daß er sie mißverstehen und zu weit gehen könnte. Wäre dann nicht alles aus? und würde er ihnen dann nicht mehr in die Augen sehen können? Im Aufklärungsunterricht hatte der Kaplan stets von der Achtung des Jungen vor dem Mädchen gesprochen und Schiller zitiert:

Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
er stürmt ins Leben wild hinaus,
durchmißt die Welt am Wanderstabe.
Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus...

'Wie rätselhaft doch die Frauen sind', dachte er, während Marion zum wiederholten Male Kaffee und Kuchen verteilte.-

"Nun, Thomas, was hältst du nun von unserer Verlobung?" fragte Ursula nach dem Kaffeeklatsch.

"Ich hätte nichts dagegen", antwortete Thomas.

"Nichts dagegen!" stellte Ursula fest, "das klingt ja so, als würdest du nur mit halbem Herzen dazu bereit sein."

"Nein, das nicht", entgegnete er, "aber wie macht man denn so etwas? Immerhin ist dies ja das erste Mal, daß ich mich verlobe."

"Ich möchte sehr gern, daß wir eine Form finden, die der Bedeutung des Augenblicks Genüge tut", schlug Marion vor. "Zwar mag ich nicht das große Zeremoniell, doch sollten wir dem Ernst dieser Stunde doch ein wenig Rechnung tragen, uns etwas Nettes sagen und uns dessen würdig erweisen, was unsere Herzen bewegt und uns zu diesem Schritt bewogen hat. Wenn ihr damit einverstanden seid, dann vollzieht das nach, was ich vormache. Ihr werdet sehen, daß es ganz einfach ist!"

Marion kniete nieder und richtete ihren Oberkörper hoch auf. Dann bat sie die beiden anderen zu sich und forderte sie auf, die Arme um die Schultern zu legen. Dann steckten sie die Köpfe zusammen und Marion begann zu sprechen:

"Mein über alles geliebter Schatz, ich gelobe dir, daß ich für immer dir und nur dir allein gehören werde. Ich bin bereit, dich mit Uschi zu teilen und verspreche, eure gegenseitige Zuneigung allezeit zu respektieren. Ich wünsche mir, daß unsere Liebe ewig grünen möge."

Ursula schloß sich an:

"Auch ich gelobe dir, lieber Thomas, daß ich dir allein gehören werde, und daß es nie einen anderen Mann für mich geben wird, wo immer du bist und was immer du tust. Ich bitte dich, diesen schönen Tag niemals zu vergessen."

Dann mußte Thomas etwas sagen:

"Ich danke euch aus tiefstem Herzen für eure Liebe und euer Versprechen. Ich gelobe euch, nie eine andere anzusehen. Ich will alles tun, um euch glücklich zu machen. Ich werde euch lieben, solange ich lebe."

Alsdann richteten sie sich auf, nahmen sich an die Hand und sahen sich an. Thomas ging in die Weide hinein, pflückte zwei Margeriten und steckte sie den Mädchen ins Haar, wobei er sie umarmte und küßte. Dann rannte er davon und stürzte sich in das kühlende Wasser der Biese. Wenige Minuten später kehrte er zurück, entnahm seinen Sachen das Taschenmesser und schnitt ein riesengroßes Herz in die Rinde des nächsten Baumstammes. In die beiden oberen Hälften ritzte er die Initialen von Uschi und Marion ein und etwas weiter unten seine eigenen. Zuletzt kerbte er den Pfeil des Liebesgottes Amor ein sowie die Jahreszahl.

Die jungen Damen waren in der Zwischenzeit ebenfalls noch einmal ins Wasser gegangen. "Schaut, was ich gemacht habe!" rief Thomas ihnen zu, als sie zurückkamen.

"Ist das hübsch!" riefen sie aus, "hierher wollen wir immer wieder zurückkehren!" Dann flochten sie aus Eichenlaub einen Kranz und setzten ihn Thomas auf. "Einen Fotoapparat müßten wir jetzt haben", sagte Marion, "aber vielleicht können wir das Fotografieren nachholen."

Dann setzten sie sich wieder auf die Decke, umfaßten sich und träumten vor sich hin. "Verlobungsringe müßten wir uns besorgen", sagte Marion nach einer Weile, "und wenn es nur Gardinenringe wären."

"Aber das würde euren Großeltern doch auffallen", gab Thomas zu bedenken.

"Wir könnten sie uns ja immer dann anstecken, wenn wir unter uns sind", schlug Ursula vor.

"Dagegen hätte ich nichts einzuwenden", ließ Thomas ver= lauten.

"Hättest du denn auch nichts dagegen, wenn wir, ich meine, wenn du mit uns - ach, du weißt schon was ich meine?!" sagte Usc

"Ich habe euch doch schon gesagt, daß ich bislang noch kein Mädchen gehabt habe", erklärte Thomas. "Habt ihr denn schon einmal so was erlebt?"

"Nein", entgegnete Marion, "aber wenn man verlobt ist..."

"Dann seid ihr also noch Jungfrauen?" wollte Thomas wissen.

"Nun, ich bin eine Art Demi-vierge, eine Halbjungsfrau -

und Uschi auch", antwortete Marion.

"Und was versteht man darunter?" fragte Thomas.

"Eine Unterleibsgeschichte zwang uns, ärztliche Hilfe in Anspruch zu nehmen. Zuerst trat die Erkrankung bei mir auf und dann, etwa fünf Monate später, auch bei Uschi. Bei dem Eingriff ging das Hymen in die Binsen, also das Jungfern=häutchen, falls du nicht wissen solltest, was mit dem Fremd=wort gemeint ist. Insofern sind wir also nur noch Halbjung=frauen. Ich hoffe, daß dich das nicht stört, zumal wir noch keine erotischen Beziehungen zu einem jungen Mann gehabt haben!?"

"Wie könnte mich das stören!" entgegnete Thomas.

"Nun ja, es gibt ja viele Männer, die auf die Jungfräulich=keit besonderen Wert legen", stellte Marion fest.

"Aber in einem solchen Fall obwaltet ja höhere Gewalt", bekundete Thomas einsichtig.

"Eben", warf Ursula ein, "und wir haben auch mit deinem Verständnis gerechnet. Selbstverständlich hattest du das Recht, danach zu fragen, aber nun weißt du's ja. Anderer=seits bitten wir dich aber auch um Verständnis dafür, daß wir nun Auskunft über deine Einstellung bezüglich eines noch engeren Verhältnisses erbitten."

"Und wie stellt ihr euch dazu?" fragte Thomas verlegen.

"Wir mögen dich doch,Thomas", beantwortete Marion die Frage.

"Von euch geht ein Reiz aus, den ich nicht beschreiben

kann", begann Thomas nach einer Weile des Nachdenkens. "Ich kann fast keine Nacht mehr ruhig schlafen und sehe euch immerzu vor mir. Zuweilen fürchte ich zu explodieren und durchzudrehen. Dennoch ängstigt mich der Gedanke, etwas zu zerstören, was mir bislang ebenso natürlich, wie kostbar, edel, ja, heilig erschienen ist: eine Illusion, ein schöner Traum, eine Idee oder dergleichen. Mein Groß= vater sagte gelegentlich zu mir 'Bring' nie etwas zum Abschluß, bevor du angefangen hast' - und nun könnte etwas geschehen, das nicht mehr rückgängig zu machen wäre. Ich habe etwas gegen Ereignisse, die etwas Unwiderbringliches, Absolutes, Totales im Gefolge haben. Ich möchte nicht den zweiten Schritt vor dem ersten tun, versteht ihr?"

"Aber du hast doch schon längst angefangen", widersprach Marion, "denn wir haben uns doch verlobt. Wenn es für uns auch keine Hochzeitsnacht in herkömmlichen Sinne gibt, so sollten wir uns doch darüber klar werden, daß es irgendwann doch einmal geschehen muß - und sofern dich meine Anwesen= heit stören sollte, lasse ich dich gern für eine Weile mit Uschi allein. Wir könnten aber auch auslosen, mit wem du zuerst Zärtlichkeiten austauschst, nicht wahr, Uschi?"

"Ich lasse aber auch gern der Marion den Vortritt, sofern es daran scheitern sollte", ließ Ursula verlauten.

"Aber wir schaffen doch vollendete Tatsachen, begreift ihr denn nicht, was ich sagen will?" wollte Thomas wissen.

"Wieso schaffen wir vollendete Tatsachen, Thomas?" fragte Marion zurück.

"Ich glaube, ihr habt das Wichtigste vergessen", führte Thomas aus.

"Und das wäre?" wollte Ursula wissen.

"Ihr habt nicht bedacht, daß ihr schwanger werden könntet", entgegnete Thomas.

Als die Sonne sank, kehrten sie heim: traurig und heiter zugleich.

VII

Nach dem Abendbrot saßen Marion, Uschi und Thomas auf dem Holzplatz hinter der Scheune. Hier stand die von Buchenscheiten umgebene Kreissäge in einer flachen Düne aus Sägemehl und Spänen. Dort, wo die bemooste Umfassungsmauer die Grenze zum Nachbargrundstück markierte, lehnte eine langstiehlige Axt gegen den ihr allzeit ergebenen Partner, den Holzklotz. Hier hatte der Bauer schon seinem Vater beim Schneiden und Spalten des Holzes beigestanden, hatte über Jahrzehnte Berge von Kleinholz in den Trockenschuppen geschafft und immer wieder die stumpf gewordenen Zähne des Sägeblatts nachgeschliffen.

"Hast du deine Mundharmonika mit?" wollte Uschi von Thomas wissen.

"Davon trenne ich mich nur bei Nacht", entgegnete Thomas.

"Dann spiel' uns doch noch etwas vor", forderte Uschi ihn auf.

Als Thomas das Instrument aus der Hosentasche zog, hielt Ursula die rechte Hand auf und sagte: "Zeig' mal her!" und indem sie die Mundharmonika betrachtete, fügte sie hinzu: "Das ist ja ein wunderschönes Stück".

"Das ist eine chromatische Mundharmonika", unterstrich Thomas den Wert des Instruments bedeutungsvoll.

"Und wo hast du sie her?"

"Ich habe sie 1938 zur Erstkommunion bekommen. Sie stammt aus Klingenthal in Sachsen. Stets war sie meine Begleiterin:

am Westwall, im Harz, in Schleswig-Holstein und hier. Während des Dienstes im RAD-Lager habe ich sie tagsüber im Spind gelassen, um sie vor Schaden zu bewahren, und wenn ich einmal irgendwo bin, wo starke Staubentwicklung entsteht, dann wickle ich sie in ein Taschentuch ein. So sind die Töne denn auch nach wie vor klar und rein."

"Das haben wir schon konstatiert, nicht wahr, Marion?"

"Und was wollt ihr hören?"

"Kennst du auch moderne Schlager?"

"Ein paar."

"Dann zeig' mal was du kannst!"

Bald erklang die 'Marianka', die 'Rosamunde' und die 'Erika', und die beiden jungen Damen sangen die zu den Melodien gehö=renden Texte mit, klatschten dabei in die Hände und wippten mit den Füßen. Kaum bemerkten sie die zunehmende Dunkelheit, doch war der Innenhof schon in Finsternis gehüllt. So bemerkten sie auch nicht, daß sich zwei Gestalten vom Hoftor her auf sie zu bewegten. Erst als diese sich bis auf wenige Schritte ge=nähert hatten, vernahmen sie ihre schlurfenden Schritte und wandten sich um. Im selben Augenblick erkannten Marion und Ursula die beiden Neuankömmlinge: ihre Eltern.

Die Wiedersehensfreude war groß. Ursula rannte ins Haus hinein und holte ihre Großeltern. Fragen folgten Antworten, Antworten neue Fragen, und nur Thomas stand abseits der Gruppe und drehte seine Mundharmonika in den Händen. Sie gingen alle früh zu Bett. Das Wochenende war vorbei.

Müde Füße

I

Mitte Juni rief Bauer Müller eines Nachmittags Thomas zu sich ins Wohnzimmer. Seine Frau, sein Sohn und seine Schwiegertochter waren ebenfalls anwesend. Nach kurzer Begrüßung setzte man sich an den in der Zimmermitte stehenden großen Wohnzimmertisch aus Eiche. Als der Hausherr zu sprechen begann, war Thomas ebenso hellwach wie gespannt. Hatten die Mädchen geredet? Hatten die Eltern der beiden etwas bemerkt?

"Hör' mal, Thomas", sagte der Bauer, "wir haben ein Anliegen.- Meine Frau und ich gehen allmählich auf die Siebzig zu. In nicht allzu ferner Zeit werden wir - Gott sei's geklagt! - also das Zeitliche segnen. Aus diesem Grunde stellt sich für uns die Frage, was einmal aus dem Hof wird. Wir, meine Frau und ich, haben die Angelegenheit schon mit meinem Sohn und seiner Frau besprochen, doch hängt die Übernahme des Hofs durch die beiden von verschiedenen Umständen ab. Da ist einmal die Beinverletzung, die meinem Sohn zu schaffen macht. Zum anderen ist völlig offen, was mit Berlin wird. Zwar würde mein Sohn eines Tages unseren Hof erben, doch müßte er, um die Wirtschaft führen zu können, auch gesundheitlich dazu in der Lage sein. Wäre er das jedoch nicht, so müßte der Hof verkauft werden. Daß alles einmal in fremde Hände gelangen könnte, ist für uns allerdings unvorstellbar. Wir haben hier ein Leben lang gearbeitet und wüßten den Hof nur allzu gern in guten Händen. Wenn du nun bei uns bleiben

möchtest, so würden wir dich an der Erbschaft beteiligen. Immerhin haben wir neunzig Morgen eigenes Land. Das Anwesen ist schuldenfrei, die Belastungen sind erschwinglich, der Boden ist fruchtbar und bringt hohe Erträge ein. Selbst wenn mein Sohn eines Tages nach Berlin zurückkehren sollte, so bliebe der Hof dennoch in Familienbesitz. Wir haben an eine Erbengemeinschaft gedacht und würden dann, wenn du einundzwanzig bist, mit dir zu einem Notar gehen und eine faire Vereinbarung treffen. In der Zwischenzeit könnte ich dich in alle mit der Bewirtschaftung eines Hofs zusammenhängenden Erfordernisse einweihen. Ich würde dir einen angemessenen Lohn zahlen und dich ab deinem achtzehnten Lebensjahr zusätzlich noch am Gewinn beteiligen. Was hältst du davon?"

"Wie sie wissen, hatte ich vor zwei Jahren eine Berufsausbildung begonnen", entgegnete Thomas ausweichend, "außerdem könnte ich das nicht allein entscheiden."

"Auch darüber haben wir uns schon unterhalten, aber schau, erstens dürfte auf unabsehbare Zeit der Handel mit Waffen und dergleichen untersagt bleiben, so daß in dieser Branche vorerst sowieso kein Geschäft mehr zu machen sein dürfte, und zweitens ist zu befürchten, daß die Lebensmittelknappheit vorerst nicht zu beheben sein wird. Aus den Ostprovinzen sind Millionen Flüchtlinge zu uns gekommen und der Strom derer, die ihre Heimat verlassen haben, reißt nicht ab. Diese Menschen müssen nun zusätzlich ernährt werden, obgleich die Einheimischen selbst nicht mehr satt werden. Wir dagegen können uns nach wie vor aus eigener Erzeugung beköstigen,

und du weißt, daß Hunger weh tut."

"Sicherlich, aber meine Mutter hungert auch, und - ich habe es auch schon zu Marion und Uschi gesagt - mir bleibt jeder Bissen fast im Halse stecken, wenn ich an die hungernden Menschen im Harz denke. Wo gibt es dort Ackerland? Ich habe da jedenfalls nirgendwo Obst- oder Gemüsegärten gesehen. Glauben sie nur nicht, daß es dort eine Spargelernte gegeben hat! Aber selbst wenn dort Ackerbau und Viehzucht betrieben würde: Wer wollte denn in dieser Jahreszeit schon mit der Ernte beginnen, wo erst noch alles wachsen und reifen muß!"

"Aber das könntest du ja auch nicht ändern, Thomas. Deine Mutter müßte das bißchen, was sie hat, nach deiner Rückkehr auch noch mit dir teilen. Sobald aber, wie zu hoffen ist, demnächst die Post wieder geht, könntest du deiner Mutter jede Woche ein großes Lebensmittelpaket schicken: Speck, Wurst, Kartoffeln, Brot und Gemüse. Auch Eier würden wir dir geben, nur müßten wir sie zuvor hartkochen. Aber deine Mutter könnte ja auch hierher kommen. Ich habe heute vormittag eine Lokomotive auf der Strecke gesehen. Ich nehme an, daß Probefahrten unternommen werden. Vielleicht könnte deine Mutter schon in ein paar Wochen die Reise hierher antreten."

Der Bauer redete und redete, doch Thomas war mit seinen Gedanken woanders. Er sah das Haus in Braunlage vor sich, das Elternhaus an der Rur bei Düren und all die vielen Bilder aus fernen Tagen. Ihm war, als sei er nur noch körperlich anwesend und verschloß sich dem, was im weiteren Verlauf des Gesprächs sowohl von Bauer Müller als auch von

den anderen Teilnehmern an der Unterredung in Erwägung gezogen wurde vollends. Hatten die beiden Mädchen ihren Eltern denn noch nichts von der gemeinsam geplanten Über= siedelung in den Kreis Düren erzählt? Und aus welchen Gründen ignorierten ihre Eltern wie Großeltern nun all das, was ihn selbst mit seiner Jugendzeit so innig verband? Schließlich bat der Bauer noch einmal um eine Antwort und riet ihm, sich die Sache noch einmal für den Fall zu über= legen, als er sich nicht sofort entscheiden könne.

"Nun gut", sagte Thomas schließlich, "ich werde meiner Mutter schreiben, sobald wieder Post befördert wird. Ohne sie gehört zu haben, kann ich keine verbindliche Antwort geben, das müssen sie verstehen. Ich werde ihnen aber sofort Nachricht geben, sobald meine Mutter geantwortet hat."

"In Ordnung, Thomas", sagte Bauer Müller, "laß dir alles noch einmal ruhig durch den Kopf gehen. Du hast ja Zeit, über alles erst einmal in Ruhe nachzudenken, aber überlege alles gut!"

Die Ruhe zum Überlegen fehlte ihm indessen, ja, er wurde von Tag zu Tag zunehmend nervöser. Der Gedanke daran, daß seine Mutter jeden Morgen voller Hoffnung aufwachen und an jedem Abend enttäuscht einschlafen könnte, ließ ihn nicht mehr los. Wie oft am Tage mochte sie wohl ans Fenster treten und Ausschau nach ihm halten! 'Möglicherweise denkt sie noch, ich sei nicht mehr am Leben' sagte er sich bekümmert. Tagtäglich erkundigte er sich, ob der gelbe

Postbriefkasten wieder entleert werde, und traf er nach Feierabend mit seinen ehemaligen RAD-Kameraden zusammen, so drehte sich die Unterhaltung nur um das Thema 'Heimat'. "Unsere Kameraden aus dem Kreis Osterburg haben's gut", hieß es dann, "die sind längst nach Hause entlassen". Bei einem solchen Zusammentreffen erfuhr er denn auch, daß der Chef der VI. RAD-Abteilung schon zu Hause war, weil er als Beruf 'Landwirt' angegeben habe.

II

Ein- bis zweimal in der Woche klapperten zwei alliierte Soldaten die Bauernhöfe ab, um die ehemaligen RAD-Angehörigen zu kontrollieren. "Da drüben ist er", sagte Bauer Müller dann zu den Kontrolleuren, hob den Arm und zeigte auf Thomas, der entweder den Misthaufen umschichtete, eine Wand weißte oder gerade dabei war, eines der Pferde einzuspannen. Dann hoben die Soldaten die Köpfe, nickten und verschwanden Augenblicke später ebenso schnell, wie sie gekommen waren. Nur einmal gingen sie mit dem Hofbesitzer ins Haus. Danach suchte der Bauer seinen Schützling auf und sagte: "Mir wurde soeben ein in deutscher Sprache abgefaßtes Schreiben des Lagerkommandanten vorgelegt, in dem ich und die anderen Landwirte hier im Ort darauf hingewiesen werden, daß du und deine Kameraden nach wie vor als Kriegsgefangene betrachtet werdet, daß ihr nicht fliehen dürft und daß ich sofort Meldung zu erstatten habe,

sofern ich dich einmal vermissen sollte. Ich mußte die Kenntnisnahme unterschriftlich quittieren. Es tut mir leid, dir das sagen zu müssen, aber ich kann's ja auch nicht ändern."

Hatte Thomas zunächst den Gedanken an eine Flucht verworfen, so dachte er dennoch immer wieder daran. Seine anfänglichen Bedenken, die er zum einen bezüglich fehlender Ausweispapiere, zum andern angesichts der Entfernung bis zum Harz hegte, wurden umso geringer, je mehr Zeit verstrich. Was aber wäre, wenn man ihn wieder aufgreifen und ins Gefangenenlager stecken würde? Am Ende könnte es dann noch länger dauern, ehe man ihn auf freien Fuß setzen würde. Und hätte der Fluchtversuch nicht zur Folge, daß man ihn dann in seiner Bewegungsfreiheit noch zusätzlich einschränken würde? Seiner Mutter könnte er dann womöglich auch kein Lebenszeichen senden und mit der guten Ernährung wäre wohl nicht mehr zu rechnen. Andererseits aber fragte er sich, ob er und seine in der Landwirtschaft eingesetzten Kameraden eines Tages gegen andere Kriegsgefangene ausgetauscht werden könnten, sei's nun, weil die Bauern kräftigere Männer bevorzugen könnten, sei's deshalb, weil der Lagerkommandant entkräftete Gefangene auffüttern lassen möchte. Wäre es nicht denkbar, daß er und seine Kameraden eines Tages überraschend von einer Militärstreife abgeholt und hinter Stacheldraht gebracht würden? Und erzählte man sich nicht, daß möglicherweise eine militärische Auseinandersetzung zwischen den Westmächten und der Sowjetunion unter Heranziehung deutscher Einheiten stattfinden könnte? Aus welchen Gründen hatten denn die Briten die Waffen der Deutschen so sorgfältig eingesammelt, deponiert und gewartet?

Deutsche Landser hatten durch Zuruf während der Fahrt durch die nördliche Altmark darüber berichtet. Schließlich hatte der Chef der VI. RAD-Abteilung ihnen prophezeiht, alle noch einmal herangezogen zu werden, er, der nun schon seit geraumer Zeit bei Muttern war und seinen Entlassnungsschein in der Tasche hatte. War angesichts dessen eine Flucht aus Kriegs= gefangenschaft etwas - Unmoralisches? Zwar waren sie zu fliehen gewarnt worden, hatten jedoch keineswegs ihr Wort gegeben, zu bleiben.

Wie aber sollte er es anstellen? Er besaß kein Kartenmaterial - und an jeder Straßenkreuzung, an jeder Brücke und an jedem Engpaß standen alliierte Wachen - und der Harz war weit. Noch weiter aber war Düren. Hunderte Kilometer wären zurück= zulegen und hunderte Male müßte er auf der Hut sein. Wegen seiner Ernährung machte er sich weniger Sorgen, denn bald würden die ersten Beeren reif sein, die Vogelkirschen und all das, was er alljährlich im verwilderten Park hinter dem Elternhaus gefunden hatte. Um so mehr aber war er wegen seiner Füße besorgt, durch deren neu gebildete Haut immer noch das Blut austrat, vor allem an solchen Tagen, an denen er lange auf den Beinen war. Und dann war da noch die Familie Müller, die nunmehr aus sechs Personen bestand, sechs Personen, die ihn fast ständig beobachteten! Sollte er sich ihnen anver= trauen? wenigstens den beiden Mädchen? Aber die würden sich möglicherweise wiederum ihren Eltern anvertrauen - und dann wüßten die Großeltern bald ebenfalls Bescheid. Nein, das konnte er nicht wagen. Die große Landkarte, die im Herren= zimmer des Hauses hing, war eine permanente Versuchung für

ihn, denn nur ein kurzer Blick darauf hätte ihm Aufschluß über die ersten Etappen seines Fluchtweges gebracht, und immer, wenn er an der zuweilen offen stehenden Tür vorbei kam, schielte er seufzend zu ihr hin. Dennoch überwand er sich jedesmal: Zu verräterisch hätte er sich verhalten - und wäre er dabei erwischt worden, so hätte er sich derart verdächtig gemacht, daß niemand ihm mehr getraut hätte. 'Nimm dich zusammen, Thomas', dachte er dann jedesmal - und zum Zusammennehmen war er ja hinlänglich gedrillt worden.

Nur in bezug auf seine Flucht mochte und konnte er sich nicht mehr lange zusammennehmen, das fühlte er, und eines Tages beherrschte ihn der Gedanke daran so sehr, daß seine bis dahin allgemeinen Überlegungen sich zu wandeln begannen. Zu tief hatte sich der Fluchtgedanke schon bei ihm festge= setzt und wirkte wie ein bohrender Stachel in Kopfund Herz. Er begann, alle Möglichkeiten in Betracht zu ziehen, das Für und Wider gegeneinander abzuwägen und auf diese Weise Punkt für Punkt einen festen Plan zu schmieden. Dabei erinnerte er sich daran, daß irgendwer einmal geäußert hatte, man solle Feld- und Waldwege zur Flucht benutzen, Landstraßen möglichst meiden und geschlossene Ortschaften aussparen. Vor allem komme es darauf an, während der ersten Stunden gut voranzukommen und sich so weit wie nur eben möglich vom Gewahrsamsort zu entfernen. Daran, daß seine Uniform sehr verräterisch sein würde, konnte er nichts ändern.

III

Als erstes Etappenziel legte Thomas den Ort Flessau fest, jenes kleine Dorf, in dem sein schon entlassener Kamerad Richard Nonnemann wohnte. Ganz sicher würde Richard ihm weiterhelfen. Alsdann bestimmte er den Zeitpunkt: Bei Tage konnte er sich vor Beobachtung und Verfolgung nicht so gut schützen, wie bei Nacht, so daß nur der frühe Abend in Frage kam. So hatte er auch beobachtet, daß zu dieser Zeit kaum jemand auf der Straße war, daß es sowohl ums Haus herum wie im Hause selbst ruhiger wurde und daß selbst die militärischen Aktivitäten der amerikanischen Soldaten abklangen: Auch sie hatten Feierabend, Dienstschluß und freuten sich darüber genauso, wie die Dorfbewohner. Den schweren Tornister würde er allerdings zurücklassen müssen. Brotbeutel und Feldflasche waren dagegen unverzichtbare Utensilien. Er schrieb zwei Briefe; einen für die Bauersleute, einen für die beiden jungen Damen. Darin bat er um Verständnis für sein Handeln und versicherte, sich baldmöglichst wieder zu melden. Auch bat er darum, seinen Fortgang nicht an die Amerikaner zu verraten und bedankte sich für alles, was ihm zuteil geworden war. Die zurückgelassenen Sachen vertraute er Marion und Ursula an. "Wir sehen uns wieder - hoffentlich recht bald, es sei denn, mir würde etwas zustoßen", lautete der letzte Satz seines an die beiden Mädchen gerichteten Schreibens. Unter seine Unterschrift setzte er noch einen Gruß an die Eltern der beiden.

IV

Zwei Tage später war es so weit. Gegen Abend warf Thomas Brotbeutel und Feldflasche aus dem Fenster seines Zimmers, legte die beiden Briefe auf die Kommode und verließ ungesehen das Haus, auf dessen Rückseite er die zuvor deponierten Sachen wieder aufnahm und schnellen Schrittes auf das Ufer der Biese zustrebte. Dort angekommen wandte er sich nach Osten und ging so weit am Ufer entlang, wie dieses ihm ein Vorwärtskommen gestattete. Zwischen Hecken und Gärten gelangte er alsdann zur Dorfstraße und setzte seinen Weg fort. Von Zeit zu Zeit schaute er sich um. Ob man ihn schon vermißte? Na und? Er konnte ja irgendwo zu Besuch sein, wie er schon an anderen Abenden gelegentlich einen seiner Kameraden aufgesucht hatte, um dann, wenn die Nacht anbrach, wieder zurückzukehren. Nur weiter! Nur weiter!

Um unverdächtig zu bleiben, verlangsamte er bewußt das Marschtempo, so sehr es ihn innerlich auch zur Eile drängte. Das Dorf schien wie ausgestorben. Allmählich näherte er sich der amerikanischen Ortskommandantur. Als er das Kommandanturgebäude erreichte, schlug ihm das Herz bis zum Halse, doch auch hier war niemand zu sehen. Vorsichtig näherte er sich dem Ortsausgang. Ob dort ein Posten steht? Warum ist es immer noch so hell draußen? Als er das letzte Haus passiert hatte, beschleunigte er seine Schritte und nach Erreichen der Felder begann er zu laufen. Noch einmal sah er zurück. Hinter ihm versank Klein-Rossau lautlos in der Abenddämmerung und am Himmel blinkte ein erster, blasser Stern.

Der nahe Waldrand dünkte ihm wie eine schwarze, undurch=dringliche Mauer, die mit jedem Schritt zu wachsen schien. Er überlegte, was er im Falle einer erneuten Gefangennahme sagen sollte, denn man würde ihn doch zunächst einmal ver=hören. 'Es kommt ja doch immer anders, als man denkt', dachte er bei sich 'und jetzt ist sowieso alles zu spät. Wenn nur die Mutter wüßte, daß ich unterwegs bin! Aber ich bin ihr nun schon ein kleines Stück näher als vorhin - und mit jedem Schritt verkürze ich die Entfernung'. Hatte er - bei aller Qual - bislang nicht immer Glück im Unglück gehabt? Und hatte er auf dem Rücktransport von Schleswig-Holstein nicht all jene Männer gesehen, die rechts wie links der Straße hinter Stacheldraht kampierten! Wie mochte es seinem an der Ost=front vermißten Onkel Peter ergangen sein! Konnte er sich denn überhaupt beklagen?

Geradeso, als habe der Tag eigens seinetwegen noch ein wenig Licht aufgehoben, näherte er sich an jener Stelle dem Wald=rand, wo der Feldweg endete. Dem Rat, möglichst Feld- und Waldwege zu benutzen, war er bislang gefolgt. 'Wenn ich erst einmal den Wald erreicht habe, kann ich mich darin verstecken', dachte er, 'wer sollte mich dann noch finden!'

Kaum hatte er den Waldweg betreten, als zwei Gestalten auf ihn zutraten.

"Halt! Stehenbleiben!" hallte es ihm entgegen.

Äußerlich blieb Thomas so ruhig, wie eben möglich, doch inner=lich bebte er vor Erregung. Was sollte er angesichts dessen tun, daß einer der beiden eine Pistole auf ihn richtete?!

Am Akzent hatte er feststellen können, daß die beiden noch jungen Männer keine Deutschen waren.

"Wohin?" fragte ihn der Bewaffnete.

"Nach Flessau", antwortete Thomas.

"Warum?"

"Ich wohne da."

Der Pistolenträger stand dicht vor Thomas, als der andere, unbewaffnete Mann sich hinterrücks an seinem Brotbeutel zu schaffen machte. Im selben Augenblick trat Thomas seinem Gegenüber die Pistole aus der Hand, streckte ihn mit einem einzigen Faustschlag nieder und rannte davon, während der andere die seitlich des Weges ins Gestrüpp geschleuderte Pistole zu suchen begann. Der Weg verengte sich allmählich zu einem schmalen Pfad, der da und dort von Schützengräben durchzogen war. Dichtes Unterholz drängte sich von beiden Seiten heran und überwucherte stellenweise den Trampelpfad. Hin und wieder warf Thomas einen Blick zurück - und die beiden Burschen wetterten hinterdrein. Die unerwartete Gegenwehr hatte sie jedoch derart verwirrt, daß sie eine Verfolgung erst gar nicht mehr in Erwägung zogen.

Thomas aber rannte immer tiefer in den Wald hinein und gönnte sich keine Verschnaufpause. Die Zweige der umstehenden Büsche peitschten ihm ins Gesicht, er stolperte, fiel zu Boden, raffte sich wieder auf und rannte keuchend weiter. Von Minute zu Minute wurde es nun dunkler und noch immer war kein Waldrand in Sicht. Befand er sich noch auf dem Trampelpfad - oder hatte er sich verirrt? Plötzlich aber

weitete sich der Pfad wieder zu einem breiteren Weg. Der Wald lichtete sich - und endlich, endlich erreichte Thomas die Gemarkung von Flessau. War es schon geschafft? Nur weiter! Weiter nach Südosten, denn die beiden Wegelagerer hätten sich's noch wieder anders überlegen können. Erst als er ein paar hundert Schritte vom Waldrand entfernt war blieb er stehn und beobachtete noch eine Zeitlang den Waldrand. Und wieder einmal pochte sein Herz so heftig, als wollte es ihm die Brust zerreißen. Er versuchte sich zur Ruhe zu zwingen, wischte sich den Schweiß von der Stirn und ging weiter. Drüben irgendwo mußte Flessau liegen; dort würde er in Sicherheit sein.

In der Ferne tauchten die ersten Häuser auf. Erst jetzt bemerkte er erneut stechende Schmerzen in den Füßen, und er wußte, daß die dünne Haut wieder eingerissen war. Doch er biß die Zähne zusammen, so, wie man ihm schon so oft in seinem jungen Leben geheißen hatte. Als ihn dennoch die Gefühle übermannten und ein paar dicke Tränen über seine Wangen liefen, ermutigte er sich selbst, indem er im Rhytmus seiner Schritte den Text jenes Liedes in Gedanken aufsagte, das er vor Jahren mit Tante Margas Hilfe einstudiert und aus dem Radio hatte klingen hören:

Wenn ich groß bin, liebe Mutter,
will ich alles für dich tun,
und dann haben deine Hände
endlich Zeit, sich auszuruhn.

Wenn die Hähne krähn am Morgen
brauchst du nicht mehr aufzustehn -
und dann will ich für dich sorgen
und für dich zur Arbeit gehn.

V

Unweit des ersten Hauses lehnte jemand an einem hölzernen Stromleitungsmast. Thomas ging auf den Mann zu, um sich nach einer Übernachtungsmöglichkeit zu erkundigen, denn er wollte keinesfalls erwähnen, Richard Nonnemann zu kennen.-

Es war Richard Nonnemann selbst, der dort stand und Thomas' Annäherung mit ungläubigem Blick beobachtete. Als Thomas lächelnd auf ihn zuschritt, ging ein Ruck durch Richard hindurch, und er reckte sich hoch, eilte ihm entgegen und rief aus: "Mensch, Thomas! bist du abgehauen?" Freudestrahlend schüttelten sie sich die Hände und frohlockten unter gegen= seitigem Schulterklopfen angesichts dieses glücklichen Wiedersehens. "Komm schnell ins Haus, damit dich niemand sieht", mahnte Richard den alten Kameraden, und Augenblicke später betraten sie gemeinsam das Haus, in dem Richard mit seinen Eltern wohnte. Thomas machte sich bekannt und umriß mit wenigen Worten sein Vorhaben. Richards Eltern erkannten schon auf den ersten Blick, in welcher Verfassung Thomas sich befand. Er schilderte ihnen den Überfall im Wald und bat um eine Übernachtungsmöglichkeit.

"Selbstverständlich bleibst du über Nacht hier!" rief Richard aus, und an seine Eltern gewandt: "Wir können ihn doch auf dem Boden über dem Stall verstecken, dort würde ihn niemand vermuten" - und die Eltern lächelten.
"Vielleicht ist das sicherer", meinte der Vater, "außerdem haben wir ja auch kein Bett frei."

"Dann schlaf' ich heute nacht auch da oben", stellte Richard

ebenso entschieden wie aufgeregt fest, "denn erstens soll Thomas nicht so gottverlassen allein dort schlafen - und zweitens habe ich mich sowieso noch nicht ans Bett gewöhnt."

"Sie haben sicher noch nicht zu Abend gegessen, junger Mann, darf ich sie einladen?" sagte Frau Nonnemann, und Thomas nahm dankend an. Im Kessel brutzelten große Fleischstücke, und verheißungsvoller Duft breitete sich aus. Während die Mutter nach dem Essen sah, nahmen die beiden Kameraden sowie Richards Vater schon Platz, und Thomas mußte erzählen, wie es ihm in der Zwischenzeit ergangen war. Noch einmal ließen die beiden Kameraden ihre gemeinsamen Erlebnisse Revue passieren.

"Das Fleisch muß weg, bevor es verdirbt", sagte Frau Nonnemann beim Anrühren der Soße, "bei dieser Schwüle bleibt nichts frisch". Dann holte sie Teller und Bestecke hervor, stellte Gläser und Schüsseln auf den Tisch und wünschte guten Appetit. Und sie aßen und tranken in froher Runde, und bald war alles verzehrt, was Mutter Nonnemann aufgetragen hatte.

"Wann wollen sie denn weiter, junger Mann?" wollte die Mutter von Thomas wissen - und Thomas gab zu verstehen, daß seine Füße nicht ganz in Ordnung seien.

"Dann ziehen sie doch erst mal Schuhe und Strümpfe aus, damit wir uns ihre Füße mal ansehen können!" - und Thomas kam der Aufforderung nach.

"Mein Gott!" rief Frau Nonnemann aus, als sie die blutver=schmierten Füße sah, "damit kommen sie mit Sicherheit keine fünf Kilometer weit. Sie müssen wenigstens drei Tage hier=

bleiben, sonst kommen sie überhaupt nicht vorwärts" -und an die anderen gerichtet: "Wir können ihn so doch nicht gehen lassen, nicht wahr?!"

"Also - wenn ich ihnen einen guten Rat geben darf", sagte Vater Nonnemann in ruhigem Ton, "dann bleiben sie so lange hier, bis die Wunden ganz verheilt sind. Überlegen sie doch mal, welche Strecke sie vor sich haben! Sie brauchen keineswegs zu befürchten, daß sie uns lästig wären. Wir haben genug zu Essen, und tagsüber können sie sich drüben an den Weiher legen und ab und zu ihre Füße mal ins Wasser stecken, das ist die beste Therapie."

Am späten Abend traten die drei Männer vor das Haus und gingen zum Stall hinüber. Zwei Meter über dem Eingang befand sich eine mit einer Holztür versehene Einstiegs= luke. Vater Nonnemann holte eine lange Leiter herbei, über die Thomas und Richard nach oben gelangten. "Ich trage die Leiter zum Nachbar herüber und verstecke sie dort vorsichts= halber", ließ der Vater sie noch wissen, "morgen früh schaff' ich sie zurück und lehne sie wieder an, dann könnt ihr herunterklettern."

Thomas und Richard tauschten noch eine Weile Erimnerungen aus und schliefen dann unbekümmert ein. Plötzlich - es mochte kurz nach Mitternacht sein - wachten sie erschrocken auf, als sie ein donnerndes Krachen vernahmen. Richard war aufgesprungen und zur Luke geeilt, doch dann beruhigten die beiden sich wieder: Ein schweres Gewitter war herauf= gezogen, und zum ersten Mal seit Wochen regnete es mal wieder.

VI

Als Thomas am nächsten Morgen aufwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Richard war schon in der Früh geweckt worden, weil er zur Arbeit mußte. Die Leiter war angelehnt, so daß auch Thomas den Heuboden verlassen konnte. Frau Nonnemann hatte ihm das Frühstück hingestellt, so daß er nach der Morgentoilette sofort Platz nehmen konnte.

Nach dem Frühstück befolgte er den Rat, sich zum nahen Weiher zu begeben, wo er sogleich Schuhe und Strümpfe auszog und sich mit freiem Oberkörper in die Sonne legte. Im warmen Sommerwind, der die Wolken der vergangenen Nacht vertrieben hatte, trockneten die netzenden Wunden innerhalb kurzer Zeit. Da der dem Hause gegenüberliegende Weiher am Nordrande des Dorfes lag, nahm niemand von ihm Notiz. Dennoch beobachtete er aufmerksam die Umgebung, vor allem das Gelände vor dem am Vorabend durchquerten Wald. Auf die Frage, welche Reaktionen seine in Klein-Rossau hinterlassenen Briefe ausgelöst haben mochten, fand er zwar nur fiktive Antworten, doch konnte er sich ausmalen, daß sein Verschwinden einige Bestürzung erregt haben mußte, vor allem bei Marion und Ursula. Sicherlich mochten sie sich ausrechnen, wie weit er wohl im Schutz der Dunkelheit marschiert sein könnte, falls er noch auf freiem Fuß wäre. Auch glaubte er annehmen zu können, daß die beiden Mädchen von einer Meldung bei der amerikanischen Kommandantur abgeraten haben würden. Sofern seine Flucht bereits in den Abendstunden entdeckt worden wäre, hätte der Bauer noch die Möglichkeit gehabt, diese unter Vorlage der hinterlassenen Briefe anzuzeigen. Gegebenenfalls könnte

daraufhin ein Streifenwagen die nach Süden und Südwesten führenden Straßen patrouilliert haben - und das ohne Erfolg. War die Flucht jedoch erst am Morgen bemerkt worden, so konnte jeder sich ausrechnen, daß selbst bei geringem Marschtempo bis Sonnenaufgang etwa dreißig Kilometer zurückgelegt worden wären. Angesichts dessen aber dürften die Amerikaner wohl von einer Verfolgung absehen. Den Müllers gegenüber hatte er wohlweislich nie erwähnt, daß es in Flessau den Kameraden Richard Nonnemann gab, wie er Richard gegenüber nichts von seinen Freundinnen in Klein-Rossau erwähnte. Nun aber würde die Familie Müller bei der Arbeit sein und keine Zeit für Diskussionen haben. Da das Gelände ringsum gut einzusehen war, hätte beim Herannahen einer Militärstreife die Zeit zum Aufsuchen eines Verstecks immer gereicht.

Allmählich begann Thomas sich zu langweilen, denn außer den auf dem Weiher schwimmenden Enten gab es nichts, was seine Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätte. Als es ihm gegen Mittag in der Sonne zu heiß wurde, begab er sich zum Haus zurück und setzte sich auf dessen Ostseite in den Schatten. Die unbeckten Füße legte er hoch. Wie gut, daß es in Flessau keine Besatzungstruppen gab!

Da Richard ausschließlich vormittags arbeitete, gab es erst bei seinem Eintreffen kurz nach vierzehn Uhr Mittagessen. Während der Mahlzeit fragte Thomas ihn, warum er immer noch seine RAD-Uniform trage, da dies möglicherweise zu einer erneuten Gefangennahme führen könne. "Da bin ich unbesorgt", entgegnete Richard, "denn ich habe ja immer meinen Entlassungs=schein in der Rocktasche. Außerdem bin ich aus meinen Zivil=

sachen inzwischen herausgewachsen. Warte nur ab! Wenn du nach Hause kommst, dürfte es dir nicht anders ergehen." Dann zeigte er den Entlassungsschein vor, sein 'CERTIFICATE OF DISCHARGE', wie Vorder- und Rückseite überschriftet waren. Stirnrunzelnd betrachtete Thomas das kostbare, von ihm so begehrte Schriftstück: "Nur dann, wenn man so etwas besitzt, ist man ein vollwertiger Mensch", sagte er traurig, faltete das Blatt wieder zusammen und gab es Richard zurück. Dann einigten sie sich auf ein Mittagsschläfchen unter freiem Himmel.

Am späten Nachmittag saßen sie gemeinsam am Ufer des Weihers und orakelten über ihre Zukunft. Richard meinte, er werde wohl irgendwann einmal in die Stadt ziehen, vielleicht nach Osterburg. Vorläufig könne er davon allerdings nur träumen, da seine Eltern ihn angesichts seines jugendlichen Alters sicherlich nicht fort ließen.

"Bist du schon siebzehn?" fragte Thomas.

"Nein, sechzehn. Am 18. März hatte ich Geburtstag", entgegnete Richard.

"Hier dürfte die Versorgung mit Nahrungsmitteln doch eher gewährleistet sein als in Osterburg; ich sehe ja, was bei euch auf den Tisch kommt."

"Na ja, wir hatten dieser Tage geschlachtet, doch hält das nicht lange vor. Du hast ja gehört, was meine Mutter gesagt hat. Den Speck kann man ja längere Zeit verwahren, aber das Fleisch muß wegen der Hitze weg, weil es sonst verdirbt."

"Und was machst du so in deiner Freizeit?"

"Was soll ich schon machen?! Flessau ist ein kleines Dorf, in dem es kaum mal eine Abwechselung gibt. Außerdem finde ich mich immer noch nicht zurecht. Ich weiß nicht, wie ich's dir erklären soll. Zuweilen ist mir, als sei mir ein Teil meiner selbst abhanden gekommen. Vor unserer Einberufung war das anders. Es gelingt mir einfach nicht, den Zusammenhang zwischen Fortgang und Rückkehr wiederherzustellen. Vielleicht stecken mir die letzten Monate noch zu sehr in den Knochen."

"Aber du bist doch hier zu Hause."

"Schon, nur fassen kann ich es nicht, wieder daheim zu sein, ich meine überlebt zu haben."

"Und du bist frei, Richard!"

"Sicher - und die Zeit der Demütigungen ist vorbei. Dennoch scheint mir der plötzliche Wechsel nicht zu bekommen. Vielleicht müssen die armen Seelen nur deshalb zuerst ins Fegefeuer wandern, weil sie es ohne vorherige Akklimatisierung im Himmel nicht aushalten würden. Entschuldige! aber einen anderen Vergleich habe ich im Augenblick nicht zur Hand."

"Ich verstehe schon, und ich frage mich, ob wir es je bewältigen?"

"Ich fürchte vor allem, daß die Kraftmeierei nie ein Ende haben könnte, weil für unsereins doch immer Mächte und Kräfte existieren, die uns auf der Nase herumtanzen. Wir liegen am Boden, und wenn wir zuvor von unseren Dompteuren verachtet

wurden, so verachtet und nun die ganze Welt. Die Geborgenheit des Elternhauses hat sich als trügerisch erwiesen, und sie wird uns künftig ebensowenig vor der Verachtung der neuen Machthaber schützen, wie sie uns vor der der alten geschützt hat. Schlechte Aussichten, lieber Thomas, sehr schlechte!"

"Aber was hätten wir denn tun können?"

"Wer wir? Du oder ich vielleicht? Als die Braunen an die Macht kamen, waren wir noch keine vier Jahre alt. Welche Möglichkeiten hat denn eine Maus in der bereits zugeschnappten Falle, wenn die Katze davor sitzt? Wo waren denn die demokratischen Kräfte, die Gewerkschafter und all die anderen Neunmalklugen im Jahre 1933?! Das Ermächtigungsgesetz, das Hitler Generalvollmacht erteilte, wurde verabschiedet. Wenn man heute dem kleinen Mann vorwirft, er habe Hitler erst gar nicht wählen dürfen, so müssen sich die Reichstagsabgeordneten der demokratischen Parteien, die sich heute mit dem Hinweis, die Krolloper sei von der SA umstellt gewesen, fragen lassen, warum sie erst überhaupt hingegangen sind. Sie waren es, die versagt haben, und nicht der kleine Nonnemann aus Flessau, der nun wie chloroformiert umherirrt." Zuweilen habe ich Angst, nie erwachsen zu werden, aber dann fürchte ich mich wiederum davor, ewig der kleine Richard zu bleiben."

"An Erfahrungen sind wir sicher älter als an Jahren, aber die Jahre werden noch nachgeliefert."

"Aber das dürften nicht die Jahre sein, die man uns schon

gestohlen hat."

"Ich frage mich nur, ob Deutschland jetzt auch eine Demokratie wird."

"Ja, mein Lieber, aber was für eine? eine rechte oder eine linke?"

"Du meinst, ob dieser Staat kapitalistisch oder sozialistisch aussehen wird?"

"Genau das meine ich."

"Also, wenn du mich fragst, ich bin der Auffassung, daß man weder einen privatwirtschaftlich strukturierten Staat mit sozialistischen Methoden, noch einen sozialistischen mit privatkapitalistischen regieren kann - und unsere Wirtschaftsordnung ist nun einmal privatkapitalistisch vorgeprägt. Aber lassen wir uns überraschen! Mich interessieren zur Zeit jedenfalls ganz andere Dinge. Ich möchte wieder einmal etwas Vertrautes zu Gesicht bekommen, etwas, das mit mir selbst in Einklang steht. Ich weiß nicht, ob du mich begreifen wirst, wenn ich sage, daß ich eine innere Beziehung selbst zu ganz einfachen, alltäglichen Dingen meiner Heimat habe: Ein Brückengeländer, ein Brunnen, ein uralter Baum; oder aber jene Blumenvase, die immer auf unserem Wohnzimmertisch stand, der Feuerhaken an der Herdstange oder der Garderobenspiegel in der Diele unseres Hauses. Im Mai singt jedes Jahr die Nachtigall im Park hinter dem Haus, im Sommer gehen wir in die Brombeeren, im Herbst ernte ich die süßen Mirabellen und im Winter duftet es bei uns nach Buchenholz, welches uns als Feuerholz aus der Eifel geliefert wird. All diese Formen und Farben, Gerüche und Geräusche vermittelten mir das

Gefühl, mit meiner Umgebung überein zu stimmen. Mag auch vieles unwiederbringlich verloren sein, so dürfte doch noch einiges heil geblieben sein, was wir zurückgelassen haben. Meine Mutter hatte so schöne Topflappen gehäkelt, einige mit blauem, einige mit rotem Rand. Auf dem Wohnzimmer= schrank stand eine kostbare Porzellanschale mit einer Banane, einem Apfel, einer Zitrone, einer Apfelsine, einer Birne und einer Traube aus Wachs und auf dem Sofa lagen die Spitzendeckchen. Ich bin sicher, daß ich mich sogar noch über den alten Holzkasten freuen würde, in dem wir das Schuhputzzeug hatten."

"Das kann ich dir nachfühlen, Thomas, denn mir erschienen die vertrauten Dinge bei meiner Rückkehr auch wieder in neuem Licht. Verlorenes oder Vergessenes wiederzufinden, macht wirklich Freude."

"Ich jedenfalls meine, daß derjenige, der zu seiner Heimat, zu seinem Volk und zu seinem Land ein gespaltenes Verhältnis hat, der befindet sich zu sich selbst in Zwiespalt.- Aber schau! da kommt dein Vater von der Arbeit nach Haus!"

Als Raul Nonnemann den beiden zuwinkte, erhoben sie sich und gingen aufs Haus zu. "Ich habe etwas für euch!" rief der Vater ihnen zu. Als sie gemeinsam das Wohnzimmer betraten, zog er ein unter seinem Hemd verstecktes Papier hervor und faltete es auseinander. Er hatte eine Landkarte aufgetrieben, welche die südliche Altmark und Teile von Sachsen-Anhalt wiedergab. "Leider kann ich sie deinem Kameraden nicht mit= geben", sagte er zu Richard, und an Thomas gewandt: "Ich habe sie geliehen bekommen und muß sie wieder zurückgeben."

Man sah der Karte an, daß sie schon manchen Sturm erlebt hatte. Dennoch reichte sie aus, um die nächsten Etappen des von Thomas einzuschlagenden Weges zu markieren. Der Vater regte an, die Namen der nächsten Dörfer und Städte auf ein Blatt zu schreiben, welches Thomas auf der Weiter=reise als Gedächtnisstütze dienen könnte. Aber Thomas lehnte dankend ab. "Sollte man mich unterwegs wieder kassieren, so würde man das Blatt bei mir finden und mich fragen, was ich denn in Flessau gemacht hätte. Ich merke mir das auch so. Morgen habe ich den ganzen Tag Zeit, mir die Reihenfolge einzuprägen."

Der nächste Tag verlief ähnlich wie der voraufgegangene. Die Risse an Thomas' Füßen hatten sich überraschend schnell geschlossen. Am späten Nachmittag zog er Strümpfe und Schuhe an um erste Gehversuche zu machen - und siehe da: Es ging ohne Blutverlust. Als er mit Richard ins Haus zurückkehrte, wandte der soeben eingetroffene Hausherr sich unvermittelt an Thomas:

"Ich habe vorhin mit dem Milchkutscher gesprochen. Der fährt jeden Morgen die Höfe ab und lädt die Milchkannen auf. Diese bringt er nach Messdorf in die Molkerei. Ich habe ihm erzählt, daß wir einen Gast haben, der zum Harz will. Er ist bereit, sie bis zur Molkerei mitzunehmen, das sind etwa zehn Kilo=meter. Er muß nur wissen, wann sie mitgenommen werden möchten, ob morgen oder übermorgen oder noch später. Er hat eine Lizens der Amerikaner, so daß er auf dieser Strecke ungehindert passieren kann. Sollte er überraschend gefragt werden, wen er da neben sich auf dem Bock hat, so will er sie als seinen

Sohn ausgegeben. Ist das was?"

Thomas war sogleich Feuer und Flamme: "Ich glaube, ich fahre gleich morgen früh mit. Meine Füße sind schneller geheilt, als ich zu hoffen gewagt hatte."

"Nun gut", sagte der Vater, "dann gehe ich eben nochmal rüber und sage dem Mann Bescheid."

Als er gegangen war, saß Richard ein wenig betreten neben Thomas am Tisch. Man sah ihm an, daß er enttäuscht war. Ein paar Tage hätte Thomas doch noch bleiben können - und wäre es nach ihm gegangen, so hätte er ihn für immer dabehalten, doch wußte er andererseits auch, daß das nicht ging. Als Vater Nonnemann kurze Zeit später zurückkam, sagte er zu Thomas: "Also morgen früh um sechs vor unserm Haus; um fünf Uhr ist Wecken."-

Es gab einen herzlichen Abschied. Bevor der Wagen eintraf, bat Frau Nonnemann Thomas noch, ihr den Brotbeutel und die Feldflasche zu überreichen: "Ich muß ihnen doch noch etwas einpacken." Als Thomas die Tasche aufklappte, kam seine Mundharmonika zum Vorschein. "Kennst du die noch?" fragte er Richard - und Richard staunte darüber, daß Thomas das Instrument über das Kriegsende hinweg gerettet hatte.

"Ich würde sie dir nur allzu gern schenken, Richard, aber sie ist ein Andenken, weißt du."

"Laß nur, Thomas, ich kann darauf ja doch nicht spielen."

Frau Nonnemann zwängte ein kleines Kommißbrot in die Tasche, doch was sie ansonsten noch bereitgelegt hatte, ging nicht mehr hinein. Daraufhin holte sie einen schmalen Zuckersack

hervor: "Schauen sie mal, junger Mann, der wäre sicher groß genug, sind sie einverstanden?" Thomas ließ sie gewähren, und so wanderten eine Viertelseite Speck, zerlegt in kleine Kanten, eine Dauerwurst, ein paar in Butterbrot= papier eingewickelte Stullen, der Brotbeutel und die mit firschem Kaffe gefüllte Feldflasche in den Sack, der zuletzt mit einem Schnürsenkel zugebunden wurde.

Als draußen der Wagen vorfuhr, schüttelten sie sich die Hände und Thomas bedankte sich. Dann gingen sie hinaus. Thomas begrüßte den Kutscher und bestieg das Fahrzeug, dessen niedrige Ladefläche so sehr mit Kannen ausgefüllt war, daß keine weitere mehr Platz gefunden hätte. "Passen sie gut auf sich auf!" rief Frau Nonnemann Thomas zu, und Thomas versprachs. Zwei kräftige Pferde zogen auf einen schnalzenden Peitschen= knall hin den Plateauwagen vondannen. Noch lange winkten die Scheidenden einander nach. Dann gingen die Eheleute Nonnemann ins Haus zurück. Nur Richard sah dem sich zunehmend entfernenden Gefährt noch lange nach. Immer wieder schaute Thomas rückwärts, doch Richard wurde immer kleiner. Dann bog der Wagen um die erste Kurve.

VII

Thomas hatte seinen Zuckersack unter den Sitz gelegt und schaute hin und wieder nach, ob jener nicht herunter= rutschen würde.

"Ist da der Proviant drin?" wollte der Fahrer wissen.

"Ja, Frau Nonnemann hat mir noch Marschverpflegung mit= gegeben. Die eingepackten Speckkanten möchte ich allerdings mit nach Hause nehmen. Was glauben sie, wie meine Mutter sich freuen wird, wenn ich damit ankomme! Ein Segen wird das geradezu für sie bedeuten. Wochenlang wird sie damit kochen und braten können. Wer weiß, wie lange sie schon auf dergleichen verzichtet haben mag!"

"Wir werden gegen acht in Messdorf sein", sagte der Kutscher, "ich werde sie aber in einiger Entfernung vor dem Ortseingang absetzen müssen, damit es keine Schwierigkeiten mit den Militärkontrollen gibt. Wenn wir diese Stelle erreicht haben, zeige ich ihnen, wo sie weiter lang müssen."

"Darf ich ihnen etwas auf meiner Mundharmonika vorspielen?" fragte Thomas nach ein paar Kilometern.

"Haben sie denn eine?"

"Ja - und ich kann auch darauf spielen."

"Na schön, dann man los!"

Wenige Augenblicke später erklang die erste Melodie - und der Kutscher sang im Sonnenschein des frühen Morgen eifrig mit: Die Vöglein im Walde, die sangen, sangen, sangen so wunder- wunderschön, in der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn...

Als sie sich Messdorf näherten, geschah alles, wie besprochen. Thomas stieg vom Wagen, warf seinen Zuckersack über die Schulter und fragte den Fahrer, was er schuldig sei. "Nichts!" rief der Kutscher ihm zu, "das hat Herr Nonnemann schon erledigt" - und er lächelte verständnisvoll dabei. "Dann grüßen sie bitte nochmals, und sagen sie, daß ich mich nochmals für alles bedanke."Dann verabschiedete er sich von dem freundlichen Herrn, bedankte sich auch bei ihm und sah sich um.

Rumpelnd fuhr der Wagen davon - und Thomas schlug sich rechts der Straße in die Büsche. Das zu beiden Seiten der Straße bewaldete Gelände fiel zum Ortsrand hin stetig ab, und es dauerte eine Weile, ehe Thomas die ersten Häuser ausmachte. Als er durch die erste stille Straße zog, öffnete sich in einem etwas abseits gelegenen Haus ein Fenster. "Hallo!" rief eine etwas rundliche Frau, "warten sie doch mal!" Dann öffnete sich die Haustür, und die Dame eilte mit großen Schritten in den blühenden Vorgarten hinaus, während sie ihre Hände an der umgebundenen Schürze abtrocknete.

"Entschuldigen sie, aber ich habe auch einen Sohn in ihrem Alter. Kurz vor Torresschluß ist der auch noch zum Arbeitsdienst eingezogen worden, doch habe ich nun schon seit langem nichts mehr von ihm gehört. Als ich sie in ihrer Uniform kommen sah, dachte ich, 'da kommt auch so ein junger Mann, vielleicht ist er irgendwo mit meinem Sohn zusammen gewesen', verstehen sie?"

"Das hätte gut möglich sein können; wie heißt ihr Sohn denn?"

Die Frau gab Namen und Standort ihres Sohnes bekannt, doch waren diese Angaben für Thomas fremd. Dennoch lud sie ihn

ein, nur für ein paar Minuten ihr Gast zu sein. "Sie trinken doch ein Täßchen Kaffee mit mir, das dürfen sie mir nicht abschlagen." Thomas dachte 'Wenn sie nur wüßte, wie eilig ich's habe', doch konnte er es nicht übers Herz bringen, der besorgten Frau gleich wieder den Rücken zu kehren. Als die Kaffeetassen gefüllt waren, setzte sie sich zu ihm an den Tisch. "Wo waren sie denn... was hat man denn mit euch ge=macht..." Thomas wollte sie keinesfalls beunruhigen und über=legte jedes Wort.

"Schauen sie, hier habe ich monatelang gesammelte Zigaretten für ihn aufgehoben", sagte die gute Frau, "rauchen sie auch?" Als Thomas die Frage bejahte, griff sie in die Zigarrenkiste und holte an die zwei Dutzend Stück Zigaretten heraus. "Das sind Ami-Zigaretten", gab sie zu verstehen, "mein Sohn würde sie ihnen sicher gönnen." Thomas sah die Zigaretten staunend an. "Ich habe zwar auch schon amerikanische Zigareten geraucht. Ein Kamerad von mir hat im Klein-Rossau seine Fliegerkombi=nation gegen Ami-Zigaretten eingetauscht und mich mitleben lassen. Das Waren FAR-WEST-Zigaretten"- und indem er einen ersten Zug machte, fügte er hinzu: "Aber diese hier schmecken ganz anders." Dann sah er auf das Etikett. Die Aufschrift lautete 'Philip Morris'.

"Möchten sie noch ein Täßchen?" fragte sie Gastgeberin mitten im Redefluß. Thomas entging nicht, daß sie ihn unbedingt noch ein wenig länger festhalten wollte und bemerkte, daß sie seine Zustimmung mit Erleichterung aufnahm. 'So besorgt wird meine Mutter auch um mich sein', dachte er und rührte zum zweiten Male den Zucker um. "Leider habe ich keine Milch mehr im Haus",

bedauerte sie, "aber es gibt ja nichts zu kaufen. Milch gibt es nur für Säuglinge und Kleinkinder. Was will man machen?!"

"Der Kaffee schmeckt auch so", entgegnete Thomas, doch konnte er ihn zunächst nicht trinken, weil er glühend heiß war. So hockte er denn wie auf heißen Kohlen vor der Tasse und leistete der sorgenvollen Mutter weiterhin Gesellschaft. Die dritte Tasse lehnte er jedoch höflich ab.

Es mochte inzwischen kurz vor zehn sein, als er sich verab=schiedete. Die Mutter des unbekannten RAD-Kameraden begleitete ihn noch ein Stück des Weges und zeigte ihm den Weg: "Sehen sie, wenn sie dort lang gehen, können sie sich nicht verlaufen." Thomas wünschte ihr ein baldiges Wiedersehn mit ihrem Sohn, dankte für Kaffee und Zigaretten und trabte davon. 'Da sieht man's wieder, wie die Mütter sind', dachte er - 'und ich könnte jetzt schon etliche Kilometer weiter sein, falls ich nicht auf=gehalten worden wäre!' - und er forcierte das Tempo. Er wußte: Ein guten Marschierer legt in einer Stunde etwa fünf Kilometer zurück. Wieviele Kilometer man wohl mit dünnhäutigen Füßen schafft? Wenn man langsamer geht, kommt man zwar nicht auf stündlich fünf Kilometer, dafür aber könnte man dann wohl länger marschieren, weil man nicht so schnell ermüdet. Auf diese Weise wären dann auch fünfundzwanzig Kilometer am Tag zurückzulegen. Das sind an zwei Tagen fünzig, an drei Tagen fünfundsiebzig...

VIII

Gegen Mittag erreichte Thomas den Ortsausgang und marschierte noch ein gutes Stück Richtung Bismark. Als er Appetit ver=spürte, setzte er sich rechts der Straße unterhalb der Böschung ins Gras und packte seine Stullen aus. Frau Nonnemann hatte ihm Spiegeleier auf die Brote gelegt, so daß diese weich und saftig waren. Noch während der Mahlzeit überfiel ihn die Müdigkeit. Er ließ sich ins weiche Gras sinken und schlief ein. Es war ruhig um die Mittagszeit, so daß er durch kein Geräusch gestört wurde. Als er aufwachte, war die Sonne hinter einer Hochnebeldecke verschwunden. 'Hoffentlich gibt es keinen Regen', dachte er, als er die Böschung hochkrabbelte. Daß er unmittelbar neben der Landstraße eingeschlafen war, frappierte ihn, zumal er sich fest vorgenommen hatte, keine Unvorsichtig=keit zu begehen. 'Ein zweites Mal darf mir das nicht passieren', dachte er und setzte seinen Marsch in Richtung Bismark fort.

Kaum hatte er hundert Schritte zurückgelegt, als sich von Messdorf her ein Pferdefuhrwerk näherte. Ob der Bauer mich mitnimmt? Als Thomas dem Fuhrmann winkte, ließ dieser ein rollendes 'Brrr' vernehmen. "Wohin soll's denn gehen, junger Mann?"

"Ich bin aus Gefangenschaft getürmt und will zum Harz - können sie mich ein Stück mitnehmen?"

Sie mochten etwa einhundert Meter gefahren sein, als hinter dem Wagen eine junge Radfahrerin auftauchte. "Vater! Vater!" rief sie aufgeregt, "dreh' um! die Russen kommen!"

Auf Grund der endgültigen Einteilung Deutschlands in Besatzungs=

zonen räumten die Truppen der Westalliierten ab dem 1. Juli Teile Mecklenburgs, Sachsen-Anhalt, Sachsen und Thüringen.

"Schnell Vater, dreh' um!" rief das Mädchen erneut.

"Es tut mir leid, junger Mann, aber ich muß umkehren", sagte der Landwirt mit sorgenvoller Mine. Thomas sprang vom Wagen herunter und eilte im Laufschritt davon.'Nur weg hier - und zwar so rasch wie möglich!' Immer wieder schaute er sich um. Wenn der Iwan erscheint, renne ich ins nächste Feld hinein und verstecke mich im hohen Getreide. Ich werde dann in Sicht= weite der Straße bleiben und über Feldwege weiterziehen, damit ich die Richtung nicht verfehle.' Dann kam ihm der Gedanke, daß er entgegenkommende Fahrzeuge anhalten und die Passagiere über den Einzug der Russen unterrichten könnte. Man wäre ihm viel= leicht dankbar dafür und nähme ihn mit nach Bismark zurück. So würde er - statt laufen zu müssen - denn auch gefahren, was nicht nur bequemer wäre, sondern auch schneller gehen würde. Wer aber verfügte schon über ein Fahrzeug! Außerdem war Mittags= zeit, so daß der ohnehin spärliche Verkehr fast ganz zum Er= liegen gekommen war. Von Bismark her näherten sich lediglich ein paar Fußgänger, denen er die neue Situation vor Augen führte. "Das hilft nichts, junger Mann, wir wohnen nicht in Bismark, wir wohnen in Messdorf. Aber trotzdem: vielen Dank! Wir müssen jetzt schnellstens nach Hause" - und hastig strebten sie vondannen.-

In Bismark angekommen fragte Thomas einen älteren Herrn nach der Adresse des Bürgermeisters. "Was wollen sie denn von dem, junger Mann?" Thomas teilte ihm mit, daß die Rotarmisten wo=

möglich auch Bismark besetzen könnten. "Ich gehe mit zum Bürgermeister", entgegnete der entsetzte Mann - und fünf Minuten später trafen die beiden bei der Stadtverwaltung ein. Der Bürgermeister hatte gerade erst Mittagspause gemacht, befand sich jedoch noch im Hause. Als Thomas ihm berichtet hatte, ließ der Verwaltungschef ein paar Gemeindediener zu sich rufen. In der Zwischenzeit diktierte er den Text einer Bekanntmachung:

"Achtung! Achtung!
In Messdorf ziehen dem Vernehmen nach Soldaten der Roten Armee ein. Es ist nicht auszuschließen, daß noch im Laufe des heutigen Tages auch unsere Stadt von sowjetischen Truppen besetzt wird.
Die Bevölkerung wird gebeten, Ruhe zu bewahren und während der nächsten Stunden ihre Häuser nicht zu verlassen. Wer Russisch spricht, möge sich als Dolmetscher zur Verfügung stellen. Den Anweisungen der Ordnungskräfte ist unbedingt Folge zu leisten. Weitere Informationen werden zu gegebener Zeit ergehen. Der Bürgermeister."

Alsdann verständigte der Verwaltungsleiter telefonisch die Polizei und andere wichtige Institutionen. Als eine Stenotypistin den diktierten Text zu Papier gebracht und mehrere Durchschläge erstellt hatte, eilten die Gemeindediener auf die Straßen hinaus um den Wortlaut auszuklingeln. Wie ein Lauffeuer sprach sich die Neuigkeit herum. Thomas aber hatte längst wieder das Rathaus verlassen. Als er den Stadtrand von Bismark erreichte, ließ er die einem Bienenschwarm gleichende Bevölkerung hinter sich zurück. Binnen kürzester

Zeit sprachssich in der ganzen Letzlinger Heide genauso herum, wie dies in Bismark der Fall gewesen war. Zu den durchs Land ziehenden und nach Westen strebenden Flüchtlingen aus den deutschen Ostgebieten gesellten sich nun zusätzlich noch jene, die bislang hier zu Hause gewesen waren. Und überall zogen in jenen Tagen noch nicht eingefangene ehemalige Wehrmachtsangehörige sowohl einzeln als auch in kleineren Gruppen in Abständen die Straßen entlang. Tauchte jedoch in der Ferne ein Fahrzeug auf, so eilten sie - zumeist mit irgendwelchen Acker- oder Gartenwerkzeugen in der Hand - spornstreichs in die Gärten und Felder um dort zu harken oder zu hacken, denn alliierte Streifen nahmen nach wie vor jeden mit, der keinen Entlassungsschein besaß. War die Patrouille ohne Kontrolle gemacht zu haben vorbei, schulterten sie wieder ihre Geräte und marschierten augenblicklich weiter.

Ein Mann um die Dreißig war [illegible] auf sein Fahrrad gestiegen und auf der Stelle losgefahren. "Die kriegen mich nicht!" hatte er beim Aufsitzen einem Nachbar zugerufen. Wenige Minuten später war er schon außer Sichtweite gewesen. 'Ein Fahrrad müßte man haben', dachte Thomas, 'aber woher nehmen und nicht stehlen!'

In der Weite der Letzlinger Heide fühlte Thomas sich plötzlich unsagbar allein, ja, verlassen. Ihm war, als weite sich hinter ihm ein unsichtbarer Abgrund aus, dessen Rand immer näher käme und glaubte eine innere Stimme zu hören: "Ist es noch weit, Thomas?"

"Nein, sei nur still! Ich komme voran! ich beeile mich!" doch

dann kam es ihm wieder so vor, als klebe er am Boden geradezu fest, als habe er Teer oder Leim unter den Schuhsohlen. Von den Bäumen am Straßenrand fühlte er sich verhöhnt, verspottet: War er nicht der einzige, der sich in Bewegung befand? War er es nicht, der sich - im Gegensatz zu allem anderen ringsum - entfernte?

Plötzlich blieb er mitten auf der Straße stehn - ohne recht zu wissen warum, aber er blieb stehn, wie angewurzelt. Herausfordernd sah er die Bäume an, und sein Blick wanderte von Stamm zu Stamm. "Seid ihr nun zufrieden?" rief er aus, "aber seht doch ein, daß ich nicht zu euch passe, mich nicht einreihen kann in eure lange Kette! Seht her! ich bin stehen= geblieben! aber ich hab' zwei Beine - was mich von euch unter= scheidet! Glaubt mir, gleich habt ihr mich genauso schnell wieder vergessen, wie jene Bäume, die ich zuvor passiert habe, eure Brüder, die dort hinten stehen und sich nicht einmal mehr nach mir umschauen" - und er warf einen kurzen Blick über die Schulter zurück, ehe er seinen Weg fortsetzte. Er mußte dieser unendlichen Einsamkeit entrinnen, denn immer noch fühlte er jene unsagbare Leere hinter sich, in sich! Die fußwunde Flucht des Herzens quälte ihn weit mehr, als seine kranken Füße.

Er nutzte den Schatten der Bäume, die sich in den inzwischen wieder aufgeklarten Himmel reckten, in der Weise aus, als er über die sonnenbedeckten Zwischenräume hinweg sprang, begann seine Strecke nach Nahzielen einzuteilen und rekapitulierte etappenweise die letzten Streckenabschnitte. Tauchte jedoch in der Ferne ein Gebäude, ein Ortsrand, ein Dorf auf, so

beflügelte dies seinen Schritt immer wieder aufs Neue. Wie schnell aber hatte er das nächste Dorf wieder durchquert, stand abermals am Ortsausgang und war mit seinen Gedanken wieder allein - die nächste, lange Straße vor sich. Warum mußten die Beine denn auch so schwer werden? Lag es an seiner Verfassung - oder war es der lange Weg?

Dann aber schöpfte er wieder neuen Mut und die Freude über die erbrachte Leistung gab ihm neue Kraft. Schau dich um, Thomas! Eben warst du noch in jenem Dorf - und jetzt? Jetzt ist es schon nicht mehr zu sehen! Frag' nicht danach, was stärker in dir ist, die Furcht oder die Zuversicht! Mit jedem Schritt bleibt Klein-Rossau weiter hinter dir zurück! Du hast die Flucht nach vorn angetreten - nun mußt du dich beweisen! Und ist der Weg auch lang und schwer: Er trägt dich dennoch der Heimat entgegen! Verfluchter Weg! Geliebter Weg! Nur weiter! Nur weiter!

IX

Sich immer wieder umschauend erreichte Thomas über Lindstedt, Jävenitz und Letzlingen am frühen Abend Born. Nicht zuletzt wegen seiner zwickenden Füße war er gezwungen, den Marsch zu unterbrechen. Auf der Suche nach einer Übernachtungsmög=lichkeit brachten ihn zwei ältere Frauen zu einer Nachbarin, die, wie sie sagten, auch früher schon mal jemanden unterge=bracht habe.

Die Frau war die Mutter eines vermißten Soldaten. "Schauen sie, das ist er", sagte sie zu Thomas als sie ihm das Foto ihres Sohnes zeigte, "er hat schon so lange nicht mehr ge=schrieben, ja - und das hier ist sein Zimmer", ergänzte sie beim Öffnen einer Kammertür. Verblüfft blieb Thomas im Tür=rahmen stehen. Das war keine Kammer! Das war eine Kapelle!

Der Raum war ein ganz in Weiß gehaltenes Gemach, das eher einer jungen Dame hätte gehören können, statt einem jungen Mann. Rotes Inlettgewebe leuchtete durch die Spitzen des auf dem Bett liegenden Plumeaus und Paradekissens. Zwei dick verchromte Kerzenleuchter wachten blitzblank vor einem ikonenartigen Madonnenbild an der dem Eingang gegenüber=liegenden Wandseite. Vor dem Fenster stand ein ebenholz=farbener, schwerer Schreibtisch als einziger Kontrastpunkt zum übrigen Inventar. Die für Fachwerkhäuser typische Balkendecke war schneeweiß getüncht, ebenso die tapetenlosen Wände. Den Fußboden bildeten plankenartige Dielen aus dunkel=braunem Naturholz. Das Gewebe des Vorhangs war so gerafft, daß nur das Tageslicht hindurchzudringen vermochte.

"Das Schaukelpferd drüben stammt noch aus seiner Kinderzeit", sagte Frau Wange, die Gastgeberin, "mein Sohn hat sich nie davon trennen mögen." Während Thomas sich im Badezimmer ein wenig frisch machte, bereitete sie ein kleines Abendessen vor. 'Ob ich in diesem herrlichen Zimmer denn schlafen darf?' fragte Thomas sich, "ein solches Zimmer möchte ich später auch einmal haben, in unserem Haus an der Rur - falls es noch steht. Wie weit mag das wohl von hier aus noch sein?' Als er in den Spiegel sah, stellte er fest, daß sein Oberlippenbart sich weiter verdichtet hatte. Seine erneut wundgelaufenen Füße behandelte er mit dem ihm von Frau Wange zur Verfügung gestellten Puder. Auch hatte sie ihm ein Paar frische Socken spendiert und ihm die Pantoffel ihres Sohnes hingestellt. Dann reichte sie ihm noch einen Bademantel herein. Er kämmte sich noch rasch und erschien kurze Zeit später taufrisch im Wohnzimmer.

Nach dem Abendbrot saßen die beiden noch eine Zeitlang beisammen und unterhielten sich. Genauso, wie er Richard gegenüber bedauert hatte, daß er sich nach den vertrauten Bildern seiner Heimat zurücksehne, klagte er dies nun auch seiner Wirtin:

"Mir ist so vieles abhanden gekommen, was sich mir früher verband. Wissen sie, die letzten Jahre waren für mich ein einziges Abschiednehmen. Kürzlich hatte ich einen Traum. Mir träumte, ich könnte fliegen."

"Erzählen sie mir nur diesen Traum", forderte Frau Wange ihn auf.

"Aber Träume sollte man doch nicht erzählen."

"Erzählen sie ruhig!"

"Nun, vor irgend etwas lief ich davon. Ich lief auf ein Dorf zu, das hinter einem hohem Ährenfeld lag. Plötzlich stand ich vor einem schier unübersteigbaren Bretterzaun, der den Ort umgab, doch waren die Bretter so dicht anein= ander gefügt, daß ich nicht durch die Ritzen zu sehen ver= mochte. 'Irgendwo muß doch ein Eingang sein', sagte ich mir. Laufe ich nach rechts? Laufe ich nach links? Ich habe Glück und finde den Eingang: ein halb geöffnetes Tor aus eben jenem Holz, aus dem auch der Zaun gemacht ist. Ich trat ein und schaute mich um, doch das Dorf war verschwunden. Nur ein großer rechteckiger Sandplatz dehnte sich vor mir aus. Ich wandte mich um, da ich ins Freie zurück wollte, doch das Tor war nun verschlossen. Im selben Augenblick begann der Bretterzaun zu schwanken, gerade so, als ob von außen her daran gerüttelt würde. Ringsum begann es zu krachen - und dann stürzte der Zaun zusammen. Ich kletterte über die Trümmer hinweg und gelangte an einen Teich, über den eine schmale Brücke führte. Als ich mitten auf der Brücke ange= langt war, begann diese ebenfalls zu schwanken - und plötzlich erhob ich mich hoch in die Luft, mit weit ausgebreiteten Armen. Ich stieg höher und höher - und dann lag unvermittelt eine Baumchaussee unter mir, die mit Blaupflaster belegt war. Und dann sehe ich aus der Ferne wieder jenes Dorf, das ich zuvor schon einmal erreicht zu haben glaubte. Ich muß mich anstrengen, um nicht abzusacken, doch schon umkreise ich den Kirchturm, auf dessen Kreuz ich den Wetterhahn gewahre,

jenen Hahn, vor dem ich als Kind immer so große Angst gehabt habe. Nein, bis zum Hahn hinauf will ich nicht fliegen, weil ich fürchte, schwindlig zu werden - und dann sehe ich den Hahn doch schon dicht vor mir. Er breitet erschreckt die Flügel aus und fliegt krächzend davon. Was kümmert's mich, wohin er fliegt, ob nun nach Kreuzau oder Lendersdorf, nach Merken oder Pier. Und flöge er bis nach Merode: mir wär's egal. Schon lande ich auf dem Dach meines Vaterhauses, dessen Ziegel noch warm sind vom Sonnenschein. Im nächsten Augenblick gelange ich ins Treppenhaus, ganz oben vor der Schlafzimmertür meiner Tante Marga - aber dort mag ich nicht hineingehen. Ich erfasse das Treppengeländer - und es ist fest und stark wie eh und je. Unter meinen Füßen hallen meine Schritte nach unten über die Stufen, zweimal sieben, zweimal acht - und dann schaue ich in die Diele. Immer noch steht da der große Spiegel, und die blanken Fliesen bedecken - gleich einem Schachbrett - nach wie vor den Boden, schwarze und weiße. In diesem Augenblick öffnet jemand von außen her die Haustür - und plötzlich stehen meine Eltern vor mir, gefolgt von meinem Großvater, von Tante Marga und Onkel Peter, von Tante Hedwig, Onkel Hans und Tante Irmgard - und von Larissa. Fröhlich umringen sie mich, während ich zu weinen beginne. "Ach, Thomas!" rufen sie aus, "du hast das doch alles nur geträumt! Du brauchst nicht mehr zu weinen, schau, wir sind doch alle da, wir haben doch nach dir gesucht."

Als ich aus meinem Traum erwachte, blieb ich zunächst noch ein paar Augenblicke ganz still liegen. Ich atmete tief

und schwer, denn der Traum hielt mich immer noch in seinem Bann. Dann stand ich auf und wischte mir die Tränen aus den Augen."

"Träumen sie denn oft?" fragte Frau Wange, nachdem Thomas geendet hatte.

"Ja, jede Nacht. Es sind wohl die Nerven, Frau Wange, sie zucken und rattern bei Nacht zuweilen so stark, daß ich davon aufwache. Und immer wieder fallen Bomben auf mich zu, krachen Granaten in meiner Nähe, wenn ich träume, und schweißgebadet wache ich dann auf."

"Ja, der Krieg, der ist wohl daran schuld, und wir werden wohl noch so manches Mal davon träumen."

Frau Wange erhob sich, ging in das Zimmer ihres Sohnes und kam kurz darauf mit einer Landkarte zurück.

"Schauen sie, junger Herr", sagte sie, "hier liegt Born - und da liegt Haldensleben; da ist Magdeburg und dort ist Halberstadt; dann ist hier Blankenburg und drüben Braunlage, wo sie ja hin wollen - da haben sie aber noch ein gutes Ende vor sich. Allein bis Blankenburg dürften es noch gut und gern fünfzig Kilometer sein."

'Zwei Tagesmärsche also', dachte Thomas und erklärte seiner Wirtin: "Nun, wenn ich auch erst in drei oder vier Tagen in Braunlage wäre, so würde ich vollauf zufrieden sein. Wenn mich nur der Russe nicht einholt!"

Bevor er zu Bett ging, bat er die Gastgeberin, ihn so früh wie möglich zu wecken. Er schlief in dem schönen weißen Bett ihres Sohnes.

X

Als Thomas sich zugedeckt hatte, erinnerte er sich an die Mahnung seiner Mutter, das Beten nicht zu vergessen. Wie oft war er - vor allem in den letzten Monaten - vor lauter Erschöpfung nicht mehr dazu gekommen, hatte es so oft vergessen oder war darüber eingeschlafen. Er überlegte, welche Gebete er früher immer mit seiner Mutter gesprochen hatte. Er faltete die Hände und flüsterte dann inbrünstig jenes Gebet, welches er schon als ganz kleiner Bub aufgesagt hatte:

Heiliger Schutzengel mein,
laß mich dir anbefohlen sein;
in allen Nöten steh mir bei
und halte mich von Sünden frei.
In dieser Nacht, ich bitte dich,
beschütze und bewahre mich. Amen.

'Und was haben wir sonst noch gebetet?' fragte er sich - und schon fiel ihm ein weiteres Gebet ein:

Müde bin ich, geh zur Ruh,
schließe beide Äuglein zu.
Vater laß die Augen dein
über meinem Bette sein.
Hab ich Unrecht heut getan,
sieh es lieber Gott nicht an!
Deine Gnad' und Jesu Blut,
machen allen Schaden gut.
Alle, die mir sind verwandt,
Gott, laß ruhn in deiner Hand.

Alle Menschen, groß und klein,
sollen dir befohlen sein.
Kranken Herzen sende Ruh,
nasse Augen schließe zu!
Laß den Mond am Himmel stehn
und die stille Welt besehn. Amen.

Es reichte ihm noch nicht. Welches Gebet aber könnte er denn noch sprechen? Da fiel ihm eines ein, welches er - gemeinsam mit den anderen Jungen - vor Jahren an manchen Abenden im Kinderheim Bürvenich gebetet hatte. Wie ging denn noch der Text? Gehörte nicht auch eine Melodie dazu? Ach ja! Humperdink! Hänsel und Gretel! - und indem er erneut zu beten begann, ließ er in Gedanken die dazu gehörende Melodie durch sein Gemüt ziehen:

Abends, will ich schlafen gehn,
vierzehn Engel um mich stehn:
Zwei zu meinen Häupten,
zwei zu meinen Füßen,
zwei zu meiner Rechten,
zwei zu meiner Linken;
zweie, die mich decken,
zweie, die mich wecken,
zweie, die mich leiten
zum Himmelsparadeise.

Und während die durch sein Gemüt ziehende Melodie ihn in den Schlaf wiegt, erweitern erste Traumvisionen das kleine Zimmer zu einem metaphysisch-grenzenlosen Raum, aus dessen Tiefe ein ums andere Mal eines jener Engelpaare, welche das Lied

herannahen läßt, mit brennenden Kerzen in den Händen sich auf die Liegestatt zubewegt, um ein Spalier bildend rings= herum Aufstellung zu nehmen. Und dann erkennt Thomas ihre Gesichter: Zu seinen Häupten stehen Vater und Mutter, zu seinen Füßen Martin und der Großvater, zu seiner Rechten Tanate Marga und Onkel Peter, zu seiner Linken Tante Hedwig und Onkel Hans, jene, die ihn decken, sind Larissa und Ivan und jene, die ihn wecken, bilden ein ihm unbekanntes Braut= paar. Die beiden letzten Engel aber vermag er nicht zu er= kennen, denn sie schweben wie auf einer leicht überhöhten Wolke mondlichtumflutet vor einem nachtschwarzen Hintergrund. Die Frauen tragen weiße Kleider, die Braut im weißen Schleier trägt einen um ihren Hals gewundenen Perlmutt-Rosenkranz und der Großvater einen weißen Hausanzug. Die anderen Männer präsentieren sich in schneeweißen Uniformen verschiedener Waffengattungen - nur Onkel Hans ist in einem schwarz-weiß gestreiften Sträflingsanzug erschienen, der auf der linken Brustseite ein rotes, aufgenähtes Dreieck aufweist, das mit einer Spitze nach unten zeigt. Die beiden im Hintergrund gebliebenen Engel aber tragen goldne Kleider, perlenbesetzt und funkelnd. Sie stehen dichtbeieinander und halten sich bei der Hand. Der eine hat blondes, der andere schwarzes Haar. Die Melodie verklingt, als der Tiefschlaf den Traum auslöscht.

XI

Ein Hahnenschrei weckte ihn auf, noch ehe Frau Wange an die Tür geklopft hatte.

"Sind sie schon wach?"

"Ja, sind die Russen schon da?"

"Nein, noch nicht!"-

Während des Frühstücks berichtete die Gastgeberin über das Kriegsende in Born und Haldensleben:

"Drüben ist eine Brücke in die Luft geflogen; sie führte über den Mittellandkanal, soll jedoch bei Niedrigwasser passierbar sein. Die Russen dürften dort nicht so leicht rüberkommen. Wenn sie erst einmal auf der anderen Seite sind, hängen sie den Iwan für's erste sicher ab und gewinnen Zeit. Heute mittag könnten sie schon in Seehausen sein, falls sie zügig vorankommen. Vielleicht schaffen sie's bis zum Abend sogar noch bis Oschersleben. Luftlinie sind das etwa zwanzig Kilometer von hier."

"Ich fürchte nur, daß dies wieder ein heißer Tag heute wird. Wenn der Himmel bedeckt ist, sticht die Sonne nicht so durch den Schuh. Den wievielten haben wir heut eigentlich?"

"Heute ist der 2. Juli; ich muß noch das Kalenderblatt von gestern abreißen."

"Dann ist heute Mariä Heimsuchung."

Frau Wange trat ans Fenster.

"Schauen sie mal hinaus", sagte sie, "schon seit Tagesanbruch beobachte ich die vorbeiziehenden Flüchtlinge. Auch aus unserem

Ort waren welche darunter, aber ich wäre einer solchen Strapaze nicht mehr gewachsen."

Draußen ratterten schwerbeladene Handwagen vorbei. Hastig trank Thomas den Rest der ihm von Frau Wange eingeschenkten Milch aus und kündigte sein Gehen an. "Hoffentlich kommen sie gut hin", sagte sie Wirtin beim Abschied, und Thomas sagte wieder einmal 'Auf Wiedersehn'! und vielen Dank!' Als Thomas gegangen war, goß Frau Wange sich ein Täßchen Ersatzkaffee ein. Die Kanne hatte die Form einer Miezekatze.

XII

Eine Stunde später erreichte Thomas Haldensleben. Unaufhalt=sam durchquerte er die belebte Stadt. Dies war nicht die Zeit zum Philosophieren - etwa über die Zeit, denn er hatte keine. Nur eines motivierte ihn: jenes Haus in der Bodestraße von Braunlage. Einen Seinsgrund glaubte er nur dort zu finden, wo es ein Stück Heimat für ihn gab. Seit seiner Einberufung hatte er nichts gefunden, was damit identisch war. Bald aber würde jenes ständige Abschiednehmen, das mit dem Tod seines Vaters begonnen hatte, ein Ende nehmen. Der Abschied von der jüngsten Vergangenheit dürfte ihm dagegen geradezu leicht fallen. Nun sollte es bald ein Wiedersehen geben, wenngleich die Rückkehr nach Braunlage auch nur ein erster Schritt sein konnte, ein erster Schritt zurück in die Geborgenheit. Die Zeit der großen Gefahren mußte ein Ende nehmen, die Unsicher=

heit, die Ungewißheit, die Kraftmeierei, wie Richard gesagt hatte, und alles, was für ihn so unsagbar belastend gewesen war.

Im Südwesten der Stadt fand er jene Straße, die zum Mittel=landkanal führte. Schon nach kurzer Zeit sah er von weitem die von Frau Wange erwähnte Brücke. Als er den Kanal erreichte, betrachtete er das Eisengerippe des zerstörten Bauwerks, das etwa in der Mitte durchgebrochen und ins Wasser gesunken war. Die beiden Enden ruhten noch wie angelehnt auf den breiten Schultern der Ufer, von denen sie schräg zur Kanalmitte hin abfielen, dorthin, wo sie das Wasser voneinander trennte.

Ohne zu zögern stieg Thomas auf den Eisenträger an der rechten Außenkante und balancierte, einen Fuß vor den anderen setzend, langsam der im Sonnenlicht blitzenden Wasseroberfläche ent=gegen, wobei er seinen Zuckersack noch fester umklammerte als sonst. Immer tiefer ging es hinab, bis zu jener Stelle, wo der Eisenträger in das seine Konturen schemenhaft wider=spiegelnde Wasser eintauchte, die er bei einem kurzen Seiten=blick wahrnahm.

War das sich ihm bietende Spiegelbild etwa das Bild seiner zerfließenden Seele, jener Seele, die erschüttert war bis auf den Grund? Hatten all die anderen Spiegel ihm nur Trug=bilder vor Augen geführt: der Spiegel in der Diele seines Vaterhauses, der Spiegel neben der Wohnzimmertür in Braunlage, der Spiegel in der Schreibstube des Lagers Groß-Rossau, der Spiegel von Gut Grünhaus, der Spiegel bei Bauer Müller und der Spiegel im Hause der Frau Wange? Waren all diese Spiegel=

bilder im Grunde nichts weiter als bloße Wiedergaben seines wandelbaren Äußeren, vergängliche Eindrücke seines jeweiligen Habitus gewesen? Wann aber hatte sich je Wesenhaftes seinem Auge gezeigt?! Wie zerbrechlich waren doch all jene, von Menschenhand geschaffenen Spiegel, und wie anpassungsfähig war dagegen das unzerstörbare Wasser! unzerstörbar, wie die Seele des Menschen!

'Die Seele des Menschen gleicht dem Wasser', dachte er, und schaute zum gegenüberliegenden Brückenteil, das etwa anderthalb Meter entfernt aus dem Wasser ragte. Dann wagte er den Sprung hinüber, rutschte aus, fiel ins Wasser und versank auf der Stelle.

Nur für Augenblicke mochte das Wasser in Bewegung geraten sein, doch schon verliefen sich die letzten Wellenkreise an den Uferböschungen. Nur das goldene Zigarettenetui tauchte noch einmal auf, jenes Etui, das seine Mutter dem Vater am 4. Mai 1939 zum Geburtstag geschenkt hatte, während Thomas ihr Bild im trüben Licht des Wassers zu erblicken glaubte. Nun wurde es immer deutlicher, und er hörte, wie sie aufmunternd rief:

"Thomas, steh auf! es ist Frühling!"

Dann erschien ihm das Bild seines Vaters, der ihm zurief: "Laß den Kopf nicht hängen!" so, wie er damals gesagt hatte, als er vor dem Kino die Straßenbahn bestieg, um nach Düren zur Kaserne zu fahren.

Er sah das Haus an der Rur, den Park und die lange Mauer - und schließlich den Großvater, der mit lautlosen Schritten

inmitten eines Meeres blühender Gartenblumen auf ihn zukam und sagte:

"Wasser ist etwas Heiliges!"

Ende